This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PRESENTED BY
RICHARD HUDSON
PROFESSOR OF HISTORY
1888-1911

DD
347
.C83
cop.2

Geſchichte

des

Preußiſchen Staates und Volkes

unter

den Hohenzollern'ſchen Fürſten.

Geſchichte

des

Preußiſchen Staates und Volkes

unter

den Hohenzollern'ſchen Fürſten.

Nach den beſten Quellen bearbeitet und den Gebildeten aller Stände des preußiſchen und deutſchen Volkes gewidmet

von

E. von Coſel,
Königl. Preuß. Oberſtlieutenant.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker und Humblot.
1869.

Inhalts-Verzeichniß.

Zweiter Band.

Viertes Buch.

Die Regierungszeit Friedrich's II. des Großen.
1740—1786.

Capitel I.

Die Regierung Friedrich's II. bis zum Beginn des ersten schlesischen Krieges.

Seite

§. 1. Ein flüchtiger Blick auf die politische Lage Europa's bei Friedrich's Thronbesteigung . . . . . 3—10
§. 2. Friedrich's II. Thronbesteigung und erste Regierungsthätigkeit . . . 10—18
§. 3. Des Königs erstes Auftreten nach Außen . . . . . 18—21
§. 4. Entstehung und Ausbruch der schlesischen Kriege . . . . . 21—27

Capitel II.

Die beiden ersten schlesischen Kriege.

Seite

§. 5. Der erste schlesische Krieg . . . . . 27—42
§. 6. Neue politische Verwickelungen . . . . . 42—47
§. 7. Der zweite schlesische Krieg . . . . . 47—67

Capitel III.

Zehn Jahre des Friedens.

Seite

§. 8. Des Königs Fürsorge für Ackerbau und Gewerbe, für Handel und Industrie . . . . . 67—74
§. 9. Reformen in der Justizverwaltung . . . . . 74—76
§. 10. Die Pflege der Künste und Wissenschaften. Sorge für Kirche und Schule 76—84

230911

Capitel IV.

Der dritte schlesische oder der siebenjährige Krieg.

		Seite
§. 11.	Entstehung und Ausbruch des Krieges 1756	84— 91
§. 12.	Der Feldzug des Jahres 1756. Pirna. Lobositz	91— 98
§. 13.	Der Feldzug des Jahres 1757. Prag. Collin. Roßbach. Breslau. Leuthen	98—135
§. 14.	Der Feldzug des Jahres 1758. Zorndorf. Hochkirch	135—162
§. 15.	Der Feldzug des Jahres 1759. Züllichau. Kunersdorf. Dresden. Maxen. Bergen. Minden	162—200
§. 16.	Der Feldzug des Jahres 1760. Landshut. Glatz. Dresden. Liegnitz. Torgau	200—249
§. 17.	Erneuerte Friedensverhandlungen	249—255
§. 18.	Der Feldzug des Jahres 1761. Bunzelwitz. Schweidnitz. Colberg. Bellinghausen	255—281
§. 19.	Politische Veränderungen	281—289
§. 20.	Der Feldzug des Jahres 1762. Burkersdorf und Leuthmannsdorf. Schweidnitz. Freiberg. Wilhelmsthal. Cassel	289—314
§. 21.	Der Friedensschluß von Hubertsburg	314—320

Capitel V.

Die fernere Regierungszeit Friedrich's des Großen.

		Seite
§. 22.	Des Königs Rückkehr nach Berlin. Seine Sorgen für das Land	320—329
§. 23.	Die erste Theilung Polens. 1772	329—348
§. 24.	Der baiersche Erbfolgekrieg	348—355
§. 25.	Der Fürstenbund	355—376
§. 26.	Die letzten Lebensjahre König Friedrich's	376—392
§. 27.	Friedrich's II. Tod. Sein Testament	392—397

Viertes Buch.

Die Regierungszeit Friedrich's II. des Großen

von 1740—1786.

Capitel I.

Die Regierung Friedrich's II. bis zum Beginn des ersten schlesischen Krieges.

§. 1.

Ein flüchtiger Blick auf die politische Lage Europa's bei Friedrich's Thronbesteigung.

Wer die Thaten eines großen, unter allen seinen Zeitgenossen hervorragenden Mannes aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachten und prüfen will, für den wird es zur zwingenden Nothwendigkeit, sich zuvörderst eine möglichst genaue Kenntniß von den äußeren und inneren Verhältnissen derjenigen Zeitepoche zu verschaffen, in welche die Wirksamkeit seines Helden fällt. Nur dann wird es dem gerechten und leidenschaftslosen Beurtheiler möglich sein, aus den Verhältnissen eine Anschauung zu gewinnen von der Aufgabe, welche zu erfüllen die göttliche Vorsehung von Zeit zu Zeit derartige Männer an die Spitze der Nationen beruft, den Ereignissen selbst mit oft bewundernden und staunenden, stets aber prüfenden Blicken zu folgen und die ganze geistige Größe des Mannes, um den es sich handelt, richtig und ihrem vollen Werthe nach zu begreifen.

Demgemäß werden wir in dem Folgenden bemüht sein, zunächst in kurzen Worten eine Uebersicht der politischen Gestaltung Europa's zu geben, werden daraus entwickeln, welche Bestimmung für das jugendliche und thatkräftige Königreich Preußen und seinen König sich aus den Verhältnissen ergab und sodann es unternehmen, die Art und Weise zu schildern, in welcher Friedrich seine hohe Bestimmung erfüllte. —

Was zunächst das deutsche Reich, den Mittelpunkt Europa's, betrifft, so ist uns bekannt, daß Macht und Ansehen des Kaiserreichs, welches noch zur Zeit Kaiser Carl V., in dessen Reiche die Sonne nie unterging, in so hoher Blüthe stand, daß ganz Europa von ihm Gesetze empfing, seit Jahrhunderten in immer tieferen Verfall gerathen war. Zwar strebte der kaiserliche Hof in Wien, an dessen Haus die deutsche Kaiserwürde geknüpft war, seit langer Zeit und mit allen, selbst den bedenklichsten Mitteln dahin, das tief gesunkene Kaiserreich wieder in eine wirklich bedeutende und einflußreiche Macht zu verwandeln, und von Neuem ein einiges und starkes deutsches Reich zu schaffen; dies schöne und für Deutschland gewiß wünschenswerthe Ziel sollte aber nach der Meinung der öster-

reichischen Kaiser erreicht werden, indem auf jede Weise, und wie wir gesehen haben, selbst auf Kosten des deutschen Reiches, die eigene Macht Oesterreichs vermehrt und gestärkt wurde, alle Glieder des Reichs aber in schrankenlose Abhängigkeit Oesterreichs gebracht werden sollten. Zur Erreichung dieses selbstsüchtigen Zweckes scheuten sich die Kaiser Oesterreichs nicht, wiederholt die schönsten und ältesten Bestandtheile des Reichs auswärtigen Mächten zu überlassen; durch diese egoistische Politik ging dem Reiche Toul, Metz, Verdun, der Elsaß, Straßburg, Lothringen u. s. w. verloren.

Das österreichische Kaiserhaus lieferte mit diesem Verfahren nur den vollgültigen Beweis, daß es den Geist der Zeit nicht begriffen und daß es nicht die Fähigkeit habe, eine Aufgabe zu erfüllen, deren Lösung bei der fortschreitenden Erstarkung der einzelnen Glieder des Reichs immer schwieriger werden mußte.

Bereits im Anfange des 18. Jahrhunderts waren deutsche Reichsfürsten zugleich souveräne Fürsten und Beherrscher anderer außerdeutscher Länder; so der Kurfürst von Hannover zugleich König von England, der Kurfürst von Sachsen König von Polen; und wenn auch zwischen deren deutschen und nichtdeutschen Besitzungen eine scharfe Trennung festgehalten wurde, so konnte doch Oesterreich kaum erwarten, dieselbe erhalten zu sehen, wenn irgend wichtige Weltbegebenheiten die Verhältnisse der europäischen Staaten zu einander in ernsthafte Collision brachten. War wohl z. B. anzunehmen, daß der Kurfürst von Hannover dem deutschen Reiche ernsthaften Beistand leisten würde in einem Kriege gegen den König von England; war nicht vielmehr im Jahre 1727, als durch die Bemühungen Friedrich Wilhelm's von Preußen der Ausbruch eines Krieges zwischen England und Oesterreich verhindert wurde, ein aus Engländern, Hannoveranern, Hessen u. s. w. bestehendes Heer bereit gewesen, die deutschen Besitzungen des Kaisers anzugreifen?

Und noch viel ernstere Gefahren drohten dem Kaiserhause durch das Aufblühen, die immer gesteigerte Selbständigkeit und das stete Vorwärtsschreiten des preußischen Staates. Allerdings tröstete man sich in Wien mit dem Gedanken, daß der König von Preußen nur in seinem Herzogthum Preußen Souverän sei, daß die übrigen Besitzungen desselben nach wie vor deutsche Reichsländer geblieben, deren Beherrscher dem Kaiser zum Gehorsam verpflichtet war; aber man war doch von der Gehaltlosigkeit dieses Trostes überzeugt; man erkannte sehr wohl die Gefahr drohende Stellung Preußens gegenüber dem deutschen Reiche und dem kaiserlichen Ansehen, und in dieser richtigen Erkenntniß hatte man Alles aufgeboten, um die weitere Entwickelung der preußischen Macht durch Hemmnisse aller Art aufzuhalten. Durch die wohl überlegten und durchgreifenden Verwaltungsmaßregeln Friedrich Wilhelm's I. war die Gefahr für Oesterreich nicht wenig gestiegen; durch sie waren die bisher oft widerwilligen und heterogenen Bestandtheile des preußischen Staates zu einem selbständigen Ganzen zusammengeschmolzen, die Bevölkerung des preußischen Herzogthums, ohnehin germanischen Ursprungs, mit den übrigen Bewohnern des brandenburgischen Staates für immer verbunden. So lange Friedrich Wilhelm lebte, welcher mit seinem ganzen Herzen an der Anschauung von

der Heiligkeit der kaiserlichen Würde festhielt und den selbst die gröbsten Beleidigungen und Demüthigungen von Seiten des kaiserlichen Hofes wohl mit bitterem Grimm erfüllen, aber nicht zum offenen Widerstand reizen konnten, so lange hatte es allerdings keine Gefahr, so lange nahm das preußische Königreich nur eine untergeordnete Stellung ein und blieb abhängig von den Launen und diplomatischen Kunstgriffen des kaiserlichen Hofes.

Aber anders mußte es werden, wenn an die Spitze dieses innerlich erstarkten und in sich einigen Staates ein Mann trat, der die veraltete Anschauung von der Pflicht der Ehrfurcht vor dem Kaiser von sich warf, der vielmehr geneigt war, für so manche Sünde der kaiserlichen Politik jetzt völlige Abrechnung zu halten, der die vom Vater gesammelten Mittel und Kräfte wohlweislich zu benutzen verstand und der mit hellem klarem Blick, mit unbeugsamem, durch die Schule des Leidens gestähltem Charakter der ihm von der inneren Nothwendigkeit vorgezeichneten Bahn, an deren Ende ihm der Preis des Sieges und des Ruhmes winkte, bis an dieses Ende folgte.

So war es wohl natürlich, daß man in der letzten Lebenszeit Friedrich Wilhelm's von Wien aus oft besorgte Blicke auf den Kronprinzen von Preußen und dessen Thun und Treiben richtete, und daß auch von anderer Seite her die verschiedenartigsten Muthmaßungen über das, was man von ihm dereinst zu erwarten haben werde, laut wurden. Während die Einen glaubten, er werde auch als König das Rheinsberger Leben fortsetzen, sich nur mit Männern von Geist und Gelehrsamkeit umgeben und ausschließlich den schönen Künsten und Wissenschaften huldigen, vermutheten die Anderen, er werde in die Fußtapfen seines Großvaters treten und von Neuem werde der glänzende und verschwenderische Hof Friedrich I. aufleben. Am richtigsten beurtheilte der französische Geschäftsträger am Berliner Hofe den künftigen König von Preußen; er sagt von ihm:

> „Dem Vater des Vaterlandes wird Friedrich den Helden hinzufügen; der wahre Gegenstand seiner Wünsche ist der Kriegsruhm; er brennt vor Begierde, in den Fußtapfen seines Ahnherrn, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, einher zu gehen."

Ein ähnliches Urtheil hatte auch schon 1734 der greise Prinz Eugen über Friedrich ausgesprochen und mit richtigem Blicke in ihm den Keim zu einem künftig großen Feldherrn erkannt. —

Ein ernster Kampf zwischen dem frisch und fröhlich aufblühenden jungen preußischen Staate und dem in seinen Grundvesten morsch gewordenen Kaiserthume war daher mit Sicherheit zu erwarten, wenn wirklich in Friedrich's Charakter eine Hinneigung zu kriegerischem Ruhme und Ehrgeiz enthalten war; was aber für das Haus Oesterreich diesen bevorstehenden Kampf um so gefährlicher machen mußte, war noch mehr als die allerdings bedeutende physische Macht, welche Preußen bereits erlangt hatte, der Umstand, daß der junge König von Preußen sich an die Spitze der geistigen Entwickelung seiner Zeit stellte, daß auf seiner Seite sich Alles befand, was den um diese Zeit so bemerkbar hervortretenden geistigen Fortschritten des Menschengeschlechts zugethan war, was deren Förderung im innersten Herzen wünschte. So wurde Friedrich's Kampf mit Oester-

reich nicht blos ein mit Armeen und sichtbaren Waffen geführter; es wurde auch ein Ringen des nach so langer Unterdrückung neu erwachten menschlichen Geistes gegen geistigen und geistlichen Absolutismus, ein Kampf um die höchsten Güter des Menschen, um geistige Freiheit, um die der menschlichen Natur zukommenden geistigen Rechte.

Bei der ungeheuren Abspannung, welche sich nach den entsetzlichen Kämpfen des 30jährigen Krieges der Gemüther der Menschen bemächtigt hatte, war es den Fürsten wie den Geistlichen, also den herrschenden Gewalten in weltlichen und in geistlichen Dingen, ein Leichtes gewesen, eine völlige und durch nichts beschränkte Herrschaft über die Völker zu erlangen. So wie bei allen europäischen Nationen um diese Zeit der Wille der Fürsten alleiniges und oberstes Gesetz für die Unterthanen war, so seufzten diese auch, und zwar Protestanten so gut wie Katholiken, unter dem starren Gesetze einer Orthodoxie, die keinen Widerspruch duldete, einer pedantischen Schulgelehrsamkeit, die dem Einzelnen keine freie geistige Regung gestattete, und die um nichts besser waren, als der geistige Druck, welcher zur Zeit der finstersten päpstlichen Hierarchie auf der Menschheit lag.

Wo aber dem menschlichen Geiste die freie Regung versagt ist, da ist auch jeder Fortschritt des menschlichen Geschlechtes auf geistigem Gebiete undenkbar, denn nur aus dem Kampfe der Geister entwickelt sich die Wahrheit.

Wie traurig es aber in dieser Beziehung auch in unserem preußischen Vaterlande aussah, haben wir schon erwähnt, als wir die religiösen Streitigkeiten unter dem großen Kurfürsten schilderten, als wir erzählten, wie auch unter Friedrich Wilhelm I. alle geistigen Interessen schwer unterdrückt und hintenan gesetzt wurden.

Ein solcher Zustand geistiger Knechtschaft und Verdumpfung, in anderen europäischen Ländern noch in viel höherem Grade hervortretend, als in Preußen, konnte indessen bei einem Volke, welches durch die geistigen Bewegungen der Reformation angefangen hatte, selbst denken zu lernen, nur ein vorübergehender sein; er mußte ein Ende nehmen, sobald hervorragende Männer es ernstlich unternahmen, mit den Waffen des Verstandes den Kampf gegen Pedanterie und Vorurtheil zu führen, mit zuversichtlicher Kühnheit, keckem Witze, oft auch mit scharfem Spotte in die Gewebe der Finsterniß hineinzuleuchten, mit welchen Aberglaube und Gewohnheit die Gemüther der Menschen umfangen hielten. Und dieser Kampf, welcher Friedrich's geistiger Organisation völlig entsprach, er war bereits ausgebrochen, noch ehe er den preußischen Königsthron bestiegen; vor Allem waren es junge französische Schriftsteller, welche in der reichen, hoch ausgebildeten und in allen Kreisen verbreiteten französischen Sprache eine vortreffliche Waffe fanden, frei und öffentlich die Lehre von der Selbständigkeit des Geistes und von der Berechtigung des menschlichen Geistes zu dieser Selbständigkeit zu verbreiten und gegen Vorurtheil und Aberglaube mit Erfolg zu vertheidigen.

Wie lebhaft empfänglich Friedrich für diese neue geistige Bewegung war, mit wie glühender Bewunderung er die Schriften Voltaire's und anderer französischer Schriftsteller las, haben wir seiner Zeit bereits erwähnt. Billigte Friedrich auch nicht Alles, was in jenen Schriften ent-

halten war, sah er auch sehr wohl ein, daß namentlich der von ihm so bewunderte Voltaire oft mit der scharfen, zersetzenden Lauge des Witzes und Spottes Alles das übergoß und zerstörte, was dem Menschen am heiligsten gilt, war sein Geist auch zu selbständig und zu ernst, um sich an den bloßen schimmernden Formen genügen zu lassen, so war dies für den König nur um so mehr ein Sporn, durch ernsteres tieferes Studium gründlicher in die Natur der Dinge einzugehen, um welche der Kampf geführt wurde, und so sich selbst eine Philosophie anzueignen, welche, auf die Moral gestützt, den Menschen nur aus Liebe zum Guten und Schönen seine Handlungen einrichten lehrt.

In diesem ungleich veredelten Sinne trat Friedrich von Preußen an die Spitze der geistigen Bewegung seiner Zeit, in seinem Gefolge befand sich die stets siegende Gewalt des Geistes; konnte der Erfolg solches Kampfes gegen Oesterreich, den Repräsentanten des Stillstandes und der geistigen Knechtschaft, zweifelhaft sein?

Wir werfen indessen, bevor wir zu der Schilderung dieses Kampfes übergehen, noch einen flüchtigen Blick auf den Zustand der anderen europäischen Länder; es ist dies um so nothwendiger, als zu einer gewissen Periode dieses Kampfes die meisten derselben vereint gegen Friedrich auftreten und wir zu richtiger Beurtheilung dieses Riesenkampfes deren Kräfte wenigstens oberflächlich kennen lernen müssen.

Frankreich, unter Ludwig XIV. eine Macht von so hoher Bedeutung, daß sein Beherrscher die Geschicke der Fürsten und Völker oft nach seinem despotischen Willen lenken konnte, hatte durch die unaufhörlichen blutigen Kriege dieses Fürsten, welche zuletzt eine völlige Demüthigung des stolzen Königs herbeiführten, seine physische Kraft völlig erschöpft. Unter Ludwig XV., vom französischen Volke mit dem Namen „der Ersehnte" begrüßt, war nach dem Tode des Cardinals Fleury das Uebel noch ärger; der König ergab sich völlig der Leitung und Herrschaft seiner Maitressen und Höflinge und das politische Gewicht des sonst so mächtigen Frankreich sank immer tiefer. Der Ausspruch Friedrich's, daß wenn er König von Frankreich wäre, ohne seine Erlaubniß kein Kanonenschuß in ganz Europa abgefeuert werden dürfe, er wurde bei der völligen Versunkenheit Ludwig's XV. zum schneidenden Spotte.

Spanien, unter Kaiser Carl V. eine Macht ersten Ranges, hatte diese Bedeutung ebenfalls schon längst verloren und war in der letzten Regierungszeit Philipp's V. (Philipp von Anjou, Enkel Ludwig's XIV.) und des gemüthskranken Ferdinand VI. in eine völlige politische Versumpfung hineingerathen, aus welcher es sich nur vorübergehend hatte einigermaßen wieder erholen können. Seine Machtstellung erlangte dieses Land nie wieder.

Von den verschiedenen italienischen Staaten, von der Schweiz, Neapel, Sardinien u. s. w., können wir füglich hier ganz schweigen; ihre politische Bedeutsamkeit war entweder gleich Null oder ihre Lage war zu entfernt von den Ländern, in denen sich die Hauptinteressen des Erdtheils begegneten, als daß sie auf diese hätten einwirken können.

Nicht viel anders war es mit der Republik der Niederlande, deren ruhmvollste Zeit und höchste Blüthe auch bereits der Vergangenheit

angehörte. In materieller Beziehung war der Freistaat allerdings noch von hoher Bedeutung, seine politische Wichtigkeit aber war mit dem Utrechter Friedensschluß geschwunden; um seine Handelsinteressen zu wahren, suchte Holland von da ab bei allen Welthändeln entweder seine Neutralität aufrecht zu erhalten oder schloß sich, wenn dies nicht anging, an andere mächtigere Staatengruppen an.

Schweden hatte die im 30jährigen Kriege errungene, mit seinen Mitteln und Hilfsquellen in keinem Verhältniß stehende Machtstellung bereits lange wieder eingebüßt. In den letzten Kriegen seines tapferen, aber unklugen Königs Carl XII. hatte es seine besten Provinzen an Rußland und Preußen verloren und sah sich von jeder Einwirkung auf Deutschland und deutsche Verhältnisse ausgeschlossen. Kämpfe im Inneren, auf welche das Ausland (Frankreich und Rußland) mit Erfolg influirte, schwächten in der nächsten Zeit die Kraft des Staates noch mehr und so sah sich Schweden fortan auf die ihm gebührende Stellung einer Macht zweiten Ranges zurückgeführt.

Polen endlich, durch seine traurige Verfassung als Wahlkönigreich schon lange der Spielball ehrgeiziger Parteien, habsüchtiger und neidischer Nachbarn, hatte so gut wie gar keinen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten anderer Staaten; bald sollte es seine ohnehin traurige politische Rolle völlig ausgespielt haben.

Größere Aufmerksamkeit erregt zu dieser Zeit die Machtstellung Englands unter Georg II. Mit der Befestigung des protestantischen Königshauses hatte dieses Land einen immer steigenden Einfluß auf alle wichtigen europäischen Begebenheiten gewonnen. Seine Staatsmänner wußten denselben mit Erfolg überall geltend zu machen und hatten nicht wenig dazu beigetragen, Frankreichs Anmaßungen und Herrschsucht in ihre Schranken zurückzuführen. England war zu jener Zeit besonders reich und mächtig durch das Emporblühen seiner Colonien in Amerika, über deren Gedeihen es mit eifersüchtigem Auge wachte; auch in Ostindien fing England an, festen Fuß zu fassen und schuf sich dort im voraus reichen Ersatz für den Verlust, welchen es am Ende des 18. Jahrhunderts durch das Losreißen der amerikanischen Besitzungen erleiden sollte. Die ungeheuren Reichthümer, welche England durch den ausgedehnten überseeischen Handel erwarb, erhöhten die Bedeutung dieses Landes in nicht geringem Grade.

Bei dem bald in Europa ausbrechenden Kampfe konnte es nicht zweifelhaft sein, auf welcher Seite die Sympathien des englischen Volkes stehen würden, da dasselbe schon längst ausgedehnte Rechte und Freiheiten erworben hatte, wie sie zu jener Zeit noch in keinem anderen Lande gekannt waren.

Eine ganz besondere Erscheinung bietet im Anfange des 18. Jahrhunderts Rußland. Dieses halb barbarische und vor Kurzem noch wenig gekannte Land hatte durch die unsterblichen Verdienste seines Czaren, Peter's I., welchen die Geschichte mit Recht den Großen nennt, eine ganz neue Bahn betreten. Mit bewundernswerther Thätigkeit hatte dieser Fürst sein Volk europäischer Bildung und Gesittung zugeführt, Schulen und Bibliotheken gegründet, Handel und Verkehr gehoben, eine achtungswerthe

Land- und Seemacht hergestellt; in seinen langwierigen Kriegen mit Carl XII. von Schweden anfänglich oft besiegt, hatte er in seinen Niederlagen nur die Bürgschaft für künftige Erfolge der russischen Waffen erblickt und sich darin nicht getäuscht. Peter sah seinen Lieblingswunsch erfüllt, die Grenzen Rußlands bis an die Ostsee vorgerückt, und bald gewann das ungeheure russische Reich mit der steigenden inneren Erstarkung immer bedeutenderen Einfluß auf die politischen Weltbegebenheiten.

Peter's Nachfolger auf Rußlands Thron folgten der von ihm vorgezeichneten Bahn für die künftige Größe seines Volkes nicht; die Stellung Rußlands zu dem übrigen Europa wurde unter der Kaiserin Katharina I., unter Peter II., mit welchem der Mannesstamm des Fürstenhauses Romanow ausstarb, unter den Kaiserinnen Anna, Elisabeth, minder drohend und gefährlich, als bisher; in dem Kampfe einer halben Welt gegen Friedrich von Preußen, welcher durch freimüthige Aeußerungen über den unsittlichen Lebenswandel der Kaiserin Elisabeth diese persönlich tief beleidigt hatte, werden wir Rußland in den Reihen seiner Gegner sehen. —

Aus diesem flüchtigen Blicke auf die europäischen Länder zur Zeit der Thronbesteigung Friedrich's ergiebt sich, daß keines derselben, für sich allein stehend und auf die eigene Kraft angewiesen, den ehrgeizigen Plänen Friedrich's gefährlich werden, ihn an der Erfüllung der hohen Aufgabe, die er sich gestellt, verhindern konnte; daß aber dagegen die sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten in's Unermeßliche wachsen mußten, wenn seinen Bestrebungen von mehr als einer Seite entgegen getreten wurde. Und worin bestanden denn, fragen wir uns zunächst, diese Bestrebungen Friedrich's?

Die Antwort ergiebt sich aus den geschilderten Zuständen, vor Allem aus den eigenthümlichen Verhältnissen des preußischen Staates zu Deutschland und zum deutschen Reiche. War Preußens Stellung im Reiche bisher eine Art von Zwitterstellung, halb vom Kaiser abhängiges Kurfürstenthum, halb selbständiges Königreich — denn noch bekleidete der König von Preußen als Kurfürst von Brandenburg die Würde eines Erzkämmerers des heiligen römischen Reiches —, so galt es jetzt, den zweifelhaften Charakter dieser Stellung Oesterreich gegenüber ein für allemal festzustellen, sich loszumachen für immer von der drückenden Verpflichtung, stets die eigenen Kräfte und Mittel einzusetzen für Oesterreichs Interesse und Undank dafür zu ernten; es galt, den selbstsüchtigen Absichten Oesterreichs in Deutschland nachdrucksvoll entgegen zu treten, für Preußen volle Gleichberechtigung mit Oesterreich und unbedingt selbständige Stellung zu erkämpfen; es galt endlich, das wiederholt an Preußen begangene schmähliche Unrecht zu sühnen, Länder zu erwerben, deren Besitz Preußen rechtmäßig zukam und die ihm nur die Mißgunst und Eifersucht der deutschen Kaiser vorenthalten hatte; es galt mit einem Worte:

> „Preußen in die Reihe der ersten politischen Mächte Europa's einzuführen."

§. 2.

Friedrich's II. Thronbesteigung und erste Regierungsthätigkeit.

Wie von außen her so mancher Blick besorgt sich nach Berlin wendete, ungewiß, in welche Bahnen der neue König von Preußen einlenken werde, so gab es auch im Lande selbst, und zumal in der Umgebung des Königs, nicht Wenige, die hoffend oder fürchtend in die Zukunft blickten. Während die Einen, nur das Drückende der bisherigen Verwaltungsgrundsätze in's Auge fassend, sich der Hoffnung hingaben, daß jetzt, wenn nicht mit einem Schlage, so doch sicher nach und nach, Alles geändert werden würde, fürchteten die Anderen wegen ihrer zu großen Anhänglichkeit an das alte System von dem neuen Herrscher zurückgesetzt zu werden, fürchtete vor Allem die bisherige österreichische Partei am Hofe Friedrich Wilhelm's den Zorn und den Groll des neuen Königs, dessen liebste Pläne ja hauptsächlich durch ihre Mitwirkung vereitelt worden waren, der so bitteres Herzeleid gerade durch sie erfahren hatte. Einige der Genossen Friedrich's in seinem glücklichen Leben in Rheinsberg dagegen überließen sich den ausschweifendsten Hoffnungen in Bezug auf die künftige bedeutungsvolle Stellung, welche nach ihrer Meinung bei dem neuen Herrscher ihnen gar nicht fehlen konnte.

Die Einen wie die Anderen sollten sich in ihren Hoffnungen oder Besorgnissen völlig getäuscht sehen. Welche Spannung die Aussicht auf seinen Regierungsantritt in vielen Gemüthern erregen würde, scheint Friedrich übrigens schon als Kronprinz vorausgesehen zu haben; denn bereits von Rheinsberg aus schreibt er an seine vertraute Schwester Wilhelmine:

> „Man wird sehr erstaunen, mich ganz anders, als man erwartet, handeln zu sehen. Man bildet sich ein, daß ich alle meine Schätze verschwenden werde und daß in Berlin das Geld auf der Straße liegen wird, wie die Steine; aber ich werde mich wohl hüten; ich werde meine Armee vermehren und Alles auf dem alten Fuße lassen."

In der That hatte Friedrich in den letzten Lebensjahren seines Vaters die tiefe Ueberzeugung gewonnen, wie segensreich dessen Wirken und Walten für das Land gewesen sei; und weit entfernt, mit dem System des Vaters brechen zu wollen, faßte er den weisen Entschluß, im Wesentlichen dasselbe beizubehalten, dagegen aber überall solche Neuerungen einzuführen, wie sie nach seiner Ansicht der Geist der Zeit erforderte. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen namentlich die ersten Regierungshandlungen Friedrich's betrachtet werden. —

Der König säumte auch keinen Augenblick, überall und öffentlich die Richtung, in welcher er seine Regierung zu führen gedachte, deutlich anzugeben.

So erwiderte er dem Fürsten Leopold von Dessau, als dieser ihn fast unmittelbar nach dem Tode Friedrich Wilhelm's, und noch tief erschüttert von demselben, unter Thränen bat, der König möge ihm und seinen Söhnen die Stellen belassen, die sie bisher bekleidet hatten, und insbesondere auch

ihm dieselbe Autorität einräumen, die ihm der verstorbene König zugestanden hatte: „er gäbe ihm gerne die Zusicherung, ihn und seine Söhne in ihren Stellen zu bestätigen, was jedoch die von Leopold bisher besessene Autorität betreffe, so gedenke er, da er jetzt König geworden sei, auch das Amt eines solchen zu verwalten und der Einzige zu sein, der Autorität besitzt."

Den Gefährten und Vertrauten von Rheinsberg her, welche sich ihm in der festen Ueberzeugung näherten, das bisher bestandene Verhältniß werde in derselben Weise fortdauern, wurde die unerwartete Abfertigung zu Theil: „Messieurs, die Possen haben jetzt ein Ende."

Dem Markgrafen Heinrich von Schwedt, einem dieser Genossen, deutete der junge König, als dieser ihn nach gewohnter Weise mit einem Scherze anredete, seine künftige Stellung mit den Worten an: „Monsieur, à présent je suis Roi."

Ebenso unerwartet war dagegen das Benehmen des Königs gegen den Finanzminister von Boden, welcher die harten Finanzmaßregeln des verstorbenen Königs mit großem Eifer geleitet hatte und mit Friedrich selbst darüber mehrmals in Streit gerathen war. Anstatt denselben, wie man allgemein erwartet und der Minister selbst wohl befürchtet hatte, seines Amtes zu entsetzen, bezeigte der König dem verdienten Manne, dessen hohe geschäftliche Tüchtigkeit er sehr wohl erkannte, seine besondere Geneigtheit dadurch, daß er ihm ein neues und sehr wohl eingerichtetes Haus in Berlin zum Geschenk machte.

Am klarsten aber sprachen sich die Absichten Friedrich's in den Anreden aus, welche er am Tage nach dem Tode des Vaters an die versammelten Generale und einen Tag später, am 2. Juni, an die Minister hielt, als er von denselben die Huldigung entgegennahm.

„Wir haben", redete der König die Ersteren an, „unseren gemeinschaftlichen König und Herrn verloren und müssen uns darüber zu trösten suchen. Ich hoffe, Sie werden mir beistehen, die schöne Armee zu erhalten, welche Sie meinem Vater haben bilden helfen. Sie werden in mir einen Herrn finden, der Sie nicht weniger liebt, als der Verstorbene, nicht minder für Sie Sorge tragen wird. Hiernach fühle ich mich veranlaßt, Sie zunächst an ein Zweifaches zu erinnern. Das Eine ist, daß die Truppen ebensowohl gut und brauchbar als schön sein müssen, das Andere, daß sie dem Lande, das sie schützen sollen, nicht verderblich werden dürfen."

Der König fügte hinzu, daß gegen Einige Klagen über Härte, Habsucht und Uebermuth vorlägen, diese sollten sie abstellen, denn es müsse, sagte er mit erhobener Stimme:

„ein guter Soldat ebensowohl menschlich und vernünftig sein, als herzhaft und brav."

Die Minister empfing der König am 2. Juni in Charlottenburg, nahm von ihnen die Eidesleistung entgegen und sagte ihnen als Richtschnur, wie die Verwaltung ferner gehandhabt werden solle, die folgenden Worte:

„Ob Wir Euch gleich sehr danken wollen für die treuen Dienste, welche Ihr Unseres Hochgeliebtesten Herrn Vaters Majestät

erwiesen habt; so ist doch ferner Unsere Meinung nicht, daß Ihr Uns inskünftige bereichern und Unsere armen Unterthanen unterdrücken sollet, sondern Ihr sollet hergegen verbunden sein, vermöge gegenwärtigen Befehls, mit eben so vieler Sorgfalt für das Beste des Landes als für Unser Bestes zu wachen, um so viel mehr, da Wir keinen Unterschied wissen wollen zwischen Unserem eigenen besonderen und des Landes Vortheil, und Ihr diesen sowohl als jenen in allen Dingen vor Augen haben müsset; ja des Landes Vortheil muß den Vorzug vor Unserem eigenen besonderen haben, wenn sich beide nicht mit einander vertragen."

Wer fühlt nicht, wie solche Worte eines Königs an seine ersten Staatsbeamten zündend in die Herzen der Unterthanen fallen mußten; wer begreift nicht, daß die allgemeine Theilnahme, mit welcher das Volk schon seit jener schweren Prüfungszeit den Kronprinzen betrachtet hatte, sich dadurch bis zur innigsten Hingebung, die frohen Hoffnungen, welche durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters und die sehr wohl bekannte Freisinnigkeit seines Geistes in den Gemüthern erregt waren, sich durch solche Worte bis zur lebhaftesten Begeisterung steigern mußten?

Und den echt Königlichen Worten folgten ebenso Königliche Thaten, die ein sprechendes Zeugniß gaben, wie sehr das Wohl des Volkes dem Könige am Herzen lag.

Noch an demselben Tage gab der König den Befehl, die reichgefüllten Königlichen Speicher zu öffnen und die Vorräthe zu den niedrigsten Preisen zu verkaufen, um so die große Noth zu lindern, welche der strenge und lang anhaltende Winter erzeugt hatte. Wo die Vorräthe an Getreide nicht ausreichten, die drohende Hungersnoth zu verscheuchen, da wurde Getreide im Auslande angekauft; außerdem wurden die Abgaben auf die nothwendigsten Lebensmittel bedeutend herabgesetzt, große Summen baaren Geldes an die Bedürftigsten vertheilt, in den Königlichen Forsten mußten im ganzen Lande eine beträchtliche Anzahl von Hirschen, Wildschweinen u. s. w. geschossen und das Fleisch zu Spottpreisen an die Hungrigen verkauft werden. Wie jauchzten die Herzen der Unterthanen solchem wahrhaft väterlichen Könige zu, wie flehten Tausende von dankbaren Menschen den Segen des Himmels auf das Haupt desselben herab!

Doch nicht blos der Noth des Augenblicks suchte Friedrich abzuhelfen. Um die Erfüllung der riesenhaften Pläne möglich zu machen, welche bis jetzt noch verborgen in seiner Seele schlummerten, war es vor Allem nothwendig, die Einkünfte des Staates zu erhöhen, die Gewerbethätigkeit im Lande zu solcher Blüthe zu bringen, daß die erzeugten Producte dem Auslande zugeführt werden konnten, und so nicht allein beträchtliche Summen von außen her in's Land fließen, sondern auch die Königlichen Kassen eine vermehrte Einnahme an Zöllen gewinnen mußten.

Demgemäß errichtete der König noch im ersten Monate seiner Regierung eine fünfte Abtheilung im Generaldirectorium, das Departement für Fabriken, Handel und Gewerbe, welches ganz besonders für die Verbesserung der bereits bestehenden, so wie für Einführung neuer Manufakturen zu sorgen hatte. Durch ausgesetzte Prämien wurde überall der Gewerbefleiß ermuntert, geschickte Arbeiter und Handwerker wurden aus

Italien und Frankreich in's Land gezogen und auf jede Weise Industrie und Verkehr zu heben gesucht.

Wir werden bei einer anderen Gelegenheit ausführlicher auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Den feurigsten Enthusiasmus aber erregten die bedeutungsvollen Maßregeln, durch welche Friedrich gleich bei seinem Regierungsantritt zeigte, wie sehr Ernst es ihm damit sei, seinem Volke die höchsten Güter des Menschen, auf welchen allein die höhere Würde desselben, das wahre Glück des Volkes beruht, Gedanken- und Gewissens-Freiheit, zu Theil werden zu lassen. Durch sie aber kennzeichnete sich der Beginn einer neuen, glücklicheren Epoche, und freudig begrüßte dieselbe nicht allein das preußische, sondern das gesammte deutsche Volk; denn auch ihm wurde ja dadurch die Hoffnung auf Erlangung geistiger Freiheit näher gerückt.

So wurden auf Befehl des Königs in Berlin, bald nach seiner Thronbesteigung, zwei neue Zeitschriften, eine in französischer und eine in deutscher Sprache, herausgegeben, welchen die unbeschränkteste Freiheit zugestanden wurde, alle öffentlichen Angelegenheiten nach ihrer Ansicht zu besprechen. Der König selbst fand trotz seines vielbeschäftigten Lebens Zeit, zum öfteren Artikel für beide Blätter zu schreiben und duldete durchaus nicht, daß sich die Censurbehörde eine Ueberwachung oder Controlle über dieselben erlaubte; es gereichte im Gegentheil dem Könige oft zum heimlichen Vergnügen, den Gesandten fremder Mächte, wenn sie sich hin und wieder über ihnen mißfällige Artikel beklagten, antworten zu können, er müsse sich das selbst auch gefallen lassen.

Die eine der damals begründeten Zeitungen, deren Leitung dem Buchhändler Haude übertragen wurde, besteht noch heutigen Tages in Berlin unter dem Titel: „Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen", gewöhnlich aber die Haude- und Spener'sche Zeitung genannt. Welch' ungeheures Aufsehen solche freimüthige Besprechung aller politischen und öffentlichen Angelegenheiten in der ersten Zeit bei den Berlinern machen mußte, denen bisher nur dreimal in der Woche ein Intelligenzblatt die dürftigsten Nachrichten über wichtige Begebenheiten brachte, und denen unter dem verstorbenen König jede Theilnahme an dergleichen Angelegenheiten mit den bekannten Worten: „nicht Raisonniren" verboten worden war, läßt sich leicht beurtheilen.

Man darf indessen dabei nicht vergessen, daß Zeiten und Verhältnisse anders waren als jetzt; ob die Toleranz Friedrich's auch sich bis auf die Ausschreitungen des schlechteren Theils der heutigen Berliner Presse erstreckt haben würde darf wohl zweifelhaft erscheinen. —

Eine fernere derartige Maßregel, durch welche der König den gebildeten Theil der Nation hoch erfreute und zugleich ein altes Unrecht seines Vaters wieder gut machte, war die ehrenvolle Zurückberufung des berühmten Philosophen Wolf.

Friedrich war es zu seiner großen Freude noch als Kronprinz gelungen, den Vater von der Vortrefflichkeit der Schriften dieses Mannes, von dem Unrecht, welches er demselben zugefügt, zu überzeugen. Friedrich Wilhelm hatte in seinen letzten Lebensjahren die philosophischen Schriften Wolf's mit hohem Interesse gelesen und erkannt, daß nur engherziger Un-

verstand ihm diese Lehren so hatte schildern können, wie es geschehen war; vergeblich aber hatte auch er schon sich bemüht, Wolf zur Rückkehr in seine Staaten zu bewegen.

König Friedrich aber wendete sich in dieser Sache gleich in den ersten Tagen seiner Regierung an einen genauen Freund Wolf's, den Probst Reinbeck in Berlin, und schrieb ihm:

„Ich bitte Ihn, sich um des Wolfen Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit suchet und sie liebet, muß unter aller menschlicher Gesellschaft werth gehalten werden. Und glaube, daß er eine conquète im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn Er den Wolf hierher persuadiret."

Solcher schmeichelhaften Ueberredung konnte denn der berühmte Wolf auch nicht widerstehen; zum Geheimen Rath und zum Vicekanzler der Universität Halle ernannt, kehrte er im Triumphe und mit Jubel empfangen, dahin zurück. Daß das Verbot seiner Schriften gleichzeitig aufgehoben wurde, versteht sich von selbst. Als Beweis aber dafür, welchen Eindruck diese Schriften auf Friedrich gemacht hatten, führen wir hier eine Stelle aus einem Briefe des Königs an einen seiner literarischen Freunde an, in welcher er sagt:

„Ich bin jetzt überzeugt von der Unsterblichkeit meiner Seele; ich glaube an Gott und an den, welcher gesandt ward, die Welt zu erleuchten und zu erlösen; ich werde tugendhaft sein, so viel ich kann, dem Schöpfer die Anbetung widmen, die seine Creatur ihm schuldig ist und die Pflichten eines guten Bürgers gegen die Menschen meines Gleichen erfüllen; nicht als könnte ich mir den Himmel mit meinen Werken verdienen, sondern in der Ueberzeugung, daß Gott ein Wesen nicht ewig unglücklich machen kann, das ihm dankbar ist, weil er ihm sein Dasein gegeben."

Und einem König, der so erhabene Gedanken ausspricht, kann ein großer, aber verblendeter Theil der Welt noch heute den Vorwurf der Irreligiosität machen!

Wie Friedrich über Glaubensangelegenheiten dachte, beweist eine gleich im Anfange seiner Regierung erlassene Cabinetsordre, des Inhalts:

„Die Religionen müssen alle tolerirt werden und muß der Fiscal (siehe §. 9) nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch thut; denn hier muß ein Jeder nach seiner Façon selig werden."

Gerne gewährte der König den lutherischen Geistlichen ihre, übrigens sonderbarer Weise in Versen (vermuthlich, um den Königlichen Dichter zu ehren) vorgetragene Bitte, die unter Friedrich Wilhelm I. abgeschafften kirchlichen Gebräuche wieder herstellen zu dürfen. Dagegen wurden die Geistlichen aller Bekenntnisse in wiederholten Rescripten an ihre Pflicht gemahnt, das Volk über den Geist und das wirkliche Wesen der kirchlichen Gebräuche aufzuklären, und dasselbe unablässig zur Führung eines wahrhaft Gott gefälligen Lebenswandels zu ermahnen.

In der oben erwähnten, von Pietisten und Heuchlern oft angefeindeten Cabinetsordre war nunmehr öffentlich als Regierungsgrundsatz ausgesprochen, daß der König weder den Glauben seiner Unterthanen antasten,

noch irgend ein Bekenntniß vor den anderen bevorzugen oder unterdrücken wolle; alle vielmehr sollten im Staate gleiche Berechtigung finden, und nur Unverstand oder Fanatismus kann in den schönen Worten derselben die Absicht finden, als werde damit das Lossagen von jeder kirchlichen Gemeinschaft gebilligt oder gar für wünschenswerth gehalten. —

Was schon des Königs Vorfahren als nothwendig und heilsam erkannt und nach Kräften gefördert hatten, religiöse Duldung, geistige Freiheit, war mit dieser wahrhaft Königlichen Ordre für immer als der Wahlspruch des preußischen Staates ausgesprochen.

Erwähnt möge bei dieser Gelegenheit gleich werden, daß Friedrich schon am zweiten Tage seiner Regierung sich öffentlich als Mitglied des großen Freimaurerbundes bekannte, ein bis dahin in der Geschichte der Fürsten unerhörtes Ereigniß, durch welches diese oft angefeindete, aber auf rein sittlichen und humanen Prinzipien beruhende Verbindung in Preußen neuen Aufschwung gewann. —

Besondere Aufmerksamkeit widmete der junge König auch der Herstellung eines der Vernunft und der Menschlichkeit entsprechenden Rechtszustandes. Wir werden später auf diese, mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpfte und viele Jahre in Anspruch nehmende Arbeit zurückkommen; hier aber wollen wir nur hervorheben, daß schon am vierten Tage der Regierung Friedrich's eine Königliche Ordre die Folter beim Gerichtsverfahren für den Umfang des preußischen Staates abschaffte, mit Ausnahme einiger weniger ganz besonderer Fälle, für welche dieselbe ebenfalls nach einigen Jahren gänzlich verschwand. Dem Könige gebührt der Ruhm, der Erste gewesen zu sein, der den barbarischen Gebrauch des Mittelalters, von den eines Verbrechens Bezüchtigten durch die furchtbarsten Qualen Geständnisse zu erpressen, zur Ehre der Menschlichkeit für immer beseitigte. Auch die bisher mit mancher unnützen Grausamkeit behafteten Todesstrafen wurden menschlicher eingerichtet, so z. B. der unmenschliche Gebrauch, Kindesmörderinnen in lederne Säcke einzunähen und so auf's Qualvollste zu ersäufen, in Enthaupten verwandelt u. s. w. Hexenprozesse, ebenfalls ein Ueberrest des barbarischen Mittelalters, gab es unter Friedrich's aufgeklärter Regierung gar nicht.

Daß Friedrich im Allgemeinen die von dem Vater mit so großer Umsicht und Kraft in's Leben gerufenen äußeren Einrichtungen der Verwaltung beibehielt, haben wir schon erwähnt und fügen hier nur noch hinzu, daß es im ganzen Lande mit Recht als eine Wohlthat empfunden wurde, als der König mit sehr wenigen Ausnahmen auch die Beamten beibehielt, welche dem Vater bereits gedient hatten. Allerdings suchte der König auch diesen die humanen Gesinnungen einzuflößen, von denen er selbst beseelt war und nahm dabei weder auf Rang und Stellung, noch auf Persönlichkeiten, Rücksicht.

So wurde dem alten Fürsten von Dessau zu bedenken gegeben, daß übertriebene Strenge und harte Behandlung den Soldaten zur Desertion geneigt machen müsse, und auf's Strengste wurden alle unnützen Quälereien der Leute, alle früher bei Werbungen so häufig vorgekommenen Gewaltthätigkeiten untersagt. Seinem eigenen Vetter, dem Markgrafen Friedrich von Schwedt, der sich namentlich durch seinen Uebermuth gegen

Untergebene auszeichnete, schrieb der König, er solle nicht glauben, daß er, der König, seines Vetters wegen den Offizieren Unrecht thun werde, er solle sich vielmehr so gegen dieselben verhalten, wie es recht und billig sei.

Daß der junge König, bis dahin fast ausschließlich durch seine Hinneigung zu dichterischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen bekannt, sich in so hohem Grade, wie es geschah, mit verbessernden Einrichtungen seines Heeres befassen würde, hatten wohl Wenige erwartet. Aber Friedrich hatte sehr wohl erkannt, daß sein eigener hoher Beruf und der des preußischen Staates nur mittelst eines zahlreichen, gut geübten und vor Allem mit dem richtigen kriegerischen Geiste erzogenen Heeres erfüllt werden konnte. So behielt der König die Armee im Wesentlichen bei, wie sie der Vater geschaffen, entfernte aus derselben aber das, was ihm mit Recht als kostspielige, unnütze Spielerei erschien, suchte dafür die innere Tüchtigkeit derselben zu erhöhen und mit allen Mitteln den Geist der Ehre und des erlaubten kriegerischen Ehrgeizes im Heere zu wecken und zu beleben.

Die große Potsdamer Riesengarde sah man daher zum letzten Male beim Leichenbegängniß des seligen Königs; Tags darauf, am 23. Juni, wurde sie aufgelöst; an ihrer Stelle wurden drei neue Gardebataillone, das heutige erste Garderegiment zu Fuß, später auch ein Regiment Garde zu Pferde, das heutige Regiment Garde du Corps errichtet. Aus den demungeachtet ersparten Summen konnte der König noch 16 neue Bataillone errichten.

Alle Fahnen und Standarten der Armee erhielten die Umschrift: Pro Gloria et Patria um den preußischen Adler, um auf diese Weise jedem Soldaten die hohe Bedeutung seines Berufes stets lebendig zu erhalten; ein neu gestifteter Orden pour le mérite sollte den Ehrgeiz wecken und in würdige, dem Vaterlande heilsame Bahnen lenken. Seltsam und mit der liberalen Gesinnung des Königs nicht recht vereinbar erscheint es im ersten Augenblicke, daß der König noch mehr wie sein Vater strenge darauf hielt, die Offizierstellen im Heere nur mit Edelleuten zu besetzen; aber der König ließ sich dabei von dem Gedanken leiten, daß gleich wie das aus geworbenen Truppen bestehende Heer streng von dem übrigen Theil des Volkes getrennt war, so auch der Offizierstand eine gleichsam scharf gesonderte Kaste bilden müsse. Dazu eignete sich aber nach der Ansicht Friedrich's hauptsächlich der Adel, dessen Mitglieder, von den Erwerbszweigen der anderen Stände ausgeschlossen, entweder reich begütert oder, wo dies nicht der Fall war, am besten in der Lage waren, hauptsächlich dem Gefühl der Ehre zu leben. —

Noch wollen wir, um diese flüchtige Schilderung von Friedrich's staunenswerther Thätigkeit zu vollenden, hier erwähnen, daß die unter Friedrich Wilhelm so arg vernachlässigte Akademie der Wissenschaften von dem neuen Herrscher sofort die früher bezogenen reichen Einkünfte wieder erhielt. —

Ueberaus wohlthuend berührt das Benehmen des neuen Königs gegen seine Mutter. Als diese ihn noch an der Leiche des Vaters mit den Worten: „Ew. Majestät" anredete, unterbrach er sie sofort und sagte:

„Nennen Sie mich nie anders als Ihren Sohn. Dieser Titel ist köstlicher für mich als die Königswürde."

Er sorgte in jeder Weise auf's Reichlichste für seine Mutter und setzte sie in den Stand, sich noch im Alter so manchen Genuß des Lebens zu verschaffen, den sie bei ihrem rauhen Gemahl oft schmerzlich genug hatte entbehren müssen; stets und bis an ihr Lebensende bezeugte er ihr die kindlichste Verehrung und Zärtlichkeit, — aber Einfluß auf die Staatsgeschäfte, wie die verwittwete Königin wohl anfangs gehofft hatte, gestattete Friedrich der Mutter so wenig, wie irgend Jemand.

Das Verhältniß Friedrich's zu seiner Gemahlin gestaltete sich in eigenthümlicher Weise. Mit den schönen Tagen von Rheinsberg war für die arme Königin das kurze häusliche Glück, welches ihr auf der Welt zu genießen beschieden war, für immer verloren. Zwar behandelte der König seine Gemahlin auf's Aufmerksamste, richtete ihr einen ihrem Range angemessenen Hofstaat ein und wachte eifersüchtig darüber, daß derselben alle einer Königin von Preußen gebührenden Ehren erwiesen wurden; aber er war nicht gesonnen, jetzt auch als König noch sich dem ihm einst angethanen Zwange zu unterwerfen, er erschien daher nur, wenn die Etikette es erforderte, in der Gesellschaft der Königin und residirte anfänglich in Charlottenburg, später in dem von ihm erbauten Sanssouci, während die Königin im Winter in Berlin, im Sommer im Schlosse zu Schönhausen wohnte.

Anfänglich glaubte man allgemein, der König werde sich von seiner Gemahlin scheiden lassen; indessen die vortrefflichen Eigenschaften Elisabeth Christine's, die hohe Achtung, welche Friedrich ihrer seltenen Tugend zollte, ließen einen solchen Gedanken in ihm nicht aufkommen. Das Leben dieser liebenswürdigen, aber für ihren Gemahl nicht passenden Fürstin, welche dem Könige bis an ihr Ende die treueste Liebe und Ergebenheit bewahrte, verfloß friedlich und ungestört unter Werken der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit; von den 40,000 Thalern, welche der König ihr ausgesetzt hatte, wendete sie über die Hälfte den Armen zu. —

Im Juli nahm der König in Königsberg die Huldigung der preußischen Stände entgegen, bei welcher Gelegenheit für 50,000 Thaler goldene und silberne Denkmünzen und Huldigungs-Medaillen mit der Umschrift: Felicitas Populi vertheilt wurden. Sich, wie sein Großvater, feierlich mit der Königskrone zu schmücken, war dem Könige ebenso wie schon seinem Vater zu kostspielig; auch hielt er wenig von solchen prunkenden Ceremonien, wie dies aus einem Schreiben an Voltaire aus jener Zeit ersichtlich ist, in welchem Friedrich sagt:

> „Ich reise nach Preußen, um mir da, ohne das heilige Oelfläschchen und ohne die unnützen und nichtigen Ceremonien huldigen zu lassen, welche Ignoranz herbeigeführt hat und die nun von der hergebrachten Gewohnheit begünstigt werden u. s. w."

Bezeichnend dafür, wie auch in anscheinend unbedeutenden Aeußerlichkeiten der König überall das wirkliche Leben an Statt der todten Formen treten sehen wollte, ist es, daß er sich nicht wie seine Vorfahren Rex Borussiae (König von Preußen), sondern Borussorum Rex (König der Preußen) nannte.

Im August fand in Berlin in ebenso einfacher prunkloser Weise die Huldigung der brandenburgischen Stände statt; die hier vertheilten Me-

dailen trugen die Umschrift: Veritati et Justitiae (der Wahrheit und Gerechtigkeit); in den übrigen Provinzen des Landes wurde die Huldigung durch Bevollmächtigte entgegen genommen. —

Erst jetzt, nachdem so die wichtigsten Geschäfte seiner neuen Regierung erledigt waren, gönnte Friedrich auch sich selbst eine Erholung. Zunächst besuchte er noch in der Mitte des Monats August seine zärtlich geliebte Schwester Wilhelmine in Baireuth und unternahm von da aus im strengsten Incognito, unter dem Namen eines Grafen du Four und mit ganz geringem Gefolge, eine größere Reise durch das südwestliche Deutschland bis nach Straßburg. Der König verfolgte bei dieser Reise einen doppelten Zweck; einmal wollte er, ohne Aufsehen zu erregen, die Einrichtungen des französischen Militairs in eigene Anschauung nehmen, dann aber den Rhein herab nach Holland gehen und den von ihm so sehr bewunderten Voltaire, welcher sich zu jener Zeit in Brüssel aufhielt, persönlich kennen lernen.

In Straßburg wurde aber der König von einem früher in preußischen Diensten gestandenen Soldaten erkannt und mußte sich der zudringlichen Neugierde der Bewohner Straßburg's, welche alle vor Begierde brannten, den schon jetzt durch sein Auftreten berühmt gewordenen jungen König von Preußen zu sehen, durch eine heimliche Abreise entziehen; auch nach Holland kam Friedrich nicht, da ein heftiger Fieberanfall ihn an der Weiterreise verhinderte. Doch folgte Voltaire der Einladung des Königs und besuchte denselben auf einige Tage auf dem Schlosse Moyland bei Cleve. Friedrich schreibt darüber an einen seiner Freunde:

> „Du wirst mich bei meiner Zurückkunft sehr geschwätzig finden; aber erinnere Dich, daß ich zwei Gegenstände gesehen habe, die mir immer am Herzen lagen: Voltaire und französische Truppen" u. s. w.

Der erste dieser beiden, dem Könige so sehr am Herzen liegenden Gegenstände, Voltaire, sollte später bei näherer persönlicher Bekanntschaft gar bald in seiner Bewunderung sinken; von den französischen Zuständen und insbesondere von dem damals in hohem Ansehen stehenden französischen Militär war der König schon in Straßburg einigermaßen ernüchtert worden.

Nachdem Friedrich die Huldigung der westlichen Provinzen seines Landes entgegen genommen und bei dieser Gelegenheit einen Streit mit dem Bischofe von Lüttich, von welchem gleich die Rede sein wird, in höchst energischer und durchgreifender Weise geschlichtet hatte, erfolgte die Rückreise über Braunschweig, wo der König der Verlobung seines ältesten Bruders August Wilhelm mit einer Schwester seiner Gemahlin beiwohnte; am 23. September traf König Friedrich wieder in Potsdam ein.

§. 3.

Des Königs erstes Auftreten nach Außen.

Es war eine wunderbare Veränderung seit dem Tode Friedrich Wilhelm's am Berliner Hofe vorgegangen. Während der verstorbene König alle öffentlichen Angelegenheiten mit seinen Ministern berathen, ja in den

meisten Fällen des Abends im Tabaks-Collegium, im Kreise seiner Vertrauten und Freunde mit rückhaltloser Offenheit besprochen hatte, war bei dem neuen Herrscher Alles stumm und geheimnißvoll wie das Grab.

Friedrich hatte keinen anderen Vertrauten als sich selbst; seine Pläne und Absichten erfuhr Niemand, selbst seine Minister und Generale erst im Momente der Ausführung, so daß sie dann nichts weiter zu thun hatten, als die schon vorher vom Könige genau überlegten Befehle mit peinlicher Genauigkeit zu vollstrecken; von der Leitung, von der Beeinflussung eines so eminent selbständigen Charakters war demgemäß keine Rede.

Es konnte nicht fehlen, daß diese völlige Geheimhaltung alles dessen, was sie früher mit so leichter Mühe erfahren hatten, die Besorgniß der fremden Gesandten in Berlin erregen mußte. Zwar schilderten sie in ihren Berichten den neuen König als

> „einen Fürsten, aus dessen Wirken überall Züge eines guten Herzens, Gerechtigkeit gegen den Verstorbenen, Zärtlichkeit für seine Unterthanen hervorleuchteten, der aber Alles selbst thue, keinen Rath von einem Minister leide, so daß diese nur die ihnen aus dem Cabinet des Königs zukommenden Befehle zu expediren haben;"

zwar rühmen sie Alle den kurzen deutlichen Ausdruck, den bewundernswürdigen Geschäftsblick des Königs, aber bitter klagen sie sämmtlich, daß an dem neuen Berliner Hofe schlechterdings nichts zu erfahren sei und keiner der früher so oft betretenen, mitunter recht krummen Wege mehr zum Ziele führen wolle.

Die Zeiten, wo Oesterreich's Diplomaten den Berliner Hof nach Belieben am Gängelbande führten, waren eben vorbei; bald sollte die erstaunte Welt die Erfahrung machen, daß sich in dem jugendlichen Könige von Preußen ein ebenso vollendeter Staatsmann, wie ein ausgezeichneter Feldherr heranbilde. —

Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte Friedrich von Seiten Englands den Antrag erhalten, ein neues Bündniß mit demselben abzuschließen; er hatte denselben abgelehnt, weil er in einem Bunde mit England keine genügende Bürgschaft für die Unterstützung seiner Absichten fand. Weit eher war er geneigt, mit Frankreich, für welches Land Friedrich besondere Vorliebe hatte, und welches an seine rheinischen Besitzungen grenzte, einen Schutz- und Trutzvertrag abzuschließen; als aber der Cardinal Fleury auf das Verlangen des Königs, daß Frankreich ihm wenigstens die Erwerbung von Berg gewährleisten solle, nicht eingehen wollte, da zerschlugen sich auch diese Unterhandlungen, um so mehr, als Frankreich von Friedrich als Gegenleistung forderte, er solle nach dem Tode des Kaisers dem Kurfürsten von Baiern seine Hilfe zur Erwerbung der Kaiserkrone versprechen.

Friedrich sah daher schon in den ersten Monaten seiner Regierung ein, daß er sein Recht sich werde selber verschaffen müssen. Zwar waren ihm von Wien aus die wärmsten Versicherungen der Freundschaft und Theilnahme zugegangen; als aber der König kurz und bündig in Wien anfragen ließ, ob der Kaiser sein Recht auf Berg und Jülich anerkennen und ihn bei der Behauptung dieser Ansprüche unterstützen wolle, da lautete die Antwort, wie Friedrich es auch nicht anders erwartet hatte, ausweichend

und unbestimmt und der König erkannte, daß auf gütlichem Wege von Oesterreich nichts zu erlangen sei, daß der Wiener Hof das unwürdige Spiel, welches er so lange mit dem Vater ungestraft getrieben, auch mit dem Sohne fortsetzen wolle.

Ein an und für sich wenig bedeutender Vorfall gab dem Könige zuerst die erwünschte Gelegenheit, der Welt zu zeigen, daß er der Mann sei, sich selbst zu seinem Rechte zu verhelfen, ohne nach Kaiser und Reich zu fragen.

Aus §. 11, Buch 3, her erinnern wir uns, daß dem Könige Friedrich Wilhelm I. vom Lehnshofe zu Lüttich der rechtmäßige Besitz der Herrschaft Heerstall, eines Theiles der oranischen Erbschaft, zugesprochen worden war, daß der König anfänglich das Ländchen besetzt, dann aber mit den Generalstaaten von Holland sich dahin geeinigt hatte, dasselbe gemeinschaftlich zu verwalten. Seitdem nun hatte der Bischof von Lüttich, der die Herrschaft gerne mit seinen Besitzungen vereinigt hätte, sich die Oberherrschaft über dasselbe angemaßt und Friedrich Wilhelm, in seiner beständigen Besorgniß, durch Gewaltmaßregeln den Reichsfrieden zu stören, hatte vergeblich versucht, sein gutes Recht beim Kaiser geltend zu machen.

Je nachgiebiger sich aber der König zeigte, um so übermüthiger war der Bischof geworden, und hatte bei der Thronbesteigung Friedrich's die Bewohner von Heerstall dahin gebracht, daß sie dem Könige, als dieser auf seiner Reise im August 1740 die Huldigung von ihnen verlangte, dieselbe entschieden verweigerten. Friedrich aber richtete an den Bischof die kategorische Forderung, seiner angemaßten Oberherrschaft zu entsagen und binnen zweimal 24 Stunden sich darüber zu erklären; als der Bischof, auf seine Würde als Reichsfürst sich stützend, dies in stolzem Tone verweigerte und den König an die Entscheidung des Kaisers verwies, ließ Friedrich ohne Weiteres den General von Borcke mit 12 Compagnien Grenadiere, einer Escadron Dragoner und einigen Geschützen in das Bisthum Lüttich einrücken. Zwar erhob der Bischof gewaltigen Lärm und klagte wegen des Friedensbruchs bei Kaiser und Reich; zwar stellte der Kaiser den Ständen des Reiches die vom Bischof eingereichte Klage als eine überaus gefährliche Sache vor und forderte den König in sehr entschiedenem Tone auf, seine Gewaltmaßregeln einzustellen und die Entscheidung der Angelegenheit dem Reichstage zu überlassen; aber Friedrich kehrte sich weder an das Geschrei des Bischofs, noch an die Drohung des Kaisers, rechtfertigte in einem Manifeste sein Verfahren vor aller Welt und brachte so den Bischof dahin, daß er mit dem Könige in friedliche Unterhandlungen eintrat. Bereits am 20. October kam ein Vertrag zu Stande, wonach der König seinen Ansprüchen auf das Ländchen für immer zu Gunsten des Bischofs entsagte, dieser aber dafür 240,000 Gulden Entschädigung und außerdem noch eine alte Schuld von 60,000 Gulden an Preußen zahlen mußte.

Des Königs festes und selbständiges Auftreten in dieser Angelegenheit hatte im ganzen Lande den größten Beifall gefunden, das Selbstgefühl des preußischen Volkes in nicht geringem Grade gestärkt; aber der König selbst hatte aus dem feindseligen Benehmen Oesterreich's von Neuem sich in der Ueberzeugung bestärkt, daß er auch in der Jülich-Berg'schen Ange-

legenheit werde eben so durchgreifend und gewaltsam verfahren müssen, wenn er sein Recht auf diese Länder zur Geltung bringen wolle.

Indessen irrt man wohl nicht in der Annahme, daß dem Könige vor der Hand wenigstens diese Angelegenheit von geringerer Bedeutung erschien, als andere, wichtigere Pläne, welche sein Gemüth schon lange beschäftigten und nur des geeigneten Augenblicks harrten, um an das Licht zu treten und mit überraschender Schnelligkeit und Kühnheit verwirklicht zu werden. Wenn Friedrich daher schon im Spätsommer 1740 Regimenter am Rhein zusammenzog, so geschah dies wohl weniger in der Absicht, sein Recht auf Jülich und Berg geltend zu machen, als um seine Gegner über seine wirklichen Pläne irre zu führen.

Und der geeignete Augenblick zur Verwirklichung derselben nahte heran; bald sollten die prophetischen Worte des großen Kurfürsten: „Ein Rächer wird aus meiner Asche erstehen", so wie Friedrich des Ersten: „schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfalls (in Bezug auf das ihm widerrechtlich vorenthaltene Schlesien) dereinst zu thun und zu lassen haben mögen," in Erfüllung gehen; bald sollte der Sohn das dem Vater widerfahrene Unrecht mit reichlichen Zinsen an Oesterreich rächen. —

§. 4.

Entstehung und Ausbruch der schlesischen Kriege.

Am 20. October 1740 starb Kaiser Carl VI. und mit ihm erlosch der Mannesstamm des Habsburgischen Fürstenhauses auch in Deutschland, wie er bereits vor längerer Zeit in dem spanischen Zweige desselben ausgestorben war.

Das Hauptbestreben des verstorbenen Kaisers war, wie wir aus §. 12, Buch 3, her wissen, die Errichtung und möglichst allgemeine Anerkennung eines Hausgesetzes, der sogenannten pragmatischen Sanction gewesen, welche des Kaisers ältester Tochter Maria Theresia, vermählt mit dem Großherzog Franz von Toscana, die Erbfolge in ihres Vaters Besitzungen zusichern sollte. Jetzt mußte sich zeigen, ob nicht alle die vom Kaiser für diesen seinen Wunsch gebrachten Opfer vergeblich sein würden, ob der alte Prinz Eugen Recht behalten sollte mit seinen Worten: „Der Kaiser möge die Ansprüche seiner Tochter lieber mit einer Armee von 200,000 Mann als mit einer Sammlung papierner Urkunden sicher stellen."

Freilich hatten die bedeutendsten europäischen Mächte, England, Frankreich, Spanien, das Erbfolgegesetz des Kaisers anerkannt und feierlich gewährleistet; aber was war selbst von den feierlichsten Verheißungen zu erwarten, wenn wie in Spanien die Politik stets wechselte und der eigene Vortheil jeden Augenblick derselben, neue entgegengesetzte Bahnen anweisen konnte; was konnte von der sinnlosen Maitressenwirthschaft in Frankreich erwartet werden, wenn auch dieses Land augenblicklich in freundlichen Beziehungen zu Oesterreich stand; was endlich selbst von England, welches keine bedeutende Landmacht besaß und überdem den österreichischen

Interessen fern genug lag! Auf eine kräftige Unterstützung ihrer Rechte seitens dieser Mächte konnte Maria Theresia trotz aller Garantien daher wenig rechnen, wenn ihr Erbrecht von irgend einer Seite her bestritten wurde.

Und dies geschah zunächst und mit großer Entschiedenheit von Seiten des Kurfürsten Karl Albert von Baiern, welcher schon bei Lebzeiten Kaiser Carl's VI. hartnäckig seine Zustimmung zu der pragmatischen Sanction verweigert hatte und nunmehr selbst Ansprüche auf die Kaiserwürde und die österreichische Erbschaft machte. In der That waren die baierschen Ansprüche nicht unbegründet und wohl geeignet, den österreichischen Ministern die ernstesten Besorgnisse einzuflößen. Herzog Albrecht V. von Baiern, im Jahre 1546 mit der Tochter des spätern Kaisers Ferdinand I. vermählt, hatte dem Vater desselben, dem Kaiser Carl V., in dem sogenannten Schmalkaldischen Kriege die ersprießlichsten Dienste geleistet und zum Danke dafür war von Seiten des Letzteren die Bestimmung getroffen worden, daß nach dem Aussterben der männlichen Nachkommen des Habsburgischen Fürstengeschlechts das Recht der Erbfolge auf Baiern übergehen sollte.

Dieser Fall war mit dem Tode Kaiser Carl's VI. nunmehr wirklich eingetreten, und wenn Oesterreich dagegen geltend machte, ein späteres Testament Kaiser Ferdinand's habe das Erbfolgerecht auch auf die weibliche Nachkommenschaft Habsburg's ausgedehnt, so machte dieses die Sache nicht wesentlich anders; auch in diesem Falle behauptete Baiern den Vorrang, da die Erzherzogin Anna, die oben erwähnte Tochter Ferdinand's I., die zunächst Erbberechtigte war. Das Schlimmste für Maria Theresia aber war, daß ein großer Theil der Reichsfürsten diese Gelegenheit für günstig hielt, die Wahl des deutschen Kaisers nach dem Erlöschen des Habsburgischen Mannesstammes nun einmal auf ein anderes Fürstenhaus zu lenken, und daß endlich in den deutschen Erbländern Oesterreich's sich eine so günstige Stimmung für den Kurfürsten von Baiern zeigte, daß dieser es sogar wagen durfte, die Stände des Landes zur Verweigerung jeder Huldigung aufzufordern, welche im Widerspruch mit seinen eigenen Rechten stand.

Nebenbei hatte der Kurfürst sich aber auch nach fremdem Beistande umgesehen und diesen, wie das baiersche Fürstenhaus schon von Alters her gewohnt war, in Frankreich gefunden, welches nur zu begierig die Gelegenheit ergriff, um sich von Neuem in die deutschen Angelegenheiten einzumischen; daß dabei stets irgend ein Stückchen deutsches Land für Frankreich abfiel, hatte die Erfahrung mehr wie einmal gezeigt.

Nächst Baiern zeigte sich auch der Kurfürst von Sachsen nicht abgeneigt, die drohenden Verlegenheiten des österreichischen Hofes zu benutzen, um sich durch die Erwerbung eines Theiles der österreichischen Erbschaft eine Verbindung seines Stammlandes mit seinem Königreiche Polen herzustellen, und dazu schien kein anderes Land so geeignet zu sein, als — Schlesien. Erst, als ein Mächtigerer seine Hand nach diesem Lande ausstreckte, erschien diese Handlung der sächsischen Regierung als ein Raub am Heiligsten und trieb sie zu einer Annäherung an Oesterreich.

Preußen endlich hatte im Vertrage zu Berlin, am 23. December 1728, die pragmatische Sanction des Kaisers ebenfalls anerkannt, aber nur unter

Bedingungen, welche von Seiten des Kaisers nicht allein nicht erfüllt, sondern geradezu und wiederholt auf's Schreiendste verletzt worden waren. Preußens König war daher auf keine Weise Oesterreich gegenüber gebunden und der Gedanke, daß er diese günstige Gelegenheit nicht ungenützt werde vorüber gehen lassen, mochte die bange Sorge der österreichischen Staatsminister nicht wenig vermehren.

In der That war die Lage Oesterreichs eine sehr traurige. Von einer jungen, schönen Fürstin, Maria Theresia, deren energischer und hochherziger Charakter sich erst im Laufe der Zeit entwickeln sollte, von ihrem zum Mitregenten angenommenen Gemahl beherrscht, der bei vielen vortrefflichen Eigenschaften des Herzens doch weder Fürst noch Feldherr war, waren die Verhältnisse des Staates nach allen Richtungen hin zerrüttet. Unglücklich geführte Kriege, besonders in den letzten Jahren gegen die Türken, hatten die besten Kräfte des Landes aufgezehrt; das österreichische Heer, ohnehin nicht zahlreich genug, war in den einzelnen Landestheilen zerstreut, überdem schlecht ausgerüstet und wenig disciplinirt; Männer von hervorragenden Talenten, welche allein in so schweren Zeiten das Steuer des Staates führen oder seine Schlachten mit Erfolg schlagen konnten, gab es wenigstens vor der Hand nicht; und so schien es, als ob der alte österreichische Staat bei dem ersten kräftigen Stoße von Außen her aus seinen Fugen gehen müsse. —

Sehen wir uns indessen zunächst nach Friedrich von Preußen um.

Der König lag in Rheinsberg am Fieber krank darnieder, als ihm am 28. October ein Courier seines Gesandten in Wien die Nachricht vom Tode des Kaisers überbrachte. Trotz der Rathschläge der Aerzte brauchte Friedrich sofort reichliche Portionen von Chinarinde, deren heilkräftige Wirkung zu jener Zeit noch nicht so anerkannt war, wie heutigen Tages, und vertrieb sowohl dadurch, wie auch durch seine große Willenskraft die Krankheit in kurzer Zeit. Es war jetzt keine Zeit für den König von Preußen, krank zu sein.

Daß Friedrich schon lange entschlossen war, bei dem Tode des Kaisers alte Rechte seines Hauses geltend zu machen, daß es schon lange seine Absicht gewesen bei dieser Gelegenheit als selbstständige Macht aufzutreten, dem Staate neue Besitzungen, sich selbst aber glänzenden Kriegsruhm, nach welchem seine Seele dürstete, und Genugthuung für erlittene Unbilde zu erwerben, geht deutlich aus einem Briefe hervor, welchen er wenige Tage später an einen seiner Freunde schreibt.

> „Ich werde," so sagt Friedrich in demselben, „nach Berlin gehen; eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist, fordert keine großen Regungen. Alles war vorhergesehen, Alles vorbereitet; also handelt sich's nur um die Ausführung der Entwürfe, welche ich lange in meinem Kopfe bewegt habe. Die Zeit ist da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung erleiden kann; der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezar's Bild von vielerlei Metallen rollt und es zermalmen wird."

Betrachten wir nunmehr für einen Augenblick die Entwürfe, welche des Königs Seele bewegten, bevor wir schildern, auf welche Weise die Ausführung derselben geschah. —

Friedrich sah zwei Wege vor sich, um seinen oben ausgesprochenen Zweck zu erreichen. Entweder konnte er das wohlbegründete Recht seines Hauses auf die Herzogthümer Jülich und Berg, welches anerkannt und durchgesetzt zu sehen schon sein Vater leider vergeblich versucht hatte, jetzt geltend machen; dann mußte er aber befürchten, außer seinen Gegnern in Deutschland auch noch mit Frankreich in Conflict zu gerathen, welches, an die rheinischen Besitzungen grenzend, das Wachsen einer so selbständigen und thatkräftigen Macht in seiner unmittelbaren Nähe mit mißtrauischem Auge betrachten mußte.

Der andere Punkt betraf ein nicht minder schweres Unrecht, welches das österreichische Kaiserhaus an Preußen begangen hatte, nämlich die widerrechtliche Vorenthaltung der schlesischen Herzogthümer. Dieselben mußten nach dem Aussterben der Herzöge von Liegnitz im Jahre 1675 zufolge der vom Kurfürsten Joachim II. im Jahre 1537 mit dem Herzoge Friedrich von Liegnitz, Brieg und Wohlau geschlossenen Erbverbrüderung von Rechtswegen an Brandenburg fallen, waren jedoch vom Kaiser ohne Rücksicht auf diese wohl begründeten Ansprüche als erledigte Reichslehen eingezogen und dem Fürsten Carl von Lichtenstein als Belohnung für seine im 30jährigen Kriege geleisteten Dienste übertragen worden. Die dringenden und oft wiederholten Proteste des großen Kurfürsten und seiner Nachfolger waren unbeachtet geblieben oder vom Kaiserhause mit der nichtigen Ausflucht zurückgewiesen worden, jener Erbverbrüderungsvertrag sei vom Kaiser nicht bestätigt worden, auch habe Friedrich Wilhelm seinen Ansprüchen auf die schlesischen Fürstenthümer gegen Abtretung des Schwiebusser Kreises entsagt. Der erste dieser Gründe ist wenig stichhaltig; denn der Vertrag stützte sich auf vollkommen rechtliche Urkunden und bedurfte gar nicht der Bestätigung des Kaisers; auch war das eine Exemplar dieser Urkunden noch sehr wohl im Archive zu Berlin aufgehoben, während der schwache Herzog von Liegnitz, halb mit Gewalt, halb mit Ueberredung genöthigt worden war, das andere herauszugeben. Und der zweite Grund, auf welchen Oesterreich sich stützte, war für dasselbe wenig ehrenvoll. Hinter dem Rücken des Vaters war der Kurprinz durch österreichische Diplomaten, welche seinen augenblicklichen Zorn über des Vaters Testament geschickt benutzten, bewogen worden, unveräußerliche und hochwichtige Rechte seines Hauses aufzugeben, und zu versprechen, daß er den Schwiebusser Kreis, für welchen sein Vater Schlesien vertauscht, an Oesterreich zurückgeben wolle.

Daß der Kurprinz zu einem solchen Staatsakte, welcher unter allen Umständen nur ein Ausfluß souveräner Fürstengewalt sein kann, nicht die leiseste Berechtigung hatte, ist wohl einleuchtend; die dem Vater abgedrungene Verzichtleistung auf Schlesien war daher aufgehoben, sobald Oesterreich den Schwiebusser Kreis wieder an sich nahm. —

Die Ansprüche des preußischen Königshauses auf die genannten schlesischen Länder bestanden mithin noch immer in voller Kraft, und da Schlesien dem Hauptbestandtheil seines Staates näher lag, als Jülich und Berg, er auch hier hoffen durfte, es blos mit Oesterreich zu thun zu haben, so wie endlich die Rücksicht auf das dem Könige wohl bekannte Gelüste, welches auch Sachsen auf Schlesien hatte, bewogen Friedrich, sich in Schlesien Genugthuung und Kriegsruhm zu holen. Denn daß Oesterreich sich nicht

gutwillig bereit finden lassen, daß es vielmehr einen harten Kampf kosten werde, das wußte Friedrich genau und hatte schon längst Alles vorbereitet für den Augenblick des Handelns.

Friedrich's sehr wohl überlegter Plan war es, ehe man noch in Wien seine Absicht ahnen konnte, sich zum Herrn des fast gänzlich von österreichischen Truppen entblößten Schlesiens zu machen; gleichzeitig mit dieser militärischen Besetzung und erst, wenn diese völlig gesichert war, sollte ein außerordentlicher Gesandter Friedrich's der Kaiserin Maria Theresia des Königs Vorschläge überbringen, bis zum Moment der Ausführung aber Alles tiefes Geheimniß bleiben.

So war denn auch nur der Minister von Podewils, mit welchem Friedrich den diplomatischen Theil, der Feldmarschall Graf Schwerin und der Flügeladjutant, Major von Winterfeld, ein besonderer Liebling des Königs, mit welchen er den militärischen Theil seines Planes ausgearbeitet hatte, in das Vertrauen gezogen. Zwar durchliefen mancherlei beunruhigende Gerüchte das Land, die nach dem Rhein führenden Heerstraßen wurden in Stand gesetzt, Regimenter eben dorthin in Bewegung gebracht, dagegen aber auch wieder ein ziemlich bedeutendes Truppencorps bei Frankfurt und Crossen zusammengezogen; auf eine Anfrage Frankreichs wurde erwidert, daß dies blos ein Uebungslager sein solle, um die Truppen an Strapazen und Winterkälte zu gewöhnen; im Allgemeinen aber fühlte wohl Jeder im Lande, daß etwas Ungewöhnliches sich vorbereite, ohne indessen zu wissen was.

Am wenigsten ahnte der österreichische Hof, daß ihm von Preußen, dem so lange in Abhängigkeit erhaltenen Preußen, irgend eine Gefahr drohen könne. Warnungen, welche der österreichische Gesandte in Berlin zu wiederholten Malen nach Wien richtete, wurden dort verlacht; „man könne das nicht glauben und man wolle das nicht glauben" wurde ihm erwidert. Endlich entschloß man sich jedoch in Wien, durch einen außerordentlichen Gesandten bei Friedrich über seine Absichten anfragen zu lassen und schickte dieserhalb den Marquis Botta nach Berlin. Friedrich ließ sich aber mit ihm in gar keine Unterhandlungen ein, antwortete ihm auf seine bedeutungsvolle Erzählung, daß er die Wege in Schlesien grundlos und unpassirbar gefunden habe, in sarkastischer Weise: „dann laufe man allerdings Gefahr, sich auf denselben zu beschmutzen"; ebenso auf seine Bemerkung, daß die österreichischen Truppen zwar nicht so schön seien, als die preußischen, aber vor dem Schuß gestanden hätten, „er solle sich bald überzeugen, daß seine Truppen nicht blos schön, sondern auch gut seien", ohne seine Pläne zu enthüllen und ließ ihn so gut wie alle Anderen in Ungewißheit. Noch war die Birne nicht reif!

Einer der Wenigen, welche die Absichten Friedrich's richtig erkannten, war der alte Fürst Leopold von Dessau. Der König hatte aus verschiedenen Gründen nicht die Absicht, in dem bevorstehenden Drama dem alten bewährten Feldherrn irgend eine Rolle zuzutheilen. Einmal wollte der junge ruhmbegierige Monarch die Ehren und Lorbeeren des Krieges, des ersten, den er unternahm, selbst und für sich allein gewinnen, die Welt sollte aber nicht sagen dürfen, daß Friedrich gewissermaßen einen Hofmeister mit in seinen ersten Feldzug genommen habe; dann aber befürchtete der König auch, daß es dem alten Kriegshelden peinlich sein möge, gegen

Truppen zu kämpfen, mit welchen vereint er so manchen Sieg erfochten, so glänzenden Kriegsruhm erworben hatte. Friedrich übertrug dem Fürsten daher, obgleich sich derselbe über diese Zurücksetzung bitter gekränkt zeigte, die Sicherung der Mark während seiner Abwesenheit, besonders gegen Sachsen, von dem man wohl einen Angriff befürchten durfte. Als der König aber erfuhr, daß der Fürst sich über das Gefährliche eines Angriffs auf das große und mächtige Oesterreich ausgesprochen habe, mußte er besorgen, daß solche Stimmung sich in weitere Kreise verbreiten und den Geist der Armee niederdrücken möge; und da ohnehin die Zeit zum Handeln gekommen war, versammelte Friedrich die in Berlin anwesenden Offiziere der Armee und ließ in der folgenden Anrede an dieselben zuerst die Maske fallen.

„Ich unternehme," sagte der König, „einen Krieg, meine Herren, in welchem ich keine anderen Bundesgenossen habe, als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht und ich setze mein Vertrauen auf das Glück. Erinnern Sie sich beständig des Ruhmes, den Ihre Vorfahren sich erworben auf den Schlachtfeldern von Warschau, von Fehrbellin und auf dem preußischen Zuge. (Winterfeldzug gegen die Schweden 1679.) Ihr Schicksal ist in Ihren eigenen Händen; Ehrenzeichen und Belohnungen warten nur darauf, daß Sie sie durch glänzende Thaten verdienen. Aber ich habe nicht nöthig, Sie zum Ruhme anzufeuern, nur er steht Ihnen vor Augen, nur er ist ein würdiger Gegenstand für Ihre Bemühungen. Wir werden Truppen angreifen, die unter dem Prinzen Eugen den größten Ruf hatten. Zwar ist dieser Prinz nicht mehr; aber unser Ruhm wird beim Siege nicht minder groß sein, da wir uns mit so braven Soldaten werden zu messen haben. Leben Sie wohl! Reisen Sie ab! Ich folge Ihnen ohne Verzug zu dem Sammelplatz des Ruhms, der unsrer wartet!"

Wenige Tage darauf, in der Nacht vom 13. zum 14. December, verließ der König heimlich und unbemerkt die glänzenden Säle des Königlichen Schlosses, in welchen ein prachtvoller Maskenball stattfand, und reiste zu der in der Gegend von Crossen, dicht an der schlesischen Grenze stehenden Armee ab. —

Capitel II.

Die beiden ersten schlesischen Kriege.

§. 5.

Der erste schlesische Krieg.

Am 16. December 1740 überschritt eine preußische Armee von 28,000 Mann mit 33 Geschützen unter der unmittelbaren Führung des Königs von Crossen aus die schlesische Grenze. Ein Reservecorps von 12,000 Mann folgte. Friedrich selbst schreibt darüber noch an demselben Tage:

> „Ich bin über den Rubikon gegangen mit fliegenden Fahnen und unter dem Schalle der Trommeln. Meine Truppen sind voll guten Muthes, die Offiziere voll Ehrgeiz und die Generale dürsten nach Ruhm. Ich will untergehen oder Ehre von diesem Unternehmen haben. Mein Herz verspricht mir alles Gute, ein gewisses Gefühl weissagt mir Glück. Ich werde nicht wieder nach Berlin kommen, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich stamme und der braven Soldaten, die ich anführe."

Ein Manifest an die Schlesier machte denselben bekannt, daß die Besitznahme Schlesiens nicht in feindlicher Absicht, sondern nur deshalb erfolge, um die gegründeten Ansprüche des Königs von Preußen auf Schlesien, welche bei den verschiedenen Ansprüchen auf die österreichische Erbschaft leicht beeinträchtigt werden möchten, sicher zu stellen. Nur damit kein Anderer ihm zuvor komme, besetze er Schlesien und hoffe, sich darüber mit der Königin von Ungarn (Maria Theresia) zu verständigen. Andere Bekanntmachungen, welche von den Truppen selbst in allen Ortschaften vertheilt wurden, verhießen den Schlesiern die Erhaltung aller ihrer Rechte und Freiheiten, Schutz aller Religionsbekenntnisse und die strengste Mannszucht. —

Diese Verheißungen, welche auf's Strengste inne gehalten wurden, verfehlten ihren günstigen Eindruck auf die Bewohner Schlesiens nicht; ein großer Theil der Protestanten Schlesiens hatte es noch in gutem Andenken, wie schon der verstorbene König von Preußen sich bemüht hatte, ihre gedrückte Lage zu erleichtern, wie überhaupt die preußischen Fürsten stets als der sicherste Schutz für den Glauben betrachtet werden mußten; jubelnd begrüßten sie jetzt in dem jungen, leutseligen Könige den Befreier

von allen religiösen Bedrückungen, welche sie von Oesterreich so oft und so schmerzlich hatten erfahren müssen. Die musterhafte Mannszucht und Disciplin der preußischen Soldaten, allerdings im grellsten Gegensatze zu der noch im schlimmsten Andenken stehenden Haltung der kaiserlichen Mordbanden aus dem 30jährigen Kriege, die hohe persönliche Liebenswürdigkeit des Königs, die Aller Herzen gewann, halfen in kurzer Zeit die moralische Eroberung Schlesiens vollenden.

Aber auch die militärische Eroberung des Landes stieß nur auf sehr geringe Schwierigkeiten und geschah ohne Schwertstreich und Anstrengung. Kaum 3000 Mann österreichischer Truppen befanden sich und noch dazu zerstreut in den verschiedenen Festungen vor; eine größere Armee zu sammeln, war bei dem überraschend schnellen Angriffe dem Wiener Cabinet vor der Hand ganz unmöglich, und die Festungen selbst, von denen übrigens nur Glogau, Brieg und Neiße von einiger Bedeutung waren, befanden sich in schlechtem Vertheidigungszustande.

Da indessen die schlechte Jahreszeit eine förmliche Belagerung der festen Plätze sehr erschwert haben würde, so begnügte sich der König zunächst, Glogau, welches er auf seinem Vormarsche zuerst berührte, eng einzuschließen und rückte nach Breslau vor.

Diese alte bedeutendste Stadt Schlesiens hatte zufolge ihrer uralten Privilegien gar keine Besatzung, ja sie hatte auch beim Einrücken der Preußen die angebotene Aufnahme einer österreichischen Truppenabtheilung in der stolzen Zuversicht verweigert, sich selbst schützen zu können; als aber Friedrich mit ungeahnter Schnelligkeit vor der Stadt erschien und sich der Vorstädte bemächtigte, als ein großer Theil des niederen Volkes stürmisch forderte, die Preußen einzulassen, da wurde auch hier jeder Gedanke an Widerstand aufgegeben. Am 3. Januar 1741 hielt Friedrich unter dem Jubel des Volks seinen Einzug in Breslau, bestätigte übrigens der Stadt alle ihre Privilegien und Rechte und bewies sich auch gegen den streng katholisch und österreichisch, ihm auf's Aeußerste feindlich gesinnten Adel Schlesiens so leutselig und zuvorkommend, daß sich auf's Neue Vieler Herzen ihm zuwendeten.

Nur wenige Tage weilte Friedrich in Breslau, dann eilte er weiter, die Besitznahme Schlesiens zu vollenden. Die Festung Brieg wurde wie Glogau eng eingeschlossen; gegen die wichtigste Festung Neiße aber ließ der König, wiewohl vergeblich, ein Bombardement eröffnen. Auch hier mußte er sich mit der Einschließung begnügen, da die entschlossene Besatzung die Wälle durch stetes Uebergießen mit Wasser in unersteigbare Mauern verwandelt und so jeden Sturm unmöglich gemacht hatte.

Schon im Monat Januar war ganz Schlesien, mit Ausnahme der drei genannten festen Plätze, bis zum Jablunka-Paß herunter, in Friedrich's Händen; am 29. Januar traf der König, welcher dem Feldmarschall Schwerin den Oberbefehl übergeben hatte, wieder in Berlin ein. — Der leichtere Theil seines Werkes, die Wegnahme Schlesiens, war ohne große Mühe vollendet; jetzt sollte es sich zeigen, ob der König im Stande sein werde, das Eroberte auch zu behaupten. —

Zu derselben Zeit, als die preußischen Truppen in Schlesien einrückten, erschien der außerordentliche Gesandte des Königs, Graf Gotter,

in Wien und überbrachte dem erstaunten und entsetzten Wiener Hofe die Vorschläge seines Herrn. Friedrich forderte nicht allein, daß man die ihm rechtmäßig gehörenden Herzogthümer, sondern das ganze Schlesien abtreten solle; dafür aber versprach er der Kaiserin seine kräftige Unterstützung, wenn sie in ihren deutschen Besitzungen angegriffen würde, erklärte sich bereit, hierzu ein Bündniß mit Rußland, England und Frankreich einzugehen, auch den Gemahl Maria Theresia's bei seiner Bewerbung um die deutsche Kaiserkrone eifrig und nach Möglichkeit zu fördern und endlich sofort 2 Millionen Thaler Entschädigung an Oesterreich zu zahlen.

Als diese Forderung von dem stolzen Kaiserhofe mit Entrüstung zurückgewiesen und darauf hingedeutet ward, daß der König von Preußen als Kurfürst des Reichs sich mit seinem Einfall in Schlesien eines Landfriedensbruchs schuldig gemacht habe, daß es der Tochter des Kaisers nicht zieme, von einem Manne sich Gesetze vorschreiben zu lassen, welcher als Erzkämmerer des Reichs die Pflicht gehabt habe, dem Kaiser das Waschbecken vorzuhalten, da zeigte Graf Gotter, den geheimen Weisungen seines Herrn folgend, sich bereit, auch mit einem Theile von Schlesien, den Herzogthümern Glogau und Sagan, als zunächst an Brandenburg grenzend, zufrieden zu sein. Indeß auch diese Forderung wurde stolz abgeschlagen und erklärt, daß man überhaupt nicht unterhandeln könne, so lange noch ein preußischer Soldat auf schlesischem Boden stehe. —

So zerschlugen sich denn alle Friedensunterhandlungen an dem Starrsinn und Stolz der Kaiserin und zum ersten Male sollten die Waffen zwischen Preußen und Oesterreich entscheiden.

Unzweifelhaft hatte König Friedrich den Charakter Maria Theresia's nicht richtig erkannt, wenn er gehofft hatte, dieselbe werde, ohne alle Bundesgenossen und umringt von Gefahren, seine Forderungen im Hinblick auf die ihr dadurch erwachsende Hilfe gern bewilligen. Die Ruhe und Festigkeit, mit welcher die junge Fürstin den drohenden Ereignissen entgegentrat und welche sie auch ihrem schwachen Gemahl wie den österreichischen Ministern einzuflößen verstand, verdient in ebenso hohem Grade unsere Achtung und Anerkennung, als der Uebermuth, welcher sich in den österreichischen Offizieren gegen ihre Gegner zeigte, unser Mitleid hervorruft. Nannten sie doch den König von Preußen wie weiland Gustav Adolf nur den Schneekönig, seine nur auf Parade- und Exercierplätzen gebildeten Soldaten: die Putzsoldaten, und waren allen Ernstes der Meinung, daß einige ihrer alten Husarenregimenter völlig hinreichen würden, die ganze preußische Armee aus Schlesien hinwegzufegen. Die Strafe sollte dem Uebermuthe bald folgen. —

Maria Theresia sah sich in dem ausbrechenden Kampfe ohne fremde Hilfe. Allerdings hatte der Papst ein Manifest an alle katholischen Fürsten Europa's gegen den ketzerischen Marquis von Brandenburg gerichtet, in welchem er sie aufforderte, denselben gemeinsam zu vernichten und in welchem er wider alle Wahrheit den König bezüchtigte, in Schlesien die Katholiken zu unterdrücken. Indessen, die Zeiten, wo dergleichen päpstliche Aufrufe Wirkung äußerten, waren längst vorbei; Friedrich beantwortete das Manifest des Papstes mit einer öffentlichen Bekanntmachung, worin er vor aller Welt bewies, was alle Welt bereits wußte, nämlich daß in

seinen Staaten, also auch in Schlesien, die katholische Religion so gut wie jede andere geduldet und gleichberechtigt sei und daß die Schlesier selbst dies am besten wüßten. —

Indessen galt es nun, sich zum Kampfe zu rüsten. Der König verstärkte daher seine Armee in Schlesien, stellte wegen der drohenden Haltung Rußlands und Kursachsens, welche sich geneigt zeigten, Maria Theresia zu unterstützen, ein zweites Heer unter dem Fürsten von Dessau in der Gegend von Brandenburg auf und begab sich selbst am 19. Februar wieder nach Schlesien. Einen Antrag des Cardinal Fleury, sich mit Frankreich zu verbünden, aber dafür die Bewerbung des baierischen Kurfürsten um die Kaiserkrone zu unterstützen, wies Friedrich, wie wir schon erwähnt haben, ab, um den Franzosen kein zu großes Uebergewicht in Deutschland einzuräumen.

Auch österreichischerseits war man inzwischen nicht müßig geblieben. Der Feldmarschall Graf Neipperg, seit dem letzten unglücklichen Türkenkriege noch in Haft, wurde schleunigst aus derselben entlassen und ihm der Auftrag ertheilt, an den Grenzen von Mähren und der Grafschaft Glatz ein österreichisches Heer zu sammeln und dann die Preußen aus Schlesien zu vertreiben. Schon während der Winterruhe waren im Gebirge mancherlei kleine Gefechte vorgefallen, welche Gelegenheit geboten hatten, die gegenseitigen Kräfte zu messen; mit Gewißheit hatte es sich dabei bereits herausgestellt, daß das preußische Heer in seiner vortrefflich ausgebildeten Infanterie den Oesterreichern überlegen sei, daß dagegen die österreichische Reiterei ein bedeutendes Uebergewicht über die preußische behaupte. Das erste ernstliche Zusammentreffen beider Heere sollte die Richtigkeit dieser Bemerkung in das hellste Licht setzen.

Dem König kam es natürlich hauptsächlich darauf an, der feindlichen Armee, wenn diese in Schlesien einrückte, möglichst stark und concentrirt entgegenzutreten; die Festungen mußten daher wo möglich gefallen sein, ehe es zu einer entscheidenden Schlacht kam. Es wurde demgemäß dem Erbprinzen Leopold von Dessau, welcher das zur Einschließung der Festung Glogau bestimmte Corps commandirte, der Befehl ertheilt, ernstlich gegen dieselbe vorzugehen.

Prinz Leopold kam diesem Befehl in der glänzendsten Weise nach; die preußische Infanterie stürmte die Festung in der Nacht zum 9. März mit der bewundernswerthesten Kühnheit; weder die mit Eis bedeckten spiegelglatten Wälle, noch der Widerstand der Oesterreicher vermochten die Tapferen zurückzuhalten. Ganz besonders zeichneten sich dabei vier Grenadiere vom Regiment Glasenapp aus, welche, in der Dunkelheit von den Ihrigen abgekommen, plötzlich in das Innere eines Bastions eindrangen und sich dort einem österreichischen Hauptmann mit 50 Mann gegenüber sahen. Ohne Rücksicht auf die Ueberzahl stürzten sich die braven Grenadiere mit dem Ausrufe, sich zu ergeben, auf die feindliche Schaar und — diese, im ersten Schrecken und in der Ueberzeugung, daß noch mehr Preußen folgten, ergab sich an vier Grenadiere, von denen rasch einer Verstärkung holen mußte, um die Gefangennahme zu sichern. Mit einem Verluste von nur neun Mann war die Festung gewonnen; Prinz Leopold aber, sowie sein braves Corps erntete vom König die größten Lobsprüche für sein Ver-

halten, Offiziere und Soldaten, vor Allem jene vier Grenadiere, wurden reichlich belohnt.

Die Einnahme von Glogau gestattete dem Könige, sich mit seiner ganzen Kraft gegen das österreichische, ihm immer noch an Zahl überlegene Heer zu wenden, und es war hohe Zeit dazu, wenn er sich durch das rasche Vordringen desselben nicht von seinen eigenen Staaten abgeschnitten sehen wollte. Die Oesterreicher hatten die schlesische Grenze überschritten, am 5. April Neiße erreicht, das zur Einschließung von Neiße bestimmte preußische Corps zurückgedrängt und waren von Neiße aus, welches ihnen den wichtigen Uebergang über den Neiße-Fluß sicherte, weiter auf Brieg vorgegangen; nur zwei Meilen von Brieg, in Ohlau, befanden sich die werthvollen Magazine, von welchen die Subsistenz der ganzen preußischen Armee abhing; um so mehr galt es, einen raschen Entschluß zu fassen, als der König sich noch immer auf dem rechten Neiße-Ufer befand, und durch die Oesterreicher sich den Weg nach Niederschlesien versperrt sah.

Friedrich, welcher bisher der Bewegung des österreichischen Heeres in der Richtung auf Brieg auf dem rechten Neiße-Ufer gefolgt war, überschritt daher diesen Fluß bei Löwen und Michelau und stieß am 10. April gegen Mittag, etwa 20,000 Mann stark, vorwärts des Dorfes Mollwitz (in der Nähe von Brieg), auf das österreichische Heer. Er selbst, welcher das Zusammentreffen bereits Tags zuvor erwartet hatte, befand sich in so fieberhafter Erregung, daß er weder Schlaf hatte finden können, noch Speise zu sich zu nehmen vermocht hatte.

Mit der peinlichsten Genauigkeit, wie es auf den Uebungsplätzen sorgfältig geübt worden war, stellte sich die preußische Armee zur Schlacht auf, so daß es 2 Uhr Nachmittags geworden war, ehe der Befehl zum Vorrücken gegen die österreichischen Linien ertheilt werden konnte. Auch diese hatten die Zeit benutzt; ihre Schlachtaufstellung war auf's Sorgfältigste geordnet und des Sieges gewiß sahen sie dem Angriff entgegen.

Das Geschützfeuer der Preußen gegen die auf dem linken feindlichen Flügel haltende österreichische Cavallerie eröffnete die Schlacht, welche bald eine höchst bedenkliche Wendung für Friedrich zu nehmen anfing, als sich diese brave Reiterei mit dem größten Ungestüm auf die preußische Cavallerie des rechten Flügels warf und dieselbe aus dem Felde schlug.

Vergeblich versuchte Friedrich selbst die Fliehenden noch einmal gegen den Feind zu führen; zwar gelang es ihm, dieselben zum Stehen zu bringen, als aber die ohnehin noch verstärkte österreichische Reiterei sich zum zweiten Male auf sie stürzte, wichen sie in Unordnung zurück und ritten auf ihrer regellosen Flucht selbst Theile der preußischen Infanterie über. Der König hatte bei dem wilden Durcheinander dieses Reitergefechts mit der größten persönlichen Tapferkeit sein Leben wie der geringste Reiter auf's Spiel gesetzt und dadurch bei seinen Generalen die äußerste Befürchtung erregt; der Verlust einer Schlacht, so schmerzlich er war, konnte wieder gut gemacht werden; war aber der König todt oder gefangen, so war Alles verloren. Feldmarschall Schwerin und der Erbprinz von Dessau beschworen den König daher auf's Inständigste, seine Person in Sicherheit zu bringen und widerwillig gab Friedrich nach. Mit geringer Begleitung

ritt der König bis nach Oppeln zurück, woselbst er um Mitternacht eintraf und, da das Städtchen kurz vorher von österreichischen Husaren besetzt worden war, mit Flintenschüssen am Thore empfangen wurde; sofort wieder umwendend, erhielt der König in Löwen die erste Nachricht von dem Siege, welchen Schwerin während seiner Abwesenheit erfochten und begab sich, im höchsten Grade unmuthig darüber, daß er der Entscheidung nicht beigewohnt habe, auf das Schlachtfeld zurück.

Hier hatte indessen durch die vollendete taktische Ausbildung der preußischen Infanterie, durch die Tapferkeit, in welcher Offiziere und Gemeine wetteiferten, eine völlige Umwandlung stattgefunden. War gleich die preußische Reiterei aus dem Felde geschlagen, so war doch die Infanterie fest und standhaft geblieben; die Angriffe der österreichischen Cavallerie brachen sich an der felsenfesten Ruhe und Ordnung des braven Fußvolks und nach jedem abgeschlagenen Angriff avancirten die preußischen Linien mit klingendem Spiele auf die Stellung ihrer Gegner. Die Ueberlegenheit der preußischen Infanterie in der Schnelligkeit des Ladens und Feuerns, in der Genauigkeit des Schießens, zeigte sich im hellsten Lichte, als sich beide Theile auf Gewehrschußweite gegenüber kamen.

Das verheerende und mit staunenswerther Schnelligkeit wiederkehrende Feuer der preußischen Bataillone vermochten die Oesterreicher nicht lange auszuhalten, ihre Reihen fingen an zu wanken; und als nach fast gänzlich verschossener Munition der General Schwerin die preußischen Linien entschlossen zum Hauptangriff vorführte, als sich diese im sicheren Gleichschritte vorwärts bewegten, da erkannte General Neipperg, daß nur ein eiliger Rückzug das österreichische Heer vor völliger Niederlage bewahren könne. Die Oesterreicher wichen überall, überließen den Preußen das Schlachtfeld und bald artete ihr Rückzug in wilde, regellose Flucht aus.

Das preußische Heer bivouakirte auf dem Schlachtfelde, auf welchem am anderen Morgen auch der König eintraf; dasselbe zählte 5000 Todte und Verwundete, dagegen das österreichische 7000 derselben und 1700 Gefangene; außerdem waren 7 Kanonen und 3 Fahnen in die Hände der Preußen gefallen.

Ueber die Schlacht bei Mollwitz, über des Königs Verhalten in derselben ist so viel, zum Theil Wahrheit Enthaltendes, theils aber auch von Unverstand oder Gehässigkeit Zeugendes geschrieben worden, daß auch wir uns nicht enthalten können, hier einige Bemerkungen über dieselbe einzuflechten.

Zunächst steht so viel fest, daß der König in dieser seiner ersten Schlacht sich noch keineswegs als der Meister der Kriegskunst zeigte, als welcher er später so groß erscheint. Er selbst hat dies auch zuerst und auf's Freimüthigste anerkannt; denn als er am Morgen nach der Schlacht das Benehmen der Armee im Kreise seiner Generale kritisirte, die Infanterie wegen ihrer Tapferkeit lobte, die Cavallerie dagegen mit Vorwürfen überhäufte, schonte Friedrich sich selbst am wenigsten; er sagte sogar scherzend, zwischen ihm und Neipperg sei ein Wetteifer gewesen, wer die meisten Fehler machen würde und er selbst habe offenbar Neipperg darin übertroffen. — Wer will es daher wohl wagen, den König zu tadeln, daß er in dieser Schlacht noch nicht jene einem Feldherrn so hochnöthigen Eigen-

schaften, ruhige Besonnenheit, eiserne Festigkeit, scharfen und raschen Ueberblick, besessen habe — — er hat sie rasch genug und in seltenem Maße sich zu eigen gemacht. Wenn aber von böswilliger Seite das Verlassen des Schlachtfeldes dem Könige als Mangel an persönlichem Muthe ausgelegt worden ist, wie man es leider wohl hier und da findet, so ist bei der hohen Tapferkeit, welche der König im Gefecht gegen die österreichischen Reiter zeigte, diese absurde Behauptung mit Verachtung zurückzuweisen. Nicht allein bei Mollwitz, sondern schon früher und in allen seinen späteren Schlachten gab der König überzeugende Proben, daß auch in seinen Adern das Blut der Hohenzollern fließe.

Der Sieg von Mollwitz wurde wesentlich herbeigeführt durch die hohe militärische Disciplin und Ausbildung der preußischen Infanterie, durch die vortrefflichen von Friedrich Wilhelm I. und dem Fürsten von Dessau getroffenen Einrichtungen und kann somit als der schönste Triumph der Thätigkeit des verstorbenen Königs betrachtet werden. Bei aller Tapferkeit wäre die preußische Infanterie so gut wie die Reiterei höchst wahrscheinlich geschlagen worden, wenn sie im Laden und Feuern nicht ihren Gegnern um das Drei- und Vierfache überlegen gewesen wäre, wenn man sie nicht unablässig geübt hätte, durch festes Geschlossenbleiben, regelmäßigen Gleichschritt die Ordnung in ihren Reihen zu erhalten. —

Die Folgen des Sieges von Mollwitz waren nicht nur in militärischer, sondern auch in politischer Beziehung für den König von hoher Bedeutung. Das österreichische Heer war bis Neiße zurückgegangen, hatte dort ein wohlbefestigtes Lager bezogen und war vor der Hand vollauf beschäftigt, seine Reihen wieder auszufüllen, die in allen Theilen des Heeres eingerissene Unordnung und Verwirrung zu beseitigen.

Von preußischer Seite wurde die Festung Brieg eng eingeschlossen, am 27. April in der Nacht die ersten Laufgräben eröffnet; ein heftiges Bombardement zwang die Besatzung bereits am 4. Mai zur Capitulation. Vortrefflich benutzte nun der König die ihm gegebene Ruhezeit, um die Mängel, welche sich im Heere gezeigt, so viel als möglich abzustellen; namentlich der Cavallerie wendete Friedrich seine ganze Aufmerksamkeit zu und sah sich in diesem Bestreben auf's Eifrigste und Wirksamste von dem Obersten Hans Joachim von Ziethen unterstützt, welcher seinen Namen so hoch berühmt machen sollte für alle Zeiten; schon in der nächsten Schlacht werden wir die preußische Reiterei in ungleich anderer Weise auftreten sehen als bei Mollwitz.

Aber auch politisch war der Sieg bei Mollwitz von hoher Wichtigkeit. Was Niemand geglaubt hätte, war dennoch geschehen; Truppen, die sich bisher nur auf Parade- und Exercirplätzen bewegt hatten, hatten die alten kriegsgewohnten, in so mancher Schlacht bewährten Schaaren Oesterreichs besiegt; der erstaunten Welt war der Beweis geliefert worden, daß Preußens junger König nicht blos die Absicht, sondern auch die Mittel besitze, seine Eroberung zu behaupten; zum ersten Male stieg der Gedanke auf, daß Preußen unter Friedrich eine politische Selbständigkeit erringen möge, die es für alle Staaten nothwendig mache, ihr Augenmerk auf die neu heranwachsende Macht zu richten.

So wurde Friedrich gewissermaßen nach der Schlacht bei Mollwitz der Mittelpunkt der europäischen Politik und in seinem Lager bei Strehlen fanden sich nach und nach die Gesandten der meisten Höfe, so von Frankreich, England, Spanien, Schweden, Dänemark, Rußland, Baiern, Sachsen u. s. w. ein.

Die Lage Friedrich's war, genau betrachtet, immerhin ernst genug. Er selbst war nicht allein gänzlich ohne Bundesgenossen gegen Oesterreich vorgegangen, sondern er wußte auch ganz genau, daß schon im Februar 1741 ein Bündniß zwischen Sachsen und Hannover abgeschlossen war, welches den Zweck hatte, ihn zum Vortheil Oesterreichs zu bekämpfen; er wußte ferner, daß auch die ihm bisher freundlich gesinnte Kaiserin Anna von Rußland durch ihren Liebhaber, den sächsischen Gesandten Grafen Lynar, veranlaßt worden war, diesem Bündnisse beizutreten, und daß man unter diesen Mächten bereits völlig über einen Theilungsplan des preußischen Staates einig geworden war; aus diesen Gründen eben war ja eine zweite preußische Armee bei Genthin und Brandenburg aufgestellt und ihr Führer, der alte Fürst von Dessau, hatte die geheime Weisung, bei dem ersten Zeichen von Feindseligkeiten sich Kursachsens zu bemächtigen.

Unzweifelhaft ist es, daß alle diese Feinde sich vereint auf Preußen gestürzt haben würden, wenn der König bei Mollwitz geschlagen worden wäre. Der erfochtene Sieg indessen änderte alle diese Verhältnisse wesentlich.

Zwar blieb Maria Theresia hartnäckig und die Hoffnung Friedrich's, daß der Wiener Hof nach der erlittenen Niederlage sich gegen seine Forderungen gefügiger zeigen werde, bestätigte sich nicht; zwar erklärte auch England jetzt sich bereit, die Kaiserin mit Hilfstruppen und Geld, zunächst etwa 2 Millionen Thalern, zu unterstützen; zwar war auch Polen, welches die Unterdrückung der katholischen Religion in Schlesien befürchtete, nicht abgeneigt, sich zu Gunsten Oesterreichs in den Krieg zu mischen; aber alle diese Feindseligkeiten, diese von allen Seiten heranrückenden Gefahren sollten einen ganz unerwarteten, Oesterreich mit dem höchsten Entsetzen erfüllenden Ausgang nehmen.

Sich bewußt, daß man auf Seiten seiner Feinde seinen Untergang, Preußens völlige Zerstückelung beschlossen habe, trieb den König die Pflicht der Selbsterhaltung zu einer engen Verbindung mit einer Macht, welche er schon wiederholt ausgeschlagen hatte, da sie seinem lebhaften deutschen Nationalgefühl durchaus widerstand. Am 18. Mai war zwischen Frankreich und dem Kurfürsten Carl Albert von Baiern zu Nymphenburg ein Vertrag abgeschlossen worden, in welchem Frankreich sich verpflichtete, die Ansprüche des Kurfürsten auf die Kaiserkrone mit einer Armee- und Hilfsgeldern zu unterstützen; auch Spanien, welchem die oberitalienischen Fürstenthümer und die Lombardei in Aussicht gestellt wurden, und Schweden, welches den Verlust seiner Ostseeprovinzen noch immer nicht verschmerzen konnte, traten diesem, zunächst geheim gehaltenen großen Bunde bei.

Wiederholt hatte Frankreich sich besonders bemüht, auch Friedrich von Preußen in dieses Bündniß zu ziehen; der König hatte stets die Einmischung der Ausländer in rein deutsche Angelegenheiten gescheut und bis zum letzten Augenblicke gehofft, Maria Theresia werde seine Forderung endlich anerkennen, wofür er dann gern bereit gewesen wäre, sie in allem

Uebrigen zu unterstützen. Jetzt trieb die drohende Gefahr den König in die Reihen der Gegenpartei. In einer Zusammenkunft Friedrich's mit dem französischen Marschall Belleisle gelang es diesem, den König zum Eintritt in das Nymphenburger Bündniß zu bewegen, am 5. Juni 1741.

Dabei wurde festgesetzt, daß Friedrich seinen Ansprüchen auf Jülich und Berg entsage und die Ansprüche Carl Albert's auf die Kaiserkrone anerkenne, wogegen Frankreich dem Könige den Besitz des eroberten Schlesiens garantirte, und sich anheischig machte, außer einer französischen Armee, welche durch Baiern auf Oesterreich zu marschiren werde, noch eine zweite nach dem Norden Deutschlands zu entsenden, um Sachsen und Hannover in Schach zu halten; auch sollte Schweden durch einen Angriff auf Rußland diese Macht verhindern, feindselig gegen Preußen aufzutreten, Spanien aber Oesterreich in Italien angreifen.

So sah sich die Kaiserin Maria Theresia, in trauriger Folge ihrer Halsstarrigkeit, in üblerer Lage als je zuvor und konnte, von allen Seiten angegriffen, wohl kaum noch sich der Hoffnung hingeben, Herr aller ihrer Feinde zu werden. Dennoch verlor die durch seltene Seelenstärke sich auszeichnende Frau nicht den Muth.

Sie gestattete zwar auf das dringende Zureden Englands, sich wenigstens mit Friedrich zu vergleichen und so aus ihrem gefährlichsten Feinde einen schätzenswerthen Freund zu machen, dem englischen Gesandten in Wien, Robinson, sich in das preußische Lager zu begeben und einen Friedensversuch zu unternehmen, wollte aber auch jetzt sich unter keiner Bedingung von Schlesien trennen; und das, was sie dem Könige zum Ersatz für Schlesien anbieten ließ, 2 Millionen Gulden Entschädigung und, noch dazu unter Bedingungen, das spanische Geldern, war so gering, daß trotz der warmen Fürsprache und der glänzenden Beredtsamkeit des Engländers der König den ganzen Vorschlag nur mit hoher Entrüstung zurückweisen konnte.

Mit ebenso beredten Worten erklärte Friedrich, daß er sich lieber unter den Trümmern Schlesiens begraben lassen, als sich der Schmach hingeben wolle, seine Ehre und die alten Rechte seines Hauses für Geld zu veräußern. —

Während so die diplomatischen Verhandlungen alle Gemüther beschäftigten und die Feindseligkeiten zwischen den beiden, noch immer bei Strehlen und bei Neiße stehenden Armeen gänzlich ruhten, hatte die sehr zahlreiche österreichische Partei in Breslau den Plan gefaßt, durch einen Handstreich die wichtige Stadt in den Besitz der Oesterreicher zu bringen; man war in Breslau dieserhalb mit dem Grafen Neipperg in Verbindung getreten. An der Spitze dieser Verschwörung, deren Gelingen dem Könige große Verlegenheiten hätte bereiten können, stand eine Gesellschaft der vornehmsten katholischen Damen Schlesiens, einige Breslauer Magistratspersonen und mehrere Jesuitenpaters. Indessen, Friedrich hatte den ganzen Anschlag in Erfahrung gebracht und seine Gegenmaßregeln getroffen.

Während Neipperg bis auf wenige Tagemärsche nach Breslau heranrückte, hatte sich der Erbprinz von Dessau am 10. August ganz früh mit einem starken preußischen Corps dieser Stadt genähert, sich halb mit List, halb mit Gewalt der Thore bemächtigt und die Stadt besetzt, ohne daß irgend Jemand gewagt hätte, Widerstand zu leisten.

Mit den Privilegien Breslau's war es nun allerdings vorbei; die Stadt mußte dem Könige huldigen und fortan preußische Besatzung aufnehmen; den Verschwörern beiderlei Geschlechts wurde großmüthig ihre Schuld verziehen.

Neipperg aber, als er die Besetzung Breslau's durch die Preußen erfuhr, wendete sich gegen die preußischen Magazine in Schweidnitz, wurde indessen auch hier verhindert, sich derselben zu bemächtigen und zog nach einigen zwecklosen Märschen und Gegenmärschen in das Lager bei Neiße zurück. —

Die Fortschritte der baierischen und französischen Waffen, das Scheitern des so wohl ersonnenen Planes auf Breslau, die gänzliche Unthätigkeit ihrer Bundesgenossen, machten endlich Maria Theresia nachgiebiger gegen Friedrich's Wünsche. Noch einmal übernahm der englische Gesandte einen Vermittelungsversuch und bot dem Könige im Namen der Kaiserin einen Theil von Niederschlesien an; indessen Friedrich schlug sowohl dieses wie auch ein späteres Anerbieten, ihm Schlesien bis Breslau hin abzutreten, mit den Worten aus: „es sei nicht Alles, was zu einer Zeit gut sei, auch zu einer anderen gut", und beharrte hartnäckig auf seiner Forderung.

Erst als die Kaiserin, von der höchsten Noth bedrängt, Friedrich ganz Niederschlesien nebst Neiße anbieten ließ, erklärte sich der König bereit, die Feindseligkeiten einzustellen. Am 9. October kam Friedrich mit dem österreichischen Feldmarschall Graf Neipperg in Schnellendorf zusammen; nur der englische Gesandte Lord Hyndford, ein preußischer und ein österreichischer Offizier wohnten der Verhandlung bei, in welcher zwischen beiden Theilen ein geheimer Vertrag abgeschlossen wurde.

Oesterreich trat ganz Niederschlesien mit Neiße an Preußen ab; Friedrich versprach dafür, allen seinen übrigen Ansprüchen für immer zu entsagen. Damit übrigens der König seinen Verbündeten gegenüber nicht in Verlegenheit komme, wurde festgesetzt, daß der Vertrag bis zum Ende des Jahres völlig geheim gehalten, der Krieg bis dahin zwischen beiden Heeren scheinbar fortgesetzt, ja sogar, um die Täuschung wahrscheinlich zu machen, die Festung Neiße von den Preußen scheinbar belagert werden sollte. Weder der König, noch Graf Neipperg, sondern nur der englische Gesandte hatte übrigens das Protokoll über diesen Vertrag unterschrieben; auch mußte auf besonderes Verlangen Friedrich's in demselben zum Schlusse bemerkt werden, daß noch vor dem Schlusse des Jahres der Frieden definitiv zum Abschlusse gekommen sein, auch über den Traktat das größte Geheimniß beobachtet werden müsse, widrigenfalls er denselben als gar nicht geschlossen ansehen werde. Man sieht aus dieser Vorsicht des Königs, daß er aus dem Benehmen der österreichischen Diplomaten gegen seine Vorfahren die nöthigen Erfahrungen gemacht hatte.

Die zum Schein unternommene Belagerung Neiße's dauerte nur wenige Wochen; bereits am 31. October übergaben die Oesterreicher die Festung, das österreichische Heer zog sich nach Mähren zurück, die preußische Armee nahm theils unter Schwerin in Oberschlesien, theils unter dem Erbprinzen von Dessau in Böhmen ihre Winterquartiere; der König aber nahm am 7. November in Breslau die feierliche Huldigung der Fürsten

und Stände Niederschlesiens entgegen. Bedeutungsvoll war es, daß bei der Huldigung das Reichsschwert vergessen worden war; ohne Zögern jedoch entblößte der König seinen eigenen Degen, mit welchem er Schlesien erobert hatte und auf diesen wurde der Huldigungseid geleistet. Uebrigens erließ der König dem Lande nicht nur das übliche Huldigungsgeschenk von 100,000 Thlrn., sondern ließ auch noch bedeutende Summen aus seiner Chatouille an die Armen vertheilen.

Bereits am 12. November traf der König, von endlosem Jubel empfangen, wieder in Berlin ein. —

Durch den Vertrag zu Schnellendorf war der Kaiserin allerdings der Vortheil erwachsen, daß die Armee unter Neipperg nunmehr zur Abwehr ihrer anderen Feinde verwendet werden konnte; demohnerachtet blieb ihre Lage sehr ernst und gestaltete sich von Tage zu Tage gefährlicher. Ihre Verbündeten konnten ihr nicht helfen, weil sie sich, wie Rußland von Schweden, selbst angegriffen, oder wie Hannover von einem französischen Heere bedroht sahen; Sachsen war sogar offen zu ihren Feinden übergetreten und hatte dafür die Aussicht auf die Erwerbung von Mähren erhalten. Der baierische Kurfürst aber hatte mit einer starken französischen und baierischen Armee Passau durch Ueberrumpelung genommen, die Stadt Linz erobert und sich bereits bis auf 12 Meilen der Hauptstadt Wien genähert, so daß viele der wohlhabenden Bewohner Wiens bereits Anstalten zur Flucht trafen.

Anstatt aber wirklich auf Wien loszugehen, das nicht zahlreiche österreichische Heer zu schlagen, die Stadt zu nehmen und so den Krieg mit einem Schlage zu beendigen, ließ sich Carl Albert durch die falsche Vorspiegelung, der Kurfürst von Sachsen wolle in seinem eigenen Interesse Böhmen wegnehmen, von dem ihm so klar vorgezeichneten Wege abziehen. Er wendete sich nach Prag, anstatt nach Wien, eroberte in der Nacht vom 26. zum 27. November die Stadt, ließ sich daselbst mit den prunkendsten Ceremonien zum Könige von Böhmen krönen und verlor die werthvollste Zeit mit glänzenden Festen und rauschenden Vergnügungen. Der prunkliebende und eitle Fürst glaubte damit Alles gethan zu haben, was zur Befestigung seiner Machtstellung nothwendig sei, kümmerte sich um nichts, was inzwischen sich im Herzen der österreichischen Monarchie zugetragen, und begab sich, um sein Werk äußerlich zu vollenden, nach Frankfurt am Main, woselbst er am 24. Januar 1742 unter dem Namen Carl VII. zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Eine französische Armee unter dem Marschall Belleisle war in Böhmen zurückgeblieben. —

Selbst in dieser schweren Bedrängniß hatte Maria Theresia den Muth nicht sinken lassen. Als Königin von Ungarn erschien sie im November 1741, ihren Säugling, den nachmaligen Kaiser Joseph II. auf dem Arme, auf der ungarischen Ständeversammlung in Preßburg und begehrte von den treuen Ungarn Schutz für sich und ihren Sohn, Beistand und Hilfe in ihrer Noth. Ihre traurige Lage, ihre Standhaftigkeit und Festigkeit in derselben, verbunden mit ihrer Jugend und Schönheit, entflammte die leicht erregbaren Magyaren zur höchsten Begeisterung und Kampflust; mit den feurigen Worten: „Moriamur pro rege nostro **Maria Theresia**“ (Laßt uns sterben für unseren König Maria Theresia)

schwuren die ungarischen Stände ihrer Königin die geforderte Hilfe zu und den feurigen Worten folgten rasch eben so feurige Thaten. Eine allgemeine Rüstung erfolgte im ganzen Ungarlande; allein in Preßburg sammelten sich 15,000 berittene ungarische Edelleute; von allen Seiten strömten Mannschaften zusammen; in kurzer Zeit drang ein zahlreiches ungarisches Heer in Oesterreich ein, verjagte die sich ihnen entgegenstellenden baierischen und französischen Heerhaufen und verfolgte sie bis nach Baiern. Am 24. Januar 1742, an demselben Tage, an welchem Carl Albert in Frankfurt zum Kaiser gewählt wurde, besetzte ein ungarisch-österreichisches Heer seine Hauptstadt München.

Friedrich folgte diesen Fortschritten der Oesterreicher gegen seine Verbündeten mit besorgten Blicken; die Wahrscheinlichkeit, daß der Vertrag von Schnellendorf sich als nichtig erweisen würde, daß die Oesterreicher nicht zögern dürften, sich mit vereinten Kräften auf ihn zu werfen, wenn es ihnen gelang, sich ihrer anderen Feinde gänzlich zu entledigen, konnte einem so scharfen Blicke wie dem des Königs keinen Augenblick entgehen. Das in der Noth Versprochene im Augenblick des Glücks nicht zu halten, war ein zu oft angewendeter Grundsatz der damaligen Politik, als daß der König nicht hätte mißtrauisch sein sollen.

Dieses Mißtrauen steigerte sich, als die österreichische Regierung gar nicht daran zu denken schien, daß nach den zu Schnellendorf getroffenen Vereinbarungen noch vor Ende des Jahres ein definitiver Friedensvertrag abgeschlossen sein mußte, und als, anstatt Vorschläge zu einem solchen zu machen, dieselbe vielmehr, wie Friedrich aus sicheren Quellen erfuhr, die Bestimmungen des Schnellendorfer Vertrages überall bekannt werden ließ, offenbar in der Absicht, den König mit seinen Bundesgenossen zu entzweien.

Der König sah ein, daß nur eine abermalige Entscheidung durch die Waffen die Oesterreicher werde gefügiger machen können und traf demgemäß seine Vorbereitungen. Der Erbprinz von Dessau, welcher mit einem Theile des preußischen Heeres in Böhmen stand, mußte sich im Januar 1742 der Grafschaft Glatz bemächtigen, was ohne Schwertstreich ausgeführt wurde, so daß die Stände der Grafschaft bereits am 29. Januar dem Könige von Preußen die Huldigung leisteten. Schwerin aber, welcher in Schlesien die Winterquartiere bezogen, mußte schon im December 1741 seine Armee concentriren und mit derselben in Mähren einrücken; er nahm am 27. December die Stadt Ollmütz und bezog dort und in der Umgegend eng zusammenliegende Winterquartiere.

Während so der König sich vorbereitete, bei den kommenden Ereignissen ein entscheidendes Wort mitzusprechen, waren seine Verbündeten, wie bereits oben erzählt, aus Oesterreich verjagt, sogar die Hauptstadt Baierns, München, war von den Ungarn besetzt worden; der König glaubte daher, dem dringenden Hilferuf entsprechen zu müssen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, jene gänzlich besiegt zu sehen und dann allein mit dem vereinten und siegreichen Heere Oesterreichs kämpfen zu müssen.

Die wirksamste Hilfe aber wurde nach Friedrich's Meinung den Baiern dadurch geleistet, daß der König in Verbindung mit der in Böhmen stehenden französischen Armee und einem sächsischen Truppencorps Mähren wegnahm, dann in Niederösterreich einfiel und durch die Bedrohung Wiens

die in Baiern eingedrungene österreichische Armee zur Umkehr nöthigte. Die Theilnahme sächsischer Truppen an dieser Operation erschien dem König um so gerechtfertigter, als man Sachsen ja für seinen Beitritt zum Nymphenburger Bündniß den Besitz von Mähren versprochen hatte; indessen fand Friedrich, der zu diesem Zwecke selbst nach Dresden ging, es erstaunlich schwer, die Einwilligung des schwachen und unthätigen Königs August, sowie seines eifrig österreichisch gesinnten Ministers Grafen Brühl zu dem vortrefflich entworfenen Plane zu erlangen.

Und als er endlich zur Ausführung kam, zeigten sich die sächsischen Generale so widerwillig gegen die ganze Expedition, die sächsischen Truppen so unbrauchbar und unzuverlässig, daß der Zweck völlig verfehlt wurde. Weigerten sich doch die Sachsen geradezu, die nöthigen Geschütze herzugeben, als man zur Belagerung der wichtigen Festung Brünn schreiten wollte; auch die Franzosen unter dem Herzoge von Broglio gingen bald wieder nach Böhmen zurück, woselbst sie lange Zeit in der Nähe der baierischen Grenze standen. König Friedrich hatte von dieser wenig erfreulichen Operation nur die große Genugthuung gehabt, zu sehen, wie vortrefflich die preußischen Truppen die Zeit der Winterruhe benutzt hatten, wie alle Theile derselben, namentlich die Cavallerie, an innerem Werthe, Raschheit, Leichtigkeit der Bewegung und militärischem Selbstgefühl gewonnen hatten. Hatten doch preußische Husaren, bis an die Thore Wiens streifend, dort nicht geringen Schrecken verbreitet. Mit größerem Vertrauen wie vorher konnte der König bei solchen Truppen in die Zukunft blicken.

Der König faßte in dieser Zuversicht um so leichter den Entschluß, allein der eigenen Kraft zu vertrauen und seine wankelmüthigen und unzuverlässigen Bundesgenossen ihrem Schicksale zu überlassen. Er brach daher mit seiner Armee im Anfange des April von Mähren auf und führte dieselbe über das Gebirge nach Böhmen, woselbst er am 17. April ein Lager bei Chrudim bezog und sich mit dem aus Glatz kommenden Corps des Prinzen von Dessau vereinigte. Die sächsischen Truppen gingen ebenfalls nach Böhmen zurück und nahmen im Norden des Landes, unfern der sächsischen Grenze, Stellung. Die Aufstellung der verschiedenen Armeen aller kriegführenden Mächte war daher Ende April folgende:

Eine österreichisch-ungarische Armee befand sich in Baiern, hatte keinen Feind gegenüber und zehrte daselbst vom Marke des unglücklichen Baierlandes; eine zweite österreichische Armee unter dem Herzog Carl von Lothringen stand in Mähren und bewegte sich nach Böhmen, um dieses Land von Feinden zu säubern.

Andererseits stand König Friedrich mit der preußischen Armee im östlichen Theile von Böhmen, bei Chrudim, etwa 14 Meilen von Prag; das französische Heer unter dem Herzog von Broglio in dem südwestlichen Theile Böhmens an der baierischen, die kleine sächsische Armee im Norden Böhmens an der sächsischen Grenze. Kaiser Carl VII. hatte seinem Stammlande völlig den Rücken kehren müssen und weilte noch immer in Frankfurt, mit den Aeußerlichkeiten seiner Kaiserwürde beschäftigt.

Ein nochmaliger Versuch Englands, den Frieden zwischen Oesterreich und Preußen zu vermitteln, scheiterte abermals sowohl an der Hartnäckig-

keit Maria Thereſia's, welche ſich ja zunächſt von der dringendſten Gefahr befreit ſah, wie an der Forderung Friedrich's, welcher ſich jetzt nicht mehr mit dem ihm früher angebotenen Niederſchleſien begnügen wollte, ſondern die Abtretung von ganz Schleſien mit der Grafſchaft Glatz verlangte. Noch einmal ſollten die Waffen entſcheiden.

Herzog Carl von Lothringen beabſichtigte, mit ſeinem Heere zwiſchen beiden feindlichen Armeen hindurch, die Preußen rechts, die Franzoſen links liegen laſſend, in der Richtung auf Prag vorzugehen und zunächſt dieſe Stadt wieder in ſeine Gewalt zu bringen. Der König hatte indeſſen dieſe Abſicht rechtzeitig erkannt und ließ den Herzog von Broglio auffordern, ſich mit ihm zu vereinigen und ſo die öſterreichiſche Armee auf ihrem Marſche aufzuhalten; als der Herzog aber erwidern ließ, daß er darüber erſt die Befehle ſeines Hofes einholen müſſe, beſchloß Friedrich, getroſt den Kampf mit den Oeſterreichern allein zu beſtehen. Demgemäß ſetzte ſich der König mit der Avantgarde ſeiner Armee am 15. Mai von Chrudim aus über Czaslau nach Kuttenberg in Bewegung, um die Oeſterreicher von ſeinen an der Elbe gelegenen Magazinen abzuhalten; Prinz Leopold mit der Hauptarmee folgte. Am 16. Mai wurde der Marſch fortgeſetzt, und der König hatte mit der Avantgarde bereits Kuttenberg erreicht, als der noch weit zurück befindliche Prinz Leopold beim Dorfe Sbislau auf öſterreichiſche Truppen ſtieß. Der König wurde ſofort davon benachrichtigt, daß ſich die öſterreichiſche Armee von Süden her auf Czaslau zu vorbewege und einzelne Abtheilungen derſelben ſich bereits zwiſchen die preußiſche Armee geſchoben hätten; er ließ dem Prinzen erwidern, daß er am anderen Morgen um 7 Uhr mit der Avantgarde bei der Armee eintreffen werde, worauf der Prinz, die öſterreichiſchen leichten Truppen verjagend, ſeinen Marſch etwas rechts ausbiegend fortſetzte und ſpät am Abend des 16. Mai ein Lager zwiſchen dem Dorfe Schuſchitz am Dombrawa-Fluß und dem Cirkwitzer See, das Dorf Chotuſitz vor der Front, bezog.

Am Morgen des 17. Mai ſtanden ſich beide Armeen gegenüber, und zwar 34 Bataillone und 60 Schwadronen mit etwa 60 Kanonen auf preußiſcher Seite, in Summa etwas über 18,000 Mann, darunter 8000 Reiter, gegen 21,000 Mann Fußvolk und faſt 10,000 öſterreichiſche Reiter, welche aber nur etwa 30 Geſchütze mit ſich führten.

Noch bevor die öſterreichiſche Armee auf den Höhen vorwärts Czaslau Stellung nahm, ging auch die preußiſche Armee weiter vor und ſtellte ſich, das Dorf Chotuſitz in der Mitte, in zwei Treffen, die Cavallerie auf beiden Flügeln, die Geſchütze vor der Front, in Schlachtordnung auf. Durch einen äußerſt ungeſtümen Angriff der preußiſchen Cavallerie des rechten Flügels wurde zunächſt die öſterreichiſche Reiterei des linken Flügels völlig über den Haufen geworfen; weniger glücklich jedoch ging es auf dem linken preußiſchen Flügel, welcher ſehr ungünſtig aufgeſtellt war, zu. Auch hier gelang es zwar dem erſten Treffen der preußiſchen Reiterei, einen vor ihrer Front gelegenen ſumpfigen Bach zu paſſiren, mehrere öſterreichiſche Reiterregimenter zu werfen und aus dem zweiten Treffen der Oeſterreicher Fahnen und Trophäen zu erobern; aber das zweite Treffen der öſterreichiſchen Reiterei durchbrach die preußiſche Stellung und nur der Umſtand, daß ſie ſich mit der Plünderung der hinter Schuſchitz aufgeſtellten

Bagage aufhielt, rettete den linken Flügel der Preußen vor großen Verlegenheiten.

In der Mitte der Stellung wurde sehr hartnäckig um den Besitz des Dorfes Chotusitz gekämpft; mehrmals eroberten die Oesterreicher das in Brand gerathene Dorf und verloren es eben so oft an die mit großer Tapferkeit stürmenden Preußen; durch eine entscheidende Bewegung des Königs mit dem rechten preußischen Flügel wurde endlich die Schlacht zum Nachtheil der Oesterreicher beendigt. Friedrich griff den österreichischen linken Flügel mit einer bedeutenden Infanteriemasse so energisch an, daß derselbe, ohnehin vom dreistündigen Kampfe ermattet, in's Wanken gerieth, sich in Unordnung auf das Centrum und den rechten Flügel drängte und den Herzog Carl nöthigte, den Befehl zum Rückzuge zu geben, wenn nicht die ganze Armee verloren gehen sollte. Nur schwach von preußischer Cavallerie verfolgt, ging die österreichische Armee bis nach Habern auf der Straße nach Iglau zurück; der König aber blieb mit seinem Heere in der Nähe des Schlachtfeldes stehen, und ging sogar bis Czaslau vor, in der Ueberzeugung, daß sein Gegner einen zweiten Versuch auf Prag machen werde. Vom 1. Juni ab bezog die Armee ein Lager bei Kuttenberg. —

Abermals hatte sich die Ueberlegenheit der preußischen Infanterie über die österreichische herausgestellt, aber auch die preußischen Reiter hatten die Scharte von Mollwitz wieder ausgewetzt; mit wesentlich erhöhtem Selbstgefühl gingen die preußischen Truppen ferneren Ereignissen entgegen. Der König erkannte übrigens die von allen Theilen der Armee bewiesene Tapferkeit dankend an, den Erbprinzen Leopold ernannte er noch auf dem Schlachtfelde zum Generalfeldmarschall. Der Sieg war preußischerseits mit einem Verluste von 1600 Todten, 2000 Verwundeten und 730 Vermißten erkauft; die österreichische Armee verlor, allerdings nach ihrer eigenen Angabe, nur 1052 Todte, 1773 Verwundete, 3370 Gefangene, 16 Geschütze und 2 Fahnen.

Mit der Schlacht von Czaslau oder Chotusitz erreichten die kriegerischen Begebenheiten des ersten schlesischen Krieges ihr Ende. Abermals versuchte England, den Frieden wieder herzustellen und machte der Kaiserin Maria Thersia die dringendsten Vorstellungen über die Nothwendigkeit, Friedrich's Forderungen zu bewilligen; da diese sich endlich überzeugt hatte, daß es ihr, wenigstens für jetzt, schwerlich gelingen werde, den Sieg an die österreichischen Fahnen zu fesseln, gab sie schweren Herzens nach und zeigte sich bereit, Schlesien abzutreten.

Auch der König war nicht abgeneigt, ohne Rücksicht auf seine Verbündeten für sich allein Frieden mit Oesterreich zu schließen; hatten sie ihn doch allein den Kampf gegen diese Macht ausfechten lassen und waren, wie Friedrich sehr wohl wußte, jeden Augenblick ohne Bedenken bereit, ihn im Stiche zu lassen und auf seine Kosten sich mit Oesterreich zu versöhnen. Eine Rücksicht auf sie brauchte der König wohl um so weniger zu nehmen, als wirklich schon Versuche gemacht worden waren, einen einseitigen Frieden zwischen Frankreich und Oesterreich herzustellen. — Demgemäß traten der englische Gesandte in Wien, Lord Hyndford, im Auftrage Maria Thersia's und der preußische Minister Graf Podewils in Breslau

zu Friedensconferenzen zusammen und einigten sich am 11. Juni 1742 über folgenden Friedensvertrag.

Die Königin von Ungarn trat das Herzogthum Ober- und Niederschlesien mit der Grafschaft Glatz, mit alleiniger Ausnahme von Teschen, Troppau und des Landes jenseit der Oppa und des hohen Gebirges, mit vollen Souveränetätsrechten als freies, unabhängiges Besitzthum an die Krone Preußen ab, welche sich dafür verpflichtete, eine auf Schlesien haftende Schuld Oesterreichs an England und Holland zu übernehmen*).

So war denn Preußen um eine reiche blühende Provinz von etwa 641 Quadratmeilen mit 161 Städten, 4923 Dörfern und $1^1/_2$ Millionen Einwohnern reicher geworden und voll Freude über den glücklichen Ausgang kehrte König Friedrich am 12. Juli nach Berlin zurück, wo er vom allgemeinen Jubel des Volkes empfangen wurde. Am 28. Juli wurde von ihm die Friedensurkunde unterzeichnet.

Zu klug indessen, um sich der errungenen Vortheile müßig zu erfreuen und in seinem Innersten überzeugt, daß Oesterreich jede günstige Gelegenheit mit Freuden benutzen werde, das Verlorene wieder zu gewinnen, traf Friedrich ungesäumt die kraftvollsten Anordnungen, um sich den dauernden Besitz der erworbenen schönen Provinz zu sichern; ohne Zeitverlust wurden die Festungen des Landes nach Möglichkeit in Vertheidigungszustand gesetzt, das Heer selbst aber um 18,000 Mann vermehrt.

Nur so gerüstet, glaubte der König mit Ruhe den ferneren Begebenheiten, insbesondere dem weiteren Verlauf des noch nicht beendeten Kampfes um die Erbschaft Kaiser Carl's VI. entgegensehen zu können — und seine weise Vorsicht sollte nicht unbelohnt bleiben. —

§. 6.

Neue politische Verwickelungen.

Die Voraussetzung König Georg's von England, daß die Lage Maria Theresia's sich sehr rasch günstiger gestalten werde, wenn sie nur den gefährlichsten ihrer Feinde, den König von Preußen, zum Frieden bewogen habe, sollte sich überraschend schnell bestätigen.

Das bisher gegen Friedrich im Felde stehende österreichische Heer konnte nun mit ungetheilter Kraft gegen die Franzosen und Baiern verwendet werden und noch im December 1742 gelang es, die französische Armee aus Prag zu drängen und schon im Frühjahr 1743 endlich ganz bis an den Rhein zurückzuwerfen. Maria Theresia wurde bereits am 12. Mai 1743 in Prag zur Königin von Böhmen gekrönt und der in Folge der glänzenden Siege König Friedrich's nach seinem Stammlande Baiern zurückgekehrte Kaiser Carl VII. sah sich, als die Oesterreicher unter Khevenhüller am 9. Mai 1743 die einzige ihm noch zu Gebote stehende Armee bei Sempach schlugen, zum zweiten Male genöthigt, Baiern

*) Diese an Schlesien haftenden Forderungen, welche Friedrich nur mit großem Widerstreben übernahm, da der preußische Staatsschatz am Ende des Krieges nur noch 150,000 Thlr. betrug, beliefen sich, was England betrifft, auf 1,700,000 Thlr., von Seiten Hollands auf 4,800,000 Gulden.

zu verlassen; die Stände Baierns und der Oberpfalz mußten sogar Maria Theresia eine, wenn auch nur einstweilige Huldigung leisten.

Auch König Georg hatte es jetzt für an der Zeit erachtet, aus seiner Neutralität herauszutreten und selbstthätig für die Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanction einzustehen. Er stellte sich demgemäß an die Spitze einer aus Engländern und Hannoveranern bestehenden Armee, zu welcher auch Holland ein Corps von 20,000 Mann gestellt hatte und welche den Namen der pragmatischen Armee erhielt, und schlug die Franzosen unter dem Herzog von Noailles am 27. Juni 1743 bei Dettingen so vollständig, daß dieselben Deutschland ganz räumten und über den Rhein zurückgingen. Gleichzeitig fügten die englischen Flotten der Seemacht Frankreichs empfindliche Verluste bei.

In Folge dieser für Maria Theresia so glücklichen Ereignisse kam nun zunächst zwischen Oesterreich, England, Holland und Sardinien am 13. September 1743 zu Worms ein Bündniß zu Stande, in welchem abermals die Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanction ausgesprochen wurde und der König von Sardinien sich verpflichtete, gegen englische Hilfsgelder und eine geringe Entschädigung im Mailändischen 45,000 Mann für Oesterreich in's Feld zu stellen. Schon nach drei Monaten, am 20. December 1743, trat auch Kursachsen diesem Bündniß bei.

Ein auffallender und dem aufmerksamen Friedrich keinen Augenblick entgehender Umstand war es, daß sich sämmtliche Theilnehmer des Wormser Bündnisses einander gegenseitig die Erhaltung ihrer Staaten auf Grund bestehender alter Verträge gewährleisteten. Was Maria Theresia betrifft, so war ihr besonders die Gewährleistung aller ihrer Besitzungen auf Grund der pragmatischen Sanction versprochen; von dem Breslauer Frieden, von der Abtretung Schlesiens an Preußen war in dem ganzen Vertrage von Worms kein Wort erwähnt worden. Der ohnehin schon rege gewordene Argwohn Friedrich's, daß das der Königin von Ungarn und Böhmen wieder lächelnde Glück sie verleiten möge, neue Hoffnungen auf die Wiedergewinnung Schlesiens mit Hilfe ihrer Bundesgenossen zu gründen, sollte hierdurch, wie durch mancherlei andere kleine Zeichen, neue Nahrung erhalten.

Friedrich, von seinen Diplomaten nicht weniger gut in den Winkelzügen der Politik, wie von seinen Generalen und Truppen auf dem Schlachtfelde bedient, hatte sehr gut in Erfahrung gebracht, daß Maria Theresia den Verlust Schlesiens gar nicht überwinden konnte, daß sie, wie Lord Hyndford seinem Hofe mittheilte, stets völlig die Königin vergesse und wie ein Weib in Thränen ausbreche, wenn sie einen Schlesier zu Gesicht bekomme, ja daß der Name Schlesien in ihrer Gegenwart gar nicht ausgesprochen werden dürfe, daß, nach dem Ausdrucke des englischen Gesandten, ihr alle Uebel gegen den Verlust Schlesiens nur geringfügig schienen.

Friedrich wußte ganz genau, daß der stolzen Kaisertochter dieser Verlust deshalb doppelt schmerzlich vorkam, weil er dem Hause Oesterreich von dem so lange in Abhängigkeit und Unterordnung erhaltenen Preußen zugefügt worden war, einer tief unter ihr stehenden Macht, deren Wachsthum sich zu widersetzen von jeher das Grundgesetz des österreichischen Kaiserhauses war.

Friedrich hatte endlich sogar von einem Briefe des Königs von England an Maria Theresia Kenntniß erhalten, in welchem er auf ihre Beschuldigung, daß er hauptsächlich sie zur Abtretung Schlesiens ermahnt und veranlaßt habe, ihr erwidert: „was gut zu nehmen ist, ist auch gut wieder zu geben", und er hatte die Bedeutung dieser Worte keinen Augenblick mißverstanden.

So war der König zu der sehr richtigen Ueberzeugung gekommen, daß das letzte Ziel Maria Theresia's, sowie ihrer Verbündeten vom Wormser Vertrage her Krieg gegen Preußen, die Wiedergewinnung Schlesiens sei. Damit aber trat an den König die Frage heran, auf welche Weise er sich am besten vor der ihm drohenden Gefahr schützen könne. —

Der König sah sich der zu Worms abgeschlossenen drohenden Coalition gegenüber in ziemlich isolirter Stellung. Allerdings war es ihm gelungen, einigen Einfluß am russischen Hofe zu gewinnen, indem durch seine Vermittelung die Verlobung des russischen Thronfolgers, späteren Kaisers Peter III., mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, der nachmaligen Kaiserin Katharina II., zu Stande gekommen war; ebenso hatte der König im Sommer 1744 seine Schwester Ulrike mit dem zum Thronfolger in Schweden bestimmten Herzog Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp vermählt; hierdurch war indessen voraussichtlich auch nichts weiter gewonnen, als die immerhin günstige Aussicht, daß Schweden und Rußland bei einem Kampfe gegen Preußen sich nicht betheiligen würden; auf ihre Unterstützung durfte Friedrich wohl auf keinen Fall rechnen.

Spanien und Frankreich hatten sich dem Wormser Bündniß gegenüber ebenfalls im October 1743 zu einem vorläufigen Vertrage geeinigt und schon im Frühjahr 1744 war die förmliche Kriegserklärung Ludwig's XV. an Großbritannien und Oesterreich erfolgt. Auf dieser Seite schienen daher dem Könige die meisten Aussichten auf einigermaßen thatkräftige Unterstützung zu erwachsen; denn wenn Frankreich dem Könige auch noch wegen des einseitig abgeschlossenen Friedens von Breslau grollte, so mußte doch Ludwig XV. andererseits an einem so mächtigen Bundesgenossen wie Preußen zu viel gelegen sein, um ihn nicht gern durch vortheilhafte Anerbietungen auf seine Seite zu ziehen. —

Endlich aber kam die sichere Erwägung hinzu, daß, wenn Friedrich die Ereignisse abwartete, Frankreich von seinen mächtigen Gegnern völlig besiegt werden und diese dann mit vereinten Kräften über Preußen herfallen dürften.

Der König entschied sich daher für den Anschluß an Frankreich; am 5. Juni 1744 wurde zwischen beiden Mächten ein Offensiv-Bündniß abgeschlossen, nach welchem Beide sich verpflichteten, die Sache Kaiser Carl VII. zu vertheidigen, ihm nicht nur das verlorene Baiern, sondern auch das Königreich Böhmen wieder zu erobern, und nicht eher zu ruhen, bis er in seiner Würde als Kaiser des deutschen Reichs, gegen welche Maria Theresia feierlich protestirt hatte, weil die Wahlstimme Böhmens bei der Kaiserwahl übergangen worden, allseitig anerkannt worden sei. Friedrich wurde der Besitz von Schlesien nach den Bestimmungen des Breslauer Friedens gewährleistet, auch die Erwerbung von drei böhmischen, an Schlesien grenzenden Kreisen in Aussicht gestellt.

Diesem Bunde traten in der Frankfurter Union auch der allerdings völlig machtlose Kaiser Carl VII., der Kurfürst von der Pfalz und der König von Schweden in seiner Eigenschaft als Landgraf von Hessen-Cassel bei.

Von Neuem zogen sich die drohenden Wolken des Krieges in dem Herzen Europa's zusammen; bevor wir aber zu der Schilderung der neuen kriegerischen Ereignisse übergehen, werfen wir noch einen flüchtigen Blick rückwärts auf die Begebenheiten, welche sich in der kurzen Zwischenzeit in unserem Vaterlande zugetragen. — —

Die Stellung Preußen's in der Reihe der europäischen Mächte war durch das kraftvolle und selbständige Auftreten König Friedrich's, durch seine glänzenden Erfolge im ersten schlesischen Kriege eine wesentlich andere wie vorher geworden. Hatten zwar schon die Vorfahren Friedrich's im deutschen und europäischen Staatensystem eine nicht unbedeutende und nicht zu unterschätzende Stellung eingenommen, so war doch bis dahin Niemandem eingefallen, daß Preußen jemals daran denken könne, eine hervorragende politische Rolle zu spielen oder gar eine entscheidende Stimme bei der Ordnung der Weltbegebenheiten zu beanspruchen.

In wie ungeahnter Weise sich dies geändert hatte, nachdem die alte tausendjährige österreichische Macht den Angriffen Preußens erlegen war, beweist unter anderen, thatsächlichen Begebenheiten ein Brief, welchen kurz nach dem Frieden von Breslau der Premierminister Frankreich's, Cardinal Fleury, an König Friedrich richtete. Dieser, über den einseitigen Friedensschluß Friedrich's tief bekümmert, sagte:

> „Ew. Majestät werden jetzt der Schiedsrichter von Europa, und dies ist die glorreichste Rolle, welche Sie jemals spielen können. Führen Sie dieselbe vollkommen aus, Sire, indem Sie Ihre Bundesgenossen und den Vortheil des Kaisers so viel als möglich zu schonen suchen."

Die späteren Ereignisse haben den Beweis geliefert, daß Friedrich sich dieser hohen und entscheidenden Stellung völlig bewußt war, daß er sie mit bewundernswerther Kraft und Klugheit durchzuführen verstand. Hierin aber liegt zugleich die Antwort auf die sich sehr natürlich aufdrängende Frage, wie es möglich war, daß ein Staat von dem verhältnißmäßig geringen Umfange, von keineswegs bedeutenden inneren Hilfsquellen, wie Preußen, sich auf solche Höhe schwingen, auf derselben behaupten und zuletzt aus dem Riesenkampfe gegen eine halbe Welt siegreich hervorgehen konnte.

Es war die staunenswerthe Geisteskraft seines Königs, welcher seine Zeit beherrschte, statt sich von derselben leiten zu lassen; es war das erhabene Genie Friedrich's, welches, alle seine Zeitgenossen geistig überragend, stets die richtigen Mittel zu finden wußte, um auch äußerlich den Sieg an seine Fahnen zu fesseln. —

Friedrich hatte übrigens, neue Kämpfe voraussehend, die Friedensjahre auf's Trefflichste benutzt. Die im ersten schlesischen Kriege gemachten Erfahrungen hatten ihm so manchen schätzbaren Wink gegeben über Verbesserungen, die in der Armee und zwar bei allen Truppentheilen derselben nothwendig waren; mit Eifer wurde überall daran gearbeitet und nament-

lich die Cavallerie durch unabläſſige Uebung auf jene hohe Stufe der Ausbildung gebracht, welche ſie im nächſten Kriege zum Schrecken ihrer Feinde machen ſollte. Dem ſehr fühlbar gewordenen Mangel an leichten Truppen, doppelt empfindlich, als die Oeſterreicher in ihren Panduren und Croaten Ueberfluß daran hatten, wurde durch die Errichtung von Jägerregimentern wenigſtens nach Möglichkeit abgeholfen; die Artillerie endlich, deren hohen Werth der König beſonders in der Schlacht bei Chotuſitz ſchätzen gelernt hatte, wurde beweglicher gemacht und in keiner Richtung wurde etwas verſäumt, der Armee ihre im vorigen Kriege bewieſene Ueberlegenheit auch für den in Ausſicht ſtehenden zu ſichern. —

Die Verwaltung der neu erworbenen Provinz wurde nach preußiſchem Muſter eingerichtet, das Steuerſyſtem in derſelben Weiſe geregelt, wie in den anderen Landestheilen; dagegen erachtete es der König für zweckmäßig, Schleſien nicht unter das Generaldirectorium zu ſtellen, ſondern richtete für daſſelbe ein beſonderes Verwaltungsdepartement ein, welches unmittelbar von ihm ſelbſt abhing. Die bisher oft arg bedrückte Provinz athmete bald erleichtert auf unter der neuen Herrſchaft und als unter derſelben an die Stelle der gegenſeitigen Feindſchaft und Verfolgung unter den verſchiedenen Religionsbekenntniſſen ſehr bald die überall in Preußen herrſchende Duldung trat, da waren in kurzer Zeit die Herzen der bei Weitem größten Mehrzahl der Schleſier für alle Zeiten für Preußen gewonnen. Wir werden dafür ſchon im nächſten Kriege ſprechende Beweiſe finden.

Preußen ſelbſt hatte im Kriege wenig oder gar nicht gelitten. Die Mittel dazu waren aus dem Staatsſchatze entnommen; und wenn dieſer auch dadurch völlig aufgezehrt war und die Entſchädigungen an England und Holland noch bedeutende Summen erforderten, ſo wußte Friedrich doch durch weiſe Sparſamkeit bald die geleerten Caſſen wieder zu füllen und konnte die Kräfte des Landes um ſo mehr in Anſpruch nehmen, als der Krieg, mit Ausnahme Schleſiens, den Grenzen deſſelben bisher fern geblieben war.

Daß während der Ruhe des Friedens den König ſeine Thatkraft und raſche Entſchloſſenheit nicht verlaſſen, bewies ſein Auftreten bei dem Tode des letzten Fürſten Carl Edzard von Oſtfriesland. Unſere Leſer erinnern ſich aus der Geſchichte des großen Kurfürſten des Anſpruchs, welchen derſelbe mit Genehmigung der oſtfrieſiſchen Stände auf dieſes Ländchen beim Ausſterben des einheimiſchen Fürſtenſtammes erworben hatte. Schon König Friedrich Wilhelm I. war im Jahr 1732 für den in Rede ſtehenden Fall mit dem Ländchen belehnt worden und hatte ſeitdem den Titel eines Fürſten von Oſtfriesland geführt, ohne auf eine Erbverbrüderung Rückſicht zu nehmen, welche im Jahre 1691 zwiſchen dem Fürſtenhauſe von Oſtfriesland und dem Hauſe Braunſchweig-Lüneburg geſchloſſen worden war.

Als nun am 25. Mai 1744 der letzte Fürſt von Oſtfriesland Carl Edzard ſtarb, machte König Friedrich mit der gewohnten Schnelligkeit und Entſchiedenheit allen Streitigkeiten um den Beſitz deſſelben ein unerwartetes Ende, indem er das Land beſetzte und die Huldigung der Stände entgegennahm, ehe die anderen Bewerber noch dazu gekommen waren, ihre Anſprüche auch nur geltend zu machen. Doch bewilligte der König den Oſtfrieſen ſehr ausgedehnte Rechte und Freiheiten, unter anderen

brauchten sie keine Rekruten zu stellen, auch übernahm er eine Schuld von $1^1/_2$ Millionen Gulden, welche die Holländer von dem Ländchen zu fordern hatten.

Das erworbene Fürstenthum zählte 54 Quadratmeilen Flächeninhalt mit 97,200 Einwohnern und gelangte unter der humanen und weisen Verwaltung Preußens sehr bald zu großem Wohlstande. —

§. 7.

Der zweite schlesische Krieg.

Friedrich selbst sagte von seinem am 5. Juni 1744 mit Frankreich abgeschlossenen Bündniß die bezeichnenden Worte:

„Ich habe es vorgezogen, die Sache noch schlimmer zu machen, als mich von den Feinden unterdrücken zu lassen; ich habe den Krieg gewählt, auf die Gefahr hin, in demselben unterzugehen, aber nur mit Ehren" —

und in der That bezeichnen diese Worte genau den aus der oben geschilderten Sachlage nothwendiger Weise hervorgehenden Entschluß des Königs.

Ihn trieb die Nothwendigkeit, einen Kampf, der über kurz oder lang doch unvermeidlich war, so bald als möglich und unter selbst gewählten, dem eigenen Vortheil entsprechenden Verhältnissen zu eröffnen. Nachdem diese Frage aber einmal entschieden war, war es für den König von der äußersten Wichtigkeit, den Kampf mit der äußersten Energie und wo möglich von vorne herein mit Vortheil zu beginnen, und das verstand zum Glück Niemand besser, als König Friedrich.

Nach dem zwischen ihm und Frankreich verabredeten Plane sollte ein großes französisches Heer über den Niederrhein gehen und Hannover angreifen; ein zweites über den oberen Rhein gehendes Heer sollte in Verbindung mit den wenigen Truppen, über welche Kaiser Carl verfügen konnte, die Oesterreicher vom Rhein und aus Baiern vertreiben, während König Friedrich gleichzeitig und in Uebereinstimmung mit den Operationen der letztgenannten französischen Armee die Oesterreicher durch einen Einfall in Böhmen zu beschäftigen übernahm.

Betrachten wir in diesen Blättern ausschließlich die Art und Weise, in welcher König Friedrich den ihm zugewiesenen Theil des Planes ausführte, da nur dieser Theil des Krieges die Geschichte unseres Vaterlandes unmittelbar berührt; der besseren Uebersichtlichkeit halber aber theilen wir, der Art der damaligen Kriegführung entsprechend, die Beschreibung der kriegerischen Begebenheiten nach den Feldzügen der verschiedenen Jahre ein und betrachten also zunächst:

I. Den Feldzug des Jahres 1744.

Im Anfange des Monats August erfolgte die Kriegserklärung Preußens an Oesterreich; er könne es, sagt der König in derselben, in seiner Würde als Kurfürst des deutschen Reiches, nicht länger mit ansehen, wie der erwählte Kaiser des Reichs von Oesterreich mißachtet werde und habe sich daher entschlossen, ihm Hilfe zu leisten. Gleichzeitig setzten sich drei preu-

ßische Heere nach Böhmen zu in Bewegung; das erste, vom König selbst geführt, ging durch das Kurfürstenthum Sachsen, dessen Minister bei der Abwesenheit König August's in Polen in nicht geringe Verlegenheit geriethen und bei aller Abgeneigtheit, dem Antrage Kaiser Carl's VII. auf freien Durchmarsch der preußischen Truppen zu willfahren, doch eben so wenig den Muth und die Mittel hatten, sich demselben offen zu widersetzen; das zweite preußische Corps unter dem Erbprinzen von Dessau nahm seinen Weg durch die Lausitz, das dritte endlich unter dem Feldmarschall Schwerin rückte von Schlesien aus in Böhmen ein. Die Gesammtstärke aller drei Corps betrug gegen 80,000 Mann und so genau waren alle Märsche und Bewegungen berechnet, daß sich am 1. und 2. September die sämmtlichen preußischen Heerestheile unter den Mauern Prag's vereinigten.

Ein viertes Corps blieb zum Schutze der Mark Brandenburg, ein fünftes endlich zu gleichem Zwecke in Oberschlesien zurück.

Friedrich beschäftigte sich nunmehr auf's Ernstlichste mit der Eroberung Prag's. Die Stadt hatte sehr ausgedehnte, in gutem Zustande befindliche Befestigungswerke; dagegen war die Besatzung für den Umfang der Festung nicht zahlreich genug. Nachdem die preußischen schweren Geschütze eingetroffen waren, wurden in der Nacht des 10. September nach eigener Anordnung des Königs die Laufgräben eröffnet; bereits am 12. September stürmte Schwerin den festen Ziska-Berg und etablirte hierselbst mehrere die Stadt völlig beherrschende Batterien, welche ein so verheerendes Feuer auf dieselbe richteten, daß sehr bald an verschiedenen Stellen Feuer ausbrach und die Muthlosigkeit allgemein wurde.

Der König selbst hatte dem mit großer Tapferkeit ausgeführten Sturme auf den Ziska-Berg als Zuschauer beigewohnt, und das heftige Feuer, welches der Feind auf ihn und sein glänzendes Gefolge richtete, fügte ihm einen herben Verlust bei, indem eine Kanonenkugel seinem Vetter, dem Markgrafen Wilhelm, dicht neben dem Könige den Kopf abriß und noch einen Pagen tödtete.

Nur sechs Tage hielt die Besatzung Prag's die überaus heftige Beschießung aus; bereits am 18. September erfolgte die Capitulation; die Besatzung ergab sich kriegsgefangen, die Stadt mußte dem Kaiser Carl huldigen, denn nur für diesen hatte ja Friedrich nach seiner Erklärung Böhmen erobern wollen.

Die völlige Unterwerfung des ganz von österreichischen Truppen entblößten Böhmens hatte nun weiter keine Schwierigkeiten; zwar war ein schwaches österreichisches Corps aus Baiern her eingedrungen, um sich den ferneren Fortschritten des Königs entgegen zu stellen; es würde indessen dasselbe schwerlich seinen Zweck erreicht haben, wenn Friedrich seinem ursprünglichen Plane treu geblieben wäre.

Nach demselben wollte der König das eingedrungene österreichische Corps, wenn es Stand hielt, schlagen oder wieder nach Baiern zurückdrängen, sich der großen Magazine in Pilsen bemächtigen, die nach Baiern führenden Gebirgspässe besetzen, wodurch das Eindringen größerer Armeen in Böhmen von dieser Seite her wenigstens für's Erste unmöglich ge-

macht worden wäre, und in dieser Stellung sollte dann die Armee in dem reichen, blühenden Böhmerlande ihre Winterquartiere beziehen.

Leider ließ sich der König durch seine Bundesgenossen, die Franzosen, verleiten, von diesem wohl überlegten Plan abzugehen und sollte dadurch selbst in die übelste Lage versetzt werden.

Die französischen Heerführer am oberen Rhein waren gegen den überall siegreichen Prinzen Carl von Lothringen immer mehr und mehr in Nachtheil gerathen; sie durften auf eine günstigere Gestaltung der Dinge nur rechnen, wenn es gelang, diesen wirklich vortrefflichen Feldherrn und seine vom besten Geiste beseelte Armee, die beste, die Oesterreich zu jener Zeit besaß, durch die Operationen König Friedrich's von sich ab und nach Böhmen zu ziehen. Der Ueberredung der französischen Vermittler im preußischen Hauptquartier gelang es in der That, den König trotz seiner besseren Ueberzeugung dem zum Mindesten egoistischen Plane seiner Bundesgenossen geneigt zu machen; und anstatt nach Westen rückte das preußische Heer nach Süden über Tabor nach Budweiß vor. Der Zweck der Franzosen war damit allerdings erreicht; der Wiener Hof, durch das Vorrücken der Preußen die österreichischen Grenzen bedroht sehend, rief sofort den Prinzen Carl vom Rheine her zurück und dieser rückte nunmehr in Eilmärschen durch Baiern nach Böhmen; aber die Franzosen, weit entfernt, dem österreichischen Heere zu folgen und dasselbe zwischen sich und das preußische Heer zu bringen, wie es nach der getroffenen Verabredung geschehen sollte, waren im Gegentheil nur zu froh, den gefährlichen Gegner los zu sein, überließen es dem Könige, wie er mit demselben fertig werden könne und begnügten sich, zunächst zur Belagerung der Festung Freiburg im Breisgau zu schreiten.

Friedrich hatte es daher nicht nur allein mit der österreichischen Hauptarmee zu thun, sondern gerieth auch noch durch zwei andere Umstände in große Verlegenheit.

Erstens war es den unabläßigen Bestrebungen Oesterreich's gelungen, den Kurfürsten von Sachsen zum offenen Beitritt an die Sache Maria Theresia's zu bewegen; ein sächsisches Corps von 22,000 Mann drang über Eger in Böhmen ein und vereinigte sich mit der österreichischen Hauptarmee, ohne daß Friedrich diese Vereinigung hindern konnte.

Zweitens aber befand sich das preußische Heer im südlichen Böhmen inmitten einer ihm im höchsten Grade feindlich gesinnten und durch religiösen Fanatismus auf's Aeußerste erhitzten Bevölkerung; der König sah sich bald von Lebensmitteln entblößt, da die zahlreich herum schwärmenden ungarischen Husaren jede Zufuhr abfingen, die Einwohner aber lieber ihre Vorräthe vernichteten, als daß sie dieselben in die Hände der ketzerischen Preußen fallen ließen; es konnte daher nicht fehlen, daß im Heere sehr bald Mangel und ansteckende Krankheiten entstanden und die Reihen dadurch in bedenklicher Weise gelichtet wurden. Nicht wenig wurde das Traurige dieser Lage dadurch erhöht, daß der König sich Wochen lang von allen Nachrichten abgeschnitten sah, daß er nichts erfuhr von dem, was sich im nördlichen Böhmen zugetragen, während er im südlichen Theile in gezwungener Unthätigkeit verweilte.

Dieser Lage ein Ende zu machen, entschloß sich der König daher zum Rückzug nach dem nördlichen Theile von Böhmen; vergebens aber hoffte er, hierbei die österreichische Armee zur Annahme einer Schlacht zu bewegen. Der äußerst vorsichtige Feldmarschall Traun, welcher zu dieser Zeit die Oesterreicher befehligte, hatte den gemessensten Befehl von seinem Hofe, jede Schlacht zu vermeiden und wich dem Könige stets durch sehr geschickt ausgeführte Märsche aus. In Wien aber kannte man die schlimme Lage des Königs sehr wohl und gab sich bereits den triumphirendsten Hoffnungen auf seine völlige Vernichtung hin, welche nach der Meinung der klugen Herren in der Wiener Hofburg um so unvermeidlicher war, als man auch mit Sicherheit auf eine Erhebung der katholischen Bewohner Schlesiens rechnen zu dürfen glaubte. Man sollte sich indessen bitter getäuscht sehen. —

Der König erkannte, daß ihm bei den geschilderten Verhältnissen nichts Anderes übrig bleibe, als für jetzt den größten Theil von Böhmen aufzugeben. Er ging daher noch im November über die Elbe zurück, in der Hoffnung, in dem nordöstlichen Theile Böhmens der Armee die ihr so hoch nöthige Winterruhe geben zu können; allein die Oesterreicher folgten und nur der heldenmüthigen Aufopferung des Obristlieutenant von Wedell, welcher mit einem einzigen Bataillon die bei Solonitz über die Elbe führende Brücke fünf Stunden lang gegen die österreichische Armee vertheidigte, verhinderte größeres Unheil. Der König selbst legte dem tapferen Wedell den Namen des preußischen Leonidas bei. Auch Prag mußte unter diesen Umständen aufgegeben werden; die Besatzung und so viel wie möglich auch die Geschütze, zogen ab und überließen die Festung den Feinden. Die gesammte preußische Armee räumte noch im November 1744 Böhmen völlig und zog sich in einzelnen Corps, von den Oesterreichern zwar lebhaft verfolgt, aber ohne wesentliche Verluste, über die Grenze nach Schlesien zurück, nur die Besatzung von Prag wurde auf ihrem Rückzuge hart mitgenommen; die Schuld daran sollte nach Schwerin's Meinung an der schlechten Führung des Erbprinzen von Dessau gelegen haben, worüber Beide in so ernsthafte Mißhelligkeiten geriethen, daß Schwerin gleich nach dem Feldzuge seinen Abschied nahm.

Die Oesterreicher aber waren durch die gelungene Vertreibung des preußischen Heeres aus Böhmen so siegesgewiß und zuversichtlich geworden, daß sie noch im December einen Versuch machten, sich durch Ueberrumpelung der Grafschaft Glatz zu bemächtigen.

Der alte Fürst von Dessau indessen, welcher in Stelle Schwerin's den Oberbefehl über die Truppen in Schlesien hatte, trieb sie sehr rasch und mit empfindlichen Verlusten über die Grenze zurück.

Was die Ereignisse auf den anderen Theilen des Kriegsschauplatzes betrifft, auf welchem der Kampf um die österreichische Erbschaft geführt wurde, so glauben wir dieselben hier, als den Zweck dieser Darstellung überschreitend und ohne wesentlichen Einfluß auf die Geschichte unseres Vaterlandes, füglich übergehen zu dürfen, um so mehr; als schon die nächstfolgenden Begebenheiten den König Friedrich, völlig isolirt und auf die eigenen Kräfte angewiesen, seinen übermächtigen Gegnern gegenüber stellen sollten.

II. Der Feldzug des Jahres 1745.

So war denn der Feldzug von 1744 in hohem Grade nachtheilig für Preußen ausgefallen. Die Kassen des Königs waren leer und schon am Ende des Jahres hatte es ihm zuweilen recht ernstlich an den zur Fortführung des Krieges nöthigen Geldmitteln gefehlt; die Armee war in dem Feldzuge zwar nicht geschlagen worden, sie hatte aber auch keine Siege erfochten, die ihren moralischen Muth hätten heben können, und der beschwerliche Aufenthalt in Böhmen, der noch traurigere Rückzug hatten bedeutende Lücken in den Reihen derselben verursacht, wenn sie auch den Geist im Heere nicht hatten beugen können. Das Traurigste aber war die völlig isolirte politische Lage, in welche König Friedrich sich mit dem Beginn des neuen Jahres versetzt sehen sollte.

In den ersten Tagen des Januars 1745 kam zwischen Oesterreich, England, Holland und Sachsen in Warschau ein gegenseitiges Vertheidigungsbündniß zu Stande, in welchem Oesterreich feierlich die Wiedergewinnung Schlesiens versprochen wurde; auch Sachsen sollte für seine außerordentlichen Rüstungen auf Kosten Preußen's entschädigt werden. Ein zwischen Oesterreich und Sachsen noch besonders abgeschlossener geheimer Vertrag zu Leipzig verpflichtete beide Mächte, nicht eher die Waffen niederzulegen, bis Preußen's Macht in engere Grenzen zurückgeführt sei, bis Oesterreich Schlesien und die Grafschaft Glatz wiedererobert habe; Sachsen sollte gegen englische und holländische Subsidien eine Armee von 30,000 Mann stellen, dagegen aber je nach dem Ausgang des Krieges entweder mit dem Herzogthum Magdeburg und dem Saalkreise, oder durch das Fürstenthum Crossen nebst den Kreisen Züllichau und Cottbus vergrößert werden. Der Leser sieht, daß man auch hier, wie es so oft geschieht, sich in das Fell des Bären theilte, ehe man denselben noch erlegt hatte.

Am 20. Januar 1745 starb Kaiser Carl VII.; sein durch den Ehrgeiz des Vaters für jetzt sogar seines Stammlandes Baiern beraubter Sohn Maximilian Joseph trug weniger Verlangen nach dem äußeren Schimmer der Kaiserkrone, die seinem Vater in Wahrheit auch nur eine Dornenkrone gewesen; als daher ein baiersches Heer am 15. April 1745 bei Pfaffenhoven von den Oesterreichern geschlagen worden war, machte der junge Kurfürst von Baiern am 22. April zu Füssen seinen Frieden mit Maria Theresia, erkannte in demselben die pragmatische Sanction an und versprach dem Gemahl Maria Theresia's, dem Großherzog Franz, seine Stimme bei der demnächst stattfindenden Kaiserwahl; sein Stammland Baiern wurde dafür von Oesterreich zurückgegeben.

So blieb dem Könige von seinen Bundesgenossen nur noch Frankreich, und was dessen Hilfe werth war, hatte er im letzten Feldzuge zur Genüge erfahren. Nach dem Tode des Kaisers hatte Ludwig XV. die Lust zum Kriege vollends verloren, und wenn er auch den Krieg nicht sofort ganz aufgab, so verfolgte er doch nur seinen eigenen Vortheil bei demselben und war zu einem entscheidenden Schlage, der Friedrich's Lage hätte verbessern können, in keiner Weise zu bewegen.

Ein Versuch König Friedrich's, einen in England eingetretenen Ministerwechsel zu seinen Gunsten zu benutzen und durch denselben vielleicht

eine Aenderung der englischen Politik zu erzielen, scheiterte an der Hartnäckigkeit und der feindseligen Gesinnung König Georg's. —

Preußen sah sich mithin bei dem Wiederbeginn des Krieges seinen mächtigen Gegnern allein gegenüber. König Friedrich, welcher sich bereits am 15. März 1745 wieder zur Armee begeben hatte, war sich der drohenden Gefahr sehr wohl bewußt; er selbst schreibt darüber in einem Aufsatze vom 17. April:

„Ich arbeite Tag und Nacht, um unsere Lage zu verbessern. Die Soldaten werden ihre Pflicht thun und es ist Keiner unter uns, der sich nicht lieber das Rückgrat brechen ließe, als einen Fußbreit Erde aufzugeben. Man muß uns einen guten Frieden gewähren oder wir werden uns durch Wunder der Kühnheit übertreffen und die Feinde durch Ueberlegenheit zwingen, daß sie unsere Freundschaft suchen" u. s. w.

In einem Briefe des Königs aus jener Zeit her sagt derselbe:

Ich habe keine Wahl mehr; ich will meine Macht behaupten oder sie mag zu Grunde gehen und der preußische Namen mit mir begraben werden. Unternimmt der Feind etwas gegen uns, so werden wir ihn besiegen, oder wir werden uns Alle niedermetzeln lassen zum Heile des Vaterlandes und zum Ruhme von Brandenburg. Es würde vergeblich sein, mir einen anderen Rath geben zu wollen. — — Noch haben wir keine Schlacht verloren, noch kann ein glücklicher Erfolg uns höher heben, als wir je gestanden. — — Man muß dem Unglücke, das da kommt, eine Stirne von Erz entgegensetzen und schon während des Lebens auf alles Glück, alle Güter, alle Täuschungen Verzicht leisten, die uns nicht über das Grab hinaus folgen werden."

Aus allen diesen Aeußerungen leuchtet die Seelenstimmung des Königs, sein fester Entschluß, alle Kräfte zur Abwendung der Gefahr anzuspannen, und lieber mit Ehren unterzugehen, als sich den Feinden zu unterwerfen, deutlich hervor; und wer so fest entschlossen ist, der ist schon halb Sieger. — Doch wenden wir uns nunmehr den kriegerischen Begebenheiten zu.

Die preußische Armee, welche während des Winters zwischen Breslau, Brieg, Neiße, Glatz und Schweidnitz vertheilt gestanden hatte, war während desselben völlig wieder ausgerüstet und vollzählig gemacht worden. Hatte doch der König selbst das gesammte schwere Silbergeräth aus dem Berliner Schlosse und zwar, um das Volk nicht muthlos zu machen, heimlich und bei Nachtzeit in die Münze transportiren und Geld daraus prägen lassen; hatten doch auch die Stände des Landes mehrere Millionen Thaler vorgeschossen und auf diese Weise die nöthigen Geldmittel geschafft, um die Armee auszurüsten, die Magazine zu füllen und die Kosten des Krieges vor der Hand zu decken.

Des Königs Absicht war es, diesmal seinen Gegner in Schlesien zu erwarten; er setzte dabei allerdings das eigene Land den Verheerungen des Krieges aus, hatte aber den überwiegenden Vortheil, daß er sich nicht weit von seinen Magazinen zu entfernen brauchte und die Subsistenz der Armee im eigenen Land gesichert war; auch durfte er und nicht ohne Grund hoffen, die Feinde bald aus Schlesien wieder zu verjagen. Die Stimmung

in der Armee bestärkte ihn in dieser Hoffnung, denn vom obersten General bis zum untersten Grenadier brannte dieselbe vor Begierde, für den unglücklichen Feldzug von 1744 ihre Revanche zu nehmen.

Demzufolge verlegte der König gegen Ende des Monat April seine Armee in enge Cantonnirungen zwischen Frankenstein und Patschkau, zog sich am 29. Mai von da nach Reichenbach zurück und bezog am 1. Juni unter den Kanonen der Festung Schweidnitz ein festes Lager. Leichte Truppen unter den Generalen von Winterfeld und du Moulin waren weiter vor nach Landshut poussirt, um die über das Gebirge führenden Straßen und die Bewegungen der Oesterreicher zu beobachten. Die Armee zählte im Ganzen 70 Bataillone = etwa 50,000 M. Infanterie, 151 Schwadronen = 27,800 Reiter, im Ganzen also gegen 78,000 Mann. Um diese Stärke zu erreichen, welche der König für nothwendig hielt, um mit Erfolg seinen überlegenen Gegnern gegenüber treten zu können, war es nöthig geworden, die bisher in Oberschlesien stehende 12,000 Mann starke Abtheilung des Markgrafen Carl, eines Vetters des Königs, heranzuziehen. Eine Botschaft an denselben gelangen zu lassen, hatte indessen seine sehr großen Schwierigkeiten, da ganz Oberschlesien bereits von zahlreich hereingebrochenen Ungarschwärmen durchstreift wurde und das gedachte Corps durch sehr überlegene feindliche Schaaren von der preußischen Hauptarmee abgeschnitten war. General von Ziethen war es, der die Besorgung des schwierigen Auftrages übernahm. Er benutzte dazu den glücklichen Umstand, daß sein Husarenregiment vor Kurzem neue Pelze erhalten hatte, welche die Oesterreicher noch nicht gesehen hatten und in denen es überdem große Aehnlichkeit mit einem der österreichischen Husarenregimenter hatte.

Ziethen rückt an der Spitze seiner 600 tapferen Reiter, von welchen übrigens jeder Einzelne davon unterrichtet ist, um was es sich handelt, damit der Markgraf die Botschaft erhält, wenn auch nur ein Mann sich durchschlagen sollte, am frühen Morgen aus dem preußischen Lager aus, schließt sich einer Abtheilung österreichischer Reiter, welche er nach einigen Stunden einholt, als ob er zu ihnen gehöre, an und gelangt glücklich durch das Lager der Oesterreicher. Erst ganz zuletzt werden die Verwegenen als Preußen erkannt und verfolgt, doch gelang es nun nicht mehr, sie aufzuhalten und mit ganz geringem Verluste, sogar noch mit einigen Gefangenen erreichte Ziethen den Markgrafen Carl. Ein richtiges, echt preußisches Husarenstückchen!

Markgraf Carl zögerte keinen Augenblick, den Befehlen des Königs nachzukommen, fand aber die Ausführung derselben nicht weniger schwierig, wie vorher Ziethen. Indessen hatte dieser durch Klugheit und List sein Ziel erreicht, so mußten hierbei andere Eigenschaften, welche die preußische Armee in so hohem Grade besaß, herhalten, Tapferkeit und Schnelligkeit.

Bereits am andern Tage brach das Corps des Markgrafen in der Richtung auf das Lager König Friedrich's auf und als in der Nähe von Jägerndorf die Anhöhen und Pässe, durch welche der Weg führte, von zahlreichen Feinden besetzt gefunden wurden, da besinnt der tapfere Markgraf sich keinen Augenblick; die kleine Schaar wirft sich entschlossen auf den

Feind, durchbricht ihn, nimmt ihm sogar noch einige Kanonen ab und erreicht glücklich das Heer des Königs, von demselben mit Jubel empfangen.

Sowohl der verwegene Zug Ziethen's wie die heldenmüthige Tapferkeit des markgräflichen Corps trugen nicht wenig dazu bei, das Selbstgefühl der preußischen Armee zu stärken, ihren Werth in den Augen der Welt zu erhöhen. —

Das österreichische Heer, unter dem Oberbefehle des Prinzen Carl von Lothringen, hatte den Winter im nordöstlichen Theile von Böhmen in und um Königgrätz zugebracht, und vereinigte sich nunmehr, etwa 70,000 Mann stark, am 20. Mai bei Jaromirz mit einem sächsischen Hilfscorps von 20,000 Mann. Von hier aus wollte der Prinz den Einfall in Schlesien machen und zwar sollte eine Scheinoperation des Generals Nadasdy über Braunau die Aufmerksamkeit der preußischen Vortruppen auf diesen Punkt hinlenken, während die österreichische Hauptarmee sich mehr rechts über Trautenau wenden und dort das Gebirge überschreiten sollte. Dem Plane gemäß marschirte die österreichische Armee am 28. Mai über Schömberg, woselbst die Grenze überschritten wurde, bis Landshut, mußte aber hier wegen der zu spät eintreffenden Lebensmittel zwei Tage unthätig stehen bleiben und traf erst am 1. Juni in Reichenau ein; die sächsischen Truppen mußten wegen gänzlicher Erschöpfung noch einen Tag länger in Landshut zurückbleiben.

Die bei und vorwärts Landshut gestandenen preußischen Vortruppen hatten sich beim Herannahen der österreichischen Hauptarmee auf das Lager bei Schweidnitz zurückgezogen, und nahmen noch am Abend des 1. Juni auf dem südlich von Strigau gelegenen Fuchsberge und noch weiter südlich in dem sogenannten Nonnenbusch, Aufstellung; von hier aus konnte ihnen keine Bewegung der Oesterreicher, wenn diese das Gebirge verließen, entgehen.

Der König hatte den Plan gefaßt, die Oesterreicher über seine Absichten völlig zu täuschen, sie glauben zu machen, daß er sich mit der Armee unter die Kanonen von Breslau zurückziehen wolle, um sie dann in dem Augenblicke, wo sie sich in der Ebene entwickelten, auf's Kräftigste und unerwartet anzufallen und in die Gebirge zu werfen.

Dieser Plan Friedrich's, durch weit verbreitete Gerüchte, geschickt ausgesprengte Nachrichten und durch sogenannte Doppelspione unterstützt, gelang auf's Beste und schon am Abend des 1. Juni meldete der gegen Freiburg mit leichten Truppen vorgeschobene Nadasdy dem Prinzen Carl, daß sich die preußische Armee in der Richtung auf Jauer und Liegnitz zurückziehe. Der österreichische Heerführer selbst beobachtete von einer Höhe bei Freiburg aus diesen Marsch der Preußen, wobei er in denselben Irrthum verfiel, wie vorher Nadasdy und die nach Strigau zu marschirenden Truppen für die Avantgarde der Armee ansah; es wurde daher im österreichischen Kriegsrath und zwar am 3. Juni Morgens in dem Dorfe Hohenfriedeberg der Beschluß gefaßt, in die Ebene herabzusteigen und der rückweichenden preußischen Armee zu folgen. Noch am Nachmittage setzten sich die österreichischen und sächsischen Colonnen in Marsch, debouchirten unter den Augen ihrer Feldherren, welche auf einer Anhöhe bei Hohen-

friedeberg im Freien speisten, mit klingendem Spiele in die Ebene und nahmen die ihnen angewiesenen Stellungen in der Schlachtordnung ein.

Erst spät in der Nacht war dieselbe beendet und zwar in folgender Weise:

Der österreichische rechte Flügel, bestehend aus einer zahlreichen Cavallerie, lehnte sich bis an das schwer zu passirende Strigauer Wasser, die Infanterie stand in zwei Treffen geordnet im Centrum und hatte die Dörfer Thomaswaldau und Günthersdorf vor der Front; die Sachsen, durch vier österreichische Reiterregimenter verstärkt, bildeten den linken Flügel der Stellung und standen zu der österreichischen Linie in einem vorgebogenen Haken; von ihnen waren die Dörfer Pilgrimshain und Groß-Eisdorf besetzt.

König Friedrich hatte, als er nach seiner Gewohnheit am 3. Juni Nachmittags seine Vorposten beritt, das Herabsteigen der feindlichen Colonnen aus dem Gebirge selbst bemerkt; er ließ daher um 8 Uhr Abends seine Armee in zwei Colonnen aus dem Lager bei Schweidnitz abrücken und führte sie in der Richtung auf Strigau vor; die Feuer im Lager mußten jedoch sorgfältig unterhalten werden, um die Oesterreicher in ihrer Täuschung zu bestärken. Um zwei Uhr Morgens versammelte der König seine Generale auf dem Fuchsberge vor Strigau, von wo aus man die Lagerfeuer der Oesterreicher deutlich sehen konnte und gab die Disposition zu der Schlacht aus. Als interessant heben wir aus derselben nur hervor, daß die Infanterie die Weisung erhielt, sich nicht viel mit Schießen aufzuhalten, sondern dem Feinde im Sturmschritt mit dem Bajonet zu Leibe zu gehen, jedenfalls aber solle sie nicht auf größere Entfernungen feuern wie auf 150 Schritt; der Cavallerie wurde anbefohlen, sich nicht viel mit Gefangennehmung zu befassen; auch solle sie ihre Hiebe vorzugsweise nach dem Gesicht der Gegner richten.

Uebrigens sollte die Armee über das Strigauer Wasser gehen, der rechte Flügel jedoch vorher Strigau passiren, sich dann westlich von Strigau in zwei Treffen formiren und sofort gegen den Feind vorrücken. Der rechte Flügel wurde durch die bereits nördlich von Strigau stehende Avantgarde unter General du Moulin, der linke, sich an das Strigauer Wasser lehnend, durch 40 Schwadronen unter dem General von Nassau gebildet.

Gleich am Anfange der Schlacht, und noch ehe Prinz Carl sich völlig überzeugt hatte, daß er es wirklich mit der ganzen preußischen Armee zu thun habe, wurde sein linker Flügel, aus den Sachsen bestehend, durch den ebenso geschickt als entschlossen ausgeführten Angriff des preußischen General du Moulin völlig über den Haufen geworfen. Diese, durch heftiges Geschützfeuer erschüttert, von du Moulin in Flanke und Rücken, vom General Graf Rothenburg gleichzeitig in der Front angegriffen, wandten sich zur Flucht und verließen in der Richtung auf Freiburg das Schlachtfeld, damit den österreichischen linken Flügel völlig entblößt lassend.

Prinz Carl hatte mittlerweile seine Armee um etwa 2000 Schritte vorrücken lassen; sein Centrum stand nunmehr auf einem Höhenzuge vor dem Dorfe Günthersdorf, der rechte Flügel desselben besetzte Thomaswaldau; die österreichische Reiterei auf dem rechten Flügel stand zwischen diesem Dorfe und Halbendorf. Von dieser günstigen Stellung aus suchte der Prinz durch heftiges Geschützfeuer den Aufmarsch der Preußen zu er-

schweren, ohne ihn jedoch verhindern zu können. Die preußischen Linien, von welchen die letzten Bataillone sich im vollen Laufe formiren mußten, avancirten, kaum in die Schlachtlinie eingerückt, sofort gegen die österreichische Stellung, eroberten auf dem linken Flügel das Dorf Thomaswaldau, umgingen auf dem rechten Flügel nach der Flucht der Sachsen den in der Luft stehenden österreichischen linken Flügel und brachten in kurzer Zeit durch ihr verheerendes Gewehrfeuer die Oesterreicher in Unordnung und Verwirrung.

Der preußischen Cavallerie, 40 Schwadronen unter General von Nassau, war es sehr spät gelungen, das Strigauer Wasser zu passiren, da die einzige zwischen Teichau und Strigau vorhandene Brücke schon beim Uebergang der ersten Escadrons brach; endlich war es jedoch gelungen, eine Furth zu finden und es entspann sich nun vor dem Dorfe Halbendorf ein äußerst hitziges, lange hin und her wogendes Reitergefecht, welches endlich beim sechsten Angriffe der Preußen, unterstützt durch das Feuer der inzwischen in den Besitz von Thomaswaldau gelangten Infanterie-Brigade von Polenz, mit der völligen Niederlage und Flucht der österreichischen Reiter endigte.

Das zweite Treffen der preußischen Cavallerie, 20 Escadrons von den Dragoner-Regimentern Baireuth, von Rothenburg und von Bonin, hatte die Furth zuletzt passirt, aber an dem Gefecht sich noch betheiligen können. General von Geßler, welcher diese braven Reiter führte, begnügte sich mit dem errungenen Erfolge nicht, er stürmte auf das bereits schwankende österreichische Fußvolk ein, durchbrach beide Treffen desselben, ritt 21 Bataillone über den Haufen und machte 4000 Gefangene; nicht weniger als 50 Fahnen und 5 Kanonen fielen in die Hände seiner Reiter.

Diese glänzende Attake entschied das Schicksal des Tages, die österreichischen Reihen lösten sich völlig auf, und zersprengt und flüchtig erreichten die Trümmer derselben die Höhen bei Hohenfriedeberg, woselbst sie mit Mühe und Noth in Bataillone gesammelt und nach Reichenau zurückgeführt wurden. Die verbündete österreichische und sächsische Armee erlitt in der Schlacht einen Verlust von über 3800 Todten, 5700 Verwundeten und gegen 6000 Gefangenen; auch waren 45 Kanonen, 54 Fahnen und 7 Standarten in die Hände der Sieger gefallen. Von der preußischen Armee waren außer der Reiterei nur 27 Bataillone wirklich in's Gefecht gekommen, sie zählte nach der Schlacht nur 968 Todte und 3775 Verwundete. Der König erkannte übrigens die glänzende Tapferkeit seiner Armee in gebührender Weise an; besonders ehrte er das Dragoner-Regiment Anspach-Baireuth durch Verleihung eines auf Pergament geschriebenen Gnadenbriefes, in welchem demselben die Befugniß ertheilt wurde, für ewige Zeiten in seinem Regimentssiegel die eroberten Fahnen und Kanonen zu führen; auch wurde demselben nach dem wörtlichen Ausdruck des Königlichen Gnadenbriefes

> „vor allen anderen Dragoner-Regimentern der Armee jetzo und zu ewigen Zeiten der erhabene Unterschied, Vorzug und Ehrenzeichen beigelegt, jederzeit im Zug und Marsch den Grenadiermarsch, mit ihren Pauken aber den Marsch der Küraſſierregimenter zu schlagen."

Noch heute erfreut sich das jetzige Regiment Königin-Kürassiere Nr. 2, in Pasewalk stehend, der Vorzüge, welche seine tapferen Vorfahren dem Regimente errungen.

Ueber den Sieg von Hohenfriedeberg aber schrieb der König an den Minister Podewils;

„Unsere Cavallerie hat Wunder gethan, alle Corps haben geschlagen, alle vortrefflich; auch meine Brüder haben wie Löwen für das Vaterland gefochten; wir haben Wort gehalten. Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einem solchen Heere."

Die Folgen der glänzenden Schlacht bei Hohenfriedeberg waren von hoher Bedeutung. Nicht allein, daß Schlesien vom Feinde befreit war, denn Prinz Carl zog sich in aller Eile, obgleich nur schwach verfolgt, nach Böhmen zurück und bezog zwischen Jaromirz und Königshof ein Lager; es war auch abermals der Welt der Beweis von der hohen Ueberlegenheit der preußischen Waffen geliefert, die Stimmung der Armee steigerte sich durch den glänzenden Sieg bis zur zuversichtlichsten Siegesgewißheit, während die neue Niederlage den Geist der österreichischen Soldaten nothwendiger Weise noch mehr als vorher beugen mußte.

Sehr wichtig war es auch, daß die ungeheuchelte Freude der Evangelischen in Schlesien über den erfochtenen Sieg in überzeugender Weise darthat, wie eng verbunden sich diese bereits mit Preußen fühlten; hatten ja doch viele Einwohner der dem Schlachtfelde nahe liegenden Dörfer während der Schlacht auf den Knieen gelegen und Gott angefleht, die Waffen des Königs zu segnen, welchen sie mit Recht als den Schützer ihres Glaubens betrachteten und verehrten.

Der König sah durch den Rückzug der Oesterreicher und Sachsen den Zweck des Feldzuges von 1745 erreicht; er glaubte nicht, daß es noch zu weiteren kriegerischen Ereignissen kommen werde und beschloß zwar, den Oesterreichern nach Böhmen zu folgen, aber nicht weiter, als wie es ihm zur Abwehr eines neuen Einfalls in Schlesien erforderlich erschien; durch die Erfahrungen des Feldzuges von 1744 gewitzigt, gedachte er vielmehr, sich immer so nahe an den schlesischen Grenzen zu halten, daß er durch eine Bewegung der Oesterreicher nicht von dieser Provinz und ihren Hilfsquellen abgeschnitten werden konnte.

Demgemäß ließ der König seine durch den anstrengenden Nachtmarsch und die darauf folgende heiße Blutarbeit erschöpfte Armee am 5. Juni auf dem Schlachtfelde ruhen, folgte am 6. den Oesterreichern nach Landshut, überschritt die böhmische Grenze und bezog bei Nachod, dem bei Jaromirz stehenden Prinzen Carl gegenüber, ein wohl befestigtes Lager. Wenige Tage darauf aber ging die preußische Armee in der Richtung auf Königgrätz vor, welcher Bewegung die Oesterreicher, dadurch ihre rechte Flanke bedroht sehend, folgten und sich in eine unangreifbare Stellung vor Königgrätz, in dem Winkel, wo die Elbe mit dem Adlerfluß sich vereinigt, zurückzogen.

Noch am Ende des Monats Juni sah sich der König genöthigt, sein Heer durch eine starke Detachirung nicht unbedeutend zu schwächen. Es war einem starken ungarischen Corps durch Verrath eines Offiziers der

Besatzung gelungen, sich der neubefestigten Stadt Cosel zu bemächtigen; um dieselbe wieder zu erobern, wurde daher der General von Nassau mit 12,000 Mann dorthin abgeschickt, welcher seinen Auftrag denn auch in kurzer Zeit ausführte und Oberschlesien bald von den wie Räuber hausenden Ungarn befreite.

Am 20. Juli aber ging der König bei Schmirsitz über die Elbe und bezog ein festes Lager bei Chlum, von wo aus die Umgegend völlig ausfouragirt wurde. Abermals mußte hier ein starkes Corps, vier Grenadierregimenter und 15 Escadrons unter dem General von Geßler entsendet werden, um wegen der drohenden Haltung Sachsens das zum Schutze der Mark Brandenburg zwischen Magdeburg und Halle aufgestellte Heer zu verstärken. Die Armee des Königs zählte nach diesen wiederholten Detachirungen nur noch 20,000 Mann.

Als indessen nach einiger Zeit, während welcher die verschiedenen Armeen ihre Stellungen mehrmals der Subsistenzmittel halber geändert hatten, diese immer schwieriger heranzuschaffen waren, ging der König wieder mit der Armee näher an die schlesische Grenze heran und bezog endlich zu Ende des Monat September ein festes Lager zu Staudenz, unweit Braunau. Die leichten Truppen der Oesterreicher umschwärmten dieses nicht besonders glücklich gewählte Lager des Königs (ohne Stützpunkte für die rechte Flanke und in waldiger Berggegend, bei einer Ausdehnung von $^1/_2$ Meile Länge) von allen Seiten; täglich fielen Gefechte vor, welche die Kräfte der ohnehin schwachen preußischen Armee über die Gebühr in Anspruch nahmen; dabei mußte der König die Besorgniß hegen, daß das zahlreiche Heer des Prinzen von Lothringen leicht die nach Schlesien führenden Gebirgspässe in seinem Rücken besetzen könne; alle diese Gründe bestimmten endlich Friedrich zu dem Entschlusse, das Lager bei Staudenz aufzugeben und nach Schlesien zurückzugehen.

Es gab auch noch einen anderen Grund, welcher den König in diesem Vorsatz bestärkte; nämlich die zu dieser Zeit in ihm aufsteigende Hoffnung, den Krieg auf diplomatischem Wege beenden zu können. Nach dem Siege von Hohenfriedeberg zeigte sich England geneigter, wie bisher, auf die Forderungen Preußens einzugehen; und nach längeren Verhandlungen war es am 22. September zum Abschlusse einer Convention zwischen England und Preußen gekommen, in welcher England dem Könige den Besitz von Schlesien verbürgte und Alles aufzubieten versprach, um auch Oesterreich und Sachsen zum Frieden zu bewegen. Der König dagegen verpflichtete sich, wenn diese beiden Mächte unter annehmbaren Bedingungen auf den Frieden eingehen wollten, seinerseits die am 13. September erfolgte Wahl des Großherzogs Franz, zum deutschen Kaiser, gegen welche er bisher protestirt hatte, anzuerkennen. An der Halsstarrigkeit Maria Theresia's scheiterte dieser Vermittlungsversuch. Preußen's kleine Armee schien der Fürstin dem unvermeidlichen Untergange durch das große österreichische Heer näher wie je; Preußen's König erschien ihr jetzt, wo ihr Gemahl von den Fürsten des Reichs zum Kaiser erhoben, nicht mehr als ein gewöhnlicher habsüchtiger Gegner, sondern als ein rebellischer Reichsfürst, der der Acht des Kaisers verfallen sei und mit welchem sie keinen Vergleich eingehen könne. Stolzer wie je erklärte die Fürstin, daß sie lieber

das Hemde vom Leibe als Schlesien missen wolle und befahl ihrem Feldherrn, dessen Heer ansehnlich verstärkt worden, mit voller Entschiedenheit zur Vernichtung des preußischen kleinen Corps zu schreiten. — In der That schienen die Umstände dazu günstig genug. — Das österreichische Heer mit Einschluß von etwa 5000 Mann Sachsen zählte 49 Bataillone, 33 Grenadiercompagnien und 132 Escadrons, in Summa 32,748 Mann, unter welchen 6300 Reiter.

Dem vermochte der König, welcher sich noch vor Kurzem zu einer abermaligen Entsendung des Generals von Polenz mit 3 Bataillonen und 1000 Reitern zur Deckung der Neumark gegen 6000 von Polen nach Sachsen marschirende Reiter hatte entschließen müssen, nicht mehr als 25 Bataillone und 46 Escadrons, in Summa 19,000 Mann, von welchen 5300 Reiter, entgegenzusetzen. Doch der König verlor den Muth nicht; er wußte, daß er sich auf seine Armee verlassen konnte, daß sie ihm willig und voll Zuversicht überall dahin folge, wohin sein Befehl sie rufen würde.

Demohnerachtet hielt es Friedrich für rathsam, ohne Schlacht nach Schlesien zurückzuweichen; und er war am 30. September, Morgens 4 Uhr, gerade beschäftigt, den um ihn versammelten Generalen die Dispositionen zum Abmarsch zu ertheilen, als er die Meldung erhielt, daß ein starkes österreichisches Heer gegen den rechten Flügel seines Heeres anrücke. Jetzt war ein Zurückweichen durch die ihm im Rücken liegenden Defiléen bei der großen Nähe des Feindes gefährlicher, als ein kühner und entschlossener Angriff auf denselben, trotz seiner Ueberzahl, und der König entschloß sich daher, die Schlacht anzunehmen. —

Der Prinz von Lothringen hatte in Folge der von seinem Hofe erhaltenen bestimmten Befehle das Lager der Preußen bei Staudenz am 24. und 26. September vom Morschauer Kopf aus recognoscirt, die Schwäche desselben genau erkannt und den Entschluß gefaßt, einen Ueberfall auf dasselbe zu unternehmen. Demgemäß setzte sich die österreichische Armee von dem Lager bei Königshof aus in sechs Colonnen am 29. September um 11 Uhr Vormittags in der Richtung auf Braunau in Bewegung; die Avantgarde erreichte um 3 Uhr Nachmittags, nachdem sie die waldige Gebirgsgegend, welche den Namen: das Königreich Sylva führt, passirt hatte, das Dorf Sohr, ging bis in die Höhe des Dorfes Burkersdorf vor und fand sich hier den preußischen Vorposten bis auf eine Entfernung von 500 Schritt gegenüber. Noch in der Nacht vom 29. bis 30. September nahm die Armee nach der Anweisung des Fürsten von Lobkowitz die für die Schlacht des folgenden Tages bestimmte Stellung ein und zwar vor dem Dorfe Sohr: der rechte Flügel aus zahlreicher Cavallerie bestehend, in der Höhe des Dorfes Deutsch-Praußnitz; der linke, ebenfalls aus Cavallerie, außerdem aber aus 15 Grenadier-Compagnien und sechs Bataillons bestehende Flügel auf dem sogenannten Bataillenberge, den rechten Flügel des preußischen Lagers bei Staudenz überflügelnd; das Centrum, aus dem Gros der österreichischen Infanterie und 21 Escadrons bestehend, in zwei Treffen zwischen beiden Flügeln, das Dorf Burkersdorf, welches man nicht einmal besetzt hatte, dicht vor der Front.

Ungefähr um 4 Uhr Morgens war die Aufstellung beendigt und dies war der Augenblick, in welchem, wie bereits erwähnt, König Friedrich erst

die gefährliche Nähe der österreichischen Armee erfuhr; jedenfalls wäre sie ihm noch gefährlicher geworden, wenn Prinz Carl sich entschlossen hätte, sofort angriffsweise gegen die ihm die rechte Flanke darbietende preußische Armee vorzugehen, statt unthätig wie bei einer Vertheidigungsschlacht stehen zu bleiben und den Angriff abzuwarten.

Wahrscheinlich würde ein solcher Entschluß, kräftig durchgeführt, der preußischen Armee dasselbe Schicksal bereitet haben, wie es nunmehr die österreichische selbst erfuhr.

König Friedrich zögerte mit seiner Entschließung keinen Augenblick. Während die in zwei Treffen lagernde Armee unter die Waffen trat und sich anschickte, eine vom König angeordnete Schwenkung rechts zu machen, welche sie der österreichischen Stellung parallel gegenüber brachte, stürzte sich der Feldmarschall von Buddenbrock mit 20 Escadrons des rechten Flügels auf die den österreichischen linken Flügel bildende Cavallerie auf dem Bataillenberge und schlug sie in die Flucht. Ein Angriff der braven Reiter auf die österreichischen Geschütze dieses Flügels wurde blutig zurückgewiesen und glückte erst, als derselbe von der Infanterie des rechten Flügels, welche inzwischen die Schwenkung wie auf dem Exercierplatz vollendet hatte, kräftig wiederholt wurde. Der linke Flügel der Oesterreicher wurde völlig zersprengt, die zerstreuten Bataillone derselben retteten sich in die hinter der Stellung liegenden Wälder und die ganze Stellung der österreichischen Armee sah sich durch diesen glücklichen Erfolg in ihrer linken Flanke auf's Aeußerste bedroht.

Inzwischen hatte allmählich die gesammte preußische Armee die angeordnete Viertelschwenkung rechts trotz des feindlichen Kanonenfeuers mit einer Ruhe und Präcision ausgeführt, wie es nur bei der großen Manövrirfähigkeit preußischer Truppen möglich war; sie griff, kaum in die Schlachtlinie eingerückt, die österreichische Infanterie an, welche mehrere Stöße mit großer Kaltblütigkeit aushielt. Als aber der linke Flügel der Oesterreicher von der Infanterie-Division Prinz von Preußen, welche den Bataillenberg genommen hatte, allmählich nach dem rechten Flügel zu aufgerollt wurde, als gleichzeitig die vom König mit 20 Escadrons verstärkte Cavallerie des linken preußischen Flügels zum Angriff vorging, welchen die österreichische Reiterei nicht einmal abwartete, da vermochten die schon wankenden österreichischen Bataillone den erneuerten Stoß des preußischen Centrums nicht mehr auszuhalten und wandten sich zur Flucht.

Die preußischen Kürassier-Regimenter Bornstedt und Rochow hieben bei dieser Gelegenheit mit großem Erfolge in die bereits weichende österreichische Infanterie ein und machten noch an 800 Gefangene. Nur der schützende Wald des Königreichs Sylva rettete die Trümmer der zersprengten Armee vor gänzlicher Vernichtung. Die Oesterreicher erlitten in der Schlacht bei Sohr einen Verlust von etwa 7500 Mann an Todten und Verwundeten, 19 Geschütze und 8 Fahnen, die Preußen verloren in dem nur vierstündigen Kampfe 17 Offiziere und 800 Mann Todte und 105 Offiziere und 2600 Mann an Verwundeten.

Der König begnügte sich übrigens damit, den Angriff der Oesterreicher blutig zurückgewiesen zu haben; unbehelligt zog sich Prinz Carl von Lothringen nach dem Lager von Königshof zurück und vertheilte bald

darauf seine Armee in die Winterquartiere; Friedrich benutzte seinen ferneren Aufenthalt in Böhmen nur noch dazu, die begonnene Ausfouragirung dieses Theiles von Böhmen in aller Ruhe zu vollenden, führte dann seine Armee unter mancherlei Gefechten mit den leichten österreichischen Truppen nach Schlesien zurück, und ließ auch sie, überzeugt, daß er in diesem Jahre von den Feinden nichts mehr zu befürchten habe, daselbst in den Winterquartieren zwischen Rohrstock und Schweidnitz die ersehnte Ruhe genießen. Er selbst übergab dem Erbprinzen von Dessau den Oberbefehl und kehrte zu Ende October nach Berlin zurück.

Die Schlacht von Sohr mußte nothwendiger Weise die hohe Meinung, welche die Welt bereits von König Friedrich's Feldherrntalent zu hegen begonnen hatte, nicht unwesentlich bestärken; bedenkt man die ungünstigen Umstände, unter welchen er die Schlacht anzunehmen gezwungen war, die ungeheure Ueberzahl der Feinde, gegen welche er sich schlug, die Nothwendigkeit, ohne vorherige Ueberlegung sofort einen entscheidenden Entschluß zu fassen, so wird man so wenig dem außerordentlichen Genie des Königs, als der bewundernswürdigen Ausbildung seines Heeres seine hohe Achtung versagen können.

Nachträglich und nicht gerade zum Ruhme der österreichischen Armee sei hier noch bemerkt, daß während der Schlacht das preußische Lager bei Staudenz, welches in der Eile nicht mehr hatte abgebrochen werden können, von ungarischen Truppen überfallen und geplündert und dabei wahrhaft kannibalische Frevel gegen Weiber und Kranke verübt wurden. —

In seiner Hoffnung, daß nach dem abermals erfochtenen Siege Oesterreich und Sachsen sich nunmehr endlich geneigt zeigen würden, auf einen billigen Frieden einzugehen, sollte sich der König auf's Bitterste getäuscht sehen.

Durch den Einfall des Prinzen Carl Eduard Stuart in Schottland und die unerwarteten Erfolge, welche derselbe im Anfange seines abenteuerlichen Unternehmens erlangte, wurde König Georg von England genöthigt, seine Aufmerksamkeit den Angelegenheiten seines eigenen Reiches zuzuwenden; dadurch aber wurde Maria Theresia einen unbequemen Rathgeber los, der sie unablässig mahnte, auf Grund der Convention von Hannover Frieden mit Preußen zu machen. Frei von dieser Fessel und erbitterter gegen Friedrich wie je, konnte sie sich jetzt völlig den finsteren Racheplänen hingeben, welche am sächsischen Hofe, vornehmlich durch den von Friedrich persönlich auf's Tiefste beleidigten Minister Grafen Brühl, zum Untergange des großen Königs entworfen worden waren.

Man hatte den Entschluß gefaßt, die zerstreut in ihren Winterquartieren liegenden preußischen Truppen gleichzeitig zu überfallen und während der dadurch nothwendig entstandenen Verwirrung sich Berlins zu bemächtigen, von wo aus man dann leicht den König zu einem demüthigenden Frieden zwingen zu können hoffte.

Während die sächsische Armee sich gegen das zwischen Halle und Magdeburg stehende Corps des Fürsten von Dessau wendete und dieses in Schach hielt, sollte die österreichische Armee des Prinzen von Lothringen gleichzeitig von Böhmen aus durch die Lausitz in Schlesien eindringen und die Armee des Königs in Schlesien überfallen; endlich sollte eine dritte,

eben erst vom Rhein dazu herangezogene österreichische Armeeabtheilung unter dem General Grünne direct auf Berlin marschiren und diese Hauptstadt besetzen, ehe die beiden Armeen des Königs sich von ihren Gegnern hatten losmachen können. Glücklicher Weise für Preußen war man indessen nicht vorsichtig genug bei der Geheimhaltung des sauberen Planes verfahren und Friedrich hatte denselben im Augenblicke der Ausführung durch schwedische Diplomaten in Erfahrung gebracht.

Die rasche Entschlossenheit des Königs wußte die Absichten seiner Feinde nicht nur in allen ihren Theilen zu vereiteln, sondern auch ihnen von Neuem empfindliche Demüthigungen zu bereiten und neue Lorbeeren in den Ruhmeskranz der preußischen Waffen zu flechten.

Der König traf am 15. November bei der inzwischen durch den Erbprinzen von Dessau concentrirten schlesischen Armee ein, überschritt bei Naumburg den Queiß-Fluß und überfiel am 23. November bei Katholisch-Hennersdorf die aus 2 sächsischen Bataillonen und 6 Escadrons bestehende Avantgarde der Armee des Prinzen Carl. Im raschen Anlaufe wurde dieselbe völlig geschlagen, verlor allein über 1000 Gefangene und der Prinz wurde dadurch zum eiligen Rückzuge bewogen. Der König verfolgte die österreichische Armee äußerst lebhaft, fügte der Nachhut derselben, wo er sie zum Stehen bringen konnte, mehrmals erhebliche Verluste bei und drängte dieselbe innerhalb fünf Tagen über Schönberg und Zittau nach Böhmen zurück. Die Oesterreicher büßten in diesem kurzen Feldzuge nicht weniger als 5000 Mann ein und verloren ihre gesammte Bagage, sowie mehrere wohlgefüllte Magazine. Der König bezog darauf Cantonnirungsquartiere bei Görlitz und entsendete von hier aus den General von Lehwald mit 10 Bataillonen und 20 Escadrons über Bautzen gegen die Elbe, um sich mit dem von Leipzig her heranrückenden Fürsten von Dessau zu vereinigen.

Noch einmal versuchte Friedrich von hier aus mit dem sächsischen Hofe in Friedensverhandlungen zu treten, denn auch ihm begann die Fortführung des Krieges der fehlenden Geldmittel halber allmählich schwer und schwerer zu werden; allein die Bemühung war wieder eine vergebliche; noch war Graf Brühl weit entfernt, seine Pläne zur Vernichtung des gehaßten Preußenkönigs aufzugeben; er stellte so unerhörte Forderungen, daß der König sie nur mit Unwillen ablehnen konnte.

Indessen hatten die glänzenden Erfolge des Königs gegen die Oesterreicher doch die sächsische Armee, welche unter dem Grafen Rutowsky dem Fürsten von Dessau gegenüber stand, zum Rückzuge auf das bedrohte Dresden bewogen, ohne einen Kampf mit den Preußen zu wagen. Der Fürst von Dessau hatte daher am 30. November Leipzig besetzt, bewegte sich aber von dort so langsam weiter vor, trotz der zur Eile mahnenden Befehle Friedrich's, daß dadurch der heftigste Unwillen des Königs gegen den alten Feldherrn erregt wurde. In der That ist der Fürst von dem Vorwurf nicht freizusprechen, daß er zu langsam auf Dresden vorgegangen sei; er legte in neun Tagen nicht mehr als neun Meilen zurück, nahm daher erst am 10. December Torgau und besetzte am 13. December Meißen, woselbst er sich mit dem über Bautzen herangerückten General Lehwald vereinigte.

Ob dem Benehmen des Fürsten zu große Vorsicht, oder, wie Einige behaupten wollen, Neid und Eifersucht auf den jungen Feldherrnruhm des Königs zu Grunde gelegen hat, möge dahingestellt bleiben; jedenfalls stachelten die lebhaften Vorwürfe des Königs den alten Fürsten zu dem festen Entschlusse, in dem zunächst zu erwartenden Kampfe mit den Sachsen seinen Ruf als bewährter General entweder glänzend zu behaupten, oder mit Ehren seinen Tod in demselben zu finden. —

Am 14. December brach die Armee in vier Colonnen von Meißen auf, setzte am 15. ihren Marsch, Wilsdruff links liegen lassend, fort und traf kurz nach Mittag desselben Tages beim Dorfe Kesselsdorf auf die in Schlachtordnung aufgestellte sächsische Armee.

Der König hatte inzwischen seine Armee am 13. in Camenz versammelt, hatte am 14. Königsbrück, am 15. Abends Meißen erreicht, befand sich also zur Zeit, als der Fürst auf die Sachsen stieß, noch zwei starke Tagemärsche von dem $1\frac{1}{2}$ Meilen von Dresden liegenden Schlachtfelde entfernt.

Was die Armee des Prinzen Carl von Lothringen betrifft, so hatte sich diese in der Gegend von Gabel mehrere Tage von dem übereilten Rückzuge aus der Lausitz erholt, und war dann in einem ungeheuren Bogen über Leitmeritz, Außig, Schönwalde nach Dresden marschirt, woselbst sie am 14. December eintraf. Aus Rücksicht auf die Bewohner der Umgegend von Dresden hatte man aber derselben sehr weitläufige Quartiere angewiesen, so daß, als am anderen Tage der Kanonendonner von Kesselsdorf herüber tönte, die Armee nicht so rasch zusammengezogen werden konnte, um auf die überhaupt nur drei Stunden dauernde Schlacht einzuwirken. Auch beeilte sich der Prinz in keiner Weise damit. —

Der Fürst von Dessau fand die sächsische Armee in einer sehr schwer zugänglichen Stellung hinter dem steilen Grunde, welchen der Zschonen-Bach bildet. Den linken Flügel bildete das Dorf Kesselsdorf, welches nicht allein mit sieben Bataillonen, worunter ein österreichisches, besetzt, sondern auch durch vier befestigte Batterien vertheidigt wurde. Drei derselben, von 28, 8 und 3 Geschützen deckten auf der vor dem Dorfe liegenden Höhe den westlichen Eingang in dasselbe, eine vierte von 6 Geschützen war auf einer rückwärts liegenden Höhe aufgefahren. Das Gros der sächsischen Armee stand auf den steilen Höhen hinter dem Zschonen-Grunde in zwei Treffen bis an das Dorf Zölmen heran; 27 Escadrons Sachsen bildeten ein drittes Treffen hinter dieser Stellung, welche ebenfalls durch mehrere Batterien verstärkt war. Der rechte Flügel stand vor dem Dorfe Bemerig und war aus sechs sächsischen Bataillonen im ersten und 14 Escadrons Cavallerie, darunter zwei österreichische Kürassierregimenter, im zweiten Treffen gebildet. Außerdem stand der zu der Armee des Generals Grünne gehörige General von Elberfeld mit 10 österreichischen Bataillonen über eine Stunde vom Schlachtfelde entfernt am Zschonen-Grund, da, wo der Bach in die Elbe fließt. Mit Einschluß desselben bestand die Armee des Grafen Rutowsky aus 34,600 Mann mit 65 schwereren Geschützen.

Diese Stellung sollte der Fürst mit einer etwa ebenso starken Armee,

aus 34 Bataillonen und 88 Escadrons, in Summa 32,600 Mann, worunter 8800 Reiter, angreifen*).

Des Fürsten von Dessau bewährter Feldherrnblick erkannte bei der Recognoscirung der Stellung sofort, daß der linke Flügel derselben, als leicht zu umgehen, der einzig mögliche Angriffspunkt sei. Er ordnete daher unter dem Feuer des feindlichen Geschützes seine Armee auf den vor dem Zschonen-Grunde liegenden Höhen in zwei Treffen, die Infanterie im Centrum, die Cavallerie auf beiden Flügeln, und ließ auf seinem rechten Flügel sofort sechs Bataillone, in zwei Treffen geordnet und von zwei Dragoner-Regimentern gefolgt, zum Sturm auf die Batterien vor Kesselsdorf vorgehen.

Vergeblich versuchten jedoch die braven Grenadiere zu wiederholten Malen, die steilen, mit Eis und Schnee bedeckten Höhen zu ersteigen; das feindliche Geschützfeuer schmetterte ganze Reihen nieder, so wie sie den Rand des Plateaus erreicht hatten, und mit einem Verluste von 1400 Todten und Verwundeten wendeten sie sich zur Flucht.

Die zur Besetzung von Kesselsdorf bestimmten sächsischen Bataillone ließen sich durch die bisher nie gesehene Flucht der Preußen verleiten, in wilden, regellosen Haufen aus dem Dorfe hervorzubrechen und sie zu verfolgen. Fürst Leopold aber befahl sofort zwei in der Nähe haltenden Dragoner-Regimentern, auf die zerstreuten Haufen der sächsischen Grenadiere einzuhauen, und dies geschah mit solchem Erfolge, daß nur Wenige dem Tode oder der Gefangenschaft entgingen. Gleichzeitig ging der General Lehwald mit vier Infanterie-Regimentern über den Zschonen-Grund vor und eroberte nicht allein die Batterien, sondern auch das von seinen Vertheidigern entblößte Kesselsdorf, welches er auch gegen alle Anstrengungen der Sachsen zu behaupten wußte.

Inzwischen war durch die Tapferkeit des Prinzen Moritz von Dessau auch auf dem rechten sächsischen Flügel die Entscheidung erfolgt. Ohne Zaudern warf sich dieser brave Prinz den steilen und glatten Bergabhang hinab, ließ sich von zwei Grenadieren durch den Zschonen-Bach tragen und stürmte mit unglaublicher Todesverachtung und Kühnheit an der Spitze seiner Infanterie-Division den Bergabhang wieder hinauf. Die sächsische Infanterie gerieth nach kurzem Feuergefecht in's Wanken; die Reiterei war über das Plötzliche des Angriffs so bestürzt, daß sie keinen Angriff auf die preußische Infanterie wagte und sich ebenfalls zur Flucht wendete.

In demselben Augenblicke hatten die Generale von Geßler und von Möllendorf von Kesselsdorf aus mit 20 Escadrons die sächsische Stellung umgangen und erschienen im Rücken derselben; von da an hörte jeder fernere Widerstand auf, in regellosen Haufen ergriffen die Sachsen die Flucht und nur die Nacht entzog sie der weiteren Verfolgung.

In weniger als drei Stunden war der schöne Sieg erfochten, dessen alleiniges Verdienst der König, als er am anderen Tage das Schlachtfeld

*) Man erzählt, der alte Fürst habe in seinem rührenden Vertrauen zu Gott vor der Schlacht diesen, aber so laut, daß es von Vielen gehört werden konnte, in folgender Weise angefleht: „Lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei, oder willst Du nicht, so hilf wenigstens die Schurken, die Feinde nicht, sondern siehe zu, wie es kommt, dann will ich schon alleine mit ihnen fertig werden."

besuchte, dankend dem Fürsten von Dessau zuschrieb. Von seinen Generalen umgeben, ritt der König dem Fürsten entgegen, stieg vom Pferde und umarmte ihn entblößten Hauptes; mit dem Siege war jeder Groll zwischen dem Könige und seinem ältesten Feldherrn verschwunden.

Die preußische Armee hatte den Sieg mit einem Verluste von 1678 Todten und 3384 Verwundeten erkauft, dagegen aber 48 Geschütze, 5 Fahnen und 3 Standarten erobert und 5000 Gefangene gemacht; die Sachsen verloren außerdem noch an 3000 Todte und Verwundete.

Mit dem Siege von Kesselsdorf sollte der Krieg nunmehr sein Ende erreicht haben; zwar erbot sich der Prinz von Lothringen, mit seiner 56,000 Mann starken Armee die Preußen noch einmal anzugreifen, aber die sächsischen Generale erklärten einstimmig, daß sie nicht im Stande seien, das völlig auseinander gesprengte sächsische Heer in so kurzer Zeit und ehe der König von Meißen her sich mit dem Fürsten von Dessau vereinigt habe, wieder zu sammeln; sämmtliche österreichische und sächsische Corps traten daher schon am 16. den Rückzug über Pirna nach Peterswalde an und schon am 18. December öffnete das nur von sechs Milizbataillonen vertheidigte Dresden dem Könige von Preußen seine Thore. Die Milizen wurden entwaffnet und in die preußischen Regimenter gesteckt, die Stadt selbst vom Könige mit edler Mäßigung behandelt. —

Wie hoch erfreut der König über diese glückliche Beendigung des Feldzuges war, leuchtet deutlich aus einem Briefe hervor, welchen der König am Tage nach seiner Ankunft in Dresden nach Berlin richtete; er sagt darin:

> „Ich sitze oft und denke nach, ob es auch wirklich und wahrhaftig wahr ist, was wir erlebt haben! Heute in die Lausitz einmarschirt, denselben Tag noch die sächsischen Truppen geschlagen, morgen Görlitz besetzt, übermorgen die Oesterreicher hinter Zittau getrieben, den Tag darauf sie aus dem Lande gejagt, Bautzen genommen, wieder den anderen Tag die sächsische Armee nach Dresden getrieben, endlich nicht allein diese Armee, sondern auch die Oesterreicher, die bei ihr waren, geschlagen, Dresden zur Capitulation gezwungen und das Alles zu einer Zeit, wo die hochmüthigen Feinde den König von Land und Leuten vertreiben, seine Armee auseinander jagen, Stadt und Land durch Feuer und Schwert verwüsten wollten! Der Herr hat Großes an uns gethan, lasset uns dessen froh sein!" —

Jetzt erst zeigte sich auch Maria Theresia bereit, mit dem Könige Frieden zu machen. Die wiederholten schweren Niederlagen, welche das österreichische Heer erlitten, hatten endlich auch ihre Hartnäckigkeit besiegt und wohl oder übel mußte sie sich, wenigstens für's Erste in den Verlust Schlesiens, fügen, wenn auch in ihrer Seele immerhin der Gedanke rege blieb, das Verlorene dereinst unter günstigeren Verhältnissen wieder zu erobern.

So wurden denn zu Dresden Friedensverhandlungen angeknüpft, welche bei der weisen Mäßigung Friedrich's sehr bald zu einem befriedigenden Ende gebracht wurden. Am 25. December unterzeichnete der König den zwischen Preußen, Oesterreich und Sachsen abgeschlossenen Frieden; er

begnügte sich mit dem, was schon die mit England abgeschlossene hannöversche Convention ihm verbürgt hatte, behielt also Schlesien und die Grafschaft Glatz, wie er sie vor dem Ausbruch des Krieges besessen. Nur Sachsen mußte zur Strafe dafür, daß es Oesterreich unabläßig zum Kriege gereizt, also für die Schuld seines Ministers Brühl, eine Entschädigung von 1 Million Thaler an Preußen zahlen. —

Mit neuem Ruhm bedeckt, hielt der König am 28. December seinen Einzug in Berlin und wurde daselbst mit hoher Begeisterung feierlich empfangen. Fort und fort wogten die Berliner um das Königliche Schloß herum und brachen in stürmischen Jubel aus, wenn der König sich zeigte. Friedrich selbst äußerte sich tief bewegt über diese ungeheuchelte Freude des Volkes; „ich sehe", sagte er, „daß meine Bürger mich lieben, so haben sie bei meiner Thronbesteigung sich nicht gezeigt."

Als am Abende dieses Freudentages alle Häuser Berlins auf's Glänzendste erleuchtet waren, und eine frohe, jubelnde Volksmenge durch die Straßen wogte, sah man zum ersten Male an vielen Häusern die Inschrift: Vivat Fridericus Magnus, eine Bezeichnung für den König, welche bald allgemeine historische Geltung erhalten sollte.

Mit dem Frieden von Dresden war selbstredend auch Friedrich's Betheiligung an dem österreichischen Erbfolgekriege beendigt, welcher erst mehrere Jahre später, 1748, durch den Frieden zu Aachen seinen völligen Abschluß mit der allgemeinen Anerkennung der pragmatischen Sanction und der Kaiserwürde Franz I. fand. Auch die Erwerbung Schlesiens wurde Preußen in diesem Frieden nochmals feierlich bestätigt. —

Capitel III.

Zehn Jahre des Friedens.

§. 8.

Des Königs Fürsorge für Ackerbau und Gewerbe, für Handel und Industrie.

Die zehn Friedensjahre, welche dem Könige nach dem so befriedigenden Abschlusse des zweiten schlesischen Krieges vergönnt waren, gaben demselben die willkommene Gelegenheit, die Wunden zu heilen, welche der Krieg geschlagen, die Lage seines Volkes in sicher nach allen Richtungen hin fortschreitender Entwickelung zu bessern und zu heben und dabei zugleich sorgsam bedacht zu sein, daß durch die steigende Tüchtigkeit und Schlagfertigkeit der Armee, durch den vertheidigungsfähigen Zustand der Landesfestungen das erworbene rühmliche Ansehen des Staates auch für künftige Zeiten behauptet, das Land selbst vor neuen Anfällen sicher gestellt werde.

Es bilden diese zehn Jahre der äußeren Ruhe nicht allein die heiterste und glänzendste Periode der Regierung Friedrich's; sondern sie erregen auch beim Hinblick auf die staunenswerthe Thätigkeit, auf die gänzliche Hintenansetzung seiner eigenen Person, mit welcher der König sich der von ihm für heilig gehaltenen Erfüllung seiner Pflichten hingab, auf die landesväterliche Sorgfalt und das richtige Verständniß des Königs für alle Zweige der Staats- und Landesverwaltung, nicht weniger unsere hohe Bewunderung, als es die glänzenden Kriegsthaten der beiden schlesischen Feldzüge vermocht haben. Nicht weniger groß als auf dem Schlachtfelde, erscheint der König als Vater seines Volkes.

Wie edel und schön Friedrich über seine Pflichten als König und Herrscher eines großen Landes dachte, geht aus so manchen seiner Aeußerungen im Briefwechsel oder in der Unterhaltung mit seinen Freunden und Vertrauten hervor. So sagte der König nach seinem Eintreffen in Berlin, daß er von der Leidenschaft des Ehrgeizes geheilt sei, daß er die Tage, die ihm der Himmel schenke, nun in Ruhe zu verleben und so viel Gutes zu thun gedenke, als in seinen Kräften stehe. So äußerte sich der König sehr häufig, daß Arbeit ihm das dringendste Bedürfniß des Lebens sei; „ich arbeite", schreibt Friedrich, „um zu leben, denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang." Mehr als einmal sprach

Friedrich den Gedanken aus, daß er sich nur als den ersten Diener seines Staates ansehe, der allein um des Volkes willen da sei, der also die heilige Verpflichtung habe, mit allen Kräften seines Körpers und seines Geistes für das Wohl des Volkes thätig zu sein, der aber auch außerdem seinem Volke das Beispiel der Arbeitsamkeit, der Ordnung und Sparsamkeit geben müsse. In einem seiner Werke sagt der König:

> „Da Preußen arm ist, muß der Regent dieses Landes sparsam sein und in seinen Angelegenheiten die strengste Ordnung halten; giebt er das Beispiel der Verschwendung, so werden seine Unterthanen, die arm sind, ihm nachzuahmen suchen und sich dadurch ruiniren."

Diesen Worten und Gedanken entsprach das ganze Leben und die Handlungsweise des Königs.

Täglich erhob sich der König um 4 Uhr Morgens vom Lager, an Reisetagen wohl auch noch früher, zog sich sofort vollständig an, so daß er jeden Augenblick bereit war, wenn es erforderlich, zu Pferde zu steigen, und widmete die ganze Zeit bis zum Mittagessen den Geschäften des Staates, in den Zwischenpausen wohl auch dann und wann mit seiner geliebten Flöte herumwandelnd und in den sanften Tönen derselben seine Gedanken zu erneuten Anstrengungen sammelnd. Oftmals äußerte Friedrich, daß ihm beim Flötenspiel stets die besten Gedanken gekommen seien.

Die Stunden des Tages, sowohl für die Geschäfte des Staates, für die schriftstellerischen Arbeiten des Königs, für den Briefwechsel mit entfernten Freunden, endlich auch für die Erholungen waren auf's Genaueste eingetheilt und auf's Strengste wurde diese Eintheilung inne gehalten; niemals aber gestattete der gewissenhafte Monarch, die der Erholung gewidmete Zeit auf Kosten der für die Geschäfte bestimmten Stunden zu verlängern. Er suchte in der Erholung nur neue Stärkung für die Arbeit.

In ähnlicher Weise, wie die Stunden des Tages, hatte auch das ganze Jahr seine bestimmte Eintheilung erhalten. Zu bestimmten Zeiten bereiste der König die Provinzen und musterte daselbst alle Zweige der Verwaltung in der sorgfältigsten und eingehendsten Weise; keine Ungehörigkeit entging dabei dem aufmerksamen Blicke Friedrich's, welchem nun die harte Schule, welche der Vater ihn in Cüstrin hatte durchmachen lassen, recht trefflich zu Statten kam. Die dort gesammelten Erfahrungen gereichten jetzt dem Lande zum Segen.

Große Sorgfalt widmete der König der Entwickelung und Hebung des Ackerbaues. Noch war trotz der Bemühungen des verstorbenen Königs in diesem Punkte in allen Theilen des Landes gewaltig viel zu thun, noch lag so manche Strecke Land wüst und öde da oder trotzte, von Morästen und Brüchen durchzogen, allen Anstrengungen, welche bisher gemacht worden waren, um sie zu kultiviren. Mit rüstiger Hand ging der König an's Werk, zog Colonisten aus dem Rheinlande und der Pfalz, wo der finstere Katholicismus noch immer die Protestanten verfolgte und bedrückte, in großer Zahl in seine Staaten, trocknete Sümpfe und Moräste durch Anlegung von großen Abzugsgräben aus, schützte Gegenden, die bisher alljährlich den verheerendsten Ueberschwemmungen ausgesetzt waren,

durch Deiche und ließ an Orten, wo der Fuß des Menschen bisher nicht zu haften vermocht hatte, zahlreiche und blühende Dörfer anlegen.

So gewann der König durch Urbarmachung und Trockenlegung des meist unzugänglichen Sumpfes im Oderthale zwischen Frankfurt und Freienwalde einen blühenden und fruchtbaren Landstrich. Mit stolzer Freude überschaute Friedrich schon nach wenigen Jahren die blühende Landschaft und rief die Worte aus: „Hier habe ich ein Fürstenthum erobert, auf welchem ich keine Soldaten zu halten brauche."

So wurden in dem neu erworbenen Ostfriesland 4 Quadratmeilen, — das sogenannte Bässeland, — welche vor mehr als 500 Jahren vom Meere verschlungen waren, durch starke Dammbauten diesem wieder abgewonnen und bald prangten lachende Felder und wohlhabende Dörfer da, wo bisher der unter dem Namen „der Dollart" bekannte Meerbusen die Welle an den Strand getrieben. In ähnlicher Art erstreckte sich die Fürsorge des Königs auf alle Provinzen des Reichs, auf alle Gegenden, die seiner Hilfe bedurften; und erwähnen wir noch als hierher gehörig die Entwässerung des Warthe- und des Netze-Bruchs, welche schon vom großen Kurfürsten begonnen, aber wieder aufgegeben worden war, und durch welche eine Strecke von 8 Meilen Länge und 1—2 Meilen Breite mit einem Kostenaufwande von $^3/_4$ Million Thaler der Cultur gewonnen wurde, ferner die Entwässerung und Urbarmachung des Finer-Bruchs bei Ziesar, des Drömlings in der Altmark, des großen Vilm-Bruchs bei Neustettin in Hinterpommern und vieler kleineren Brüche in der Mark, Pommern, Preußen und Schlesien. Die Zahl der neu herangezogenen Anbauer, welche diese Gegenden bevölkerten, kann man reichlich auf 250—260,000 veranschlagen*).

Für die bessere Bebauung des Landes selbst, für die Gewinnung und Verbesserung der Wiesen, für die Förderung des Garten-, Obst- und Gemüsebaues sorgte der König durch zahlreich ausgesetzte Prämien, durch die Gründung von ökonomischen Gesellschaften, stieß dabei aber auf so manche Schwierigkeiten, welche theils in alten Vorurtheilen und dem starren Festhalten an dem Althergebrachten wurzelten, theils durch Maßregeln des Königs selbst herbeigeführt wurden. Es konnte ja nicht anders sein, daß durch die Verpflichtung des Landes, Getreide zu bestimmten Preisen in die Magazine des Königs zu liefern, durch das zeitweilige Verbot der Getreideausfuhr und andere hemmende Anordnungen der Landbau nicht zu völliger Entfaltung gelangen konnte, wenn diese Anordnungen auch in anderen Beziehungen sich als segensreich erweisen mochten. Der Bauernstand jener Zeit, dumm und unwissend, wie er war, sträubte sich mit unglaublicher Hartnäckigkeit gegen alle Neuerungen; so konnte z. B. der Anbau der Kartoffeln, welchen der König mit großem Eifer betrieb, nur durch Anwendung von Strafen ermöglicht werden und gewann erst dann weitere Verbreitung, als durch mehrere auf einander folgende Hungerjahre der Werth dieser unschätzbaren und auf dem wenigst ergiebigen Boden gedeihenden Frucht erkannt wurde.

---

*) Großentheils gehören diese umfassenden Arbeiten der Zeit nach dem 7jährigen Kriege an oder wurden erst nach demselben beendet.

Dazu kam die traurige äußere Lage der Bauern selbst, welche der König trotz aller Sorgfalt für dieselben doch nicht so günstig zu gestalten vermochte, wie es sein landesväterliches Herz wohl wünschte. Zwar war die Leibeigenschaft im Wesentlichen aufgehoben; strenge Gesetze sicherten dem Bauer eine menschliche Behandlung auch seitens der Königlichen Beamten zu, welche sogar mit sechs Jahren Festungsstrafe bedroht waren, wenn sie sich erlaubten, einen Bauer mit dem Stocke zu schlagen; zwar waren die Arbeitsleistungen, zu welchen der Bauer dem Gutsherrn verpflichtet war, durch Gesetze genau geregelt; aber die schweren Steuern, die Hofsdienste, die Verpflichtung zum Vorspann, zu der bereits erwähnten Lieferung in die Magazine, zu der viermonatlichen Grasung der Cavalleriepferde und Anderes mehr, machten das Aufblühen des Bauernstandes für jene Zeit noch unmöglich.

Die sehr bedeutenden Summen, welche der König auf die oben angegebene Weise zur Verbesserung der Landescultur verwendete, kamen zwar in erhöheten Staatseinkünften den Kassen des Königs wieder zu gute; indessen doch nur sehr allmählich, und da der König eine Vermehrung der Staatseinnahmen nicht blos in der Zukunft, sondern augenblicklich nöthig erachtete, dieselbe aber nur in den indirecten Steuern finden konnte, so suchte er auf jede Weise die Gewerbethätigkeit des Landes zu erhöhen, den Handel zu beleben.

Dem Könige erschien jede Summe Geldes verloren, welche auf irgend eine Weise aus dem Lande ging und unzweifelhaft hätte er am liebsten gesehen, wenn seine Unterthanen Alles das, was sie brauchten, auch selbst gefertigt hätten; er huldigte, wie wir sehen, in dieser Beziehung eben noch den vom Vater aufgestellten und befolgten Principien und übersah dabei, daß auch im Handel und Gewerbe eine freie Bewegung zum Gedeihen ebenso nöthig ist, wie auf dem Felde der Wissenschaften und Künste.

So belud der König wenigstens alle die Artikel, welche denn doch vom Auslande her bezogen werden mußten, mit zum Theil sehr hohen Steuern, besonders aber solche, welche nicht zur Nothdurft des täglichen Lebens gehörten, von deren hoher Besteuerung der ärmere Theil des Volkes daher nicht betroffen wurde.

Im Ganzen fanden sich an 400 Artikel, deren Einfuhr durch Steuern erschwert und theilweise ganz unmöglich gemacht wurde; wir nennen darunter z. B. Eisen-, Stahl-, Glaswaaren, Porzellan, Fayence und vor Allem die verschiedenen Luxusartikel, wie z. B. Sammt, Seidenstoffe u. s. w., ferner Tabak und Kaffee, noch vor kurzer Zeit ganz unbekannte Dinge in Preußen, nach welchen jedoch jetzt die Nachfrage mächtig zu steigen begann; die beiden letztgenannten waren Monopol der Regierung und konnten nur von dieser zu hohen Preisen bezogen werden. Ebenso wie die erschwerte Einfuhr zur Hebung der einheimischen Industrie beitragen sollte, sollten andererseits Ausfuhrverbote von gewissen Rohstoffen verhindern, daß dieselben wegen eigenen Mangels vom Auslande her bezogen werden mußten. So durfte unter Anderem Wolle gar nicht ausgeführt werden, welche Maßregel denn die Folge hatte, daß die Schafzucht im Lande keinen Aufschwung nehmen wollte, obgleich der König schon im Jahre 1748 zur Veredelung der einheimischen Race Widder aus Spanien kommen ließ. Nach

dem siebenjährigen Kriege, zu welcher Zeit der König bei der allgemeinen Erschöpfung der Königlichen Kassen und bei dem gesunkenen Wohlstande des Landes mehr als je darauf bedacht war, die Accise und die Zölle gewinnreich zu machen, wurde eine besondere Generaladministration der Königlichen Gefälle, unter dem Namen die Régie bekannt geworden, eingeführt, an deren Spitze sich Franzosen befanden. Dieser Umstand sowohl, wie die äußerst drückenden und gewaltsamen Maßregeln, zu welchen die Beamten dieser Behörde berechtigt waren, machten die ganze Anstalt beim Volke in hohem Grade verhaßt. Um den zahlreich vorkommenden Defraudationen zu begegnen, waren diesen Beamten die ungebührlichsten Eingriffe in den häuslichen Verkehr gestattet und die Plackereien, denen man besonders an den Grenzen ausgesetzt war, waren derartig, daß Reisende die preußischen Grenzen, wenn nur irgend möglich, zu vermeiden suchten. Die Einrichtung selbst erwies sich auch keineswegs so gewinnbringend, wie der König gehofft hatte; ein zu großer Theil der Einnahmen floß in die Taschen der Beamten.

Von größerem Vortheil für das Land war es, daß der König in jeder Weise für die Hebung des einheimischen Fabriken-Wesens Sorge trug. Der Errichtung eines fünften Departements im Generaldirectorium, welches ausschließlich sich mit der Sorge für Manufacturen, Fabriken und Handel zu beschäftigen hatte, haben wir schon erwähnt.

Der König selbst gab gern bedeutende Summen her, um solche Anlagen zu unterstützen; so wurden in Schlesien besondere Spinnschulen errichtet, in welchen auch Frauen in der Behandlung des Flachses und in der Weberei unterwiesen wurden. Im schlesischen Gebirge blühte dieser Zweig der Industrie in kurzer Zeit so auf, daß schon in den letzten Regierungsjahren Friedrich's für mehr als 4 Millionen Thaler Leinwand jährlich ausgeführt werden konnte, welche zumeist nach Amerika ging.

Nicht minder wurde für die Wollenmanufactur und Tuchfabrikation gesorgt, welche der König in allen Landestheilen zur gedeihlichsten Entwickelung bringen ließ. Allein nach Rußland wurden jährlich für etwa 4 Millionen Thaler Tuche ausgeführt.

Außerdem wurde die Kattundruckerei, die Baumwollenspinnerei, die Spitzenklöppelei eingeführt, mit der Anfertigung von Sammet- und Seidenwaaren wurde wenigstens der Anfang gemacht; auch wurde noch während des siebenjährigen Krieges, wie hier gleich erwähnt werden möge, in Berlin eine Porzellanfabrik errichtet; diese und die schon früher bestehenden Fayencefabriken verdrängten das bis dahin übliche Zinngeschirr immer mehr. Unter den Fabrikaten, welche bald einen besonderen Aufschwung im Lande nahmen, nennen wir noch schließlich Stahl- und Eisenwaaren, Papier, Glas, lackirte Waaren u. s. w.

Den Handel zu beleben, war der König zwar ebenfalls eifrig bemüht, verfiel aber bei den meisten der dahin zielenden Maßregeln in denselben Fehler, wie sein Vater. Dennoch sind viele und wichtige Einrichtungen aus dieser Regierungsperiode Friedrich's hier zu erwähnen.

Nach der Erwerbung von Ostfriesland wurde in Emden 1750 eine asiatische Handelsgesellschaft gestiftet, welche mit China, 1754 eine ebensolche bengalische Gesellschaft, welche nach Ostindien Handel treiben sollte;

beide ließen Mangel an richtigem Verständniß für überseeische Handelsgeschäfte, Mangel an Mitteln und — die Eifersucht der seefahrenden Mächte nicht zum Aufblühen kommen, und noch während des siebenjährigen Krieges gingen beide Gesellschaften völlig wieder ein.

Von größerer Wichtigkeit als dieser Versuch, nach fernen Ländern hin Verbindungen anzuknüpfen, war das, was der König zur Erleichterung des Verkehrs im Lande selbst that. Zwar kannte man Chausseen, diese Pulsadern des öffentlichen Verkehrs, zur Zeit in Preußen noch nicht; um so mehr bemühte sich Friedrich, die Wasserstraßen seines Landes zu öffnen, für die Schiffahrt brauchbar zu machen und abzukürzen.

So wurde in den Jahren 1743—1745 durch die Anlage des Plauenschen Canals die Havel auf einem nur 4 Meilen langen Wege mit der Elbe in Verbindung gesetzt, die Schiffahrt zwischen Magdeburg und Brandenburg dadurch um mehr als 20 Meilen abgekürzt.

So wurde der bereits vom Kurfürsten Joachim Friedrich von 1603 bis 1608 gebaute Finow-Canal, welcher die Havel mit der Oder verbindet, der aber in den Stürmen des 30jährigen Krieges so gänzlich zerstört war, daß sich jetzt nur noch mit Mühe Spuren von ihm auffinden ließen, durch König Friedrich in den Jahren von 1744—1746 wieder hergestellt und dadurch der Wasserweg zwischen Berlin und Stettin um 48 Meilen verkürzt. Mit solchem Eifer wurde das Werk betrieben, daß nach dem Dresdener Frieden auch Soldaten in großer Zahl zum Graben benutzt wurden und schon im Juni 1746 Salz- und Getreideschiffe ihre Probefahrt auf dem neuen Canal machten.

Die Handelsfahrzeuge, welche aus der Oder in die Ostsee wollten, hatten sich bisher der Peene-Mündung hierzu bedienen und daher dem von den Schweden in Wolgast erhobenen nicht unbeträchtlichen Zoll unterwerfen müssen, da eine große Sandbank an der Mündung der Swine die Schiffahrt nicht gestattete. Gleich nach dem Antritt seiner Regierung faßte Friedrich diesen Uebelstand in's Auge und ließ die nöthigen Hafenbauten beginnen. Schon 1746 konnte die Swine-Mündung zu einem Hafen erklärt und zur Anlegung des jetzigen Swinemünde geschritten werden; jedoch unterbrach der siebenjährige Krieg das Werk; während desselben wurde der Hafen von den Schweden so gut wie zerstört und erst nach dem Frieden durch Verlängerung des östlichen und Erbauung des westlichen Molendammes vollendet. Swinemünde erhielt im Jahre 1764 schon Stadtgerechtigkeit.

Andere Einrichtungen und Bauten zur Hebung des Handels und Verkehrs fallen zwar in eine spätere Regierungszeit des Königs, mögen aber der Vollständigkeit halber hier gleich mit erwähnt werden.

So wurde im Jahre 1765 in Berlin die Königliche Bank errichtet, desgleichen in den Haupthandelsstädten des Staates Zweigbanken, bei welchen der Kaufmann und Gewerbetreibende gegen mäßige Zinsen Capitalien erhalten konnte und nicht mehr nöthig hatte, sich an Wucherer und Juden zu wenden.

Eine ähnliche Einrichtung, die Landschaftscreditbanken, sollte denselben Vortheil den geldbedürftigen Rittergutsbesitzern gewähren und half in der That der traurigen Lage derselben in hohem Grade ab. In

Wahrheit war die Lage des Adels zu jener Zeit trotz mancher äußerlichen Vortheile eine durchaus nicht glänzende zu nennen. Zwar zahlte der Rittergutsbesitzer von seinem Grund und Boden keine andere Steuer als die Lehenspferdegelder, zwar stand dem Adel vorzugsweise und fast ausschließlich der Eintritt in den Offizierstand und in alle Staatsämter offen; aber die außerordentlich geringen Besoldungen erforderten noch mehr wie heute eigenes Vermögen; bürgerliche Gewerbe durfte der Adel nicht betreiben, Verheirathungen mit reichen Bürgerstöchtern wären zu jener Zeit etwas Unerhörtes gewesen und waren auch vom Gesetz verboten und an Bürgerliche durften die Güter nicht einmal selbst unter den vortheilhaftesten Bedingungen verkauft werden. Damit aber hörte jeder Credit für den geldbedürftigen Edelmann auf und um so mehr war die Errichtung der Landschaftscreditbanken, welche in Schlesien 1769, in der Kur- und Neumark 1777, in Pommern 1780 geschah und zu welcher der König bedeutende Summen hergab, eine Wohlthat für den mehr und mehr verarmenden Adel.

In diese spätere Regierungsperiode Friedrich's fällt ferner die Gründung der Königlichen Seehandlungsgesellschaft in Berlin im Jahre 1773, welche bestimmt war, den überseeischen Handel zu fördern. Friedrich selbst betheiligte sich an derselben mit 1 Million Thaler und übertrug ihr den ausschließlichen Handel mit Salz und Wachs für den Umfang der preußischen Staaten.

Ferner gehört derselben der im Jahre 1785 mit der Republik der Vereinigten Staaten Nordamerika's, welche eben in blutigem Kampfe ihre Freiheit errungen hatten, abgeschlossene Handelsvertrag an, welcher hauptsächlich den schlesischen Leinwandhandel nach Amerika schützte und begünstigte.

Endlich erwähnen wir hier noch des nach der Besitznahme von Westpreußen, von 1772—1775, mit einem Kostenaufwande von $^3/_4$ Million Thaler erbauten Bromberger Canals, welcher Bromberg an der Brahe und Nakel an der Netze verbindet und so die Wasserverbindung zwischen Weichsel und Oder herstellt.

Alle diese Maßregeln zur Förderung von Betriebsamkeit und Handel, waren sie auch nicht immer richtig berechnet und hinderten sie auch in mancher Weise den letzteren, sich zu eigentlicher freier Blüthe zu entfalten, brachten doch bald erfreuliche Folgen hervor.

Schon im Jahre 1756 zählten die Provinzen des Staates mit Einschluß von Schlesien über 5 Millionen Einwohner; diese waren also seit dem Regierungsantritt des Königs um bei Weitem mehr als das Doppelte gestiegen; die Einkünfte mit Ausschluß der schlesischen und ohne Erhöhung der Steuern, waren um 1,200,000 Thlr. gestiegen, außerdem aber war durch den vorsorglichen König von Neuem ein nicht unbeträchtlicher Staatsschatz gesammelt. —

§. 9.

Reformen in der Justiz-Verwaltung.

Kein Zweig der Staatsverwaltung lag bei des Königs Regierungsantritt so darnieder und bedurfte so dringender und durchgreifender Reformen, wie die Justiz. Die bis dahin geltenden Gesetze waren nach des Königs eigenem Ausdrucke, wie in alten Zeiten die Gesetze Drakon's, mit Blut geschrieben und standen mit der vorgeschrittenen Bildung des Volkes, mit der ganz besonders durch den König selbst vertretenen humanen Richtung der Zeit nicht mehr im Einklange. Die Strafen für Criminalvergehen waren von oft empörender Grausamkeit; wir wissen aus der Geschichte Friedrich Wilhelm's I., daß Galgen und Rad, Staupenschlag und Pranger bis dahin eine ziemlich täglich wiederkehrende Erscheinung gewesen. Dem mußte nach dem ernsten Willen des die Menschenwürde auch in dem Verbrecher ehrenden Königs abgeholfen, die Strafen für die Verbrecher, selbst wenn sie den Tod derselben forderten, mußten aller unnützen Grausamkeit entkleidet werden. Den ersten Schritt des Königs auf diesem schönen und menschenfreundlichen Wege, die Aufhebung der Tortur, haben wir bereits im §. 2 erzählt.

Ein zweiter, nicht minder großer Uebelstand in der damaligen Rechtspflege war der überaus schleppende Proceßgang. Die häufig vorkommende gänzliche Unfähigkeit oder Bestechlichkeit der Justizbeamten und Sachwalter, die fabelhafte Verwirrung des gesammten Proceßwesens, die Menge von unnützen, zeitraubenden Förmlichkeiten und gelehrten Weitläuftigkeiten, die Nothwendigkeit, dringende und wichtige Sachen zur Entscheidung der Reichsgerichte zu bringen, und andere Umstände mehr, machten das Proceßführen zu jener Zeit zu einer noch viel schwierigeren, Geld und Zeit ungleich mehr raubenden Sache wie heute, ohne daß man selbst bei klarstem Rechte die geringste Sicherheit für einen günstigen Erfolg gehabt hätte. Auch hier beschloß der König, mit kräftiger Hand durchzugreifen, und fand seinen Wunsch, die Processe abgekürzt zu sehen, gut vorbereitet durch das ihm vom Kaiser Carl VII. aus Dankbarkeit verliehene Privilegium de non appellando, wonach nunmehr alle Processe in Preußen selbst ohne Zuziehung der Reichsgerichte entschieden werden konnten.

Den bereitwilligsten Helfer aber fand Friedrich in dem Justizminister von Cocceji, welcher schon unter seinem Vater die größte Thätigkeit bei der Vereinfachung der Rechtspflege entwickelt hatte. Im Jahre 1748 zum Großkanzler ernannt und kurze Zeit darauf auch in den Freiherrenstand erhoben, führte dieser trotz seines hohen Alters noch jugendlich rüstige und geistesfrische Mann nach einem vom Könige selbst entworfenen Plan eine vollständige Reform der Justiz durch.

Eine ganz neue Proceßordnung (Project des Codici Fridericiani Marchici) setzte fest, daß alle Processe im Laufe eines Jahres durch alle drei Instanzen hindurch zu Ende geführt sein mußten; um die Durchführung eines so wohlthätigen Gesetzes allgemein möglich zu machen, waren vorher zunächst alle dazu unfähigen Richter und Sachwalter, oft nicht ohne Härte, von ihren Stellen entfernt worden. Mit der größten Strenge war

darauf gehalten worden, daß beispielsweise in der Provinz Pommern, wo es in dieser Beziehung am übelsten aussah, im Verlaufe von acht Monaten nicht weniger als 2400 alte Processe abgewickelt wurden, so daß kein einziger übrig blieb, der älter wie ein Jahr war.

Ungleich wichtiger und umfangreicher jedoch war die von Cocceji ganz im Sinne des Königs und nach seinen Andeutungen ausgeführte Bearbeitung eines Entwurfs zu einem allgemeinen Landrecht, welches schon im Jahre 1749 als „Project des Corporis juris Fridericiani" im Druck erschien, ein Werk, welches, obgleich nicht frei von vielen Mängeln, doch die allgemeine Bewunderung der ganzen Welt erregte und in vielen Ländern nachgeahmt wurde. Nach dem Tode Cocceji's im Jahre 1775 wurde dieser Codex Fridericianus durch den Großkanzler von Carmer im Verein mit mehreren anderen berühmten Justizbeamten zu dem „Allgemeinen Landrecht für die preußischen Staaten" umgearbeitet, im März 1784 die erste Abtheilung desselben als Entwurf dem Publicum zur Begutachtung vorgelegt, jeder Sachverständige aufgefordert, Vorschläge zu Verbesserungen desselben zu machen und erst im Jahre 1794, also acht Jahre nach dem Tode des Königs, erlangte das große Werk seine volle rechtliche Giltigkeit. Der König erkannte die großen Verdienste seines Kanzlers Cocceji nicht allein durch Verleihung des schwarzen Adlerordens an, sondern ehrte sein Andenken auch durch die Aufstellung seiner Büste in Marmor im Sitzungssaale des Kammergerichts.

Von dem Geiste aber, in welchem diese für alle Zeiten bewundernswerthen Reformen des Justizwesens durchgeführt wurden, giebt eine Stelle aus dem Entwurf, die wir dem Werke von Preuß entlehnen, das schönste Zeugniß:

> „Vorgedachtem Unserem Kammergericht", sagt der König darin, „ertheilen Wir hiermit eine vollkommene Macht und Autorität, an Unserer Statt und in Unserem Allerhöchsten Namen alle dahin gehörige Justizsachen zu entscheiden und zur gebührenden Execution zu bringen. Sie müssen aber allen Menschen ohne Ansehen der Person, Großen und Kleinen, Reichen und Armen, gleiche und unparteiische Justiz administriren, so wie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Wittwen und Waisen, auch anderer Bedrängten, nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen."

In einer anderen Stelle erklärt der König im voraus jeden seiner Befehle, wenn durch denselben der gesetzliche Gang der Rechtspflege alterirt werden sollte, für ungiltig, erschlichen, nichtig und ohne Wirkung; es heißt darüber in dem Entwurf:

> „Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn sie schon aus Unserem Cabinet herrühren, die geringste Reflexion machen, wenn darin etwas wider die offenbaren Rechte, sub-et obrepriret worden, oder der strengste Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen wird; sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren, jedoch von der Sache Bewandtniß sofort berichten. Insbesondere aber soll Unser Kammergericht und andere Gerichte in allen Sachen und rechtlichen Handlungen zwischen

Unserem Fisco an einem und zwischen Unseren Vasallen und Unterthanen am anderen Theile, es sei der Fiscus selbst Actor, oder einem Anderen zur Assistenz gegeben, lediglich die Justiz, als auf welche sie geschworen und beeidet sein, zum Augenmerk haben und auf keine wider die Justiz laufende Verordnungen reflectiren, weil ihnen solche Verordnungen so wenig, als Unser etwa vorgeschütztes Interesse zu keiner Entschuldigung dienen soll." —

Was will es so schönen und hochherzigen Ansichten gegenüber bedeuten, wenn man der Regierungsweise Friedrich's Absolutismus und Despotismus vorwirft! —

§. 10.

Die Pflege der Künste und Wissenschaften. Die Sorge für Kirche und Schule.

Wenden wir uns von der Sorge, mit welcher König Friedrich für das leibliche und materielle Wohl seiner Unterthanen bedacht war, für einen Augenblick zu der Pflege, welche der selbst fein gebildete König in seinen Staaten und so viel er es vermochte, den Wissenschaften und Künsten angedeihen ließ.

Mit besonderer Vorliebe hatte Friedrich stets in dem von den schönen Havelseen und lachenden grünen Bergen umgebenen Potsdam gewohnt und schon vor dem Beginn des zweiten schlesischen Krieges den Entschluß gefaßt, auf dem sogenannten Weinberge bei Potsdam ein Lustschloß aufzuführen, welches dann sein Lieblingsaufenthalt werden sollte. Dieses ganz nach seinen Anordnungen aufgeführte, auf einem mit sechs Terrassen versehenen Bergabhange stehende Lustschloß, anfänglich das Lustschloß auf dem Königlichen Weinberge genannt und noch heute das Entzücken jedes Besuchers Potsdams und seiner Umgegend, wurde im Jahre 1747 vollendet. Von einer Aeußerung des Königs, als er einst am Fenster seines Arbeitszimmers stehend und auf den neben dem Schlosse angelegten Begräbnißplatz deutend, in die Worte ausbrach:

„Quand je serai là, je serai sans souci",

erhielt das Schloß den Namen Sanssouci, welchen es noch heute in goldener Inschrift trägt und welcher wohl in der ganzen gebildeten Welt bekannt und berühmt geworden ist.

Hier in seinem geliebten Sanssouci war es, wo der König einen Kreis geistreicher und ausgezeichneter Männer um sich versammelte, wo eine auserwählte Tischgesellschaft von Offizieren, Dichtern, Gelehrten, Künstlern in ihrer gewählten Unterhaltung dem Könige eben so viele und hohe geistige Genüsse bot, als die reich besetzte Tafel dem feinen Geschmacke des Königs behagte. Wir brauchen nur Namen wie Maupertuis, Marquis d'Argens, Graf Rothenburg, Winterfeld, Keyserlingk, Fouqué, Lord-Marschall Keith u. s. w. zu nennen, um das Wesen dieser Gesellschaft in hinreichender Weise zu kennzeichnen. Der König suchte in dem Umgange mit diesen geistreichen und gebildeten Männern die Nahrung für seinen Geist, ohne welche das Feuer desselben nach seiner Meinung erlöschen mußte, die Kraft zu

neuen anstrengenden Arbeiten, die so nöthige Erholung nach denselben; er selbst bewegte sich in diesen Mittags- und noch mehr in den Abendgesellschaften völlig zwanglos, ohne doch seine Königliche Würde je auch nur auf einen Augenblick aus den Augen zu setzen und ließ nicht selten seinem feinen, aber beißenden Witze freien Lauf; es waren diese Gesellschaften mit einem Worte gleichsam das, aber unendlich veredelte Tabakscollegium König Friedrich Wilhelm's.

Für gewöhnlich fand jeden Abend vor der Tafel in den Zimmern des Königs ein Concert statt, bei welchem Friedrich sich selbst auf der Flöte in mehreren Piècen hören ließ. Er blies dieses Instrument nicht allein mit seltener Meisterschaft, sondern componirte auch selbst eine große Anzahl von zum Theil trefflich gelungenen Concertstücken für die Flöte; außerdem aber hielt der König eine zwar nicht zahlreiche, aber außerordentlich tüchtige Hauskapelle.

Durch die Ankunft des von ihm als Dichter und Philosoph über Alles geschätzten Voltaire, welcher endlich im Jahre 1750 den wiederholten und dringenden Einladungen des Königs nachgab, erhielt der um Friedrich versammelte Kreis erneutes und erhöhtes Leben; die geistreiche Beweglichkeit, die vielseitigen Kenntnisse, der funkelnde und sprühende Witz Voltaire's, welcher von Friedrich zum Kammerherrn ernannt und mit einem sehr hohen Gehalte bedacht wurde, brachten in der That den erfreulichsten Anreiz in das Leben von Sanssouci. Doch sollten die Schattenseiten in Voltaire's Charakter, seine Anmaßung, sein Neid, seine Mißgunst, Geldgier nur zu bald dem scharfen Auge des Königs sichtbar werden und das gute Verhältniß ernstlich trüben.

Dem Könige, welcher Voltaire zur Durchsicht seiner schriftlichen Arbeiten, besonders der Geschichte seiner Zeit, der Memoiren zur Geschichte des brandenburgischen Hauses und vieler um diese Zeit entstandenen Gedichte gebrauchte, wurde bald der gehässige Neid, mit welchem Voltaire keinen Anderen neben sich in der Gunst des Königs zu sehen ertragen konnte, die beständigen Zänkereien, welche daraus entstanden, vor Allem aber die unersättliche Habgier des Dichters wahrhaft unerträglich. Ueber diese letztere erzählte man sich die unglaublichsten Dinge; so sollte Voltaire einem Juden falsche Steine für ächte verkauft, großartige Wuchergeschäfte noch dazu mit verbotenen Papieren gemacht haben und dergleichen mehr.

Der König selbst gab Voltaire zu erkennen, daß er mit allen seinen Talenten und seinem reichen Geiste doch die Flecken in seinem Charakter nicht zu decken vermöge. Er schrieb ihm endlich, des ewigen Unfriedens müde, geradezu:

> „Ich habe bis zu Ihrer Ankunft in meinem Hause Frieden erhalten und sage Ihnen, daß Sie mit Ihren Ränken und Umtrieben sehr an den unrechten Mann gekommen sind. Können Sie Sich entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich Sie mit Vergnügen sehen; überlassen Sie Sich aber Ihren ungestümen Leidenschaften und suchen Sie mit Jedermann Händel, so wird mir Ihr Besuch ganz und gar nicht angenehm sein und Sie können ebenso gut fortbleiben."

Eine so ernsthafte Königliche Zurechtweisung hatte denn wohl zur Folge, daß der auf die Gunst des Königs so eitle Dichter, der nebenbei sein bedeutendes Gehalt nicht gern missen wollte, für einige Zeit sich mehr in Acht nahm —, aber nicht für lange. Sein gehässiges Auftreten gegen den von Friedrich hochgeschätzten und gelehrten Maupertuis, den Voltaire aus eben diesem Grunde durchaus nicht leiden konnte, führte endlich den völligen Bruch mit dem Könige herbei. Zwischen Voltaire und Maupertuis, welcher Präsident der Akademie der Wissenschaften war, entstand irgend eine gelehrte Streitigkeit, in welcher Voltaire den Kürzeren zog. Er rächte sich dafür durch eine sehr witzige Satyre auf seinen Gegner, den er auf seine ihm eigene Weise als „Doctor Akakia" lächerlich machte; selbst der König las die von Witz und Geist sprühende Schrift mit Vergnügen, verbot aber sehr ernstlich den Druck derselben. Als demohnerachtet die Schrift in Dresden im Druck erschien, war der König äußerst empört darüber, ließ die vorhandenen Exemplare confisciren und durch die Hand des Henkers vor Voltaire's Wohnung verbrennen.

Der in seiner Eitelkeit tief verletzte Voltaire gab darauf dem Könige seine Entlassung ein und sendete ihm Orden und Kammerherrnschlüssel zurück; als diese indessen vom Könige ruhig angenommen wurden, wendete er sich mit einem rührenden Briefe an Friedrich, diesen um Verzeihung anflehend. Friedrich vergab ihm zwar noch einmal; aber das alte Verhältniß stellte sich nach solchen Vorgängen doch nicht recht wieder her und schon im Frühjahr 1753 erhielt Voltaire Urlaub zu einer Badereise nach Frankreich, von welcher er nicht wieder zurückkehrte. Bezeichnend für den kleinlichen Charakter dieses sonst so erhabenen Geistes ist es, daß er sich seitdem in seinen Schriften, besonders während des siebenjährigen Krieges, durch die gehässigsten und völlig wahrheitswidrigen Angaben über des Königs Schriftstellerruhm und Gedichte zu rächen suchte. In gemeinen Seelen findet das Gefühl der Dankbarkeit eben keinen Platz.

In späteren Jahren knüpfte sich demohnerachtet abermals ein Briefwechsel zwischen dem Könige und Voltaire wieder an; doch hütete Friedrich sich wohl, ihn je wieder an seinen Hof zu berufen; in der weiten Entfernung und blos im schriftlichen Austausch der Gedanken traten die Flecken in Voltaire's Charakter weniger grell hervor. —

Das durch Wissenschaft und Kunst veredelte Leben in Sanssouci strahlte in ganz natürlicher Folge einen Theil seines Glanzes auf die Hauptstadt des Landes und auf den gebildeteren Theil des ganzen Volkes zurück, erweckte überall den Sinn für höhere geistige und Kunstgenüsse und blieb nicht ohne wesentlichen Erfolg für die ganze spätere geistige Entwickelung des preußischen Staates. Wir führen einige der Erscheinungen, durch welche die Geistesrichtung des Königs auch auf die Nation einwirkte, hier an.

Zunächst nennen wir dabei die durch König Friedrich gleich bei seinem Regierungsantritt wieder hergestellte Akademie der Wissenschaften.

Dieses unter Friedrich Wilhelm fast zum Spott herabgesunkene Institut gewann unter seinem Sohne durch freigebig bemessene Einnahmen, durch eine treffliche neue Organisation und durch das rege Interesse, welches der König selbst dafür in jeder Weise bezeigte, bald ein neues und erhöhtes

Leben. Zum Präsidenten der neu gegründeten „Academie des sciences et belles lettres“ wurde der berühmte Mathematiker Maupertuis aus Frankreich berufen und mit einem Gehalt von 3000 Thlrn. angestellt; die Akademie selbst hatte ihre reichsten Einnahmen aus dem alleinigen Debit des Kalenderwesens, aus der Censur über alle im preußischen Staate erscheinenden Bücher, so wie aus der Herausgabe der Landkarten u. s. w.

Der vom König in's Auge gefaßte Zweck für die Akademie war die Verpflanzung der wissenschaftlichen Forschungen, wie sie sich bisher in Frankreich kund gegeben hatte, in das Herz des preußischen Staates, Verbreitung der Aufklärung, Beseitigung alter Vorurtheile, die Gewinnung eines weiten Feldes gedeihlicher Thätigkeit für den menschlichen Verstand. Hierzu war dieselbe in vier Klassen getheilt, von denen jede sechs einheimische Mitglieder zählte und zwar in die Classen der Physik, Mathematik, Philosophie und Philologie; außerdem zählte die Akademie noch eine gewisse Zahl von Ehrenmitgliedern.

Jedes Mitglied war verpflichtet, jährlich eine oder zwei Abhandlungen über solche Gegenstände, welche in sein Fach fielen, zum Vortrag zu bringen; auch wurden alljährlich Preisfragen über die verschiedenen Fächer der Wissenschaften gestellt und die besten Arbeiten mit einer goldenen Medaille von 50 Dukaten Werth gekrönt. Der König selbst betheiligte sich äußerst lebhaft an diesen wissenschaftlichen Bestrebungen und die verschiedenartigsten, von ihm abgefaßten Abhandlungen, z. B. über den Einfluß der Religion, Sitten und Gebräuche, über Regierungsformen, über Gesetze u. s. w. kamen in der Akademie zum Vortrage. Die Akademie in Berlin gewann durch die lebendige Theilnahme Friedrich's bald ein hohes Ansehen im In- und Auslande; bald galt es für eine hohe Auszeichnung, Ehrenmitglied der Akademie zu sein und die öffentlichen Sitzungen erfreuten sich zahlreichen und sehr häufig hohen fürstlichen Besuches; in kurzer Zeit war ein Institut, welches noch zur Zeit des verstorbenen Königs oft die Zielscheibe plumpen Spottes gewesen war, zu einer glänzenden, die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten und gelehrten Welt fesselnden Höhe gestiegen und äußerte eine unverkennbare und mannichfache Rückwirkung auf das geistige Leben des Volkes. —

Was die schönen Künste betrifft, so huldigte König Friedrich leider auch hierin wie in allen Richtungen des geistigen Bestrebens französischen Vorbildern und erkannte nur das als schön oder nachahmenswerth an, was in Frankreich geschaffen oder doch nach französischem Geschmack gebildet war. Leider war es aber zu jener Zeit mit den bildenden Künsten im Allgemeinen traurig genug beschaffen; sie waren durch den in Frankreich herrschenden faden und frivolen Geschmack von der früheren glänzenden Höhe mehr und mehr zur Spielerei herabgesunken; und da Frankreich seine Sitten und Moden zu jener Zeit wie leider in vielen Dingen noch heute despotisch in der ganzen Welt verbreitete, so wurde überall in den schönen Künsten wenig oder doch wenig Erfreuliches geleistet. — Auch hatte Friedrich weniger Sinn für die Verbreitung und Pflege der Künste, als für die ernsteren, seinen Geist ungleich mehr fesselnden Wissenschaften und daraus ist es zu erklären, daß er erst wenige Monate vor seinem Tode an

die Wiederherstellung der Akademie der Künste ging, so nahe wie der Gedanke an dieselbe liegen mußte.

Immerhin können wir jedoch aus der Regierungsperiode des großen Königs mehrere recht bedeutende Bauwerke aufführen, welche zum Theil die Achtung aller Zeiten verdienen. So zum Beispiel das große Opernhaus in Berlin, welches der ausgezeichnete Knobelsdorf in den ersten Regierungsjahren des Königs im einfach edlen Style aufführte, ferner das Invalidenhaus in Berlin, der neue Dom im Lustgarten, der lange Seitenflügel des Schlosses zu Charlottenburg, das Schloß Sanssouci, aus der Jugendzeit des Königs das Schloß in Rheinsberg, ebenfalls von Knobelsdorf um- und ausgebaut.

Der neue Dom sollte, wie der bisherige, auf dem Schloßplatze stehende alte Dom, zum Erbbegräbniß des Königlichen Hauses dienen; nach seiner Vollendung wurden daher im Januar 1750 die Särge in der Anwesenheit des Königs herüber getragen. Bei dieser Gelegenheit ließ der König den Sarg des im Jahre 1688 verstorbenen großen Kurfürsten öffnen, betrachtete lange Zeit schweigend und mit Thränen in den Augen die noch wohl erhaltene Leiche seines erhabenen Ahnherrn und wendete sich, die Hand desselben ehrfurchtsvoll berührend, mit den Worten an seine Umgebung:

„Messieurs, der hat in seinem Leben viel gethan!" — —

Ferner entstand unter Friedrich's Regierung das jetzige Universitätsgebäude, damals als Palais für den Bruder des Königs, den Prinzen Heinrich, vom Baumeister Boumann erbaut, die katholische Kirche nach der eigenen Zeichnung des Königs, die Königliche Bibliothek nach dem Plane eines Wiener Baumeisters von dem jüngeren Boumann erbaut, das Akademiegebäude, in Stelle des 1743 abgebrannten Königlichen Marstalles, ebenfalls von Boumann, endlich die beiden herrlichen Thürme auf dem Gensd'armen-Markte von Gontard.

Auch viele Privathäuser ließ der König erbauen, welche man zum Theil noch heute daran erkennen kann, daß sie größtentheils eine die Dachtraufe verdeckende Brustwehr haben; es gereichte dem Könige nach seinem eigenen Ausdrucke, zum größten Vergnügen, wenn er einem ehrlichen Manne ein Haus bauen konnte.

In der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege wurden auf dem Wilhelmsplatze die marmornen Standbilder der vorzüglichsten Helden des Krieges, die in demselben geblieben, aufgestellt, so das Standbild Schwerin's, der bei Prag, Keith, der bei Hochkirch, Winterfeld, der bei Moys den Tod gefunden, später auch noch die Statuen von Ziethen, Seydlitz, Leopold von Dessau. — —

Des Königs besonderer Vorliebe für die Musik, seiner nicht gewöhnlichen musikalischen Begabung haben wir vorübergehend schon gedacht. Es war dies in Wirklichkeit die einzige Richtung, in welcher Friedrich sich von dem französischen Geschmacke und von französischen Vorbildern gänzlich losgesagt hatte. Dagegen huldigte Friedrich mit besonderer Vorliebe der damals in hoher Blüthe stehenden italienischen Musik, deren weiche und anmuthige Melodien seinen Empfindungen am meisten zusagten.

Zwar waren es deutsche Musiker, die Friedrich an seinen Hof zog, und deren Werke sowohl in dem neu erbauten Berliner Opernhause, wie bei den in seinen Zimmern stattfindenden Concerten ausgeführt wurden; aber auch die von diesen befolgte musikalische Richtung gehörte im Wesentlichen der schönen Entwickelung der Opernmusik an, wie sich dieselbe zu jener Zeit in Italien, vorzüglich in Neapel, ausgebildet hatte.

Besonders waren es Werke von Carl Heinrich Graun oder von Hasse, welche im Opernhause mit großem Glanze aufgeführt wurden; der König selbst nahm den lebhaftesten Antheil daran; er wohnte nicht allein häufig den Proben bei und controlirte nicht selten selbst den Dirigenten des Orchesters, sondern er dichtete auch selbst Arien und entwarf Texte für die Opern und sorgte in der sachverständigsten Weise dafür, daß dem Publikum wirklich vollendete Kunstgenüsse zu Theil wurden.

Dieses Publicum war zu jener Zeit allerdings wesentlich von einem heutigen Opernpublicum verschieden. Es fanden weder regelmäßige Vorstellungen statt, noch war der Eintritt in das Haus wie heute für Geld zu erlangen; sondern der König, welcher allein die Kosten der Aufführungen trug, befahl bei besonderen festlichen Gelegenheiten oder in der Carnevalszeit, ob und was für Opern aufgeführt werden sollten, wohnte dann selbst mit dem ganzen Hofe den Vorstellungen bei und disponirte auch über die meisten übrigen Plätze durch Einladungen an die Gesandtschaften, die Offiziere, die höheren Beamten u. s. w. Das übrige Publicum fand nur, so weit es der Raum im Parterre gestattete, und so weit allerdings unentgeldlichen Eintritt.

Von der sich um diese Zeit bereits zur herrlichen Blüthe entwickelnden deutschen Musik, von den unsterblichen Werken eines Sebastian Bach und dessen Sohnes, Philipp Emanuel Bach, Schöpfungen, deren Erhabenheit noch heute so manches menschliche Gemüth mächtig ergreift, wollte der König nichts wissen; war doch der jüngere Bach Jahre lang Friedrich's Begleiter am Clavier, ohne daß je eine seiner Compositionen von ihm gespielt wurde.

Eine kleine Bühne im Königlichen Schlosse zu Berlin war zur Aufführung von Schauspielen vor dem Hofe bestimmt; daß dies natürlich nur Werke französischer Dichter waren, versteht sich bei der ungemeinen Vorliebe des Königs für alles Französische von selbst. Waren ja doch auch die Operntexte deutscher Componisten französisch und italienisch geschrieben, mußten ja die Reden deutscher Gelehrten in der Akademie der Wissenschaften in französischer Sprache gehalten, ihre gelehrten Abhandlungen in derselben abgefaßt werden. —

Wir werfen zum Schlusse dieses Abschnittes noch einen flüchtigen Blick auf das Verhalten des Königs zu Kirche und Schule.

Getreu seinem Königlichen Worte, daß in seinen Staaten alle Confessionen gleich berechtigt sein sollten, vergaß Friedrich doch nie, daß Preußens Herrscher vor Allem berufen seien, im In- und Auslande den Hort und den sichern Schutz des protestantischen Glaubens zu bilden. Mehr als einmal verwendete sich der König dringend für die in katholischen Ländern noch häufig genug schwer bedrückten Protestanten, gewährte ihnen, wenn ihre Lage zu traurig und unerträglich wurde, gern Schutz und Auf-

nahme in seinen Staaten, und nannte sich in Briefen an Maria Theresia, als er sich bei dieser über die Unterdrückung der Protestanten in Ungarn beklagte, selbst den Protector aller Protestanten.

Als nach dem zweiten schlesischen Kriege die Verfolgung der Protestanten in den Staaten der Kaiserin Maria Theresia immer heftiger wurde und ein katholischer Bischof in seinem unchristlichen Glaubenshaß sogar so weit ging, in einer überaus heftig gehaltenen Schrift die Kaiserin geradezu zur Vertilgung aller Ketzer aufzufordern, da trat König Friedrich sehr ernsthaft zum Schutze derselben auf. Er drohte der Kaiserin, die Katholiken in den preußischen Ländern, die sich bisher der unbedingtesten Glaubensfreiheit erfreut hatten, ebenso behandeln zu lassen, wie es in Oesterreich mit den Protestanten geschehe und man wußte in Wien sehr wohl, daß König Friedrich nicht der Mann sei, mit dem man in solchen Dingen spaßen dürfe. Der Fürstbischof von Breslau, ein aufgeklärter und ehrenwerther Mann, der des Königs Duldsamkeit gegen die katholische Kirche mit hoher Dankbarkeit anerkannt und nicht wenig dazu beigetragen hatte, die Herzen der katholischen Schlesier dem neuen Herrscher geneigt zu machen, wendete sich in schwerer Besorgniß nach Wien und Rom, und seinen Vorstellungen gelang es, die oben erwähnte Schrift zu unterdrücken und das Wiener Cabinet zu milderen Maßregeln zu bewegen.

Friedrich's Duldsamkeit gegen die Katholiken in allen Theilen seines Reiches, seine landesväterliche Fürsorge, die sich so gut auf den katholischen wie auf den protestantischen Glauben erstreckte, seine bereitwillige Hilfe zur Erbauung einer katholischen Kirche in Berlin, seine Duldsamkeit gegen den Orden der Jesuiten, welcher um diese Zeit bereits anfing, der Gegenstand der Verfolgung selbst in katholischen Ländern zu werden, dessen hohe Brauchbarkeit besonders zum Unterricht der Jugend der König aber sehr wohl erkannte — Alles dies zog dem Könige nicht allein die Bewunderung aller aufgeklärten Männer seiner Zeit zu, sondern auch der Papst, der noch vor Kurzem den kleinen König von Preußen als den ketzerischen Marquis von Brandenburg verspottet und mit den Strafen der Hölle bedroht hatte, fühlte sich bewogen, Friedrich seinen Dank für die glückliche Lage, die er seinen katholischen Unterthanen gewähre, auszusprechen.

Ein Beispiel, in welcher energischen aber doch höchst gutmüthigen und humoristischen Weise Friedrich die Rechte der Protestanten, auch wenn sie seine Unterthanen nicht waren, wahrzunehmen wußte, möge hier Platz finden.

Im Jahre 1750 traf der König einen jungen Candidaten der Gottesgelahrtheit, mit Namen Hedhessi aus Ungarn, reformirten Glaubens, in den Gartenanlagen von Sanssouci und fand an den offenen, freimüthigen, von Geist und Kenntnissen zeugenden Antworten des jungen Mannes großes Gefallen. Vergeblich versuchte der König, den ungarischen Gelehrten zum Bleiben in seinen Staaten zu bewegen, indem er ihm in Kürze eine einträgliche Pfarrstelle versprach; Hedhessi wurde durch dringende Familienangelegenheiten zur Rückkehr nach Ungarn genöthigt.

Aufgefordert, sich vom Könige eine Gnade auszubitten, erklärte der junge Mann nach langem Zögern, er habe sich in Preußen eine Menge gelehrter, aber freisinnig geschriebener Bücher gekauft und möchte dieselben

gar zu gerne mit in seine Heimath nehmen, müsse aber befürchten, daß sie ihm in Wien, wo die Jesuiten eine überaus strenge Controle über alle eingeführten Bücher ausübten, zum größeren Theil confiscirt werden möchten. Wollte der König die Gnade haben, dies zu verhindern, so daß er im ungestörten Besitz seiner geliebten Bücher bleiben könne, so werde er ihm Zeitlebens dafür dankbar sein.

Dem König, dem eine solche Sache ganz erwünscht schien, lachte, befahl dem jungen Ungarn, sich nur in Wien die Bücher ruhig wegnehmen zu lassen, dann aber das Geschehene sofort dem preußischen Gesandten in Wien anzuzeigen; dabei aber müsse Hedhessi, das machte Friedrich zur ausdrücklichen Bedingung, während der ganzen Zeit, bis er wieder im Besitze seiner Bücher sei, im theuersten Gasthofe in Wien wohnen und wenigstens täglich einen Dukaten verzehren. Hedhessi verfuhr genau nach der Anweisung des Königs, meldete sich, als die Jesuiten, wie er vorausgesehen, seine gefährlichen Bücher weggenommen, beim preußischen Gesandten in Wien, quartierte sich selbst im ersten Hôtel Wiens ein und lebte herrlich und in Freuden, aber voller Erwartung, wie die Sache enden werde.

Die Entwickelung ließ ziemlich lange auf sich warten und geschah in höchst überraschender Weise. Aus dem Cabinet in Berlin erging plötzlich ein eigenhändiger Befehl des Königs nach Breslau, die kostbare Bibliothek des dortigen Jesuitencollegiums zu versiegeln und mit Wachen zu besetzen. Vergeblich zerbrachen sich die frommen Väter den Kopf über den Grund dieses räthselhaften Befehls und sendeten endlich, als ihre Anfragen unbeantwortet blieben, eine Deputation an den König selbst. Friedrich ließ die Herren mehrere Wochen lang warten, ehe er sie vorließ und bedeutete ihnen dann, sie sollten sich nur an seinen Gesandten in Wien wenden und gleichzeitig ihn, den König, ihren Collegen zu Wien, den dortigen Bücher-Revisions-Commissarien empfehlen.

Noch erstaunter wie vorher, aber überzeugt, daß die Jesuiten in Wien durch irgend eine Handlung den Zorn des Königs auf sich gezogen haben müßten, kehrte die Deputation nach Breslau zurück; eiligst wurde nunmehr eine neue Deputation nach Wien gesendet, und als der preußische Gesandte den Herren hier eröffnete, er wisse auch von der Sache nichts weiter, als daß hier im ersten Gasthofe ein ungarischer Candidat der Theologie wohne, dem die Jesuiten vor längerer Zeit seine Bücher genommen hätten, da wurde den frommen Vätern klar, um was es sich handle. In kaum einer Stunde hatte Hedhessi seine Bücher wieder, die inzwischen nicht unbeträchtlich angewachsene Gasthofsrechnung wurde bezahlt, die Bibliothek der Breslauer Jesuiten dagegen wieder frei gegeben.

In der ganzen Welt und in Wien selbst lachte man über die originelle Art des Königs, seinen Willen durchzusetzen; doch hielt Friedrich es für nothwendig, dem Pater Rector des Breslauer Jesuitencollegiums auf's Bestimmteste zu erklären, daß dieses dafür büßen müsse, wenn wegen des oben erzählten Vorfalles Hedhessi selbst oder irgend ein anderer Reformirter in Ungarn gekränkt werden sollte. —

Wenden wir jedoch unsere Blicke nunmehr von Neuem auf die politischen Begebenheiten, welche in Kurzem ganz Europa in ein Heerlager verwandeln sollten. —

Capitel IV.

Der dritte schlesische oder der siebenjährige Krieg. 1756—1763.

§. 11.

Entstehung und Ausbruch des Krieges 1756.

König Friedrich hatte sich nicht geirrt in der Annahme, daß seine Feinde ihm den ruhigen Besitz von Schlesien nicht gönnen, daß sie vielmehr bei gelegener Zeit Alles aufbieten würden, ihm diese kostbare Provinz wieder zu entreißen, seine erworbene glänzende Machtstellung wieder zu der früheren Unbedeutendheit zurück zu führen und Rache zu nehmen für die wiederholten Niederlagen, die sie in zwei Kriegen erlitten hatten.

Maria Theresia, bei Abschluß des Dresdener Friedens nur der zwingenden Nothwendigkeit nachgebend, hatte in der That nach der für sie überaus glücklichen Beendigung des österreichischen Erbfolgekrieges keinen glühenderen Wunsch, als das schöne, fruchtbare, unter der weisen Verwaltung Friedrich's rasch und reich empor geblühte Schlesien wieder zu gewinnen. Der Umstand eben, daß der Wohlstand Schlesiens in wenigen Jahren so unerwartet gestiegen, daß die Domainen Schlesiens bald dem Könige von Preußen zehnmal mehr eintrugen, als früher dem österreichischen Herrscherhause, daß die Einnahmen Friedrich's aus Schlesien bald um mehr als zwei Millionen Thaler gestiegen waren, erhöhte nicht wenig den Zorn der Kaiserin gegen den verhaßten Gegner, welchen sie schon den alten Traditionen ihres Hauses zufolge als den Erbfeind der österreichischen Monarchie, und außerdem noch als das Haupt der ketzerischen Partei in Deutschland zu betrachten gewohnt war. Rache an ihm zu nehmen, Preußens Macht wieder bis zur völligen Abhängigkeit vom Kaiserhause herab zu drücken, Preußens Herrscher wieder zu bloßen Kurfürsten des Reiches zu machen, das war der Gedanke, welchen die Kaiserin mit der ganzen Hartnäckigkeit eines Weibes verfolgte, welchen sie mit der ganzen Energie, Thatkraft und Besonnenheit eines Mannes in's Leben zu führen trachtete.

Die Erfahrungen der beiden ersten schlesischen Kriege hatten der Kaiserin indessen gezeigt, daß sie den Kampf mit Friedrich nicht ohne mächtige Bundesgenossen unternehmen dürfe und daß sie ihre eigene Armee in umfassender Weise reorganisiren müsse, wenn dieselbe irgend Erfolge gegen das preußische Heer erringen solle. Demgemäß wurden nach Beendigung

des Erbfolgekrieges die kaiserlichen Truppen in der sorgfältigsten Weise umgestaltet, an strenge Disciplin gewöhnt, und mit großem Fleiße geübt; alte untaugliche Offiziere wurden entlassen und dafür jüngere Leute voll kriegerischen Eifers angestellt; vorzügliche Dienste leistete der Kaiserin dabei der General Graf von Daun, welcher im Jahre 1754 zum Generalfeldmarschall ernannt ward und in dem bevorstehenden Kriege eine bedeutungsvolle Rolle spielen sollte, ferner der als Führer leichter Truppen hoch berühmte Laudon und viele andere, mehr oder weniger ausgezeichnete Männer.

Dem wachsamen Friedrich entging es nicht, daß seine Truppen bei einem neuen Kampfe mit Oesterreich es mit einer ganz anderen, als der österreichischen Armee aus den ersten schlesischen Kriegen zu thun haben würden.

In ihrer Bestrebung, sich Bundesgenossen zum Kampfe gegen Preußen zu erwerben, sah sich die Kaiserin auf's Vortrefflichste unterstützt durch ihren Staatsminister Fürsten Kaunitz, einen Mann, der den österreichischen Staat mit vieler Umsicht und Besonnenheit leitete und verwaltete, der aber auch mit seiner Gebieterin in dem bittersten Hasse gegen den König von Preußen übereinstimmte, weil dieser die Ansprüche des damaligen Grafen Kaunitz auf das Herzogthum Ostfriesland, von der Mutter des Grafen herrührend, völlig unbeachtet und das Land, wie wir bereits erzählt, ohne Weiteres besetzt hatte. Kaunitz sah es als die Aufgabe seines ganzen staatsmännischen Wirkens an, Oesterreich an Preußen zu rächen.

Einer ganz ähnlichen Stimmung gegen Preußen begegnete das österreichische Cabinet zunächst am sächsischen Hofe. Auch König August oder vielmehr sein allmächtiger, das Land allein regierender Minister Graf Brühl hegte den tödtlichsten Haß gegen den König von Preußen; auch hier wie dort kam eine persönliche Abneigung des Ministers in's Spiel, denn Friedrich hatte in der von ihm verfaßten Schrift: „das Gemälde Europa's" 1740 in schneidendem Spotte über Sachsen's Premierminister geäußert: „Graf Brühl habe mehr Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefeln, Schuhe und Pantoffeln, als irgend ein Mensch seines Jahrhunderts." Auch andere scharfe Aeußerungen König Friedrich's über das verschwenderische und lasterhafte Treiben am Dresdener Hofe waren zu den Ohren des Ministers gelangt und hatten ihn zum bittersten Feinde des großen Königs gemacht. So war denn Sachsen, trotz der gefährlichen Nähe Preußens, trotz der abschreckenden Lehre, zu welcher ihm die Schlacht von Kesselsdorf hätte dienen können, nur zu gerne bereit, sich auf den Ruf Oesterreich's abermals zum Kampfe gegen das verhaßte Preußen mit diesem zu vereinigen. Wie viel Jammer und Elend sollte dem armen Lande aus diesem blinden Widerwillen, aus der engherzigen Selbstsucht seines Ministers erwachsen! In der Kurfürstin von Sachsen, einer Tochter Kaiser Josephs I., also einer Cousine der Kaiserin Maria Theresia, fand Graf Brühl übrigens eine kräftige Stütze für seine Pläne.

Einen zweiten Verbündeten suchte und fand die Kaiserin in dem mächtigen Rußland. Hier herrschte die Kaiserin Elisabeth, eine Tochter Peter's des Großen, eine Frau von den schamlosesten Sitten und der niedrigsten Aufführung, die sich nicht entblödete, ihre Günstlinge in der niedrigsten

Klasse der Bevölkerung, unter Stallknechten, Bedienten, gemeinen Soldaten u. s. w. zu suchen. Friedrich's Art, über ihm unwürdig erscheinende Personen in der schonungslosesten Weise die beißendsten Bemerkungen zu machen, wahrscheinlich ein Erbtheil seiner Großmutter, der geistvollen Königin Sophie Charlotte, vielleicht auch entstanden in der rauhen Schule der eigenen Jugendzeit, hatte ihn auch in diesem Falle zum bittersten Spotte über das unwürdige Leben der russischen Kaiserin getrieben; durch Brühl waren dieselben, vielleicht noch mit mancherlei Uebertreibung, zur Kenntniß des russischen Hofes gelangt und so dort ein nicht weniger tiefer Haß gegen den König von Preußen entstanden, als in Wien und Dresden. Schon im Jahre 1746 war zwischen Rußland und Oesterreich, dessen beide Herrscherinnen so himmelweit von einander verschieden waren, daß sie in Wirklichkeit nichts als die kaiserliche Würde gemeinsam hatten, ein Bündniß geschlossen worden, welches sich zwar öffentlich nur auf die Hilfe bezog, die Rußland Oesterreich in seinem noch fortdauernden Kampfe gegen Frankreich leisten wollte, welches aber in geheimen Zusatzartikeln einen gegen Preußen gerichteten Vertrag enthielt, wonach beide Mächte sich im Fall eines Angriffs von Seiten Preußens mit 60,000 Mann unterstützen wollten.

Die Mißstimmung am russischen Hofe gegen Friedrich stieg begreiflicher Weise mit dem Bekanntwerden der bitteren Spöttereien des Königs, führte bald zu einer Abberufung der gegenseitigen Gesandten und im Jahr 1753 zu dem Beschlusse in einer großen, zu Moskau abgehaltenen Versammlung, es solle sich das russische Reich fortan mit allen Kräften und Mitteln dem ferneren Anwachsen der preußischen Monarchie widersetzen. Nur der Großfürst-Thronfolger, der spätere Kaiser Peter III., theilte diesen Haß gegen Preußen nicht; er trug vielmehr die glühende Bewunderung, welche er für den großen König von Preußen und für Alles, was preußisch war und preußisch hieß, so unbedacht und unvorsichtig zur Schau, daß diese Unbedachtsamkeit später dem unglücklichen Fürsten Thron und Leben kosten sollte. — Dem Könige aber war der Großfürst insofern von Vortheil, als er von ihm, so viel der streng überwachte Peter es vermochte, so manchen schätzbaren Wink über die Pläne seiner Feinde erhielt. —

Noch immer aber glaubte sich Maria Theresia nicht stark genug zum offenen Angriff auf das kleine Preußen; auch Frankreich, der Gegner Oesterreich's seit Hunderten von Jahren, der Erbfeind Deutschlands, mußte noch in das Bündniß gezogen werden. Und doch schien ein solches Bündniß so durchaus widernatürlich, die Feindschaft zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg war eine so uralte, die Interessen beider Länder einander so entgegengesetzt, daß die Erreichung des Zieles fast unmöglich erachtet werden mußte. Aber Fürst Kaunitz erreichte dennoch das unmöglich Scheinende, wobei ihm allerdings mehrere zufällige Umstände trefflich zu Statten kamen. Einmal war man am Hofe Ludwig's XV., welchen zu jener Zeit die weltberüchtigte Marquise von Pompadour mit ihren Günstlingen und Creaturen nach Gutdünken regierte, schon längere Zeit auf Friedrich von Preußen nicht sonderlich zu sprechen, da er, in dem großen Kampfe gegen Oesterreich Frankreich's einziger Bundesgenosse, ohne dasselbe zu berücksichtigen, Frieden mit der Kaiserin gemacht hatte, freilich nur in gerechter Wiedervergeltung für Frankreich's rücksichtsloses Benehmen gegen ihn selbst; dann

aber hatte König Friedrich seinem bitteren Spott über die schamlose Maitressenwirthschaft in Frankreich ebenso rücksichtslos freien Lauf gelassen, wie über die Zustände Rußland's und anderer Länder, die allmächtige und gefürchtete Maitresse hatte dies in Erfahrung gebracht und war seitdem zu einer erklärten Feindin des Königs geworden.

Ein anderer günstiger Umstand war der, daß König Georg von England, welcher zur Zeit in ernsten Streit mit Frankreich wegen der Grenzen ihrer nordamerikanischen Colonien verwickelt zu werden besorgte, in dem Wunsche, bei Zerwürfnissen auf dem europäischen Festlande sein Kurfürstenthum Hannover geschützt zu sehen, endlich sich zu einem Bündnisse mit Preußen entschloß, nachdem er vergebens versucht hatte, Oesterreich in dem mit ihm geschlossenen Bunde zu erhalten und zu einer bestimmten Erklärung über sein Verhalten, wenn Frankreich und Preußen Hannover angreifen sollten, zu bewegen. Die politische Lage war allerdings seltsam und ernst genug und sollte in Kurzem zu einer völligen Veränderung der verschiedenen Staatengruppen führen.

Das Verhältniß zwischen England und Frankreich war seit dem Jahre 1754 immer gespannter geworden, schon war es zwischen den beiderseitigen Colonisten in Amerika zum Kampfe gekommen und mit dem Frühjahr 1755 fingen die Engländer an, französische Schiffe, wo sie sie fanden, wegzunehmen. Der Ausbruch der Krieges schien mithin unvermeidlich und Georg von England mußte Alles daran gelegen sein, sich auf dem Festlande kräftige Hilfe zu sichern; denn die englische Landmacht war unbedeutend und nicht im Stande, allein Hannover gegen die zu erwartenden Angriffe der Franzosen zu schützen. Er hatte daher schon im September 1755 zu Kensington einen Vertrag mit Rußland abgeschlossen, in welchem dieses Hannover zu schützen versprach und ließ, sich noch immer nicht stark genug glaubend, durch den Herzog von Braunschweig auch König Friedrich von Preußen zu einem Bündnisse auffordern.

Das im Jahre 1744 zwischen Preußen und Frankreich auf 12 Jahre abgeschlossene Bündniß ging im Anfange des Jahres 1756 zu Ende, und obwohl Frankreich nicht abgeneigt schien, dasselbe zu erneuern, so zog König Friedrich doch in Erwägung, daß er bisher von dem Bunde mit den Franzosen wenig Vortheile gehabt hatte, daß bei der inneren Schwäche und Zerrissenheit Frankreich's auch in einem neu bevorstehenden Kampfe wenig thatkräftige Hilfe von dorther zu erwarten, dagegen von Frankreich als Gegner nicht viel zu fürchten sei; er glaubte ferner, daß bei dem zwischen England und Rußland abgeschlossenen Vertrage Feindseligkeiten Rußland's gegen Preußen nicht zu erwarten seien, wenn Preußen sich dem Bündnisse anschloß, und ging daher auf Englands Vorschläge ein. Am 16. Januar 1756 wurde zu Westminster ein sogenannter Neutralitätsvertrag unterzeichnet; beide Mächte verbürgten sich in demselben ihren gegenseitigen Besitzstand, und verpflichteten sich, zur Erhaltung des Friedens in Deutschland, sich dem Einrücken fremder Heere in das Reich mit allen Kräften zu widersetzen; sollte demohngeachtet der Krieg ausbrechen, so versprach England dem Könige jährlich vier Millionen Thaler Subsidiengelder. Was Rußland betrifft, so hatte König Friedrich sich in seiner Berechnung geirrt; der Haß der Kaiserin Elisabeth überwog alle anderen Bedenklichkeiten

und so nöthig Rußland die englischen Hilfsgelder gebrauchte, so erklärte die Kaiserin, welche den Vertrag von Kensington noch immer nicht unterzeichnet hatte, doch jetzt mit Bestimmtheit, daß ihre gegen England übernommenen Verpflichtungen nur gelten sollten, wenn England oder dessen Bundesgenossen von Preußen angegriffen werden sollte, bei den jetzigen Verhältnissen also mit anderen Worten gar nicht.

Wie sehr diese Verhältnisse dem Fürsten Kaunitz in seinen Bemühungen, einen Bund zwischen Oesterreich und Frankreich zu Stande zu bringen, in die Hände arbeiten mußten, leuchtet ein. In der That fing der Versailler Hof an, den wiederholten Anträgen des gewandten Staatsmannes williges Gehör zu geben als bisher, und als Kaunitz die durch hohe Sittenreinheit und ehrbaren Lebenswandel ausgezeichnete Kaiserin Maria Theresia sogar zu bewegen wußte, der berüchtigten Marquise von Pompadour ihr in kostbare Diamanten gefaßtes Bildniß zu übersenden und sie in einem Briefe „ma chère cousine" anzureden, da war aller Widerstand beseitigt und Kaunitz sah sich am Ziele seiner Wünsche. Am 9. Mai 1756 wurde zum Erstaunen der ganzen Welt und selbst eines großen Theils der nicht in's Vertrauen gezogenen österreichischen Staatsmänner das Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich abgeschlossen. Beide Mächte gewährleisteten sich ihre Besitzungen und versprachen sich, einander im Falle eines Angriffs mit 24,000 Mann zu Hilfe zu kommen. Selbst der sich sonst wenig um Politik kümmernde Kaiser Franz konnte sein Staunen und seinen Unwillen über dieses unnatürliche Bündniß, welches von seiner Gemahlin noch dazu mit einer so tiefen Demüthigung hatte erkauft werden müssen, nicht verbergen; aber freilich der Haß eines Weibes wiegt schwerer als alle Bedenken der Staatsklugheit und selbst der Moral. In Dresden und Wien aber, wie auch in Petersburg, herrschte großer Jubel über das glückliche Gelingen des Planes; jetzt war ja der Untergang des verhaßten Preußenkönigs unvermeidlich. —

So war denn im Sommer 1756 der größere Theil der europäischen Mächte zum Bunde gegen das kleine Preußen vereinigt; Frankreich, Oesterreich, Rußland, außerdem das gänzlich von Frankreich abhängige Schweden, trotzdem daß Schwedens König der Schwager König Friedrich's war, und auch der größere Theil der deutschen Fürsten, erbittert über den strengen Tadel, welchen ihre schrankenlose Verschwendung und Willkürherrschaft bei Friedrich gefunden, sie Alle hatten sich zum Untergange König Friedrich's verbunden, sie Alle hatten geschworen, den preußischen Adler in den Staub zu ziehen. Wahrlich, ein Fürst von weniger Herz und Kopf hätte bei solcher Gefahr wohl den Muth verloren. —

In Dresden war es, wo die Verschwörung gegen Preußen berathen wurde; freilich ahnte wohl Niemand, daß König Friedrich von dem Gange derselben ziemlich genau unterrichtet war. Durch Truppenbewegungen in Böhmen und Liefland aufmerksam gemacht, durch den ihm enthusiastisch anhängenden Großfürsten Peter von Rußland gewarnt, hatte Friedrich alle Schritte seiner Gegner genau bewacht und seinem Gesandten in Dresden war es durch die Bestechlichkeit eines sächsischen Kanzleisecretairs, Namens Menzel, sogar gelungen, sich Abschriften von geheimen Depeschen aus dem Dresdener Archiv zu verschaffen, welche ihm Aufschluß über den ganzen

sauberen Plan seiner Gegner gaben. Durch dieselben erfuhr er, daß seine Feinde ihn zum Angriff reizen wollten, um dann vor der Welt die Schuld der Friedensstörung auf Preußen werfen zu können; durch die Abschriften Menzel's erfuhr er ferner, daß ein vollständiger Plan über die Theilung Preußens bereits bestehe, daß man ihm die Königskrone wieder vom Haupte nehmen wolle, daß Schlesien mit Glatz wieder an Oesterreich, Ostpreußen an Polen, dafür Kurland an Rußland, Magdeburg an Sachsen, Pommern an Schweden fallen und ihm nichts als der ehemalige Kurstaat Brandenburg verbleiben solle. — Eine höchst wahrscheinlich durch den Fürsten Kaunitz dem Könige absichtlich zugespielte falsche Nachricht ließ denselben glauben, daß der ihm drohende Angriff ganz nahe bevorstehe, — während es durch die vorliegenden Actenstücke heutzutage klar erwiesen ist, daß der Angriff von Seiten Rußlands und Oesterreichs auf Preußen erst für das Frühjahr 1757 bestimmt war. Bis dahin hoffte man in Wien auch Frankreich zu einer bestimmten Theilnahme am Kriege gegen Preußen, auch wenn diese Macht nicht die angreifende, sondern die angegriffene sein sollte, zu bewegen.

Solchen gefährlichen Entwürfen gegenüber trug der König kein Bedenken, selbst auf die Gefahr hin, als Ruhestörer vor ganz Europa zu erscheinen, sich wenigstens den Vortheil der Ueberraschung und des ersten Angriffs zu einer Zeit, wo seine Gegner mit ihren Rüstungen noch nicht fertig waren, zu sichern; war es ihm doch ein Leichtes, vor der Welt den Plan seiner Feinde zu enthüllen und so den Beweis zu liefern, daß er zum Kampfe gezwungen worden sei. Oder sollte der König vielleicht warten, bis die feindlichen Heere sich von allen Seiten gegen ihn in Bewegung setzten und ihn im eigenen Lande anfielen? dies wäre zwar seinen Gegnern wohl recht erwünscht, von seiner Seite aber ein unverzeihlicher Fehler gewesen.

Ohne auf das Abrathen England's,*) seines einzigen Bundesgenossen, zu hören, ließ Friedrich durch seinen Gesandten in Wien, um alle möglichen Mittel zur Erhaltung des Friedens zu erschöpfen, über die Bedeutung und den Zweck der kriegerischen Rüstungen in Böhmen anfragen. Zweimal erhielt der König unbestimmte und unbefriedigende Antworten; zwar erklärte die Kaiserin, es sei nicht ihre Absicht, den Dresdener Frieden zu brechen, aber sie könne sich durch keine Erklärung binden, nicht nach Erforderniß der etwa eintretenden Umstände zu handeln; und als der König zum dritten Male um eine deutliche und bestimmte Erklärung bitten ließ,

*) Dem englischen Gesandten Mitchel sagte Friedrich, als dieser ihn zu beruhigen suchte und ihm vorstellte, die Berichte über die Rüstungen der Oesterreicher möchten übertrieben sein und es scheine, als wollten ihn diese nur reizen, den ersten Schlag zu thun, um dann vor der ganzen Welt ihn als Friedensstörer zu bezeichnen, die Worte:

„Wie, Herr, was sehen Sie in meinem Gesichte? Glauben Sie, daß meine Nase dazu gemacht ist, Nasenstüber hinzunehmen? Bei Gott, die werde ich mir nicht bieten lassen! —

Diese Dame will Krieg und sie soll ihn bald haben. Ich kann nichts dagegen thun, als meinen Feinden zuvor zu kommen: meine Truppen sind bereit und ich muß versuchen, diese Verschwörung zu brechen, ehe sie zu stark wird." —

wurde dieselbe in der stolzesten und hochfahrendsten Weise abgelehnt. Jetzt wußte Friedrich genug.

Der König war sich sehr wohl bewußt, welches ungeheure Wagestück er mit dem Kampfe gegen halb Europa unternahm, wie im Fall der Niederlage die gänzliche Zertrümmerung des preußischen Staates die Folge davon sein mußte, wie nur bei Aufbietung aller Kräfte ein erfolgreicher Widerstand möglich sein werde; aber die Ehre Preußens gebot ihm, sich seinen Feinden nicht ohne Kampf zu unterwerfen, welche Unterwerfung den Fall Preußens auch schwerlich verhindert haben dürfte. Er vertraute seiner gerechten Sache, dem eigenen Genie, der Tapferkeit und Zucht seines vortrefflichen Heeres, der Opferwilligkeit und Freudigkeit seines Volkes — und begann freudigen Muthes und voll Zuversicht den unerhörten Kampf.

In diesem Vertrauen zog der König sein sieggewohntes Schwert und brach wie der Sturmwind unter die Wolken in die noch in der Rüstung begriffenen und einen so schnellen Angriff nicht ahnenden Reihen seiner Gegner ein.

Des Königs Plan war, zunächst sich des gegen einen solchen Angriff nicht vertheidigungsfähigen reichen Sachsens zu bemächtigen, dieses Land zum Stützpunkte für seine ferneren Operationen zu machen und dadurch nicht allein den Vortheil zu gewinnen, daß der Unterhalt seiner Armee auf Kosten des feindlichen Landes erfolgte, sondern auch der König in dieser vorgerückten Stellung besser in der Lage sei, feindliche Angriffe von Süden und Westen her vom eigenen Lande fern zu halten. Die Feldzüge von 1744 und 1745 hatten den König überdem genugsam die Gefahr erkennen lassen, welche für ihn entstand, wenn er bei einem Angriff auf Oesterreich ein ihm feindlich gesinntes Sachsen in seinem Rücken liegen ließ. Der Gedanke, Sachsen für Preußen in diesem Kriege erobern zu wollen, lag dem Könige in der That fern; aber Alles mußte ihm daran gelegen sein, die reichen Hilfsmittel dieses Landes für sich mit Beschlag zu belegen und so dem eigenen Staate die Last des Krieges zu erleichtern.

Eine zweite Armee unter dem Befehl des Feldmarschalls Schwerin sollte gleichzeitig in Schlesien concentrirt werden, von hier aus in Böhmen einrücken und das Sammeln der in der Organisation begriffenen österreichischen Heere verhindern.

Ein leider nur schwaches Corps wurde zum Schutze gegen die Russen in der Gegend von Königsberg zusammengezogen, ein noch schwächeres sollte Pommern gegen die Schweden decken.

Alle diese Bewegungen der jeden Augenblick marsch- und schlagfertigen preußischen Regimenter geschahen mit so großer Schnelligkeit und wurden so sorgfältig geheim gehalten, daß der Blitz bereits in das erschrockene Sachsenland eingeschlagen hatte, ehe man dort noch das Aufsteigen der drohenden Gewitterwolke bemerkt hatte.

§. 12.

Der Feldzug des Jahres 1756. Pirna. Lobositz.

Am 29. August 1756 überschritt der König mit einem Heere von über 60,000 Mann in drei Colonnen, ohne vorhergegangene Kriegserklärung *) die sächsische Grenze, bemächtigte sich, ohne irgendwo Widerstand zu finden, in den nächsten Tagen der Städte Wittenberg, Torgau und Leipzig und rückte bereits am 9. September in die Hauptstadt des Landes, Dresden, ein. Der Kurfürst von Sachsen hatte sich mit dem größten Theil des Hofes, seinen Ministern und seinem Schatze auf den unangreifbaren Königstein geflüchtet und nur die muthige und entschlossene Kurfürstin war standhaft in Dresden geblieben. Das sächsische Heer, welches bei dem blitzähnlichen Einfalle der Preußen nicht frühzeitg genug gesammelt werden konnte, zum Widerstande überdem auch viel zu schwach war, hatte sich auf Veranlassung des Ministers Graf Brühl und auf den Rath des französischen Gesandten Broglio hinter Dresden bei Pirna concentrirt und dort, 17,000 Mann stark mit 150 Kanonen, ein wohl befestigtes, und nur mit ungeheuren Verlusten zu erstürmendes Lager bezogen. —

Gleichzeitig mit dem Könige war auch Schwerin von Glatz her in Böhmen eingedrungen und in der Gegend von Königgrätz auf eine österreichische Armee unter Piccolomini gestoßen. Zwar war dieselbe mit ihrer Organisation noch nicht völlig fertig; sie stand indessen in einem so wohl befestigten und verschanzten Lager, daß Schwerin einen Angriff auf dieselbe nicht wagte, sich begnügte, bei der vorgerückten Jahreszeit seinerseits ebenfalls ein Lager zu beziehen und das Land umher so gründlich wie möglich auszufouragiren.

Eine zweite österreichische Armee unter dem Feldmarschall Brown war in dem Augenblicke, als König Friedrich in Sachsen eindrang, in der Gegend von Budyn, sechs Meilen nördlich von Prag, im Sammeln begriffen.

Kehren wir indessen vorher noch einmal nach Dresden zurück. Daß sein Einfall in Sachsen mitten im Frieden ein ungeheures Aufsehen in Europa erregen werde, war dem Könige nicht unbekannt; aber eben so gut wußte er auch, daß er in dem Archive zu Dresden die Beweise für die böswilligen Absichten seiner Feinde finden werde und durch die Veröffentlichung der Originale, von welchen Menzel Abschriften genommen, leicht seine That rechtfertigen könne. Der König erklärte daher bei seinem Einrücken in Sachsen in einer öffentlichen Proclamation, daß er nicht in feindlicher Absicht nach Sachsen gekommen sei, daß er zur Besetzung des Landes nur durch die ihm bekannt gewordenen Pläne seiner Feinde gezwungen worden und daß er dasselbe nach Beseitigung der ihn bedrohenden Gefahren dem Kurfürsten wieder zurückgeben wolle. Indessen sahen die Schritte König Friedrich's doch ziemlich feindselig aus. Die sächsischen

*) Doch hatte der preußische Gesandte in Dresden schon am 26. August den König und Kurfürsten benachrichtigen müssen, daß König Friedrich in Sachsen einmarschiren und dasselbe mit Beschlag belegen werde; ein Fall, welcher übrigens von der sächsischen Regierung bereits seit dem Monat Juni geahnt wurde.

Kassen wurden mit Beschlag belegt, die Zeughäuser geleert und die darin gefundenen Vorräthe nach Magdeburg geschafft, Torgau wurde befestigt und zum Sitze des preußischen Feldkriegsdirectoriums bestimmt und das ganze Land nach preußischem System und sowohl im Namen wie auch zum Nutzen des Königs von Preußen verwaltet. Vor Allem aber ließ Friedrich es sich angelegen sein, sich in den Besitz der Originalacten zu setzen, aus welchen er der Welt den Beweis für das Vorhandensein eines seinen Untergang bezweckenden Planes zu liefern im Stande war. Die Papiere waren mit den wichtigsten Documenten des sächsischen Staatsarchivs nach dem Schlosse in Dresden gebracht und wurden von der Kurfürstin in ihrem eigenen Zimmer aufgehoben; sie selbst bewahrte den Schlüssel dazu und weigerte sich hartnäckig, denselben herauszugeben.

Als aber der preußische General Wylich vor der muthigen Fürstin, welche sich mit ausgebreiteten Armen vor die Thüre stellte und nicht weichen zu wollen erklärte, so lange noch Leben in ihr sei, auf die Knice sank und sie mit Thränen beschwor, sie möge ihn nicht zu einer Handlung zwingen, welche er sein ganzes Leben hindurch bedauern müsse; als er ihr ankündigte, er habe den gemessensten Befehl vom Könige, sich unter allen Umständen und wenn nicht anders mit Gewalt gegen Jedermann des Archivs zu bemächtigen, da erst gab die Kurfürstin nach und die gewünschten Schriftstücke fielen in die Hände des Königs.

Wenige Tage darauf, denn bereits in Berlin war der Plan dazu vollständig entworfen, erschien, von dem nachmaligen Minister von Herzberg verfaßt, unter dem Titel: „Mémoire raisonné sur la conduite des Cours de Saxe et de Vienne" eine Denkschrift, worin der König aller Welt die seit Jahren gegen ihn gesponnenen Umtriebe und Ränke beider Höfe aufdeckte, die Richtigkeit seiner Behauptungen durch die weggenommenen Original-Actenstücke unwiderleglich bewies und somit zeigte, daß sein Einfall in Sachsen nur von der Pflicht der Selbsterhaltung geboten gewesen sei.

Mit dieser meisterhaft abgefaßten Denkschrift war der Beweis, auf welcher Seite der erste Angriff eigentlich lag, unwiderleglich und für Jeden, der eben sehen wollte, geführt; selbst seine Gegner, wenn sie gleich eine Fluth von Gegenschriften gegen das verhaßte Mémoire in die Welt schickten, waren nicht im Stande, die darin aufgestellten Thatsachen zu widerlegen oder zu entkräften. Wenn der später so berühmt gewordene Minister von Herzberg 31 Jahre später, also ein Jahr nach dem Tode des Königs, in seinem: „Mémoire historique sur la dernière année de la vie de Frédéric II." erklärt, die Höfe von Wien und Dresden hätten die in jenen Originaldocumenten enthaltenen Verabredungen nur für den Fall getroffen, daß der König selbst ihnen Veranlassung zum Kriege geben sollte, und es sei zweifelhaft, ob dieselben jemals zur Ausführung gekommen sein würden, so kann dies in der Lage der Sache nur wenig ändern. Daß Oesterreich und Sachsen nur auf den gelegenen Zeitpunkt, nämlich das Frühjahr 1757, warteten, um ihre Pläne zu verwirklichen, ist und bleibt für alle Zeiten erwiesen und ein Mittel, den König zum ersten Angriff zu reizen, würde sich wohl zu jeder Zeit leicht gefunden haben; wer will den König tadeln, daß er den Augenblick des Angriffs

nach seinem Vortheil wählte? Auch hat in der That der Minister von Herzberg die beregte Aeußerung nur in dem Sinne gethan, daß es zweifelhaft sei, was besser gewesen sein würde: abwarten oder zuvorkommen. König Friedrich aber hielt es mit dem: melius praevenire quam praeveniri und — er hatte Recht.

Diese Denkschrift Friedrich's war auch zugleich die passendste und wirkungsreichste Antwort, welche der König auf alle bei Kaiser und Reich gegen ihn erhobenen Anklagen geben konnte; das „Dehortatorium" des Kaisers, welches den König aufforderte, von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen, dem König von Polen alle Kosten zu erstatten und still und ruhig mit seinen Völkern nach Hause zu ziehen, wurde durch dieselbe ebenso wirkungslos und zur leeren Förmlichkeit gemacht, als die an die sämmtlichen preußischen Heerführer gerichteten „Advocatoria" des Kaisers, „ihren gottlosen Herrn zu verlassen und seine Verbrechen nicht ferner zu theilen" bei diesen nur Lachen und Verachtung erregen konnten. — —

Vergeblich bemühte sich der König, durch gütliche Unterhandlungen den auf dem Königstein weilenden Kurfürsten von Sachsen zur Neutralität zu bewegen. Dem Könige war daran gelegen, weil er nicht daran denken konnte, das feste Lager der Sachsen bei Pirna, welches nur auf wenigen leicht zu vertheidigenden Gebirgspässen zugänglich war, anzugreifen, weil der König zur engen Einschließung dieses Lagers immerhin einen bedeutenden Theil seiner Armee verwenden mußte und er daher den Oesterreichern, deren Herannahen er jeden Tag erwarten durfte, nur mit geringen Streitkräften gegenüber treten konnte. Indessen dieser letztere Umstand war es eben, welcher König August III. und seinen Minister Brühl in ihrer Hartnäckigkeit bestärkten; was König Friedrich täglich besorgte, das hofften jene von Tage zu Tage mit Zuversicht und wiesen alle Anträge Friedrich's ab. Daß die sächsischen Truppen in ihrem Lager anfingen, Mangel an Lebensmitteln zu leiden, weil die Preußen alle Gebirgspässe stark besetzt hielten und jegliche Zufuhr abschnitten, das kümmerte den Minister wenig und seinem Herrn wußte er die immer trauriger werdende Lage seiner braven Soldaten sorgfältig verborgen zu halten. —

Um seinen Bundesgenossen aus der Noth zu befreien, hatte der Hof zu Wien dem Feldmarschall Brown endlich, nach mehrfach abgeschlagenen dringenden Bitten des sächsischen Hofes, den Befehl ertheilt, nach Sachsen vorzurücken und zur Rettung der Sachsen eine Schlacht zu wagen, jedoch war ihm die äußerste Vorsicht und Besonnenheit auf's Strengste anbefohlen und dieser Befehl wurde dem sonst einsichtigen Feldherrn zu einer drückenden Fessel, welche alle seine Entschlüsse lähmte und seinen Handlungen den Stempel der Unentschlossenheit und des Schwankens verleihen mußte.

Dem Befehle seines Hofes folgend, zog daher Graf Brown am 14. September seine Armee, etwa 34,000 Mann stark, in der Gegend von Collin zusammen; sein Vorrücken gegen Sachsen aber war so langsam, daß er erst am 29. September bei Budyn in drei Colonnen den Egerfluß überschreiten konnte. Des Grafen Absicht war es, von hier aus mit der ganzen Armee bis Lobositz an der Elbe vorzugehen; dort sollte ein starker Theil seiner Armee in der überaus festen Stellung stehen bleiben; ein

zweiter Theil sollte als Vortrab dieser Armee in die Gebirge von Aussig und Türmitz vorgehen, während der Feldmarschall selbst mit 18,000 Mann bei Leitmeritz über die Elbe gehen und auf dem rechten Ufer dieses Flusses über Kamnitz und Schandau nach dem Lilienstein, gegenüber von Pirna, marschiren und die Sachsen befreien wollte. Der ganz gut entworfene Plan scheiterte an der Geschwindigkeit, mit welcher König Friedrich ihn zu durchkreuzen wußte, so wie an der strafbaren Unthätigkeit der sächsischen Generale.

Der König hatte inzwischen, wie bereits erwähnt, das Lager bei Pirna von allen Seiten eng eingeschlossen und hoffte, die Sachsen durch den Feind, welchem auch die bravsten Soldaten nur kurze Zeit Widerstand leisten können, durch den Hunger, zur Uebergabe zu zwingen. Verhandlungen mit Brühl führten zu keinem Resultate, da der König sich mit den Versprechungen des Ministers nicht begnügen wollte und fest auf der Forderung des sofortigen Auseinandergehens der sächsischen Armee bestand, Brühl aber stets ausweichende Antworten gab. Ein starkes Corps, besonders aus leichten Truppen bestehend, war unter dem tapferen Keith bis nach Böhmen gedrungen, hatte sich der in dieses Land führenden Pässe bemächtigt und schützte den König vor einem unvermutheten Herannahen der Oesterreicher.

Als dem Könige durch diese Avantgarde die Bewegung der österreichischen Armee gemeldet ward, vertraute er dem Markgrafen Carl von Brandenburg, einem seiner Vettern, und dem Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau die weitere Fortsetzung der Blokade des sächsischen Lagers an, und übernahm am 28. September selbst den Oberbefehl über die bis auf 25 Bataillone, 71 Escadrons und 102 Geschütze, in Summa etwa 24,000 Mann, verstärkte böhmische Armee, mit welcher er den Oesterreichern entgegen zu gehen beschloß.

Am 29. erfuhr der König, daß die Oesterreicher oberhalb Budyn die Eger passirten, und marschirte nun mit seiner gesammten Armee in zwei Colonnen auf höchst beschwerlichen Gebirgswegen am 30. bis Welmina, woselbst die letzten Truppen erst spät in der Nacht eintrafen. Der bei Weitem bessere und bequemere Weg im Thale der Elbe wurde durch eine auf dem rechten Ufer placirte österreichische Batterie von acht Geschützen beherrscht, und der König hatte daher den Weg durch das Gebirge vorgezogen. Noch an demselben Abende bemerkte Friedrich, als er mit seiner Avantgarde bei Reschni-Augest eintraf, daß sein Gegner den Fehler begangen hatte, die von Lobositz rechts und links von der Straße liegenden bedeutenden Höhen, den Lobosch- und den Homolka-Berg nicht zu besetzen; er zog sofort Nutzen daraus, bemächtigte sich beider Anhöhen und etablirte am folgenden Morgen, als die preußische Armee auf und zwischen denselben in Schlachtordnung aufmarschirte, daselbst starke und zahlreiche Batterien, deren Feuer die ganze Ebene beherrschte und den Oesterreichern in der Schlacht schwere Verluste zufügen sollte.

Am Morgen des 1. October noch vor Tagesanbruch erhielt der König die Meldung, daß sich in der Ebene von Lobositz feindliche Reiterei zeige; er versuchte selbst, die feindliche Stellung zu recognosciren, wurde aber durch den überaus starken Nebel daran verhindert. Ueberzeugt jedoch, daß

er die feindliche Hauptarmee vor sich habe, ließ der König um 7 Uhr Morgens seine Truppen in Schlachtordnung aufmarschiren und zwar die Infanterie in zwei Treffen, den rechten Flügel auf dem Homolka-Berge, den linken auf dem Lobosch-Berge, sechs Batterien von zwanzig bis zu sechs Geschützen vor der Front, die Reiterei im dritten Treffen hinter der Infanterie.

Graf Brown dagegen hatte bereits am 30. September Vormittags seine Armee zwischen der Elbe und den Tischkowitzer Teichen, das Städtchen Lobositz vor dem rechten, die Dörfer Sulowitz und Tischkowitz vor dem linken Flügel und von leichten Truppen besetzt, ebenfalls in mehreren Treffen, die Cavallerie auf beiden Flügeln aufgestellt. Die Avantgarde hielt Lobositz selbst besetzt; ebenso waren in den Weinbergen am südlichen Abhange des Loboschberges zahlreiche leichte Truppen placirt, welche noch am Abend des 30., als der Feldmarschall das Herannahen der preußischen Armee über Welmina erfuhr, durch 1000 Mann Kroaten verstärkt wurden. Hier befehligte der bereits als Führer leichter Truppen ausgezeichnete Oberstlieutenant Laudon. Gleichzeitig wurde noch eine nach Leitmeritz entsendete Abtheilung von etwa sechs Bataillonen zurückbeordert, langte noch vor dem Beginn der Schlacht an und stellte sich hinter dem Centrum als drittes Treffen auf.

Als der preußische linke Flügel sich auf der Höhe des Loboschberges zu entwickeln begann, gerieth er mit den in den Weinbergen zerstreuten Kroaten und leichten Truppen in ein äußerst lebhaftes Feuergefecht, wobei die Oesterreicher entschieden im Vortheil blieben und welches, da der dichte Nebel noch mehrere Stunden lang anhielt, ohne Theilnahme der übrigen Truppen blos von den Bataillonen des ersten Treffens mit Hartnäckigkeit und mit großen Verlusten, aber ohne Entscheidung geführt wurde. Der König, welcher die österreichische Stellung des Nebels halber gar nicht sehen konnte, glaubte eigentlich, daß er es hier nur mit der österreichischen Nachhut zu thun habe und daß die Armee selbst bereits im Rückzuge auf Budyn oder Leitmeritz sei; er beschloß daher, durch eine Vorschiebung seines rechten Flügels, diese vermeintliche Arrièregarde abzuschneiden, wurde aber durch 27 Escadrons österreichischer Cavallerie, welche in der Ebene zwischen Sulowitz und Lobositz mit vieler Standhaftigkeit das Feuer der großen Zwölfpfünderbatterie auf dem Homolkaberge aushielten, an der Ausführung dieser Bewegung gehindert.

Der Versuch des Königs, diese brave Reiterei durch seine Reserve-Cavallerie über den Haufen zu werfen, führte zu einem äußerst hitzigen und mehrmals hin und her wogenden Reitergefechte, bei welchem beide Theile mit glänzender Tapferkeit fochten. Als jedoch die preußischen Regimenter die zurückweichenden Oesterreicher zu hitzig verfolgten, geriethen sie in das Feuer mehrerer österreichischen Batterien, wurden gleichzeitig von Küraſſieren in der Flanke angefallen und mußten mit ungeheurem Verluste das Feld räumen; allein zwei Generale und fast 1000 Mann blieben todt oder verwundet auf demselben liegen.

Inzwischen hatte der König nunmehr seinen Irrthum erkannt, und da das Feuergefecht in den Lobositzer Weinbergen noch immer ohne Entscheidung forttobte, die preußischen Bataillone des linken Flügels auch be-

reits ihre Munition fast gänzlich verschossen hatten, so befahl Friedrich, den Feind mit dem Bajonnet aus seiner Stellung zu vertreiben.

Dieser Befehl wurde mit großer Entschlossenheit und Tapferkeit ausgeführt; die bereits von dem langen Kampfe erschöpften Oesterreicher wurden von den stürmenden preußischen Bataillonen aus den Weingärten gedrängt und in das bereits in Brand gerathene Lobositz hineingetrieben; vergeblich versuchte der Feldzeugmeister Graf Stahremberg mit vier Regimentern das Gefecht wieder herzustellen, die Preußen waren bereits Herren des ganzen Lobosch-Berges und auch er mußte sich dem Rückzug des österreichischen rechten Flügels anschließen.

Um 3 Uhr Nachmittags räumte General Brown das brennende Städtchen Lobositz und zog seinen rechten Flügel außer Schußweite zurück; in dieser Stellung beharrte er bis zum andern Morgen, ohne von den Preußen weiter angegriffen zu werden und trat dann seinen Rückzug nach Budyn an, die Hoffnung aufgebend, auf diesem Wege nach Sachsen vordringen zu können. Sein Verlust in der Schlacht betrug etwa 2140 Mann an Todten und Verwundeten, so wie 700 Gefangene und 3 Geschütze; die preußische Armee verlor 2600 Todte und Verwundete und auch 700 Mann an Gefangenen; unter den Todten befanden sich die Generale von Lüderitz, von Oertzen und von Quadt, unter den tödtlich Verwundeten der Generallieutenant von Kleist. —

Die Schlacht bei Lobositz kann zwar nicht zu den glänzenden Siegen des Königs gezählt werden, der überlegene und zwar zum Rückzug genöthigte aber keineswegs geschlagene Feind behauptete, wie erzählt, noch die ganze Nacht das Schlachtfeld und wurde auch am anderen Tage in keiner Weise verfolgt; demohnerachtet war preußischerseits der Zweck der Schlacht erreicht, die Oesterreicher gaben es auf, auf diesem Wege den Sachsen Hilfe zu bringen und der König war daher vollkommen in seinem Rechte, wenn er des Abends in seinem Lager Victoria schießen ließ. Die große Veränderung aber, die seit dem letzten Kriege mit den österreichischen Truppen vorgegangen war, hatte der König so gut wie sein ganzes Heer in der Schlacht deutlich erkannt; ein Jeder sagte sich, daß das nicht mehr die alten Oesterreicher seien, daß man es jetzt mit ganz anderen Gegnern zu thun habe, als vordem; zum Glück für die Preußen war bei ihnen die alte Tapferkeit, Mannszucht und Dressur dieselbe geblieben. Friedrich selbst schrieb nach der Schlacht an Schwerin, ihm den erfochtenen Sieg meldend:

„Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu commandiren.“ — —

Der König nahm am Tage nach der Schlacht sein Hauptquartier in Lobositz, begnügte sich, dem Feldmarschall Grafen Brown, um dessen fernere Bewegungen zu beobachten, den Herzog von Bevern mit 5 Bataillonen und 12 Escadrons bis Tischkowitz nachzusenden und kehrte mit dem übrigen Theil seiner Armee nach Sachsen zurück, um dort endlich die Sache mit der sächsischen Armee zu Ende zu bringen. —

Die Lage dieser armen Truppen war inzwischen immer trostloser geworden; mit Mangel und Entbehrungen aller Art kämpfend, verzagten die wackeren Soldaten und ihre Führer selbst dann nicht, als der Verlust der Schlacht bei Lobositz ihnen fast jede Hoffnung auf Rettung abschnitt,

es wurde vielmehr von dem Feldmarschall Grafen Rutowsky ein Plan entworfen, nach welchem die Armee in der Dunkelheit der Nacht dicht bei der Festung Königstein über die Elbe gehen und sich dann mit Hilfe eines österreichischen Corps, welches Graf Brown selbst auf dem rechten Elbufer bis Schandau zu führen versprochen, durch die preußischen Posten durchschlagen sollte. Der Plan wurde ausgeführt, Brown erschien am 11. October mit 6000 Mann bei Schandau, wartete aber vergeblich auf das verabredete Signal, drei Kanonenschläge von der Festung Königstein. Das Signal, welches indessen wirklich gegeben worden, als die Sachsen die Schiffbrücke passirt und zerstört hatten, konnte wegen des heftigen Sturmes in der Nacht zum 13. October von Brown nicht gehört werden; er selbst war zu unentschlossen und vorsichtig, um ohne die Sachsen einen Angriff auf die preußischen Truppen zu wagen, obgleich diese nur halb so stark waren, wie er, und trat deshalb am 14. seinen Rückmarsch nach Böhmen wieder an. — Nichts würde indessen die sächsischen Truppen gehindert haben, den Uebergang über die Elbe früher zu bewerkstelligen — als ihre eigenen höchst mangelhaften und unzweckmäßigen Anstalten.

Damit aber war für die Sachsen jede Aussicht auf Befreiung verloren, ihre Lage war sogar noch übler geworden, wie vordem, da ihnen der Rückweg in ihr verlassenes Lager versperrt und ihre Bagage größtentheils in die Hände der nachrückenden Preußen gefallen war. Noch drei Tage, darunter zwei bei strömendem Regen, hielten die Regimenter ohne jegliche Nahrung Stand, dann erst verlangte Rutowsky vom Grafen Brühl Vollmacht zum Abschluß einer Capitulation. Brühl's Forderung, sich durchzuschlagen, beantwortete Rutowsky mit dem Beweise, daß dies unmöglich sei und verlangte von dem verächtlichen Höflinge, welcher mit seinem Könige im Ueberfluß geschwelgt hatte, während die armen Soldaten fast unter ihren Augen vor Hunger umkamen, dann solle er sich wenigstens an die Spitze der Truppen stellen und ihr Schicksal theilen; — dazu hatte aber Brühl begreiflicher Weise keine Neigung. Erst jetzt erfuhr der schwer durch Brühl getäuschte König, daß er nicht, wie dieser ihm vorgespiegelt, eine mit allem Nöthigen wohl versehene Armee von 33,000 Mann, sondern nur 17,000 Mann halb verhungerte und im tiefsten Elende befindliche Soldaten besitze. Fast ist man versucht, sich zu fragen, ob die Perfidie des Ministers, oder die Schwäche eines Fürsten, der in solcher Lage es unterläßt, mit eigenen Augen zu prüfen, größere Verachtung verdient.

Am 16. October ergaben sich denn 17,000 Mann Sachsen ohne alle Bedingungen als kriegsgefangen; die Offiziere behielten ihre Degen und wurden auf ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht wieder gegen Preußen zu kämpfen, in ihre Heimath entlassen, die Gemeinen, welche der mildherzige König zunächst reichlich mit Brod und allem Nöthigen versehen ließ, wurden größtentheils gezwungen, in die preußischen Regimenter einzutreten, ein Schritt, der dem Könige späterhin die größten Nachtheile bereiten sollte, denn die nur mit dem größten Widerwillen der preußischen Fahne folgenden Sachsen desertirten in den späteren Schlachten bei jeder Gelegenheit und in großen Massen und erwiesen sich auch als Besatzung von Festungen im hohen Grade unzuverlässig. Wer wollte sie darum tadeln? —

Der Feldzug des Jahres 1756 hatte mit dieser Katastrophe sein Ende erreicht, der König verlegte sein Heer in die Winterquartiere zwischen der böhmischen Grenze und Pirna; er selbst nahm seine Residenz in Dresden und behandelte Sachsen völlig als erobertes Land, vermehrte auch seine Armee mit 16,000 in Sachsen ausgehobenen Rekruten, welche sich indessen ebenso widerwillig und unzuverlässig zeigten, wie die bei Pirna Gefangenen.

König August hatte sich mit seinem Minister nach Warschau begeben; dort ruhten sie von den Strapazen des Krieges, welchen sie nicht mitgemacht, von den Entbehrungen, welche sie nicht ertragen hatten, aus. —

Auch die schlesische Armee unter Schwerin, welche in dem ganzen Feldzuge nur einige unbedeutende kleine Gefechte bestanden hatte, ging nach Schlesien zurück und bezog dort die Winterquartiere. —

§. 13.

Der Feldzug des Jahres 1757. Prag. Collin. Roßbach. Breslau. Leuthen.

Wohl mochte in König Friedrich's Herzen oft bange Besorgniß aufsteigen, wenn er die ungeheuren Kräfte berechnete, welche mit dem Beginn des neuen Jahres von allen Seiten her gegen ihn in Bewegung gesetzt werden sollten, wenn er sie mit den Streitmitteln verglich, welche er selbst nach Aufbietung aller Kräfte ihnen entgegen zu stellen vermochte.

Der Kurfürst von Sachsen hatte sofort nach der Besetzung Sachsens beim Reichstage zu Regensburg eine Klage gegen den König von Preußen wegen Landfriedensbruchs anhängig gemacht; verhinderten auch die protestantischen Mitglieder des Reichstages den von Friedrich's Feinden beabsichtigten Beschluß, den König mit der Acht des Reiches zu belegen, so wurde doch in der Sache selbst mit unerhörter Schnelligkeit entschieden. Schon nach drei Monaten wurde dem Kaiser zur Wiedereinsetzung des vertriebenen Kurfürsten von Sachsen in seine Länder eine Reichshilfsarmee von 32,000 Mann, das sogenannte dreifache Contingent, und eine Reichssteuer von 3 Millionen Gulden in Aussicht gestellt. Wie diese Reichsarmee spät und in der elendesten Verfassung erschien, um bei der ersten Gelegenheit vor Friedrich's Heere wie Spreu vor dem Winde verweht und im Reiche selbst zum allgemeinen Spott zu werden, werden wir aus den folgenden Blättern ersehen; die bewilligte Steuer von 3 Millionen aber wurde, wie dies bei Reichssteuern gewöhnlich zu geschehen pflegte, nur unvollkommen und langsam beigetrieben. —

Die Art und Weise, in welcher das Kaiserliche Cabinet den Beschluß des Regensburger Reichstages zum Reichskriege gegen Preußen herbeizuführen wußte, enthält eine so schreiende Verletzung aller Reichsgesetze und einen so gröblichen Mißbrauch der Kaiserlichen Gewalt, daß wir den Hergang wenigstens in einigen Worten schildern wollen. Ohne den König von Preußen auch nur zu hören, ohne jegliche Zuziehung der Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs, wie es die Satzungen der Wahlcapitulation dem Kaiser bestimmt vorschrieben, erließ Kaiser Franz I. unterm 13. September 1756 eine Aufforderung (Dehortatorium) an König Friedrich, als Kurfürsten von Brandenburg, worin ihm anbefohlen wurde: „von

allen Empörungen, friedbrüchigen Vergewaltigungen und feindlichen An- und Ueberziehungen der kursächsischen und anderer Reichslande abzustehen, allen verursachten Schaden und Kosten zu erstatten und, daß solches geschehen, gehorsamst anzuzeigen."

In einem besonderen Kaiserlichen Rescript werden alle Offiziere und Soldaten der preußischen Armee von ihrem Eide für den König entbunden und angewiesen, seinen Dienst sofort zu verlassen. König Friedrich beantwortete diese theils unwürdige, theils lächerliche Aufforderung, welche selbstredend der preußischen Armee auch nicht einen Mann abwendig machte, durch eine Reihe von Denkschriften und Manifestationen, in welchen er sein gutes Recht klar vor aller Welt bewies und die öffentliche Meinung in ganz Deutschland auf seine Seite brachte. In der That, wie sollten die kleineren Reichsstände und Städte nicht Besorgniß vor Kaiserlicher Vergewaltigung hegen, wenn man sich nicht scheute, so mit dem mächtigsten Fürsten des Reiches zu verfahren! Friedrich's Gesandter in Regensburg, Freiherr von Plotho, protestirte demnach in energischer und derber Weise gegen diesen wie alle anderen ungesetzlichen Schritte des Kaisers.

Am 10. October 1756, nachdem das Erkenntniß des Reichshofraths, wie es nicht anders zu erwarten gewesen, gegen den König von Preußen ausgefallen war, erließ Kaiser Franz an den Kaiserlichen Hof-Fiscal den Befehl, gegen den Kurfürsten von Brandenburg einzuschreiten, an die Reichskreise gleichzeitig Mandate zu Kriegsrüstungen gegen denselben. Abermals wies Friedrich nach, wie er nur nothgedrungen und zu seiner eigenen Sicherheit die Waffen ergriffen habe und erklärte feierlich, vor dem gesammten Reich und vor ganz Europa, daß er keinen Fuß breit eines anderen Reichsgebietes an sich reißen wolle und daß der ihm Schuld gegebene Umsturz der Reichsverfassung nichts als ein leeres Geschrei sei, womit der Reichshofrath seine ungesetzlichen Schritte zu bemänteln suche.

Ein Schreiben des Königs vom 30. October forderte offen vom Reiche, welches den Frieden von Dresden mit garantirt habe, Schutz und Hilfe gegen den in Wien und Dresden beabsichtigten Bruch desselben und begehrte von den Reichsständen wenigstens, daß sie sich für neutral erklären sollten.

Beide Forderungen wurden vom Reichstage verworfen.

Auch ein von Hannover ausgehender Vermittelungsvorschlag, welchen König Friedrich billigte und viele Reichsstände gern angenommen haben würden, scheiterte an dem bösen Willen des Kaiserlichen Cabinets, welches erklärte, in eine Reichsmediation, die sich unter der Hand hervorthun wolle, niemals zu willigen.

Am 10. Januar 1757 kam nunmehr der Kaiserliche Antrag auf Erklärung des Reichskrieges gegen Preußen zur Berathung und erhielt, da sämmtliche katholischen Stände und von den protestantischen Pfalz-Zweibrücken, Brandenburg-Anspach, Mecklenburg-Schwerin, Holstein-Gottorp, Hessen-Darmstadt und Schwarzburg für denselben stimmten, trotz aller Proteste Preußens und Hannovers die Majorität. Am 17. Januar wurde demgemäß der Reichskrieg gegen Preußen decretirt, der Beschluß am 29. Januar vom Kaiser bestätigt.

Nur an der Unschlüssigkeit König Georg's von England und seiner Weigerung, mit Preußen vereint sich vom Regensburger Reichstage los zu sagen, lag es, daß König Friedrich nicht schon jetzt die Bahn einer selbständigen deutschen Politik betrat, welche ihn in seinem spätesten Lebensalter zur Stiftung des Fürstenbundes führte.

Auch Preußens Gesandter, von Plotho, blieb in Regensburg, um ferner König Friedrich's Rechte zu vertreten.

Der anfänglich gute Erfolg ermuthigte den Wiener Hof, wie wir hier den Ereignissen voraus gleich bemerken wollen, zu weiteren Schritten. Um die ewigen Proteste des preußischen Gesandten abzuschneiden, wurde von Wien aus am 31. März 1757 der Antrag gestellt, König Friedrich in die Reichsacht zu erklären. Dies erschien denn doch den meisten Reichsständen, selbst Friedrich's Feinden, als ein bedenklicher Schritt; mit Recht fürchteten sie, daß nach der Vernichtung Preußens auch an sie die Reihe kommen, der Kaiserliche Hof dann auch sie in vollständige Unterthänigkeit und Dienstbarkeit bringen werde. Der Kaiser beeilte sich in Rücksicht auf dieses Widerstreben auch nicht mit dem weiteren Verfolg dieser Angelegenheit.

Als aber am 14. October der Kaiserliche Notarius Aprill zu Regensburg dem kurbrandenburgischen Gesandten von Plotho die fiscalische Vorladung insinuiren wollte, hatte er damit ein trauriges Schicksal.

Der derbe Plotho nannte den Kaiserlichen Abgeordneten schlechtweg einen Flegel und warf ihn mit sammt seiner citatio fiscalis zum Hause hinaus. Allerdings wenig diplomatisch, dieses Verfahren; aber überall, nicht blos in Preußen, jubelte man über den summarischen Proceß, den der kurbrandenburgische Gesandte mit der Achtserklärung gemacht hatte und der Name Plotho's war fortan in aller Munde.

In der That hatte der Wiener Hof durch sein Verfahren nichts weiter erreicht, als daß die ganze Jämmerlichkeit der Zustände im Reiche abermals aller Welt klar vor Augen gelegt worden und daß die Sache des Königs in ganz Deutschland noch populärer und beliebter wurde wie zuvor; Friedrich II. war in Wahrheit schon vor dem Kampfe, wenigstens was das Reich betrifft, der Sieger.

Auch erkannte man in Wien sehr wohl die Gefahr, welche entstehen mußte, wenn König Friedrich sich gänzlich vom Reiche lossagte und mit seinen Verbündeten ein Sonderbündniß schloß; man ließ daher die Achtserklärung stillschweigend fallen und war um so eifriger bedacht, mit Hilfe der Franzosen und Russen den gehaßten Feind zu demüthigen; um so eifriger, als man auch in Wien recht gut wußte, daß die Reichskreise sich mit ihren Rüstungen nicht beeilen würden und schließlich von dem Reichsheere nichts Wesentliches erwartet werden dürfe.

Die Gefahr, welche ihm aus dem Reiche her drohte, konnte der König daher mit Recht gering achten; um so größere Besorgnisse aber erregten ihm die gewaltigen Rüstungen seiner anderen Feinde.

Frankreich, durch den Vertrag von Versailles*) nur zu einer Hilfsarmee von 24,000 Mann und zwar nur für den Fall, daß Oesterreich von

*) Dieser Versailler Vertrag, definitiv abgeschlossen am 1. Mai 1757, und in der That nichts anderes als ein Theilungsvertrag zwischen Oesterreich und Frankreich

Preußen angegriffen werde, verpflichtet, erklärte, daß dieser Fall jetzt eingetreten sei und daß, als Mitunterzeichner und Garant des westphälischen Friedensschlusses, Frankreich genöthigt sei, den Einbruch des Königs in Sachsen als eine Verletzung desselben anzusehen; es rüstete daher drei große Heere von in Summa 105,000 Mann aus, von welchen das erste

---

zu dem Zwecke, ein neues System der europäischen Politik zu schaffen und sowohl in Deutschland, wie in den Niederlanden und Italien Anordnungen im Interesse der Häuser Habsburg und Bourbon zu treffen, welche jedem künftigen Zwiste unter ihnen vorbeugen mußten, muß als ein Meisterstück österreichischer Diplomatie (und Perfidie) bezeichnet werden. Durch den Versailler Theilungsvertrag war in Wahrheit zwischen den beiden katholischen Hauptmächten Europa's ein Bündniß zur Unterdrückung der protestantischen, noch dazu unter einander uneinigen Mächte geschaffen worden, und wenn der dem Vertrage zu Grunde liegende Plan gelungen wäre, statt an dem heldenmüthigen Widerstande König Friedrich's, der somit als ein wirklicher Rettungskampf für Deutschland betrachtet werden muß, zu scheitern, so wäre das protestantische Norddeutschland und der Protestantismus auf dem Continent überhaupt unfehlbar für immer von der Gnade der katholischen Mächte abhängig, d. h. verloren gewesen.

Bei der ungeheuren Bedeutung, welche hierdurch der Vertrag von Versailles gewinnt, und weil aus ihm die freundlichen Absichten Oesterreichs gegen seinen protestantischen Nebenbuhler Preußen so recht deutlich hervorleuchten, mögen die Hauptzüge desselben hier, wenn auch nur in einer Anmerkung, Platz finden.

Nach der Einleitung geht der Zweck des Vertrages dahin, nicht allein die Gewaltthätigkeit des Königs von Preußen abzuweisen und den von ihm angegriffenen beiden Mächten vollen Schadenersatz und Sicherheit für die Zukunft zu verschaffen, sondern auch zur Sicherung der Ruhe Europa's die Macht des Königs von Preußen auf solche Schranken zurückzuführen, daß er nicht mehr im Stande ist, dieselbe zu stören.

Demgemäß soll nach Artikel 3 der König von Frankreich die an Oesterreich versprochene Hilfe an Truppen und Geld so lange fortsetzen, bis Oesterreich durch einen sicheren und von allen Mächten, die dem Vertrage beigetreten, garantirten Friedensschluß in den ruhigen und gesicherten Besitz von Schlesien und der Grafschaft Glatz wiederum gelangt ist.

In den Artikeln 4 und 5 soll der König von Preußen so lange mit Krieg überzogen werden, bis derselbe außer Schlesien und Glatz auch noch die Fürstenthümer Crossen und Halberstadt, das Herzogthum Magdeburg, das frühere schwedische Pommern und seinen Antheil aus der Erbschaft der alten Herzoge von Cleve, sowie das Oberquartier von Geldern vollständig und unwiderruflich abgetreten hat.

Der Artikel 7 theilt die gemachte Beute, und zwar Magdeburg und den Saalkreis an Sachsen, Pommern an Schweden, Crossen an Oesterreich, die rheinischen Besitzungen an Frankreich, das noch außerdem durch Chimaye, Beaumont, Ostende, Niewport u. s. w. entschädigt wird.

Artikel 8 erklärt das vollkommene Einverständniß beider Mächte, falls ein sächsischer Prinz künftig zum König von Polen gewählt werden sollte.

So wäre durch die Ausführung dieses Vertrages der König von Preußen wieder zum Markgrafen von Brandenburg und Herzog von Hinterpommern geworden; denn auch Rußland hatte man ein Stück von der Beute, Ost- und Westpreußen, zugedacht.

Glücklicher Weise für Deutschland und für die Welt fügte die Vorsehung es anders. Preußen unter seinem heldenmüthigen Könige bestand die furchtbare Probe und ging siegreich aus dem Kampfe gegen die halbe Welt hervor, zum Jubel und zum Segen von tausend und abertausenden von deutschen Herzen.

Die Perfidie und undeutsche Politik Oesterreichs, des Führers Deutschlands, erhellt aus keiner politischen Action deutlicher, als aus diesem Vertrage von Versailles.

Selbst der 16jährige Erzherzog Joseph (später Kaiser Joseph II.) äußerte laut seine Unzufriedenheit über diesen Vertrag, welcher ihn zum Vasallen Frankreichs erniedrige, und verlangte, die Kaiserin solle lieber einen vernünftigen Frieden mit dem König von Preußen machen. —

sich der rheinischen Besitzungen des Königs bemächtigen und dann auf Westphalen operiren, das zweite im Verein mit der in der Bildung begriffenen Reichsexecutionsarmee direct auf das Herz der preußischen Monarchie losgehen, das dritte endlich als vorläufige Reserve im Elsaß stehen bleiben sollte.

Bei der für die französische Regierung gleichzeitig eingetretenen Nothwendigkeit, Verstärkungen nach Nordamerika zu senden, zum Kampfe gegen England, durfte indessen König Friedrich hoffen, daß die französischen Rüstungen nicht ganz so gefährlich ausfallen und jedenfalls nur langsam vor sich gehen würden. Nirgends hatten übrigens die Enthüllungen über die Pläne der sächsischen und österreichischen Regierung gegen Preußen solchen Eindruck gemacht und so die Ueberzeugung befestigt, daß König Friedrich nur aus Nothwehr in Sachsen eingebrochen sei, als im französischen Volke.

Von Hause aus war hier der Krieg gegen den bewunderten König von Preußen im höchsten Grade mißliebig in allen Kreisen der Gesellschaft und nur König Ludwig XV., sowie die erbitterte Pompadour und ihre Creaturen betrieben denselben mit Eifer.

Der König von Schweden, obgleich Friedrich's Schwager, wurde durch den in seinem Lande allmächtigen, nebenbei aber in französischem und russischem Solde stehenden Adel, gegen welchen die Königliche Würde nur ein Schattenbild war, gezwungen, sich mit einem Heere von 25,000 Mann am Kriege zu betheiligen; ihm fiel die Aufgabe zu, sich des nur schwach vertheidigten preußischen Pommerns zu bemächtigen. —

Die Kaiserin von Rußland endlich, Friedrich's unversöhnlichste Feindin, schloß mit der Kaiserin Maria Theresia schon im Januar 1757 ein neues Bündniß, in welchem sie, allerdings gegen bedeutende österreichische Hilfsgelder, sich verpflichtete, mit einem Heere von 100,000 Mann in die Provinz Preußen einzufallen.

Von österreichischer Seite selbst waren ebenfalls die unerhörtesten Anstrengungen gemacht worden, den Krieg im nächsten Jahre mit Nachdruck führen zu können; zwei große Heere unter dem Prinzen Carl von Lothringen und dem Feldmarschall Grafen von Daun, in Summa fast 150,000 Mann stark, standen in Böhmen dazu bereit; sie waren diejenigen unter den Gegnern Friedrich's, welche ihm am meisten Gefahr drohten, denn sie hatten die Zeit der Ruhe von 1745—1756 trefflich benutzt und dem Könige schon bei Lobositz den Beweis gegeben, daß die österreichischen Soldaten jetzt den Preußen ebenbürtige Gegner geworden waren. —

Dieser ungeheuren Macht gegenüber, welche man zusammen wohl auf 430,000 Mann veranschlagen darf, konnte Friedrich selbst mit der äußersten Anstrengung nur etwa 200,000 Mann entgegenstellen. Sein einziger Bundesgenosse, England, mit welchem er am 11. Januar 1757 ein erneuertes Bündniß schloß, konnte ihm zu Lande nichts oder wenig helfen, und erwies sich auch vorläufig als unzuverlässig, weil König Georg, der vergeblich von dem Einfall in Sachsen abgerathen hatte, darüber gereizt war und heimlicher Weise von den französischen Diplomaten die Versicherung erhalten hatte, sein über Alles geliebter Kurstaat Hannover werde von den französischen Heeren gar nicht angegriffen werden. So kam denn

auch der neu geschlossene Vertrag für's Erste nicht vollständig zur Ausführung; König Friedrich vermochte nicht, die versprochenen 20,000 Mann zum Schutze Hannovers aufzustellen, England ließ sich durch den Widerspruch Rußland's abschrecken, seine Flotte, wie der Vertrag es bestimmte, nach der Ostsee zu schicken und zahlte auch die versprochene 1 Million Pfund Sterling Subsidiengelder nicht völlig aus, sondern ermäßigte dieselben auf 670,000 Pfund.

Der König von Preußen sah sich demnach genöthigt, den Kampf mit allen seinen Gegnern allein und, was das Schwierigste für ihn war, wahrscheinlich mit allen seinen Gegnern zu gleicher Zeit aufzunehmen —, aber er verzagte nicht. Er wußte genau, daß in den Plänen seiner Gegner Einheit und Zusammenhang fehlen würde, wenn es an die Ausführung ging; er wußte, daß weder Frankreich noch Oesterreich oder Rußland Feldherren aufzustellen vermochten, welche an sein eigenes strategisches Genie nur entfernt heranreichten; er wußte ferner, daß besonders zwischen den österreichischen und russischen Heerführern statt Einverständniß und Freundschaft, nur Mißtrauen und Neid herrschen würden; er wußte endlich, daß der von ihm unternommene Kampf ein Kampf der Aufklärung und geistigen Freiheit gegen Finsterniß und Knechtschaft, ein Kampf der lebendigen Fortentwickelung gegen den Stillstand der Geister und gegen die daraus folgende Versumpfung, ein Kampf der neuen gegen die alte Zeit sei und von dem gebildeten Theil aller Völker, selbst in den Reihen seiner Feinde, mit hohem Interesse und lebendiger Theilnahme betrachtet werde. Der König und mit ihm nicht allein sein Volk, sondern überall die Menschheit da, wo geistige Aufklärung bereits Eingang gefunden, waren sich bewußt, daß mit dem Untergange Preußens alle die durch die Reformation errungenen höchsten Güter der Menschheit, Freiheit und Aufklärung, für Jahrhunderte wieder verloren sein würden, daß abermals die Nacht des Aberglaubens und der geistigen Knechtschaft ihre dunkeln Fittiche über die Völker breiten werde. Freudig ging der König in solchen Kampf; er trug die Gewißheit des Sieges in sich selbst und diese war sein stärkster Bundesgenosse.

Ein großer, schwer wiegender Uebelstand war für den König die Nothwendigkeit, seine Kräfte zu theilen; indessen, da ihm von allen Seiten her Gefahr drohte, konnte dies nicht füglich umgangen werden.

Seine Besitzungen am Rhein sah sich Friedrich genöthigt, vorläufig ganz ohne Schutz zu lassen, da es ihm nicht gelungen war, die englischen und hannöverschen Diplomaten, welche durch das hinterlistige Versprechen Frankreichs um das Schicksal Hannovers ganz unbesorgt gemacht waren, von der Nothwendigkeit einer Vertheidigung der Rheinlinie zu überzeugen. Der König gab daher die Festung Wesel, welche nach seinem vortrefflichen Plane zum Hauptwaffenplatz für die dortigen Operationen bestimmt war, ganz auf, ließ die Werke so viel als möglich zerstören und die Geschütze nach Magdeburg führen.

In Pommern konnte der König nur ein schwaches Corps von 4000 Mann unter dem General von Belling, in Preußen zur Abwehr von 100,000 Russen nur 14,000 Mann unter dem Feldmarschall von Lehwald zurücklassen. Seine in Sachsen stehende Hauptarmee hatte Friedrich während des Winters auf's Vortrefflichste ausgerüstet und vollzählig gemacht;

das Land hatte dazu eine große Kriegssteuer und sehr bedeutende Lieferungen aufbringen müssen. Mit ihr und dem unter Schwerin in Schlesien stehenden Heere wollte der König zunächst, und ehe sich die Oesterreicher des Angriffs vermutheten, nach Böhmen eindringen, die österreichischen Heere zu schlagen suchen und dann je nach der Größe der Gefahr sich nach Westen gegen die heranrückenden Franzosen oder nach Preußen gegen die Russen wenden. Um den Glauben zu erwecken, daß er gesonnen sei, den Angriff der Gegner in Sachsen zu erwarten, ließ er mit großem Eifer an der Befestigung Dresdens arbeiten; aber während die Oesterreicher noch sorglos in Böhmen standen, und auf das Näherkommen der französischen- und Reichsarmee warteten, um dann mit diesen vereint die Operationen zu beginnen, während man in Wien, wo man von Allem, was in Dresden vorging, durch die zurückgebliebene Kurfürstin trefflich unterrichtet wurde, den König noch mit Künsten und Wissenschaften beschäftigt glaubte, waren schon in aller Stille die nöthigen Vorbereitungen zum Einmarsch in Böhmen getroffen und abermals sahen sich die österreichischen Heerführer vollständig überrascht und alle ihre Pläne durchkreuzt. —

Wie sorgsam König Friedrich vor Eröffnung der Feindseligkeiten übrigens jeden denkbaren Fall, verlorene Schlachten, Verlust seiner Hauptstadt, ja selbst eigene Gefangenschaft oder Tod in's Auge gefaßt und für alle diese Fälle die nöthigen Anordnungen getroffen hatte, geht aus der von ihm eigenhändig geschriebenen geheimen Instruction für den Minister Grafen Finckenstein vom 10. Januar 1757 hervor. Dieselbe giebt aber außerdem auch ein so schönes und beredtes Zeugniß von der Bereitwilligkeit des Königs, sich und die eigene Person, wenn es nöthig, für das Wohl des Staates zum Opfer zu bringen, daß wir ihr die Aufnahme in dieses Buch nicht vorenthalten dürfen. Es heißt darin:

„In der kritischen Lage, in der unsere Angelegenheiten sich befinden, muß ich Ihnen meine Befehle geben, damit in allen Unglücksfällen, welche in der Möglichkeit der Ereignisse liegen, Sie zu den Schritten, welche zu ergreifen sind, autorisirt seien.

1) Wenn es geschähe (was der Himmel verhüte), daß eine meiner Armeen in Sachsen gänzlich geschlagen würde, oder daß die Franzosen die Hannoveraner aus ihrem Lande verjagten und sich darin festsetzten und uns mit einer Invasion der Altmark bedrohten, oder daß die Russen durch die Neumark vordrängen, ist es nothwendig, die Königliche Familie, die höchsten Gerichtshöfe, die Minister und das Finanzdirectorium zu retten. Wenn wir in Sachsen auf der Leipziger Seite geschlagen sind, ist der geeignetste Ort für die Ueberführung der Königlichen Familie und des Schatzes Cüstrin; in diesem Falle müssen die Königliche Familie und alle oben Genannten unter dem Geleite der ganzen Garnison sich nach Cüstrin begeben.

2) Wenn die Russen durch die Neumark eindringen oder uns ein Unglück in der Lausitz zustieße, wird Alles nach Magdeburg übergeführt werden müssen. Die letzte Zuflucht endlich ist Stettin, aber dahin darf man erst in dem alleräußersten

Falle gehen. Die Garnison, die Königliche Familie und der Schatz sind unzertrennlich und gehen stets zusammen; ferner müssen dazu gethan werden die Diamanten der Krone und das Silberzeug der großen Gemächer, welches in diesem Fall ebenso wie das goldene Tafelgeräth sofort zu Gelde gemacht werden muß.

3) Geschähe es, daß ich getödtet würde, so müssen die Dinge ihren Gang gehen ohne die mindeste Veränderung und ohne daß man bemerke, daß sie in anderen Händen sind, und in diesem Falle müssen Eidesleistungen und Huldigungen beschleunigt werden, sowohl hier als in Preußen und vor Allem in Schlesien.

4) Wenn ich das Mißgeschick hätte, vom Feinde gefangen genommen zu werden, so verbiete ich, daß man die mindeste Rücksicht auf meine Person nehme, noch daß man die geringste Erwägung anstelle über das, was ich etwa aus meiner Haft schriebe. Wenn ein solches Unglück mir zustieße, will ich mich für den Staat opfern und muß man meinem Bruder gehorchen, welcher sowohl wie alle meine Minister und Generäle mir mit ihrem Kopfe dafür einstehen werden, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld für mich anbietet und daß man den Krieg fortsetzt und seine Vortheile verfolgt, ganz als wäre ich nie auf der Welt gewesen.

Ich hoffe und ich darf glauben, daß Sie, Graf Finck, nicht nöthig haben werden, von dieser Instruction Gebrauch zu machen, aber im Falle eines Unglückes ermächtige ich Sie, sie anzuwenden, und zum Zeichen, daß sie nach reifer und nüchterner Ueberlegung mein fester und standhafter Wille ist, unterzeichne ich sie mit meiner Hand und versehe sie mit meinem Siegel.

(L. S.) Friedrich."

Noch an demselben Tage verließ der König Berlin, welches er sieben lange Jahre nicht wieder betreten sollte.

Uebrigens hatte der König alle Mittel für die Fortsetzung des Krieges wenigstens für das nächste Jahr bereit gestellt, ohne die Steuerkraft seines Landes auf's Neue in Anspruch zu nehmen. Nur in den westlichen Provinzen, deren Besetzung durch die Franzosen mit Gewißheit vorauszusehen war, hatte man die Steuern im voraus erhoben, und das eroberte Sachsen hatte an Steuern, außerordentlichen Contributionen, Lieferungen und Naturalleistungen aller Art sehr Bedeutendes zu leisten und büßte schwer die unkluge Politik seines Fürsten. In edlem Patriotismus stellten, wie im vorigen Jahre bereits die Ritterschaft der Kurmark es gethan hatte, jetzt auch die Stände anderer Provinzen dem Könige Geldmittel, in der Form von Anlehen, zur Verfügung; allein von den preußischen Landständen wurden 580,000 Thaler in kürzester Frist aufgebracht. Den Vorschlag, durch Ausgabe schlechteren Silbergeldes eine neue Einnahme für die Kriegführung zu gewinnen, eine Maßregel, welche in Bezug auf die Goldmünzen bereits in's Leben getreten war, wies der König für jetzt noch unwillig

ab, weil sie dem eigenen Lande zum Verderben gereichen mußte; bald sollte ihn, wie wir sehen werden, die Noth auch hierzu zwingen.

Am 29. Januar hatte der König, welcher seine Heere in den Winterquartieren besuchte, in Haynau eine Zusammenkunft mit dem Feldmarschall Schwerin und seinem Lieblinge Winterfeld. Hier wurde der Plan für den nächsten Feldzug festgestellt und mit solchem Vertrauen auf einen glücklichen Erfolg erfüllte den König das Resultat seiner Verabredungen, sowie die durch den Augenschein gewonnene Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit seiner Truppen, daß er, nach Dresden zurückgekehrt, des Sieges gewiß an seine Schwester Wilhelmine von Baireuth schrieb:

„Man wird dieses Frühjahr sehen, was Preußen ist, und daß wir durch unsere Kraft und vorzüglich durch unsere Disciplin mit der Ueberzahl der Oesterreicher fertig werden."

Sehen wir nunmehr, ob und in welcher Weise diese Hoffnung des Königs sich erfüllte! —

Am 18. und 20. April setzten sich die in Sachsen und Schlesien stehenden preußischen Truppen in vier Colonnen nach Böhmen in Bewegung. Der König selbst mit der 39,000 Mann starken Hauptarmee drang von Pirna aus über Peterswalde, Nollendorf, Aussig vor, vereinigte sich am 25. April mit der zweiten Colonne des Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau, welche, 19,000 Mann stark, zuerst über Annaberg in der Richtung auf Eger marschirt war, dann aber sich plötzlich links gewendet und über Brüx und Bilin der Hauptarmee genähert hatte, und drängte die bei Budyn sich in aller Eile sammelnden Oesterreicher ohne Gefecht zurück. Diese österreichische Armee zählte nach dem Eintreffen des bei Eger gestandenen Herzogs von Ahremberg etwa 35,000 Mann, war daher immer noch nicht stark genug, um dem 58,000 Mann starken Könige von Preußen Widerstand leisten zu können. Der am 30. April bei der Armee eintreffende Oberbefehlshaber, Prinz Carl von Lothringen, beschloß daher den weiteren Rückzug bis Prag; demzufolge ging der linke Flügel seiner Armee am 1. Mai durch diese Stadt über die Moldau und bezog auf dem rechten Ufer des Flusses, südlich von Prag, bei Nusle ein Lager. Der andere Theil der Armee überschritt die Moldau auf einer Schiffbrücke nördlich von Prag und stellte sich etwa $^1/_2$ Meile östlich von der Stadt beim Dorfe Malleschitz auf; 8 Bataillone waren in Prag als Besatzung zurückgeblieben, welche damit eine Stärke von etwa 13,000 Mann erreichte.

König Friedrich folgte der nach Prag zurückweichenden österreichischen Armee auf dem Fuße, lagerte am 2. Mai in weitem Bogen auf dem linken Ufer der Moldau um Prag herum und ging am 5. Mai nicht weit von Seltsch auf einer Schiffbrücke über den Fluß, um sich mit der Armee des Grafen Schwerin zu vereinigen; ein Corps von 25,000 Mann unter dem Feldmarschall Keith blieb zum Schutze der Brücke und zur Beobachtung Prags auf dem linken Moldauufer bei Weleslavin zurück. —

Feldmarschall Schwerin war gleichzeitig mit dem Könige mit 32,000 Mann von Glatz aus über Trautenau, Gitschin nach Münchengrätz vorgerückt, ohne daß die bei Königgrätz stehende kaiserliche Armee unter dem General Serbelloni ihn daran gehindert hätte; am 28. April vereinigte sich Schwerin bei Jungbunzlau mit dem 18,000 Mann starken Corps des

Herzogs von Bevern, welcher am 20. April von Zittau aus in Böhmen eingedrungen war und den kaiserlichen General Grafen Königsegg am folgenden Tage bei Reichenberg geschlagen hatte, und überschritt nun am 4. Mai ungehindert bei Brandeis die Elbe, worauf am folgenden Tage die Vereinigung mit der Armee des Königs erfolgte und das gesammte preußische Heer, ohne Keith etwa 70,000 Mann stark, auf einer Höhe nordöstlich von Prag, das Dorf Prosick vor dem rechten, das Dorf Sattalitz hinter dem linken Flügel in zwei Treffen, die Cavallerie auf beiden Flügeln und hinter dem Centrum, Stellung nahm.

Die österreichische Armee ihrerseits hatte westlich von Prag eine hakenförmige Aufstellung genommen. Der linke Flügel lehnte sich an den Cziska-Berg und reichte mit dem rechten Flügel seines zweiten Treffens bis vor das Dorf Hrtlorzes; der rechte Flügel bildete zum linken fast einen rechten Winkel, war auf der Höhe vor dem Dorfe Malleschitz ebenfalls in zwei Treffen aufgestellt und lehnte sich rechts an den Homoly-Berg; vor seinem ersten Treffen beherrschten vier starke Batterien die vorliegende, sich sanft verflachende Ebene. Den äußersten rechten Flügel südlich vom Homoly-Berge, wie den äußersten linken Flügel hinter dem Cziska-Berge bildete eine zahlreiche Cavallerie. Der Hauptfehler der sehr ausgedehnten österreichischen Schlachtordnung war der Umstand, daß beide Flügel durch eine beim Dorfe Hrtlorzes in nordöstlicher Richtung ziehende, sehr tief eingeschnittene Schlucht völlig getrennt von einander waren; eine auf der sehr dominirenden Höhe zwischen Hloupetin und dem Keiger Teiche erbaute Feldschanze, die aber in der Eile nur mit Einpfündern armirt werden konnte und von 6 Grenzbataillonen vertheidigt wurde, konnte diesen Fehler nicht völlig verdecken. Die gesammte österreichische Armee, die Garnison von Prag nicht gerechnet, betrug 61,000 Mann; außerdem aber erwartete man täglich das Eintreffen der Armee des Grafen Daun von Königgrätz her, welcher den unfähigen General Serbelloni abgelöst hatte und nur noch zwei Tagemärsche von Prag entfernt war.

Eben dieser letztere Umstand, welcher dem Könige sehr wohl bekannt war, bestimmte ihn, sofort zu schlagen und die Vorstellung Schwerin's, daß seine Truppen zu ermüdet seien, mit den Worten zu beantworten: „Frische Fische, gute Fische", worauf der alte Held denn nach seiner Gewohnheit den Hut trotzig in die Stirne drückte und zur Antwort gab: „Soll und muß denn heute geschlagen werden, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe."

Der König überzeugte sich indessen bei näherer Recognoscirung der österreichischen Stellung, daß der linke Flügel derselben unangreifbar sei und befahl daher Schwerin, eine geeignete Stellung auszusuchen, auf welcher man sich dem österreichischen rechten Flügel nähern und diesen mit Vortheil angreifen könne. Unglücklicher Weise täuschte sich der Feldmarschall in der Bodenbeschaffenheit, hielt die, den Bach zwischen dem Dorfe Sterboholy und den Hostwitzer Teichen umgebenden schlammigen Wiesen für trocken und passirbar und meldete dem Könige, daß ein Angriff auf den österreichischen rechten Flügel von hier aus sehr wohl möglich sei, derselbe auch leicht südlich von Sterboholy umgangen werden könne und das vorliegende Terrain sich völlig für die Angriffe der Cavallerie eigene.

Demgemäß ließ der König sofort die gesammte Armee links abmarschiren, um in der Richtung über Unter-Potscharnitz dem rechten Flügel der Oesterreicher gegenüber zu kommen. Als die Infanterie des ersten Treffens, 22 Bataillone, das Defilé von Unter-Potscharnitz passirt hatte, befanden sich die Bataillone des zweiten Treffens noch weit zurück; das jugendliche Kriegsfeuer des alten Feldmarschalls ließ diesen indessen nicht länger zögern; er formirte die zuerst angelangten 8 Bataillone zum Angriff und führte sie gegen die österreichische Stellung vor. Die Bataillone geriethen aber beim Ueberschreiten der schlammigen Wiesen in völlige Unordnung; ganze Compagnien blieben im Moraste stecken und konnten sich nur einzeln und mit Mühe wieder befreien; und hätten die Oesterreicher diese Verwirrung benutzt und wären entschlossen zum Angriff auf diese in völliger Auflösung befindliche Infanterie vorgegangen, so würde unzweifelhaft das Geschick des Tages ein anderes geworden sein. Der den rechten Flügel befehligende Graf Brown wollte jedoch die vortheilhafte Stellung auf der Höhe nicht aufgeben, und ließ so dem Grafen Schwerin Zeit, seine Bataillone wieder zu sammeln; kaltblütig und wie auf dem Exercirplatze avancirten dieselben gegen die Höhen, wurden aber auf 400 Schritt von der österreichischen Stellung durch ein so mörderisches Kartätschenfeuer empfangen, daß sie in's Wanken geriethen, den darauf folgenden Angriff der Kaiserlichen Grenadiere nicht aushalten konnten und mit großen Verlusten über den Bach zurückgetrieben wurden. Graf Brown selbst wurde bei dieser Gelegenheit durch eine Kanonenkugel tödtlich verwundet und starb am folgenden Tage in Prag.

Inzwischen hatte die preußische Cavallerie unter Führung des Prinzen von Carolath und des Generals von Ziethen einen Umweg von fast einer Meile in vollem Trabe gemacht und griff die rechts hinter Sterboholy stehende österreichische Reiterei mit Ungestüm an; diese schlug zwar die ersten Attaken mit großer Tapferkeit zurück; als sie aber durch 6 Escadrons Husaren in ihrer linken Flanke umgangen und gleichzeitig mit großer Heftigkeit in der Front angefallen wurde, wandte sie sich zur Flucht und wurde von den preußischen Reitern gänzlich zersprengt und zum Theil nach Prag hineingejagt. Prinz Carl von Lothringen selbst, der die Fliehenden zu sammeln versuchte, wurde vom Strom der Flucht mit fortgerissen, vor heftiger Aufregung dabei von einem Brustkrampf ergriffen und konnte nur mit Mühe dem Tode oder der Gefangenschaft entzogen und nach dem Wischherad in Sicherheit gebracht werden.

Die preußischen Reiter stürmten bei der wilden Verfolgung des Feindes bis in das bei Nusle stehende Lager der Oesterreicher, plünderten dasselbe und berauschten sich dabei größtentheils derartig, daß sie den ganzen Tag nicht wieder gefechtsfähig wurden; als der König späterhin Husaren zur Verfolgung des Feindes haben wollte, sah sich Ziethen zu der Meldung genöthigt, daß er nicht 100 Mann zusammenbringen könne, die nüchtern seien. Ein allerdings unverzeihlicher Fehler, der anderen Tages vom Könige mit Recht hart gerügt wurde. —

Während dieser Zeit war auch das zweite Treffen des Grafen Schwerin angelangt; der alte Held, erbittert über die erste Niederlage, setzte sich selbst an die Spitze von 12 Bataillonen und stürmte von Neuem gegen die

feindlichen Höhen. Als das verheerende Geschützfeuer ganze Reihen niederriß, sprang der 73jährige Greis vom Pferde, ergriff eine Fahne und mit den Worten: „Kinder, mir nach", führte er die bereits wankenden Bataillone gegen die Batterien; gleich darauf sank er, von fünf Kartätschenkugeln durchbohrt, zu Boden.

Ueber den Fall des geliebten Führers erbittert, drangen die braven Grenadiere mit Todesverachtung gegen die Oesterreicher vor, und da gleichzeitig auch die Corps des Herzogs von Bevern die Defiléen bei Hostwitz, des Prinzen von Braunschweig die Defiléen bei Keige passirt hatten und entschlossen die österreichische Stellung stürmten, als ferner der General von Manstein die Höhe bei Hloupetin eroberte und eine dort placirte preußische Batterie die Linie der Oesterreicher ihrer ganzen Länge nach beschoß, da vermochten die österreichischen Regimenter nicht länger Stand zu halten und wichen über Malleschin nach Prag zurück. Noch einmal entspann sich ein hartnäckiger Kampf am Tabor-Berge; indessen fehlte bei den Oesterreichern bereits die Einheit der Leitung; auch hier wurden sie geworfen und nur die Entschlossenheit der österreichischen Cavallerie des linken Flügels, welcher gar nicht in's Gefecht gekommen war, sowie die augenblickliche Unbrauchbarkeit der preußischen Reiter, welche noch immer im Lager bei Nusle beschäftigt waren, gestattete der österreichischen Armee einen geordneten Rückzug nach Prag.

Der König folgte bis dicht vor Prag und nahm auf den Höhen vor derselben Stellung, der rechte Flügel an den Cziska-Berg gelehnt, der linke sich über Werschowitz nach Unter-Michle und Branik erstreckend. Es war 3 Uhr, als die Schlacht beendet war; zwar war preußischerseits wieder ein schöner Sieg erfochten; aber mit welchen Verlusten war derselbe erkauft; fast 3000 Todte und 8000 Verwundete lagen auf dem Schlachtfelde, und 1559 Gefangene waren in die Hände der Oesterreicher gefallen; zum tiefsten Schmerze des Königs gehörte der edle tapfere Schwerin zu den Opfern. Friedrich selbst sagt in seiner Beschreibung der Schlacht: „Die Schlacht bei Prag war eine der mörderischsten des Jahrhunderts, eine wahre Heroenschlacht." Noch am Tage nach der Schlacht fand der Prinz Heinrich seinen Bruder zur Seite des Weges sitzen, welcher mit Thränen im Auge zu ihm sagte: „Schwerin ist todt, sein Verlust wiegt schwerer, als wie der Verlust von 10,000 Mann."

Aber auch die Kaiserlichen hatten schwere Verluste erlitten; 2200 Mann waren getödtet, 7000 Mann verwundet, 4300 Mann gefangen und 33 Geschütze, sowie 71 Fahnen und Standarten waren von den Preußen erobert; etwa 40,000 Mann hatten sich in die Mauern von Prag geflüchtet und litten dort bald Mangel an allem Nöthigen. Des Königs erstes Bestreben mußte es nun folgerichtig sein, die in Prag eingeschlossenen Oesterreicher, mit der Besatzung noch immer 50,000 Mann stark, zur Uebergabe zu zwingen, ehe ein zweites österreichisches Heer zum Entsatz heranrückte, und daß ein solches unter dem äußerst vorsichtigen Grafen Daun ganz in der Nähe von Prag stand, seine Annäherung also täglich erwartet werden durfte, haben wir schon erwähnt.

Der König ließ daher schon am Tage nach der Schlacht die Besatzung zur Uebergabe auffordern; doch wies sowohl der erkrankte Prinz von

Lothringen, wie der tödtlich verwundete Brown diese Aufforderung ab und die österreichischen Truppen in der Stadt ertrugen in der sicheren Hoffnung auf baldigen Entsatz alle Entbehrungen mit großer Standhaftigkeit.

Dadurch aber gestaltete sich die Lage des Königs in der That von Tage zu Tage übler und die Früchte des Sieges von Prag, welche zuerst viel größer zu sein schienen, als sie es in Wirklichkeit waren, drohten endlich ganz und gar verloren zu gehen.

Der Eindruck, den der Verlust der Schlacht bei Prag, welchen Oesterreichs bestes und noch dazu überlegenes Heer in einer vortrefflichen Stellung erlitten, überall machte, war in der ersten Zeit nach der Schlacht in Wahrheit ein ungeheurer zu nennen. Die Gegner Friedrich's mußten endlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß es unmöglich sei, den König zu schlagen und in Wien herrschte anfänglich so große Bestürzung und Verwirrung, daß man, die Stadt selbst bedroht glaubend, bereits mit der Verpackung der Kaiserlichen Archive begann; viele kleinere deutsche Reichsfürsten, welche ohnehin nur widerwillig ihr Contingent gegen Preußen in's Feld geschickt hatten, dachten bereits allen Ernstes daran, sich jetzt dem unüberwindlichen Könige offen anzuschließen und Friedrich's Freunde jubelten und triumphirten laut über den glorreichen Sieg, welchen dieser abermals erfochten. Die Stimmung in Wien wurde vollends gedrückt, als sich dort Gerüchte verbreiteten, die ganze Reichsarmee werde zu Preußen übergehen, als die hessischen Truppen Befehl erhielten, auf ihrem Marsche zu derselben Halt zu machen, als es ferner bekannt wurde, daß Rußland und Schweden noch immer nicht mit ihren Rüstungen fertig und zur Hilfe bereit seien, daß die endlich in Westphalen eingedrungene französische Armee von 100,000 Mann sich hartnäckig dem dringenden Anliegen des österreichischen Hofes, die Hälfte derselben nach Böhmen zu senden, widersetze und statt dessen gegen Hannover operiren wolle. Der Stolz Ludwig XV. duldete es nicht, französische Truppen unter österreichischen Oberbefehl zu stellen. Indessen, man erholte sich in Wien bald von der ersten Bestürzung und begann die Sachlage, die in der That gar nicht so schlimm war, mit unbefangenen Blicken in's Auge zu fassen. Hielt nur die Besatzung in Prag aus, so mußte es nicht schwer fallen, den König zwischen diese und das sich täglich mehr verstärkende Heer des Grafen Daun zu bringen, man mußte ihn so zwingen, entweder seine Streitkräfte zu theilen, wozu diese indessen nicht ausreichten, oder sich mit dem ganzen Heere gegen Daun zu wenden, wodurch dann die in Prag eingeschlossenen 50,000 Mann befreit waren.

Demgemäß erhielt der zu übergroßer Vorsicht geneigte Feldmarschall Graf Daun, welcher am 6. Mai bei Podiebrad mit 36,000 Mann die Elbe überschritten hatte, dann aber vor dem nur 17,000 Mann starken, ihm nach Brandeis entgegen gesendeten Herzog von Bevern über Kuttenberg und Czaslau und, nachdem sein Heer dort durch die Versprengten von Prag bis auf 57,000 Mann angewachsen, noch weiter bis Goltz-Jankau zurückgewichen war, woselbst er bis zum 6. Juni stehen blieb, von seinem Hofe den bestimmten Befehl, vorzugehen und zur Rettung Prags eine Schlacht zu wagen; ja der Wiener Hofkriegsrath, der sonst alle Bewegungen der Feldherren durch seinen Einfluß zu lähmen pflegte und sie dann für

die vorgekommenen Unglücksfälle zur Verantwortung zog, entband den Feldmarschall für den Verlauf dieser Schlacht völlig von derselben.

Graf Daun rückte in Folge dieses Befehls am 12., 13. und 14. Juni über Kuttenberg, Maleschan bis Geititz vor, machte am 15. daselbst Ruhetag und ging am 16. Juni, als er den Weg nach Prag nicht mehr frei fand, nach Krichnau, etwa $1^1/_4$ Meile westlich des Städtchens Neu-Collin, woselbst er eine vortreffliche Stellung nahm und seine Flanken durch weit vor detachirte Abtheilungen sicherte.

Der König hatte sich inzwischen genöthigt gesehen, zu einer förmlichen Belagerung Prags zu schreiten und hoffte noch immer, die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen; allein die Belagerung machte nur geringe Fortschritte; wenngleich die Werke Prags auch keineswegs in vortrefflichem Zustande waren, so war doch die Besatzung dafür um so zahlreicher und vom besten Geiste beseelt. Die leichten Truppen des Königs durchschwärmten während dieser Zeit das ganze westliche Böhmen, die Oberpfalz und Franken, verhinderten so viel als möglich das Zusammenkommen der Reichstruppen und drangen unter dem kühnen Obersten von Mahr sogar bis unter die Mauern von Regensburg vor, den erschrockenen Reichstag in die Flucht jagend. Bereits gab sich der König der Hoffnung hin, mit einigen der bedeutenderen Reichsfürsten, z. B. dem Kurfürsten von Baiern, Frieden zu schließen, ja ihn vielleicht sogar zum Uebertritt auf seine Seite zu bewegen, als die Annäherung Daun's und der so unglücklich ausfallende Versuch des Königs, Daun am Entsatze von Prag zu verhindern, allen diesen Berechnungen ein trauriges Ende machte.

Am 13. Juni erfuhr der König die Annäherung der Armee des Grafen von Daun, übertrug die Fortsetzung der Belagerung dem Feldmarschall Keith mit 51,000 Mann und ging selbst mit 4 Bataillonen und 6 Escadrons am 13. und 14. bis gegen Zasmuk vor, woselbst er sich bei Kaurzim mit dem Corps des Herzogs von Bevern, dem es bei dem außerordentlich langsamen Vorgehen Daun's glücklich gelungen war, sich über Kuttenberg, Neu-Collin und Planian zurückzuziehen, vereinigte. An demselben Tage noch traf auch der nach der Sassava detachirte General von Treskow mit 4 Bataillonen und 10 Escadrons, und Tags darauf noch eine von Prag beorderte Abtheilung von 6 Bataillonen und 10 Escadrons bei dem Könige in Kaurzim ein, so daß nunmehr die Gesammtstärke der Armee, mit welcher der König dem Grafen Daun entgegentrat, 32 Bataillone und 116 Schwadronen, oder 34,000 Mann, worunter 16,000 Reiter, betrug. Dagegen hatte der König, welcher von der Artillerie ihrer zur Zeit noch großen Unbeweglichkeit halber überhaupt wenig hielt, nur 38 sogenannte Positionsgeschütze außer den leichten Bataillons-Kanonen bei sich, eine Nichtachtung dieser kostbaren Waffe, die sich in der Schlacht schwer bestrafen sollte.

Am 16. Juni Abends erblickte der König von seinen Vorposten bei Kaurzim aus das österreichische Lager bei Krichnau und beschloß, da ein Angriff in der Front und linken Flanke desselben wegen des davor liegenden Petschwarer Baches nur schwer ausführbar erschien, in der Richtung auf Planian, auf der alten Kaiserstraße von Prag nach Collin, vorzugehen und den rechten Flügel der Oesterreicher anzugreifen.

Demgemäß marschirte die Armee am 17. Juni in der Richtung auf Planian ab und bezog des Abends bei Wrpschan ein Lager.

Graf Daun aber, welchem dieser Marsch des Königs nicht entging, wurde durch denselben um seine rechte Flanke besorgt gemacht und brach noch des Abends um 8 Uhr aus dem Lager bei Krichnau auf, um eine veränderte Stellung einzunehmen. Der linke Flügel der österreichischen Armee unter dem Grafen Colloredo stand demnach, sich links an den Petschwara-Bach lehnend, auf einer Höhe hinter dem Dorfe Poborcz, dieses und das noch weiter vorliegende Dorf Hradenin stark besetzt haltend; zur Unterstützung desselben war eine Brigade etwa 1200 Schritt weiter rückwärts, neben dem Dorfe Boschitz, aufgestellt; außerdem aber bildeten zwei Infanteriebrigaden und eine Cavalleriebrigade, zwischen Swoyschitz und Boschitz hinter dem Petschwarer Bache aufgestellt, einen Haken mit dem linken Flügel.

Der rechte Flügel stand auf dem Kamhaiker Berge hinter dem Dorfe Chotzemitz, lehnte sich rechts, durch die Cavalleriedivisionen Daun und Stahremberg gedeckt, an den hinter Krzeczhorz liegenden Eichenbusch und noch weiter rechts von diesem war die Cavalleriedivision Nadasdy zum Verhindern einer Flankenumgehung aufgestellt. Die Reserve-Cavallerie unter Graf Stampach war, abweichend von der bisher in allen Schlachten befolgten Regel, zwischen beiden Flügeln, also eigentlich im Centrum der Schlachtordnung, aufgestellt; die 80 schweren Geschütze der Oesterreicher standen in 6 Batterien vereinigt vor der Front und fügten den Preußen bei ihrem Aufmarsche, da sie gut bedient wurden, schwere Verluste zu.

Dieser Nachtmarsch Daun's wurde indessen von König Friedrich noch an demselben Abende in Erfahrung gebracht und die Armee brach auf seinen Befehl am 18. Juni Morgens 5 Uhr aus ihrem Lager auf, passirte in drei großen Colonnen und mit einer starken Avantgarde, vom General von Ziethen geführt und aus 55 Escadrons und 7 Bataillonen bestehend, das Dorf Planian und setzte ihren Marsch auf der großen Kaiserstraße nach Collin bis zu dem etwa eine Meile vor Collin liegenden Wirthshaus zur goldenen Sonne fort, zog also auf etwa 4000 Schritt Entfernung bei der in Schlachtordnung aufgestellten österreichischen Armee vorüber. Nachdem der König die feindliche Stellung nochmals genau recognoscirt hatte, beschloß er den rechten Flügel derselben anzugreifen, ihn durch die echelonsweise rechts einbiegenden und aufmarschirenden Abtheilungen seines Heeres aufzurollen und gegen den Petschwarer Bach zu drängen.

Die vortreffliche Disposition des Königs, welche er seinen Generalen möglichst deutlich zu machen versuchte, würde bei der bewundernswerthen Tapferkeit, mit welcher alle Truppentheile fochten, zum vollständigsten Siege geführt haben, wenn der König seinem Plane treu geblieben wäre. Schon hatte Ziethen die österreichische Cavallerie des rechten Flügels siegreich aus dem Felde geschlagen; schon hatte der General von Hülsen das Dorf Krzeczhorze und die dabei stehende Batterie erobert, schon war dadurch der ganze rechte Flügel der Oesterreicher in's Wanken gerathen, da ließ sich der König, ohne auf den Widerspruch des Prinzen Moritz von Dessau zu hören, verleiten, den anderen Echelons der Armee ein früheres Einschwenken zu befehlen und sie nicht gegen den rechten, sondern gegen den inzwischen

bis an das Dorf Brzezan vorgezogenen linken Flügel der Oesterreicher zu dirigiren.

Unzweifelhaft hatte der König nicht bemerkt, daß Graf Daun, als er seinen rechten Flügel bedroht sah, diesen rechtzeitig durch die unthätig am Petschwarer Bach stehenden Brigaden verstärkt hatte, und glaubte, daß an diesem Punkte des Schlachtfeldes bereits der Sieg gesichert sei. Dadurch aber kam es, daß General von Hülsen sich nunmehr hier einer nicht zu bewältigenden Uebermacht gegenüber befand, und endlich, nach tapferer Gegenwehr, von allen Seiten von sächsischer und kaiserlicher Cavallerie angefallen, sein Corps größtentheils niedergehauen oder gefangen genommen wurde.

Die zu seiner Unterstützung sich während des Avancirens immer weiter links schiebende Division des Prinzen Moritz von Dessau sah sich selbst in hartnäckigen Kampf verwickelt, erlitt von dem Geschützfeuer der Oesterreicher große Verluste und konnte den Untergang der Hülsen'schen Infanterie nicht abwehren. Die Cavallerie von Ziethen, welche zu seiner Unterstützung bestimmt war, befand sich einestheils in dem entscheidenden Augenblicke nicht zur Stelle, da sie die Infanteriedivisionen Wied und Stahremberg mit großer Tapferkeit in Unordnung gebracht hatte und in der Verfolgung derselben begriffen war, als die sächsischen und österreichischen Reiter hinter dem Eichenbusche hervor auf die Bataillone Hülsen's einstürmten; anderentheils wurde sie von der Cavallerie Nadasdy und durch das Feuer zweier österreichischen Batterien verhindert, zur Hilfe herbeizueilen.

Vergeblich war der König, als er von der Höhe bei Siegfeld, jetzt König Friedrich's-Berg genannt, die Vernichtung seines ersten Echelons gesehen, selbst auf den bedrohten Punkt geeilt; er konnte das Schicksal des Tages nicht mehr wenden*).

Nur die bewundernswürdige Tapferkeit der Truppen des Herzogs von Bevern, welcher auf dem äußersten rechten Flügel bei Brzezan alle Angriffe des Feindes bis zum Untergange der Sonne zurückzuweisen wußte, sowie die imponirende Haltung der Ziethen'schen Cavallerie, deckten der geschlagenen Armee den Rückzug. Der König übertrug den Oberbefehl dem Herzoge von Bevern, befahl ihm, die Armee über Planian und Nimburg zurückzuführen und eilte, von einer Escadron Garde du Corps begleitet, selbst im Galopp nach Prag zurück, um dort sofort Befehl zur Aufhebung der Blokade, deren Fortsetzung nun unmöglich geworden war, zu geben.

Groß war der Verlust des Königs in der Schlacht bei Collin; nicht allein beklagte die Armee den Verlust von fast 14,000 Mann, während

*) Der König setzte bei dieser Gelegenheit sein Leben mit der größten Todesverachtung in Gefahr. Er selbst sammelte etwa 40 flüchtende Grenadiere um sich und stürmte mit ihnen, in der Hoffnung, daß die anderen folgen würden, von Neuem gegen die feindlichen Batterien. Aber schon nach den ersten Schüssen wandten sich auch diese zur Flucht und Friedrich ritt, ohne zu bemerken, daß er fast allein sei, ruhig weiter. Erst der Ruf seines Adjutanten: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein nehmen", bewirkte, daß der König halten blieb, die Batterie durch das Fernrohr betrachtete und dann erst sein Pferd wendete.

die Oesterreicher nur 8000 Mann einbüßten; nicht allein lag der Kern des preußischen Fußvolks bei Collin todt auf dem Schlachtfelde und der König sah sich, statt Prag zu erobern, fortan auf die Defensive beschränkt; sondern noch schlimmer war es, daß sich der preußischen Armee selbst, wenigstens für die erste Zeit nach der Schlacht, tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte und der Nimbus der Siegesgewißheit dem Könige durch seine erste Niederlage geraubt war. In Wahrheit war der Verlust der Schlacht von Collin ein Unglück für den König, dessen Folgen nicht zu berechnen waren. Wäre es ihm gelungen, Prag zur Uebergabe zu zwingen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Entscheidung des ganzen Krieges in seiner Hand gelegen hätte. Er selbst äußerte in seinen letzten Lebensjahren zum General von Ruchel darüber:

„Hätte ich noch eine Schlacht gewonnen, so konnte ich auf den Wällen von Wien den Frieden unterzeichnen." —

Der König selbst war trostlos über das erlittene Unglück, das erste, welches ihm im Verlauf dreier Feldzüge widerfahren war. Am Abend fanden ihn seine Begleiter in dem Dorfe Nimburg auf einer Brunnenröhre sitzen und in tiefen Gedanken mit seinem Krückstocke Figuren in den Sand zeichnen; lange Zeit standen sie in wehmüthigem Schweigen um ihn herum und wagten nicht, ihn zu stören. Als aber mit der geschlagenen Armee auch die Trümmer seiner bei Collin vernichteten Garde bei ihm vorbeizogen, da konnte der König die Thränen nicht zurückhalten und rief den Grenadieren zu: „Kinder, Ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt." Die Antwort lautete: „Ja, wir sind nicht gut geführt worden." — „Nun", tröstete der König, „habt nur Geduld, Kinder, ich werde Alles wieder gut machen."

Der treuherzige Trost eines alten Husaren, der dem durstenden Könige einen kühlen Trunk mit den Worten reichte: „Trinken Ew. Majestät und lassen sie Bataille Bataille sein. Es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herrgott giebt uns schon wieder einen Sieg", richtete den König zuerst wieder auf und bald gewann sein Geist die alte Spannkraft wieder. Und wahrlich, er sollte desselben bedürfen, denn auch bei ihm bewährte sich das alte Sprüchwort: Ein Unglück kommt selten allein, und Schlag auf Schlag liefen von allen Seiten die betrübendsten Nachrichten ein.

Zuerst erhielt der König die ihn tief ergreifende Botschaft, daß seine von ihm über Alles geliebte Mutter wenige Tage nach der Schlacht von Collin gestorben sei.

Sodann ging bei der Armee des Königs auch nach der Schlacht Vieles nicht nach seinem Wunsche. Zwar hatte Feldmarschall Daun bei dem trostlosen Zustande seiner eigenen Armee die geschlagenen Preußen nicht zu verfolgen gewagt und war mehrere Tage lang unthätig in der Gegend von Collin stehen geblieben; zwar hatte der König die Belagerung Prags in aller Ruhe aufheben und mit der ganzen Armee ungestört und unter klingendem Spiel von Prag abziehen können; seine Hoffnung aber, die Oesterreicher, deren beide Heere sich erst am 26. Juni bei Kolodez vereinigten, vor dieser Vereinigung zur Annahme einer zweiten Schlacht zu bewegen, ward vereitelt und er mußte sich entschließen, vor den weit überlegenen Gegnern langsam nach Sachsen und der Lausitz zurückzuweichen.

Der König selbst wendete sich auf dem linken Elbufer nach Sachsen und erreichte dieses Land, da ihm nur schwache feindliche Streitkräfte und auch diese ohne Energie folgten, mit sehr geringen Verlusten; um so schlimmer aber erging es dem Theil der Armee, welcher unter Führung des ältesten Bruders des Königs, des Prinzen August Wilhelm, als Erbe des Thrones Prinz von Preußen genannt, auf dem rechten Ufer der Elbe nach der Lausitz zurückweichen sollte. Dieser Prinz, seines sanften leutseligen Wesens halber allgemein beliebt, war einer solchen Aufgabe in keiner Weise gewachsen; auch scheint dies dem Könige durchaus nicht unbekannt gewesen zu sein, da er dem Bruder seinen Liebling Winterfeld als Rathgeber an die Seite stellte und auf des Prinzen eigene Bitte auch die Generale Schmettau, Herzog von Bevern, Fouqué und Ziethen Commando's unter ihm erhielten*).

Der Prinz verlor auf diesem Rückzuge, hart von Daun verfolgt, nicht allein durch verkehrte Maßregeln und Mangel an Entschlossenheit gegen 10,000 Mann, sondern erreichte auch die Stadt Zittau, woselbst sehr große preußische Magazine angelegt waren, zu spät, um dieselben retten zu können. Zwar gelang es, die in der Stadt befindlichen fünf preußischen Bataillone aus derselben herauszuziehen; aber die reichen Vorräthe, die der gesammten Armee auf Monate Unterhalt gewähren konnten, gingen bei dem heftigen Bombardement, welches Daun auf die unglückliche Stadt eröffnete und durch welches er die überaus blühende Gewerbethätigkeit derselben (man sagt auf besondern Befehl von Wien her) völlig vernichtete, in Flammen auf. Der König ließ seinen Bruder, sowie die Generale seines Corps, als er in Bautzen mit ihnen zusammentraf, überaus ungnädig an, überhäufte sie mit den schonungslosesten, aber nicht unverdienten Vorwürfen und da schon vorher das Verhältniß zwischen den Brüdern nicht das beste gewesen, so hatte diese Scene die Folge, daß der Prinz seinen Abschied nahm und nach Berlin zurückging, woselbst er, wie hier beiläufig bemerkt werden mag, bereits im folgenden Sommer starb.

Kaum war die Erbitterung über diesen neuen Verlust einigermaßen in des Königs Gemüth überwunden, da traf bereits eine abermalige Unglücksnachricht aus Ostpreußen ein. Hier waren auf wiederholtes Drängen von Wien her schon im Sommer zwei russische Heere, eins von 30,000 Mann unter dem General Fermor, eins von 65,000 Mann unter dem Feldmarschall Apraxin, eingefallen und hatten das unglückliche Land, überall wo sie hinkamen, in einer an die schrecklichsten Zeiten des 30jährigen Krieges erinnernden Weise mit Feuer und Schwert verwüstet. Noch im Juni hatte Fermor die Stadt Memel genommen, deren schwache Besatzung nur kurze Zeit hatte Widerstand leisten können, und war dann auf Tilsit vorgegangen, woselbst sich im August beide Heere vereinigten.

*) Der König äußerte selbst später über seinen Bruder August Wilhelm:
„Mein Bruder hat Geist, Kenntnisse, das beste Herz von der Welt, aber keine Entschlossenheit, vielmehr ist er schüchtern und kräftigen Maßregeln abgeneigt."

Das Schlimmste aber war, daß der Prinz überhaupt die kriegerische Politik seines Bruders nicht billigte, Winterfeld, welchen er für eine Triebfeder derselben hielt, bitter haßte, wie dies viele Generale in der Armee thaten, — und deshalb oft seine Rathschläge nicht befolgte.

Feldmarschall Lehwald vermochte diesen Schaaren nur etwa 22,000 Mann entgegenzusetzen; da er aber fürchtete, die Stadt Königsberg mit ihren reichen Kriegsvorräthen und Magazinen in die Hände der Russen fallen zu lassen, beschloß er im Vertrauen auf die Tapferkeit und die vorzügliche Dressur seiner Truppen getrost, eine Schlacht gegen die ungeheure Uebermacht zu wagen. Bei Groß-Jägerndorf, südöstlich von Wehlau, trafen am 30. August beide Heere zusammen und fast wäre es der unvergleichlichen Tapferkeit und der überlegenen Manövrirfähigkeit des kleinen preußischen Heeres wirklich gelungen, den Sieg zu erringen; aber die feindliche Ueberlegenheit war zu groß, die gänzliche Ermattung seiner Truppen zwang den Feldmarschall endlich, mit einem Verluste von 5000 Mann das Schlachtfeld zu räumen. Freilich hatten die Russen mehr als das Doppelte verloren, aber die Provinz Preußen stand ihnen nunmehr völlig offen. — Jetzt lächelte indessen die Glücksgöttin dem Könige zum ersten Male nach langer Zeit wieder. Die Kaiserin Elisabeth verfiel in eine gefährliche Krankheit und da der Kanzler Bestuschef sich die Gunst des in hohem Grade preußenfreundlichen Thronfolgers, des Großfürsten Peter, zu erwerben bestrebt war, so ertheilte er dem russischen Oberbefehlshaber den Befehl, mit seinem Heere die Provinz Preußen zu räumen. Nach Anderen soll der Grund dieser unerwarteten Räumung Preußens in der Absicht Bestuschef's gelegen haben, während der Krankheit der Kaiserin eine Verschwörung gegen den Großfürsten zum Ausbruch zu bringen, wozu man das Heer habe in der Nähe sehen wollen; doch wie dem auch sei, für Preußen war es ein unendlicher Gewinn, die barbarischen Gäste los geworden zu sein. Der König aber, in der Erkenntniß, daß Lehwald mit seiner geringen Macht doch nicht im Stande sein werde, das etwaige Wiedereinrücken der Russen zu verhindern, ertheilte dem Feldmarschall den Befehl, mit seinem Corps nach Pommern zu gehen und diese Provinz von den inzwischen eingedrungenen Schweden zu befreien.

Diese waren erst im Anfange des September mit ihren Rüstungen fertig geworden und sodann mit 17,000 Mann von Stralsund aus in das fast gänzlich unvertheidigte preußische Pommern eingefallen, durchzogen diese Provinz und die Uckermark, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, nach allen Richtungen und bedrohten sogar schon Berlin. Nach der Ankunft des aus Preußen herbeieilenden Generals Lehwald hatte es indessen mit den Erfolgen der Schweden ein rasches Ende; ihre Eroberungen wurden ihnen eine nach der anderen entrissen und in kurzer Zeit sahen sie sich wieder nach Stralsund und Rügen zurückgedrängt. Die pommernschen Stände aber, um sich künftig vor dergleichen Einfällen zu schützen, errichteten auf eigene Kosten eine Landmiliz von 5000 Mann, welche späterhin auch wirklich ganz schätzbare Dienste that. Das patriotische Beispiel Pommerns fand bald darauf auch in der Mark und im Magdeburgischen Nachahmung und wurde von König Friedrich belobigend und dankend anerkannt; noch in seinem Testamente empfiehlt der König seinem Nachfolger die Pommern als die beste und treueste Stütze des Thrones. —

Wir wenden uns nun für einen Augenblick zu den Ereignissen im Nordwesten Deutschlands, welche ebenfalls nicht wenig dazu beitrugen, die Verlegenheiten König Friedrich's zu vergrößern.

Eine französische Armee von über 100,000 Mann unter dem Feldmarschall d'Etrées war schon im April an den Rhein gerückt, hatte die rheinpreußischen Besitzungen einstweilen in Verwahrsam genommen und war ohne bestimmten Feldzugsplan und ohne große Kriegslust endlich sehr langsam bis nach Münster vorgedrungen.

Den Franzosen gegenüber stand eine Armee von Hannoveranern, von Unterthanen mehrerer deutschen Fürsten, welche ihre Soldaten gegen gute Bezahlung an England gewissermaßen vermiethet hatten und ein schwaches preußisches Corps, die ehemalige Besatzung von Wesel, unter dem Befehl des völlig unfähigen und persönlich sogar muthlosen Herzogs August Wilhelm von Cumberland, des zweiten Sohnes König Georg's von England.

An den eigentlichen Zweck des Krieges wurde auf beiden Seiten anfänglich gleichmäßig wenig gedacht; der Herzog von Cumberland war, den Vorschriften seines Hofes gemäß, hauptsächlich Hannover zu decken, allmählich immer mehr zurückgewichen und hatte sich endlich ganz über die Weser zurückgezogen, wodurch König Friedrich sich bewogen fühlte, seine bei dieser Armee befindlichen Truppen, um sie nicht nutzlos dem Verderben auszusetzen, abzurufen und zur Verstärkung der Garnison von Magdeburg zu verwenden.

Die französische Armee, bei welcher sich eine unglaubliche Zahl von jungen, nichtsthuenden Edelleuten befand, welche in dem Kriege nur die Mittel und Gelegenheit suchten, sich allen Freuden und Genüssen des Lebens hinzugeben, hatte inzwischen Hessen besetzt und verharrte daselbst, vom Fette des Landes zehrend und den eigentlichen Zweck des Krieges, die Unterstützung der österreichischen Operationen, völlig außer Augen setzend, in Unthätigkeit. Erst der Sieg Friedrich's bei Prag, die dringenden Vorstellungen Oesterreich's, etwas zu seiner Erleichterung zu unternehmen und endlich die aus Versailles eingehenden Weisungen, brachten erhöhtes Leben in die Operationen. Marschall d'Etrées, welcher wußte, daß ihn demnächst der Herzog von Richelieu im Oberbefehl ablösen werde, wollte vor dessen Eintreffen doch wenigstens etwas von Bedeutung unternommen haben; er griff daher den Herzog von Cumberland, welcher bei Hastenbeck in der Nähe von Hameln an der Weser eine sehr gut gewählte Stellung inne hatte, am 26. Juli mit überlegenen Kräften an. Anfänglich gelang es den Franzosen, wirklich auf dem linken Flügel der Verbündeten einige Vortheile zu erreichen, ja sogar eine große Batterie zu erobern, doch wurde dieselbe sehr bald vom Erbprinzen von Braunschweig zurück erobert und auf dem rechten Flügel blieben die Hannoveraner vollständig Sieger; demohnerachtet hatte der Herzog von Cumberland so völlig alle Geistesgegenwart verloren, daß er den Rückzug befahl und ohne weiteren Widerstand zu wagen, sich von der französischen Armee, über welche inzwischen Richelieu den Befehl übernommen hatte, ganz Hannover preisgebend, bis an die Mündung der Elbe bei Stade zurückdrängen ließ. Hier wurde zwischen beiden Parteien durch Vermittelung des um Oldenburg*) besorgten Königs

*) Oldenburg war zu jener Zeit bänisch und wurde durch den Statthalter Grafen Lynar verwaltet, welcher als frommer Herrenhuter jedes Blutvergießen verabscheute, den Abschluß der feigen Capitulation als ein Gott wohlgefälliges Werk pries.

von Dänemark und dessen Statthalters, Grafen Lynar, am 8. September zu Kloster Zeven eine Convention abgeschlossen, nach welcher die hannöverschen Truppen in's lauenburgische Gebiet übertraten, die deutschen Hilfstruppen entlassen wurden und die Franzosen im Hannöverschen Quartiere bezogen, sich aber dabei bis in's Halberstädtische, Magdeburgische, in die Altmark und selbst bis in die Priegnitz hinein erstreckten und überall bedeutende Contributionen und Lieferungen eintrieben.

Diese schmachvolle Capitulation erregte bei Friedrich's Feinden großen Jubel, sie öffnete den Franzosen den freien Weg in das Herz der preußischen Staaten; in England und bei Friedrich fand sie die richtige Verurtheilung; König Georg selbst empfing seinen Sohn mit den öffentlich ausgesprochenen Worten:

„Hier ist mein Sohn, der mich zu Grunde gerichtet und sich selbst beschimpft hat." —

In Thüringen hatte sich denn auch während dieser Ereignisse die Reichsarmee mit vieler Mühe gesammelt; sie bot dem Auge des bewährten Kriegers einen buntscheckigen und mehr wie sonderbaren Anblick dar. Zusammengesetzt aus aller Herren Länder, deren Contingent zuweilen nur in wenigen Soldaten, ja sogar in einem Falle nur aus einem Tambour, in einem anderen nur aus einem Lieutenant bestand, ohne innere Einheit und Zusammenhang, in vielen Fällen nur widerwillig und gezwungen in den Krieg und vollends in den Krieg gegen die furchtbaren Preußen ziehend, konnte dieses 32,000 Mann starke Heer unter dem Befehle des österreichischen Generals Prinzen von Sachsen-Hildburghausen dem Könige keine allzu großen Besorgnisse einflößen. Dasselbe war jedoch im August durch ein 25,000 Mann starkes Corps französischer Truppen unter dem Prinzen Soubise verstärkt worden; außerdem stieß kurze Zeit darauf noch ein Corps von der Armee des Herzogs von Richelieu zu demselben und nun hatte sich diese im Ganzen etwa 64,000 Mann starke Armee bereits der Stadt Erfurt bemächtigt und schien durch einen Einfall in Sachsen dieses Land wieder von der preußischen Occupation befreien zu wollen.

Dies aber mußte unter allen Umständen verhindert werden. Der König ließ daher den größten Theil des preußischen Heeres, und doch waren es wenig mehr als 30,000 Mann, unter dem Herzog von Bevern und seinem Liebling, dem General von Winterfeld, in der Gegend von Görlitz zur Abwehr der mehr als noch einmal so starken Oesterreicher und Sachsen stehen und wendete sich selbst am 25. August mit nur 16 Bataillonen und 25 Escadrons gegen die vereinigte französische- und Reichsarmee.

Ohne bedeutende Gefechte vertrieb der König einzelne kleinere Corps aus Sachsen, nöthigte seine Gegner, ihm nach einander Weimar, Erfurt und Gotha einzuräumen und drängte sie bis nach Eisenach zurück; von Erfurt aus aber Ernstliches gegen dieselben zu unternehmen, war der König zu schwach, da er wegen des Einfalls der Richelieu'schen Truppen in's Magdeburgische genöthigt worden war, zum Schutze dieser wichtigen Festung den Prinzen Ferdinand von Braunschweig mit einem großen Theil seiner kleinen Armee zu detachiren. Friedrich blieb daher in Erfurt vorläufig stehen, und ließ Gotha nur durch die Cavallerie unter dem ebenso kühnen wie umsichtigen General von Seydlitz besetzen.

Gegen diesen rückte der eitle und wohl zum Hofmann, aber nicht zum Feldherrn taugliche Prinz Soubise mit großer Uebermacht heran, um ihn zu vernichten; er und sein kleines Häuflein sollten die Ersten sein, an welchen der große französische General sich die Lorbeeren verdienen wollte, mit denen er dann in den Boudoirs von Paris und am Hofe von Versailles zu glänzen gedachte; indessen die Sache nahm einen sehr unerwarteten Ausgang. Der stets wachsame Seydlitz hatte die Annäherung der Franzosen von Eisenach her rechtzeitig erfahren, mit seinen Reitern Gotha verlassen und dieselben äußerst künstlich und in dünnen Linien hinter der Stadt so geschickt aufgestellt, daß ihre Anzahl in einiger Entfernung viel beträchtlicher erschien, als sie in Wirklichkeit war. Abgesessene Husaren vollendeten die Täuschung, indem die Franzosen sie für Infanterie hielten und durch falsche Kundschafter bei ihnen der Glaube verbreitet wurde, die Armee des Königs selbst stehe vor ihnen. Des leichten Sieges gewiß, eilten die Franzosen, nachdem sie sich in Gotha von den Beschwerden des Marsches bei reich besetzter Tafel erholt hatten, sorglos dem Kampfplatze zu; aber wie ward ihnen, als plötzlich und noch ehe sie ihre Reihen ordnen konnten, die blitzschnell gesammelten Schwadronen, den kühnen Seydlitz an der Spitze, auf sie einstürmten und mit unwiderstehlicher Gewalt in die unordentlich zusammengedrängte Masse einhieben. An Widerstand wurde nicht gedacht; Jeder suchte in wilder Flucht das eigene Leben zu retten und in lustiger wilder Jagd ging die Verfolgung durch Gotha hindurch und noch weithin auf der Straße nach Eisenach. Soubise selbst entging nur mit Mühe der Gefangenschaft und eine beträchtliche Zahl von Gefangenen, vor Allem aber eine ungeheure Beute, fiel in die Hände der kühnen Reiter. Darunter das ganze Gepäck der französischen Offiziere, deren verwunderliche Gegenstände, Schminktöpfe, Puderdosen, Brenneisen, Ludwigskreuze, reiche Gallakleider u. s. w., nicht weniger das Ergötzen der preußischen Reiter erregte, als die komische Angst des zahlreich mitgefangenen Trosses an Kamerdienern, Friseuren, Schauspielern beiderlei Geschlechts ꝛc., nothwendige Requisiten der damaligen französischen Heere.

Das kühne Stückchen Seydlitz's, wenn es auch von keinem bedeutenden Einfluß auf die Kriegsbegebenheiten war, erhöhte doch in wesentlichem Maße die Stimmung im preußischen Heere und erweckte mehr als alles Andere das alte, kecke Selbstvertrauen wieder, ohne welches große kriegerische Thaten niemals denkbar sind. König Friedrich selbst sagt darüber in seiner Beschreibung des siebenjährigen Krieges:

> „Jeder andere Offizier, als Seydlitz, würde sich Glück gewünscht haben, aus einer so großen Verlegenheit ohne Verlust herauszukommen; Seydlitz aber würde mit sich selbst unzufrieden gewesen sein, wenn er ohne Vortheil herausgekommen wäre." —

Bald sollten nicht weniger kühne, aber ungleich folgenschwerere Thaten den Namen des kühnen Reiterführers für alle Zeiten unsterblich machen.*)

*) Seydlitz, ein kühner und verwegener Reiter, der schon als Page des wilden Markgrafen von Schwedt mit diesem die halsbrechendsten Ritte und Fahrten ausgeführt, erregte noch als Cornet die Aufmerksamkeit des Königs durch die Behauptung, ein braver Reiter dürfe sich nicht gefangen geben, so lange er selbst und sein Roß noch unverwundet sei. Bei einer Truppenschau nach dem ersten schlesischen

Kaum war es indessen dem Könige gelungen, die Armee des Prinzen von Hildburghausen von Sachsens Grenzen zu verjagen, kaum war es seinen Unterhandlungen und reichlich mit Gold unterstützten Vorstellungen gelungen, den Herzog von Richelieu, welcher noch immer Magdeburg bedrohte und das flache Land brandschatzte, zu einem gemäßigteren Verfahren zu bewegen,*) als schon von anderer Seite her neue Gefahr drohte.

Ein Theil der in der Lausitz stehenden österreichischen Armee bereitete sich, wie der König in Erfahrung brachte, vor, einen Einfall in die Mark Brandenburg zu unternehmen und dies zu verhindern, mußte des Königs erste Sorge sein. Er ließ daher die verbündete feindliche Armee bei Eisenach völlig unbeachtet und zog mit seiner kleinen Armee in Eilmärschen der Elbe zu, um seine Hauptstadt zu retten, überschritt die Elbe bei Torgau und hatte am 20. October das Städtchen Herzberg, drei Meilen von Torgau, erreicht, als ihm durch den noch weiter vorgerückten Prinzen Moritz die Meldung gemacht wurde, daß er bereits zu spät komme. In der That hatte der österreichische General Haddik mit einem starken Corps ungarischer Husaren Berlin einen Tag früher erreicht, als der Prinz, hatte sich aber, in der Besorgniß vor der Annäherung des Prinzen, begnügt, sich von der Berliner Bürgerschaft eine Contribution von 200,000 Thalern auszahlen zu lassen und war schon am folgenden Morgen ebenso rasch wieder verschwunden, als er gekommen war; auch gelang es nicht, ihn auf seinem Rückwege nach der Lausitz abzuschneiden und ihm den kostbaren Raub wieder abzunehmen.

Friedrich hatte nun in der Hoffnung, daß bei der vorgerückten Jahreszeit die französische- und Reichsarmee sich auf keine Unternehmungen mehr einlassen, sondern in dem reichen Thüringen die Winterquartiere beziehen werde, den Entschluß gefaßt, sich wieder nach der Lausitz und Schlesien zu wenden, um vereint mit dem Herzoge von Bevern die Oesterreicher zu

---

Kriege ritt der König mit großem Gefolge, und unter diesem auch Seydlitz, über die Schloßbrücke in Berlin, ließ plötzlich die Zugbrücke aufziehen und wendete sich mit den Worten an Seydlitz: „Nun wäre Er ja doch mein Gefangener." — Ohne ein Wort zu erwidern, riß Seydlitz sein Pferd zur Seite und zwang dasselbe zum mächtigen Sprunge über das Geländer der Brücke in den Fluß. Als er schwimmend an einer der Zeughaustreppen das Ufer erreicht hatte und sich im Galopp bei Friedrich meldete, empfing ihn dieser mit den Worten: „Da hat Er sich gut herausgezogen, Herr Rittmeister, ein anderes Mal aber vorsichtiger sein, — ich habe Ihn nöthig." Seydlitz wurde wirklich mit 22 Jahren Rittmeister, mit 36 Jahren General und commandirte bei Roßbach, obgleich der jüngste General von der Cavallerie, auf besonderen Befehl des Königs die gesammte preußische Reiterei. Als man ihm zu seiner Erhebung zum General gratulirte, antwortete Seydlitz: „Es war auch Zeit, wenn noch etwas aus mir werden sollte, ich bin schon 36 Jahre alt." —

*) Mehrfache Versuche des Königs, in geheimen Verhandlungen das österreichisch-französische Bündniß zu lockern oder ganz zu lösen und mit Frankreich Frieden zu schließen, waren gescheitert. Der König hatte sogar der Pompadour 500,000 Thlr., später selbst Neuenburg und Valengin als Fürstenthum anbieten lassen, wenn sie den Frieden herstellen wolle; aber die Depeschen fielen in die Hände österreichischer Husaren und gelangten so zur Kenntniß des Wiener Hofes, der nicht säumte, durch dieselben den König bei England zu verdächtigen.

Ein Versuch, durch den Marschall Richelieu den Frieden herzustellen, scheiterte ebenfalls, doch ließ sich dieser bereit finden, gegen 100,000 Thlr. den Staaten des Königs mehr Schonung angedeihen zu lassen.

schlagen und wo möglich wieder nach Böhmen zu drängen. Er sah sich aber genöthigt, diesen Plan zu ändern; denn kaum hatte der König seine Bewegung nach der Elbe begonnen, als die Franzosen und Reichstruppen sich wieder auf Sachsen in Bewegung setzten, mit ihren Vortruppen bereits Leipzig erreichten und durch zügelloses Rauben und Erpressen den Sachsen den wahren Werth französischer Hilfe in erschreckender Weise klar machten.

Der König beschloß daher, zunächst sich gegen diese zu wenden, erreichte in Eilmärschen bereits am 26. October das rasch vom Feinde wieder geräumte Leipzig, vereinigte sich daselbst am 27. mit dem Prinzen Moritz von Dessau, am 28. mit dem Herzog Ferdinand von Braunschweig und sah sich nun an der Spitze eines Heeres von etwa 24,000 Mann mit 80 Geschützen, wovon indessen 54 nur leichte Regimentskanonen waren.

Mit dieser kleinen, aber von Kampflust durchdrungenen Armee beschloß Friedrich getrost den Angriff auf seine überlegenen Gegner, welche etwa 64,000 Mann zählten; er selbst marschirte am 30. October mit 14 Bataillons und 18 Escadrons nach Weißenfels, eroberte nach kurzem Gefechte die Stadt, fand aber die Brücke über die Saale zerstört. Dieselbe wurde, nachdem die Franzosen kurze Zeit das Flußufer vertheidigt und sich dann nach Mücheln zurückgezogen hatten, wieder hergestellt und am 3. November die Saale überschritten. Mit dem anderen Theile der Armee war der Feldmarschall Keith nach Merseburg marschirt, hatte auch dort die zerstörte Saalebrücke wieder in Stand setzen müssen und sich noch am Abend des 3. November auf den Höhen nördlich von Braunsdorf, eine Meile nordwestlich von Weißenfels, mit dem Könige wieder vereinigt, woselbst die ganze Armee ein Lager bezog.

Die Franzosen und Reichstruppen, welche an demselben Abend auf einer Höhe zwischen den Dörfern Grumpa und Mücheln lagerten und mit ihrem linken Flügel nur $^1/_2$ Meile vom Lager des Königs entfernt waren, änderten noch in der Nacht ihre Stellung und nahmen auf einem Höhenzuge zwischen Branderoda und Mücheln eine äußerst vortheilhafte Position. Der König recognoscirte am Morgen des 4. November mit seiner Reiterei diese Stellung, fand sie aber so vortheilhaft gewählt und durch schwere Geschütze gedeckt, daß er sie für unangreifbar erklärte und mit der Reiterei wieder zurückging; es kümmerte ihn wenig, daß die Feinde diese Bewegung für einen Rückzug ansahen, alle Spielleute in ihrer ganzen Linie eine Fanfare anstimmen ließen und in lautes Hohngeschrei ausbrachen. In der That war die übermüthige Stimmung, welche in der verbündeten Armee herrschte, eine wahrhaft unglaubliche zu nennen. Keine andere Besorgniß kannte man, als daß der **Marquis de Brandebourg**, wie man den König spottend nannte, mit seiner Wachtparade doch am Ende noch entrinnen könne und so Soubise sein Versprechen, ihn gefangen nach Paris zu bringen, nicht werde halten können. Eigentlich thue man dem kleinen Marquis zu viel Ehre an, so höhnten die übermüthigen Franzosen, mit ihm mehr wie eine espèce de guerre zu führen; an die Möglichkeit, von dem verachteten kleinen Preußenheere selbst geschlagen zu werden, dachte im ganzen verbündeten Heere wohl kein Mann. Aber selten ist in der Welt unverantwortlicher Uebermuth so tief gedemüthigt, so bitter bestraft worden, als in diesem Falle.

Der König hatte nach der Recognoscirung am 4. November auf einer weithin sichtbaren Höhe zwischen den Dörfern Roßbach und Bedra ein Lager bezogen und hoffte, daß es ihm gelingen werde, den Feind zum Verlassen seiner festen Stellung zu bewegen und in die freie Ebene zu locken; die Infanterie lagerte in zwei Treffen, in Summa 27 Bataillone, die Cavallerie, 38 Escadrons dahinter, Husarenabtheilungen vor die Dörfer Schortau und Leiha vorgeschoben.

Wirklich ging der Feind in die ihm gelegte Falle ein, ohne zu ahnen, daß er dadurch in sein Verderben eile. Während am frühen Morgen des 5. November der französische General St. Germain mit 9 Bataillons, 15 Escadrons und 2 Batterien die Höhe von Schortau besetzte und ein lebhaftes Feuer gegen die vorgeschobenen preußischen Husaren eröffnete, marschirte die gesammte übrige Armee, die Cavallerie des Herzogs von Broglio voran, vom rechten Flügel in drei Colonnen ab, die Queue der Colonne ebenfalls von Cavallerie gebildet, um über Zeuchfeld, Pettstadt in der Richtung auf Reichertswerben in die linke Flanke und den Rücken des Königs zu gelangen und ihn so von der Saale abzuschneiden. Zur höchsten Verwunderung des ganzen Heeres blieb im Lager der Preußen, woselbst die drohende Umgehung nothwendiger Weise bemerkt worden sein mußte, Alles ruhig; und schon glaubte man, daß sich des preußischen Heeres eine dumpfe Verzweiflung bemächtigt haben müßte und man nur nöthig haben werde, dasselbe gefangen zu nehmen, als wie mit einem Zauberschlage die ganze Scene sich änderte. Gefangene französische Offiziere haben späterhin erzählt, das Ganze habe auf sie den Eindruck einer plötzlichen Decorationsverwandlung in der großen Oper zu Paris gemacht.

In dem Augenblicke, wo die Tête der französischen Marschcolonne in der Höhe des preußischen linken Flügels angekommen war, verschwanden auf Friedrich's Befehl mit Blitzesschnelle die Zelte und in wenigen Minuten standen die Regimenter schlagfertig unter den Waffen.

Seydlitz setzte sich, links rückwärts schwenkend, mit der gesammten Reiterei in vollem Trabe an die Spitze der Armee und bewegte sich in einem großen Bogen um den seinen Marsch völlig verdeckenden Janus-Hügel, denselben rechts lassend, in der Richtung auf Reichertswerben vor, während die Infanterie desgleichen vom linken Flügel nach rückwärts zu abmarschirte und, am Fuße des Janus-Hügels angekommen, ebenfalls mit der Tête rechts herum schwenkte und, den Janus-Hügel links lassend, auch ihrerseits die Richtung auf Reichertswerben verfolgte.

In derselben Zeit war der Herzog von Broglio, welcher der französischen Armee mit 52 Escadrons und einer Batterie etwa um 2000 Schritt vorausging, nachdem er Reichertswerben passirt hatte, ebenfalls am Fuße des Janusberges angelangt; er glaubte sich hier nun vollständig im Rücken des Königs, von dessen Abmarsch aus dem Lager er nicht die geringste Kenntniß hatte, und ging mit seinem Corps in der Richtung auf Schortau zum Angriffe vor, als plötzlich auf der Spitze des Janus-Hügels eine Batterie von 18 preußischen Geschützen auffuhr und Tod und Verderben in die dicht auf einander gedrängte Masse schleuderte. Fast gleichzeitig hatte Seydlitz an der Spitze seiner Reiterschaaren den Janus-Hügel umgangen, ließ seine Schwadronen einschwenken und zur Attake formiren

und stürzte sich mit der Schnelligkeit des Blitzes und mit unwiderstehlicher Gewalt auf Flanke und Rücken der erschrockenen französischen Reiterschaaren. Außer Stande, diesen furchtbaren Stoß auszuhalten, flohen dieselben in größter Unordnung vom Schlachtfelde, wurden von der lebhaft nachsetzenden preußischen Cavallerie bis an den Hohlweg bei Tagwerben verfolgt, wobei sie eine große Zahl von Gefangenen verloren, und setzten ihre Flucht noch an demselben Tage bis Freiburg an der Unstrut fort. Seydlitz aber, ebenso besonnen und überlegt, wie kühn und verwegen, erinnerte sich noch sehr wohl von Prag her der großen Verlegenheit, in welche die gänzliche Abwesenheit der Cavallerie das Heer versetzt hatte; er rief daher seine Reiterschaaren von der Verfolgung zurück, ordnete dieselben von Neuem und erschien noch rechtzeitig genug wieder auf dem Schlachtfelde, um auch das Schicksal der feindlichen Infanteriemassen entscheiden zu helfen.

Während des glänzenden Reitergefechts war die preußische Infanterie in zwei Treffen und zwar im ersten 21, im zweiten 6 Bataillone stark aufmarschirt und hatte sich in schräger Schlachtordnung derartig zum Angriff auf die noch immer ruhig auf Reichertswerben zu marschirenden feindlichen Colonnen in Bewegung gesetzt, daß der preußische linke Flügel vor das Dorf Reichertswerben, der rechte dagegen wohl an 1000 Schritt zurück hinter Lunstaedt zu stehen kam. Die Bataillone, welche je 50 Schritte hinter einander, sich rechts überflügelnd, den Marsch mit halb links angetreten hatten, führten diese überaus schwierige Bewegung mit der bewundernswürdigen Präcision aus, welche die preußische Infanterie jener Zeit vor der aller anderen Heere in so hohem Grade auszeichnete, und die Têten der dicht auf einander gedrängten französischen Marschcolonnen sahen sich plötzlich dem linken Flügel der preußischen Infanterie gegenüber, und aus einer Batterie von 18 schweren Geschützen mit einem Hagel von Geschossen überschüttet.

Vergeblich erwiderte die an der Spitze befindliche französische Batterie dieses Feuer, vergeblich suchten die Führer, Ordnung in die sich wild zusammendrängenden Massen zu bringen; das Feuer der preußischen Batterien wirkte zu verheerend in den dichten Haufen, der Angriff der eins nach dem anderen vorrückenden preußischen Bataillone war zu heftig und ungestüm, als daß es noch möglich gewesen wäre, eine Aufstellung zur Schlacht zu nehmen, und als in diesem entscheidenden Augenblicke auch Seydlitz mit seinen siegreichen Reitern auf den Rücken der feindlichen Massen losstürmte, da hörte jeder Widerstand auf; in wilder, regelloser Flucht stiebte Alles aus einander, ein Jeder bedacht, nur das eigene Leben zu retten.

Nur auf dem linken französischen Flügel, welcher gar nicht in's Gefecht gekommen war, versuchten einige Brigaden, sich zu formiren; auch sie wurden indessen von den Regimentern Garde du Corps und Gens-d'armen nach kurzem Widerstande mit unwiderstehlicher Tapferkeit über den Haufen geworfen und von dem Strome der Flüchtenden fortgerissen; nicht besser erging es der französischen Cavallerie des linken Flügels, welche nur kurze Zeit den Rückzug des Heeres zu decken versuchte,

sodann aber nicht wenig dazu beitrug, die grenzenlose Unordnung der Flucht zu vermehren.

Nur die früh eintretende Dunkelheit entzog die Trümmer der geschlagenen Armee der gänzlichen Vernichtung; noch am anderen Tage wurden indessen ganze Schaaren von Franzosen und Reichstruppen, welche wild und regellos, ohne Gewehr und Gepäck in der Nähe des Schlachtfeldes umher irrten, oft von wenigen Reitern gefangen genommen; die große feindliche Armee, noch Tags zuvor in ihrem Uebermuth so siegesgewiß, sie war völlig aus einander gesprengt und floh in wilder Unordnung nach Freiburg, wohin auch das Corps des Generals St. Germain, welches an der Schlacht keinen Theil genommen, den Trümmern des Heeres folgte. Der Schrecken aber war bei vielen französischen Abtheilungen so groß geworden, daß das Erscheinen einzelner preußischer Reiter hinreichte, ganze Compagnien immer wieder zu neuer Flucht aufzuscheuchen und viele sich nicht eher sicher wähnten, bis sie den Rhein erreicht hatten. „Unser größtes Glück", so berichtet nach der Schlacht der Prinz von Hildburghausen an den Kaiser, „war, daß es Nacht geworden war, sonsten wäre, bei Gott, Nichts davon gekommen." —

So war denn abermals der schönste Sieg erfochten, von Neuem lächelte das Kriegsglück dem tapferen Preußenheere und seinem großen Könige. 20,000 Preußen, von denen außer der Cavallerie überdem nur sieben Bataillone in's Gefecht gekommen waren, sie hatten 50,000 Mann Franzosen und Reichstruppen in unglaublich kurzer Zeit und entscheidend geschlagen und völlig auseinander gesprengt; sie hatten denselben 2700 Mann getödtet und verwundet, 5000 Gefangene gemacht, worunter 5 Generale und 300 Offiziere, sie hatten endlich 67 Geschütze, 7 Fahnen und 15 Standarten erobert, während sie selbst in ihren Reihen nicht mehr als 3 Offiziere und 162 Mann an Todten und 20 Offiziere und 356 Mann an Verwundeten zählten. Der Preis des Tages aber gebührte mit Recht dem unübertrefflichen Seydlitz; auch erkannte der König das hohe Verdienst desselben dankbar an; er ernannte ihn, den jüngsten Generalmajor der ganzen Armee, noch auf dem Schlachtfelde zum Generallieutenant und verlieh ihm gleichzeitig den schwarzen Adlerorden.

In der That war der Sieg von Roßbach für den König und sein Heer von der allerhöchsten Bedeutung. Durch denselben war nicht allein ein großes feindliches Heer, welches durch sein Erscheinen den König bereits wiederholt genöthigt hatte, von seinem hauptsächlichsten und gefährlichsten Gegner, den Oesterreichern, abzulassen oder seine Streitkräfte zu theilen, völlig geschlagen und für lange Zeit unschädlich gemacht; durch die Schlacht bei Roßbach war nicht allein die Ueberlegenheit der preußischen Truppen abermals in der glänzendsten Weise dargethan, das Selbstgefühl in der Armee des Königs in hohem Grade verstärkt und zur Gewißheit zukünftiger Siege gesteigert worden; noch wichtiger als Alles dieses war der moralische Eindruck, den dieser Sieg in der ganzen Welt hervorbrachte. In ganz Deutschland, selbst in den Reihen seiner Feinde jubelte man über die Waffenthaten der preußischen Armee, freute man sich über die empfindliche Niederlage, welche die verhaßten Franzosen, der Erbfeind deutscher Nation, erlitten hatte; überall stieg die Bewunderung vor Friedrich's

Feldherrntalent zur höchsten Begeisterung. Das ganze deutsche Volk, mochten auch theilweise seine Heere in den Reihen der Gegner Friedrich's stehen, es begrüßte fortan jede Nachricht von siegreichen Thaten der preußischen Armee mit Jubel und Freude; der große König von Preußen war fortan ein Held, der nicht mehr dem preußischen Volke allein angehörte, sondern der mit hoher Verehrung und Begeisterung von allen Deutschen als leuchtendes Vorbild, der als Held des gesammten deutschen Volkes angesehen wurde.

Der kräftige Sinn des Volkes machte seinem erhöhten Selbstbewußtsein in zum Theil recht derben Liedern Luft und ohne darauf zu achten, daß man sich zum Theil selbst mit verspottete, sang das Volk in ganz Deutschland:

„Und wenn der große Friedrich kommt,
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

Männer und Frauen schmückten sich aller Orten bei festlichen Gelegenheiten mit seidenen Bändern, sogenannten Vivatsbändern, welche mit Reimen, Bildern und Chiffern bedruckt, den Ruhm Friedrich's und seiner Tapferen verkündeten; in Genf trugen die Damen Fächer, auf welchen ein preußischer Adler gemalt war, der die bourbonischen Lilien zerpflückte; Jeder, selbst der Aermste, wollte in seiner Hütte wenigstens ein Bild des großen Preußenkönigs haben. Eine hessische Prinzeß stiftete zu Ehren des Königs sogar einen Orden, dessen Insignien Friedrich's Namenszug und die Umschrift trugen:

„Soit en paix, soit en guerre;
C'est le plus grand roi de la terre."

(Sei es im Frieden oder im Kriege; er ist der größte König auf Erden.)

In keinem Lande aber gab sich eine so laute und allgemeine Begeisterung für den großen Preußenkönig kund, als in England. Schon bei der unverantwortlichen Kriegführung des Herzogs von Cumberland, bei der schimpflichen Convention von Kloster Zeven (8. September 1757) war in England großer Unwillen laut geworden; der glänzende Sieg bei Roßbach gewann dem Könige die unbegrenzte Verehrung des gesammten englischen Volkes und lauter und immer ungestümer forderte man von der englischen Regierung eine thatkräftige Unterstützung des gefeierten Helden. In ganz England war nur eine Stimme über die Nothwendigkeit, mit Friedrich II. sich eng zu verbünden. Alle Welt war in England preußisch, das Vertrauen auf Oesterreich für immer dahin und allgemein wünschte man den König von Preußen an der Spitze Deutschlands zu sehen. Nur mit preußischer Hilfe konnte die englische Regierung, wie sie sich jetzt selbst überzeugte, Hannover vor den Angriffen der Franzosen behaupten.

Englands großer Minister William Pitt, späterhin Herzog von Chatham, konnte sich zum Theil dem allgemeinen und immer dringender ausgesprochenen Willen des englischen Volkes, mit welchem jetzt auch König Georg übereinstimmte, nicht länger entgegensetzen, zum Theil hatte wohl auch er sich von der Nothwendigkeit überzeugt, Friedrich von nun an kräftiger als bisher gegen seine Feinde zu unterstützen. So wurde denn die

Convention von Kloster Zeven nicht bestätigt, die energische Fortführung des Krieges gegen die Franzosen beschlossen und König Friedrich von der englischen Regierung gebeten, einen seiner ausgezeichneten Generale an die Spitze der hannöverschen und hessischen Armee zu stellen, welche fortan den Nordwesten Deutschlands gegen die Angriffe der Franzosen schützen, diese mithin auch von einer Bedrohung der preußischen Länder abhalten sollte.

Hoch erfreut über die Aussicht, durch diese glückliche Wendung nunmehr freie Hand gegen seine anderen Feinde zu erhalten, schickte der König den Engländern den Herzog Ferdinand von Braunschweig, der sich bereits hohen Kriegsruhm erworben und als erfahrener und umsichtiger General bewährt hatte.

Wir sind indessen genöthigt, nunmehr unsere Blicke auf die Ereignisse zurück zu richten, welche bei der zum Schutze Schlesiens und der Lausitz gegen die Oesterreicher zurückgelassenen Armee des Herzogs von Bevern in der Zeit sich zutrugen, in welcher der König mit dem kleineren Theile seines Heeres sich gegen die Franzosen und Reichstruppen zu wenden genöthigt war.

Leider war hier seit dem Abmarsche des Königs am 25. August nicht weniger als Alles schief gegangen und die Verhältnisse hatten auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes eine für König Friedrich so bedenkliche Wendung genommen, daß die schleunigste Hilfe durch den König selbst von Tage zu Tage nothwendiger wurde, wenn nicht ganz Schlesien verloren gehen sollte.

Die Aufgabe, welche der König dem Herzog von Bevern übertragen, nämlich mit einer Armee von kaum 30,000 Mann, noch dazu entmuthigt durch das Unglück von Collin und den darauf folgenden unheilvollen Rückzug, gegen fast doppelt so viel Oesterreicher die ganze weitläufige Provinz Schlesien zu decken, war in der That keine leichte, der Herzog selbst bei allen seinen sonstigen vortrefflichen militärischen Eigenschaften doch dieser schweren Aufgabe nicht gewachsen. Nicht ohne Absicht hatte der König deshalb auch seinen Liebling Winterfeld, zu dessen Feldherrntalenten er das größte Zutrauen hatte, bei dem Herzoge zurückgelassen, um denselben mit gutem Rathe zu unterstützen; leider wurde der Herzog aber dieses Rathgebers beraubt, als der König kaum den Rücken gewendet hatte.

Die Armee hatte, den Oesterreichern gegenüber, in der Gegend von Görlitz ein wohlbefestigtes und vortheilhaft gelegenes Lager bezogen, welches die Oesterreicher trotz ihrer großen Ueberzahl nicht anzugreifen wagten; Winterfeld selbst führte den Befehl über ein jenseit des Neißeflusses vorgeschobenes kleines Corps beim Dorfe Moys. Fast 14 Tage lang standen sich hier beide Heere unthätig gegenüber und erst als der österreichische Staatskanzler Fürst Kaunitz in den ersten Tagen des September selbst in das Lager kam, um den Prinzen Carl von Lothringen und den Grafen Daun zu kräftigerem Auftreten anzuspornen, entschlossen sich die österreichischen Generale, den vorgeschobenen Posten Winterfeld's am 7. September mit weit überlegenen Kräften anzugreifen. Das Gefecht selbst war nur von untergeordneter Bedeutung, aber Winterfeld, der erklärte Liebling des Königs, von welchem dieser mit schwerem Herzen Abschied genommen,

er hatte durch eine feindliche Gewehrkugel eine tödtliche Wunde empfangen und war in der folgenden Nacht in Görlitz gestorben.

Tief war der Schmerz des Königs über den in seinen Augen unersetzlichen Verlust. Unter Thränen rief er aus:

„Wider die Menge meiner Feinde werde ich Mittel finden, wer aber schafft mir einen Winterfeld wieder?“ —

Diesem ersten Unglücksfalle folgten bald andere von größerer Bedeutung.

Der Herzog von Bevern, welcher durch die Oesterreicher von Schlesien abgeschnitten zu werden besorgte, ging nach dem unglücklichen Gefechte von Moys bis in die Gegend von Liegnitz zurück, woselbst er am 19. September ein Lager bezog; leider aber hatte er seine Armee, um die Grenzfestungen, besonders Schweidnitz, mit starken Besatzungen zu versehen, so bedeutend geschwächt, daß er sich einem Angriffe der Oesterreicher, als ihm diese nachfolgten und ihn am 29. September anzugreifen drohten, nicht gewachsen sah und mit der Armee längs der Katzbach bis in die Nähe von Breslau zurückwich. Hier nahm der Herzog, dessen Heer noch etwa 20,000 Mann Infanterie, 9000 Reiter und 130 Geschütze zählte, vor der Stadt, zwischen dieser und dem Lohefluß, eine stark verschanzte Stellung, während der Prinz Carl von Lothringen ihm bis Lissa folgte und auf dem linken Ufer des Loheflusses ein ebenfalls befestigtes Lager bezog, von welchem aus er jeden Versuch des Herzogs, die von den Oesterreichern belagerte Festung Schweidnitz zu entsetzen, mit leichter Mühe vereiteln konnte.

Schon am 11. November capitulirte die starke, von 7000 Mann vertheidigte Festung, worauf sich die österreichische Armee durch Heranziehung der nunmehr entbehrlich gewordenen Belagerungstruppen, baiersche und würtembergische Hilfstruppen, bis auf 80,000 Mann verstärkte. Jetzt glaubte sich auch der vorsichtige österreichische Feldherr stark genug, die preußischen Schanzen hinter dem Lohefluß anzugreifen, den Herzog von Bevern von Breslau abzudrängen und sich dieser wichtigen Hauptstadt des Landes zu bemächtigen.

Anmerkung. Ob der Umstand, daß König Ludwig XV. einen ihm von Friedrich II. in früheren Zeiten geschenkten und mit des Königs eigener Aufschrift versehenen Plan von Schweidnitz und dessen neuer Befestigung heimlich dem Wiener Cabinet zuschickte, mit zur raschen Einnahme der Festung beigetragen hat, möge hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls fühlte König Ludwig selbst das Unehrenhafte seiner Handlungsweise, wie dies die äußerst heimlich betriebene Uebersendung des Planes beweist.

Der sehr umsichtig entworfene und mit großer Tapferkeit ausgeführte Angriffsplan der Oesterreicher sollte nur zu gut gelingen, während preußischerseits die verzweifeltsten Anstrengungen der Truppen nicht im Stande waren, die großen Fehler der Aufstellung zu verdecken.

Diese mit vielen Schanzen befestigte Stellung erstreckte sich von der Oder an längs des Lohe-Flusses, vorwärts der Dörfer Cosel, Klein-Gandau und Klein-Mochbern, wendete sich von da ab aber nach der Nicolai-Vorstadt zurück und hatte eine Ausdehnung von über 10,000 Schritten, war mithin für die kleine Armee des Herzogs von Bevern viel zu ausgedehnt, um gegen die große Ueberzahl der Oesterreicher mit Erfolg vertheidigt werden zu können. Ein großer Fehler war es ferner, daß der wichtigste Uebergang über den Lohe-Fluß zwischen Groß- und Klein-Mochbern viel zu

weit vor den Schanzen lag und überdem vom Herzoge von Bevern gerade dieser Theil der Stellung am schwächsten besetzt worden war, und endlich daß ein großer Theil der preußischen Schanzen von dem hoch gelegenen Terrain am linken Loheufer eingesehen und mit Vortheil beschossen werden konnte. —

In der Nacht vom 21. zum 22. November errichtete Prinz Carl von Lothringen starke und zahlreiche Batterien am linken Ufer des Lohe-Flusses und beschoß mit dem anbrechenden Tageslichte die preußischen Schanzen mit solchem Erfolge, daß schon gegen Mittag die größte Zahl der preußischen Geschütze demontirt worden war. Unter dem mörderischen Feuer der Kaiserlichen Artillerie, welche 200 leichte und 100 schwere Geschütze zählte, waren an verschiedenen Punkten zahlreiche Brücken über den Lohe-Fluß geschlagen worden und gegen Mittag setzten sich die österreichischen Colonnen zum Sturm auf die preußische Stellung in Bewegung.

Der Kaiserliche General Graf Nadasdy überschritt zuerst mit 30,000 Mann in sechs Colonnen bei Hartlieb den Fluß, marschirte am jenseitigen Ufer auf und griff den äußersten linken Flügel der Preußen, welchen General von Ziethen mit nur 12,400 Mann auf einer Höhe beim Dorfe Gräbschen bildete, an. Es gelang den Oesterreichern bei der großen Standhaftigkeit der preußischen Bataillone nicht, den General von Ziethen zum Weichen zu bringen; Nadasdy begnügte sich daher, in seiner Stellung hinter den Dörfern Waischwitz und Kriethern ruhig stehen zu bleiben, und nahm keinen weiteren Antheil an der Schlacht; indessen war es bei der geringen Zahl der Preußen immerhin ein großer Uebelstand, daß das Corps des Generals Ziethen auch seinerseits, um das weitere Vordringen Nadasdy's zu verhindern, unthätig in seiner Stellung verbleiben mußte. —

Auch der andere Theil des österreichischen Heeres überschritt in drei großen Colonnen, etwas später wie Nadasdy, den Lohe-Fluß bei den Dörfern Groß-Mochbern, Schmiedefeld und Pilsnitz und schritt zum Angriffe auf die preußischen Schanzen, deren Feuer um diese Zeit bereits ziemlich zum Schweigen gebracht war. Vergeblich fochten alle preußischen Truppentheile mit der bewundernswerthesten Tapferkeit und fügten den Oesterreichern die empfindlichsten Verluste bei; sie vermochten bei der ungeheuren Ueberzahl ihrer Gegner das Geschick des Tages nicht zu wenden.

Der preußische General von Schulz, welcher mit nur vier Bataillonen den unverschanzten, über 2000 Schritte breiten Raum zwischen Klein-Mochbern und Gräbschen vertheidigen sollte und überdem unbegreiflicher Weise den Befehl erhalten hatte, die Oesterreicher nicht eher anzugreifen, als bis sie den Fluß passirt hatten, vermochte dem gewaltigen Ansturm von 24,000 Oesterreichern unter dem General von Sprecher nicht zu widerstehen; seine mit glänzender Tapferkeit fechtenden Bataillone und zwei andere ihm zu Hilfe eilenden wurden im ersten Anlauf fast gänzlich vernichtet. Vergeblich versuchte der Herzog von Bevern selbst, mit der Cavallerie die Oesterreicher zurückzuschlagen; die österreichischen Grenadiere wiesen alle Attaken mit großer Ruhe und Kaltblütigkeit ab und als nunmehr auch die Artillerie des Generals von Sprecher auf das rechte Loheufer überging und die preußischen Schanzen des rechten Flügels von der Flanke her beschoß, als ferner der General von Wied mit 13 Bataillonen

die Schanze bei Höfchen eroberte, als endlich auch der rechte Flügel der Preußen von rechts her durch den auf das rechte Oderufer übergegangenen General von Beck lebhaft beschossen wurde, eine Reserve überdem nicht vorhanden war, da blieb dem Herzog von Bevern nur ein eiliger Rückzug übrig, wenn er nicht die ganze Armee der Vernichtung preisgeben wollte.

Von der Dunkelheit begünstigt und von den Oesterreichern nicht verfolgt, zog sich die Armee, welche an dem blutigen Tage gegen 8000 Mann und 36 Geschütze verloren hatte, noch während der Nacht durch Breslau und über die dortige Oderbrücke auf das rechte Oderufer zurück; General von Ziethen deckte mit seinem Corps den Rückzug. Der Herzog war anfänglich Willens gewesen, mit der Armee noch vor Breslau eine neue Stellung zu nehmen und die österreichische Armee während der Nacht zu überfallen; doch wurde dieser Plan durch den gegen den Willen des Herzogs stattgefundenen Abmarsch des Generals von Brandeis, welcher den äußersten rechten preußischen Flügel befehligte, vereitelt.

In der Frühe des nächsten Morgens wurde der Herzog, welcher, nur von einem einzigen Reitknecht begleitet, die österreichische Stellung recognosciren wollte, von den österreichischen leichten Truppen gefangen genommen; man sagt, und wohl nicht ohne Grund, daß der Herzog diese Gefangennahme absichtlich herbeigeführt habe, um durch dieselbe den schweren Vorwürfen, welche er mit Recht von Seiten des Königs erwarten durfte, aus dem Wege zu gehen.

Schon am 24. November übergab der General von Lestwitz Breslau an die Oesterreicher unter der Bedingung freien Abzuges für die Garnison; als es jedoch zum Abmarsch derselben kommen sollte, trat dieselbe, meist aus bei Pirna gefangenen und zum Eintritt in das preußische Heer gezwungenen Sachsen bestehend, zum größten Theile in Kaiserliche Dienste über und nur 180 Mann begleiteten den preußischen Commandanten auf seinem ferneren Rückzuge.

So schien denn Schlesien gänzlich für den König verloren zu sein; in Breslau huldigte ein großer Theil der Beamten von Neuem der Kaiserin Maria Theresia und selbst der vom König mit Wohlthaten überhäufte Fürstbischof von Breslau, Graf Schafgotsch, scheute sich nicht, seinen König offen zu verlassen, mit Undank von ihm zu sprechen und den ihm verliehenen schwarzen Adlerorden mit Füßen zu treten. —

Von den 30,000 Mann, welche der König dem Herzog von Bevern überlassen hatte, führte General von Ziethen die Trümmer, noch etwa 18,000 Mann, so sehr hatte die Armee noch nach der Schlacht durch Desertion gelitten, dem aus Sachsen herbeieilenden Könige zu.

Doch mit dem Erscheinen Friedrich's sollten die Dinge gar bald eine bessere Wendung nehmen.

Die Nachricht von den eben geschilderten unglücklichen Ereignissen in Schlesien bewog den König, mit der kleinen, aber durch den erfochtenen glänzenden Sieg bei Roßbach mit der freudigsten Zuversicht erfüllten Armee, welche nur aus 19 Bataillonen und 28 Escadrons mit 64 Geschützen bestand, in Eilmärschen nach Schlesien aufzubrechen, um dort wo möglich die begangenen Fehler wieder gut zu machen, das Verlorene wieder zu gewinnen. In 15 Tagen legten diese braven, nur 14,000 Mann zählenden

Truppen 41 Meilen des schlechtesten Weges zurück und vereinigten sich bereits am 28. November bei dem Städtchen Parchwitz mit den Trümmern der bei Breslau geschlagenen schlesischen Armee.

Durch diese Vereinigung zählte das Heer nunmehr wieder 32,000 Mann, und nachdem aus Glogau Festungsgeschütz herbeigeschafft worden, da das Bevern'sche Corps bei Breslau den größten Theil seiner Geschütze verloren hatte, beschloß der König mit dieser immerhin noch geringen Streitmacht getrost den Angriff auf die fast dreimal so starken Oesterreicher.

Die dumpfe Niedergeschlagenheit, welche die wiederholten Unglücksfälle in vielen Theilen des Bevern'schen Corps erzeugt hatte, wurde durch die begeisterten und feurigen Schilderungen der Sieger von Roßbach gar bald gehoben und in den glühenden Wunsch verwandelt, die erlittenen Niederlagen zu rächen; König Friedrich aber, der sehr wohl wußte, von wie hoher Wichtigkeit eine so gehobene Stimmung im Heere sei, war nach Kräften bemüht, diesen wahrhaft kriegerischen Geist seiner Soldaten immer mehr zu entflammen und sie zu den kühnsten Thaten anzuspornen.

Wie der große König selbst über seine und des Vaterlandes damalige Lage dachte, wie fest er entschlossen war, Alles zur Rettung aus dieser gefährlichen Lage zu wagen und wie meisterhaft er es verstand, den eigenen festen Willen, die eigene Opferwilligkeit auch den Gemüthern seiner Offiziere und Soldaten einzuflößen, davon giebt vor Allem die herrliche Rede Zeugniß, welche der König in Parchwitz an die um ihn versammelten Generale und Stabsoffiziere seines Heeres hielt. Wir lassen dieselbe hier folgen, so wie sie von Ohrenzeugen überliefert worden ist.

„Sie wissen, meine Herren", sagte der König, „daß es dem Prinzen Carl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich zum Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt und die sämmtlichen Kriegsbedürfnisse, welche darin befindlich waren, sind verloren gegangen; meine Widerwärtigkeit würde auf's Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in den Muth, die Standhaftigkeit und die Vaterlandsliebe, welche Sie bei so vielen Gelegenheiten bewiesen haben. Ich erkenne die Dienste, die Sie dem Vaterlande und mir geleistet haben, mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast Keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte; ich schmeichle mir daher, Sie werden bei neuer Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließe ich die Oesterreicher im Besitze Schlesiens.

Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Carl angreifen. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihrer Stellung; alles dieses,

hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen, wird die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt, bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Im Uebrigen, wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich gewiß dieses Vorzuges nicht unwürdig machen; — ist aber Einer oder der Andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden."

Ein Lächeln der Befriedigung zog über das ernste Antlitz des Königs, als in dem großen Kreise um ihn Alles still blieb und nur der tapfere Major von Billerbeck, in derber Weise den Gefühlen Ausdruck gebend, welche wohl Aller Herzen beseelten, in die Worte ausbrach:

„Ja, das müßte ein infamer Hundsfott sein, nun wäre es Zeit."

Freundlich setzte der König mit erhobener Stimme hinzu:

„Schon im voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun in's Lager und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben." —

Nach einer Pause sprach der König mit großem Ernste weiter:

„Das Regiment Cavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam auf den Feind stürzt, lasse ich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. — Nun, leben Sie wohl, meine Herren, in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder!"

Während so der König mit Flammenworten sein Heer zur größten Begeisterung erregte, wähnten sich die Oesterreicher in Breslau in völliger Sicherheit; sie hielten den Feldzug für dieses Jahr beendet und konnten und wollten nicht glauben, daß der König es wagen werde, noch in diesem Jahre mit seiner wenig zahlreichen und überdem zum Theil wiederholt geschlagenen Armee, welche sie spottend nur: die Berliner Wachtparade nannten, etwas Ernstliches gegen so überlegene und siegreiche Streitkräfte zu unternehmen. Ja, als die Nachricht von Friedrich's eiligem Heranrücken nicht länger bezweifelt werden konnte, wähnte man im Uebermuthe, es habe sich Verzweiflung des Königs bemächtigt und treibe ihn an, ein rasches und sicheres Ende zu suchen.

In dieser Siegesgewißheit rückte der Prinz Carl mit 84 Bataillonen und 144 Escadrons, in Summa 80,000 Mann, der herannahenden Ver-

liner Wachtparade über das Strigauer Wasser entgegen und erachtete es nicht einmal für nöthig, von Breslau schwere Geschütze mitzunehmen; man glaubte, mit Hilfe der vorhandenen 168 leichten Bataillonskanonen und etwa 40 schwereren Geschützen mit Leichtigkeit den Feind zu vernichten.

Als aber der König am 4. December das Städtchen Neumarkt erreichte und mit seiner aus Husaren bestehenden Avantgarde nach kurzem Gefecht eroberte, wodurch die daselbst befindliche Kaiserliche Feldbäckerei in seine Hände fiel, da wich der Prinz bis eine Meile vor Lissa zurück und nahm daselbst zwischen den Dörfern Nypern und Groß-Gohlau, die Dörfer Frobelwitz und Leuthen vor der Front, eine Aufstellung, à cheval der großen Straße nach Breslau, die sich fast auf eine Meile Ausdehnung erstreckte. Das $^3/_4$ Meilen vor der österreichischen Schlachtstellung gelegene Dorf Borne war durch die nur aus fünf Cavallerieregimentern bestehende österreichische Avantgarde besetzt.

Die Armee des Königs, welche die Nacht vom 4. zum 5. December in einem Lager bei Kammendorf zugebracht hatte, marschirte des Morgens in aller Frühe in vier großen Marschcolonnen neben einander, von denen die beiden äußeren aus Cavallerie gebildet waren, gegen diese Stellung der Oesterreicher vor. Die Avantgarde des Königs, bei welcher sich dieser seiner Gewohnheit nach selbst befand, und welche aus neun Bataillonen und 45 Escadrons bestand, stieß noch im dichten Morgennebel auf die bei Borne aufgestellte und in völliger Sorglosigkeit keines Angriffes gewärtige österreichische Cavallerie des Grafen Nostitz; ohne Besinnen stürzten sich die preußischen Husaren mit unwiderstehlicher Gewalt auf dieselbe, sprengten sie völlig auseinander und kehrten mit 800 Gefangenen von ihrem Siegesritte zurück. Der König, der keine Gelegenheit versäumte, den Kampfmuth seines Heeres noch immer mehr zu entflammen, ließ diese Gefangenen auf dem Transport derselben nach Neumarkt absichtlich an den Colonnen der Armee vorbeiführen, um so derselben zu zeigen, wie glücklich der Tag für dieselbe begonnen habe. In der That hätte es eines solchen Mittels kaum noch bedurft; die freudige Begeisterung der Führer hatte sich der ganzen Armee mitgetheilt und voll frommer Zuversicht ging dieselbe für ihren König und ihr Vaterland in den Kampf. War doch der König selbst von hoher Rührung ergriffen, als er auf dem Marsche einen Grenadier das Lied anstimmen hörte:

„Gieb, daß ich thu mit Fleiß,
Was mir zu thun gebühret,
Wozu mich Dein Befehl
In meinem Stande führet,
Gieb, daß ich's thue bald
Zu der Zeit, da ich soll,
Und wenn ich's thu, so gieb,
Daß es gerathe wohl!"

und alsbald die ganze Marschcolonne volltönend in dasselbe einfiel.

„Meint Er nicht, daß ich mit solchen Leuten siegen muß?" sagte Friedrich zu dem neben ihm reitenden Ziethen. —

Der oben erwähnte glückliche Angriff der preußischen Avantgarde bei Borne hatte in dem den österreichischen rechten Flügel beim Dorfe Nypern commandirenden General Graf Lucheſi den Glauben erweckt, daß der

König überhaupt seinen Angriff auf diesen Flügel richten werde; er ließ daher den Prinzen Carl dringend um Verstärkung desselben bitten und wirklich wurden zum empfindlichsten Nachtheil des linken Flügels bedeutende Abtheilungen von dort weggezogen und dem Grafen Lucheſi zu Hilfe gesendet.

Der König aber hatte, nachdem er von dem sehr hohen Schmiedeberge aus die ganze österreichische Stellung genau recognoscirt hatte, den Entschluß gefaßt, den österreichischen linken Flügel anzugreifen. Seine Marschcolonnen schwenkten daher beim Dorfe Borne mit ihren Têten rechts und marschirten, die Dörfer Radaxdorf und Lobetintz links liegen lassend, bis an das Dorf Schriegwitz heran, worauf sie dann einschwenkten und so plötzlich die preußische Armee, deren mit gewohnter Präcision ausgeführte Bewegung den Oesterreichern durch die Avantgarde und die genannten Dörfer entgangen war, in voller Schlachtordnung dem österreichischen linken Flügel gegenüber stand.

Die 9 Bataillone der Avantgarde vertrieben mit großer Tapferkeit die feindlichen leichten Truppen aus den bei Sagschütz und Koline befindlichen Gebüschen; General von Wedell eroberte im ersten Anlaufe mit nur 3 Bataillonen eine feindliche Batterie von 14 Geschützen ohne erheblichen Verlust, da dieselbe durch die in Unordnung zurückweichenden Truppen am Feuern behindert wurde; und als die Ziethen'schen Husaren den Mittel-Teich bei Groß-Gohlau nach längerer Zeit umgangen hatten und sich mit gewohntem Ungestüm auf die Kaiserliche Reiterei warfen, dieselbe nach lange hin und her wogendem Kampfe aus dem Felde schlugen und sodann mit glänzendem Erfolge die baierische und würtembergische Infanterie auseinander sprengten, da sah sich das Corps des Generals Nadasdy, welches den linken Flügel der österreichischen Schlachtstellung gebildet hatte, gänzlich geschlagen und zog sich in Unordnung und mit großen Verlusten bis hinter den nicht weit von Lissa liegenden Rathener Busch zurück, woselbst Nadasdy mit vieler Mühe seine zersprengten Schaaren wieder sammelte.

Prinz Carl von Lothringen hatte indessen, als er die seinen linken Flügel bedrohende Bewegung der preußischen Armee bemerkte, sein Centrum und seinen rechten Flügel eine Schwenkung vorwärts machen lassen und so eine der preußischen Aufstellung ungefähr parallele Stellung, das Dorf Leuthen dicht vor der Front und stark besetzt, gewonnen. Bei der geringen Manövrirfähigkeit der österreichischen Truppen war diese schwierige Bewegung aber nicht ohne große Unordnung auszuführen gewesen; namentlich auf dem hinter Leuthen gelegenen Windmühlenberge drängten sich die österreichischen Infanteriemassen, oft 50 Mann tief, in so bedenklicher Weise gegen einander, daß sie nicht allein den preußischen Geschützen ein nicht zu fehlendes Ziel boten und ungeheure Verluste erlitten, sondern auch die eigenen Bewegungen hemmten.

Gegen diese noch nicht geordnete und entwirrte Masse setzte sich nunmehr die preußische Infanterie in zwei Treffen und wie bei Roßbach in schräger Schlachtordnung in Bewegung, so daß das äußerste Bataillon des rechten Flügels etwa 1000 Schritt dem letzten desselben Treffens voraus war. 4 Batterien von in Summa 61 Geschützen gingen dem ersten Treffen der Infanterie voraus und schleuderten Tod und Verderben in

die dicht gedrängten österreichischen Massen. Ein überaus hartnäckiger Kampf entspann sich um den Besitz des Dorfes Leuthen; von beiden Seiten wurde mit verzweifelter Tapferkeit gefochten und erst beim dritten Angriffe sahen sich die Oesterreicher genöthigt, das Dorf den preußischen Garden zu überlassen, auch gelang es allen ihren Anstrengungen nicht, dasselbe wieder zu erobern; ebensowenig aber vermochten die preußischen Bataillone, zu weiteren Angriffen aus dem Dorfe hervorzubrechen.

In diesem Augenblicke versuchte der Kaiserliche General Lucheſi mit der zahlreichen Cavallerie des österreichischen rechten Flügels auf die scheinbar ganz entblößte linke Flanke des preußischen Fußvolks einzuhauen; aber der preußische Generallieutenant von Driesen stürzte sich in dem gefährlichen Moment an der Spitze von 50 Schwadronen mit so unwiderstehlicher Gewalt und Entschlossenheit in den Rücken und die linke Flanke der österreichischen Reiter, daß er dieselben völlig aus einander sprengte und unter großen Verlusten hinter der feindlichen Infanterie fort bis gegen Lissa hin verfolgte.

Mit diesem glänzenden Reiterangriffe war die Schlacht entschieden. Als die österreichischen Grenadiere ihre eigenen Reiter die Flucht ergreifen sahen, warfen sie die Gewehre weg und stürzten in wilder Unordnung, ihre Geschütze im Stich lassend, in der Richtung nach Lissa davon; nur 4 Bataillone versuchten es, ferneren Widerstand zu leisten, wurden aber von dem General von Meyer, der ihnen mit 10 Escadrons in den Rücken ging, größtentheils gefangen genommen. Ebenso hatte sich der anfänglich geschlagene linke Flügel unter Nadasdy einigermaßen wieder geordnet und übernahm nunmehr mit vieler Umsicht und Tapferkeit die Deckung des Rückzuges, das völlig zersprengte österreichische Heer dadurch vor gänzlicher Vernichtung rettend. Alle übrigen Kaiserlichen Regimenter flohen in völliger Auflösung bis Breslau; sie ließen 6570 Todte und Verwundete, fast ihr sämmtliches Geschütz und 51 Fahnen, sowie 21,500 Gefangene in den Händen der Sieger. Der Verlust des preußischen Heeres betrug 186 Offiziere und 5660 Soldaten an Todten oder Verwundeten.

Von wahrhaft ergreifender Wirkung war es und dient zugleich als abermaliger Beweis von der schönen frommen Sinnesart im Heere, als ein alter Grenadier des Abends beim Wachtfeuer das fromme Lied anstimmte:

„Nun danket Alle Gott,
Mit Herzen, Mund und Händen u. s. w.“,

als erst die näher sitzenden Kameraden in den erhebenden Gesang einstimmten, dieser sich allmählich im ganzen Lager verbreitete, die Musik der Regimenter einfiel und so endlich von fast 25,000 Kehlen der feierliche Lobgesang brausend gen Himmel stieg.

König Friedrich war noch am Abend in tiefer Dunkelheit mit einigen Truppentheilen, welche trotz der großen Ermüdung sich freiwillig dazu meldeten, zur Verfolgung des Feindes aufgebrochen und sollte hierbei ganz unerwartet in eine äußerst gefährliche Lage gerathen, aus welcher ihn nur die ihm eigene wunderbare Kaltblütigkeit und Besonnenheit zu ziehen vermochte. Mit wenigen Begleitern den Truppen weit vorauseilend, gelangte der König an die Thore von Lissa und sah sich daselbst mit Flintenschüssen

empfangen; demungeachtet ritt der König nach dem Schlosse, in welchem zahlreiche österreichische Offiziere, durch das Schießen aufmerksam gemacht, eben mit Lichtern die Treppen hinunter eilten. Hätten sie ahnen können, daß der eben unter sie tretende König von Preußen fast gänzlich allein sei, so wäre nichts leichter gewesen, als ihn gefangen zu nehmen und mit Gewalt fortzuführen, ehe noch Hilfe herbeieilen konnte. Das ruhige zuversichtliche Wesen des Königs, mit welchem er die Ueberraschten anredete: „Guten Abend, Messieurs, kann man hier auch noch unterkommen?" rettete Friedrich aus dieser Gefahr; es erweckte in den Oesterreichern den Glauben, daß Stadt und Schloß bereits in den Händen der Preußen seien, sie selbst sich also als Gefangene zu betrachten hätten, und der König war klug genug, sich ganz unbefangen mit ihnen zu unterhalten, bis nach einer tödtlich langen Viertelstunde endlich preußische Husaren erschienen und die gefürchtete Gefangenschaft sich nun in eine wirkliche verwandelte. —

Die Folgen des glänzenden Sieges von Leuthen waren von ungeheurer Bedeutung; der Prinz Carl von Lothringen sammelte zwar sein Heer bei Breslau und ließ in dieser wichtigen Hauptstadt den General von Sprecher mit 18,000 Mann als Besatzung zurück; als aber der König Breslau mit nur 14,000 Mann einschloß und bombardirte, als eine Bombe in ein österreichisches Pulvermagazin einschlug und, dasselbe zerstörend, eine gangbare Bresche öffnete, da übergab der General von Sprecher schon am 21. December die Stadt mit allen ihren reichen Kriegsvorräthen an das um 4000 Mann schwächere Belagerungscorps, sich selbst und die ganze Garnison als kriegsgefangen. Auch Liegnitz capitulirte, als der König ernstliche Anstalten zu einer förmlichen Belagerung traf, gegen freien Abzug der Garnison, und noch vor dem Schlusse des Jahres sah sich der König wiederum im unbestrittenen Besitze von ganz Schlesien, mit alleiniger Ausnahme der Festung Schweidnitz, deren Belagerung indessen wegen der früh eingetretenen Winterkälte bis zum nächsten Frühjahr verschoben werden mußte. Von den 90,000 Mann aber, mit welchen Prinz Carl den Feldzug so glänzend eröffnet hatte, erreichten nur noch etwa 37,000 Mann im traurigsten Zustande und in tiefer Entmuthigung die böhmische Grenze, woselbst sie Winterquartiere bezogen. Auch die preußische Armee fand endlich in dem glücklich wieder gewonnenen Schlesien die wohlverdiente Ruhe nach unerhörten Anstrengungen. —

§. 14.

Der Feldzug des Jahres 1758. Zorndorf. Hochkirch.

Trotz der glänzenden Erfolge am Ende des verflossenen Jahres war die Lage des Königs immerhin eine sehr bedenkliche zu nennen. Die Blüthe seines Heeres war auf den Schlachtfeldern gefallen oder durch Krankheiten hinweggerafft, die Kassen des Staates befanden sich in gänzlicher Erschöpfung, die Hilfsquellen im eigenen Lande versiechten bei längerer Dauer des Krieges mehr und mehr, und besonders schwer wurde es allmählich dem Könige, die in großer Zahl gefallenen kriegserfahrenen Offiziere seines Heeres durch geeignete Persönlichkeiten zu ersetzen. Der Ge-

danke, daß die ungeheure Ueberzahl seiner Feinde doch zuletzt nothwendig seinen Untergang herbeiführen mußte, namentlich wenn es der Kaiserin Maria Theresia gelang, sie Alle zu thatkräftigem Handeln und zu gemeinsamem gleichzeitigen Auftreten zu bewegen, er mochte so gut in des großen Königs Seele aufsteigen und sein Herz mit schwerer Sorge erfüllen, als er den zahlreichen Bewunderern und Anhängern desselben Furcht für das fernere Schicksal des Helden einflößte.

Des Königs fester Entschluß, trotz alledem niemals einen anderen, als einen ehrenvollen Frieden zu schließen und, wie er sich selbst in einer poetischen Epistel an Voltaire ausdrückt: „in der Gefahr zu scheitern, dem Sturme trotzend, zu denken, leben und sterben als ein König", verdient um so höhere Bewunderung, als Friedrich in seiner Familie sowohl, wie im Kreise seiner Freunde auf lebhaften Widerstand gegen denselben stieß. Vor Allen war es sein durch und durch französirter Bruder Heinrich, welcher zwar als General stets seine Schuldigkeit über alles Lob erhaben that und die Befehle des Königs pünktlich vollzog, aber sowohl die Politik wie die kriegerischen Maßregeln desselben bitter tadelte und in dem Bruch mit Frankreich das Unglück des preußischen Staates erblickte.

Schon im October 1756 hatte Prinz Heinrich dem Bruder erklärt:

> „er sehe keinen Grund, die Sache auf das Aeußerste zu treiben und Friedrich sei ja nicht der erste Fürst, welcher sich gezwungen sähe, eine Provinz abzutreten."

Daß auch Prinz August Wilhelm mit der Politik des Bruders nicht einverstanden war, haben wir schon erwähnt. Glücklicher Weise war König Friedrich der Mann dazu, sich weder durch die Einreden seiner Brüder, noch durch die Tiraden eines Voltaire in seinen Entschlüssen wankend machen zu lassen.

Der König selbst lebte der Hoffnung, daß die im letzten Feldzuge von ihm erfochtenen Siege auch in seinen Gegnern endlich den Wunsch nach Frieden erweckt, sie seinen Vorstellungen, das Blutvergießen zu endigen, geneigter als bisher gemacht haben würden; er selbst sagt in einem Briefe aus jener Zeit an den Marquis d'Argens:

> „Es hat großen Anschein, als ob wir einen allgemeinen Frieden bekommen werden. — Niemand wünscht das mehr als ich."

Um das vom Könige durch ein eigenhändiges Schreiben an Maria Theresia angebahnte Friedenswerk nicht zu hindern, wurden alle preußischen Gesandten angewiesen, zur Schonung des Kaiserlichen Selbstgefühls von dem Siege bei Leuthen überall mit der größten Bescheidenheit zu sprechen; den besten Beweis aber von dem aufrichtigen Verlangen Friedrich's nach Frieden finden wir in dem oben erwähnten Briefe an Maria Theresia selbst. Der König sagt darin unter Anderem:

> „Sie hatten zwar einige Vortheile in Schlesien, aber dieser Ruhm war nicht von langer Dauer und die letzte Schlacht (Leuthen) ist mir wegen des vielen dabei vergossenen Blutes noch schrecklich. Ich habe meinen Sieg genutzt und Breslau, damit zugleich eine große Zahl Gefangene genommen. Ich werde im Stande sein, in Böhmen und Mähren einzurücken. Ueberlegen Sie dies, meine theure Cousine, lernen Sie einsehen, wem

Sie Sich vertrauen. Sie werden sehen, daß Sie Ihr Land in's Verderben stürzen, daß Sie an Vergießung so vielen Blutes Schuld sind, und daß Sie denjenigen doch nicht zu überwinden vermögen, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, wie er Ihr naher Verwandter ist, mit Ihnen Europa hätte zittern machen. Ich schreibe dies aus dem Innersten meines Herzens und wünsche, daß es Eindruck machen möchte. u. s. w." —

Indessen alle erlittenen Demüthigungen und Niederlagen, das Bewußtsein von der Verantwortlichkeit für so viel vergossenes Blut, das Elend ihrer Völker, die warmen Bitten und versöhnlichen Schritte des Königs, sie alle waren nicht im Stande, den Haß in der Seele der Kaiserin, den glühenden Wunsch nach Rache an dem Manne zu besiegen, der sie, die Tochter der Cäsaren, beleidigt, der ihr eine so kostbare Perle aus ihrer Krone geraubt hatte.

Allerdings war man in Wien bei dem Eintreffen der Schreckensbotschaft von Leuthen anfänglich in hohem Grade erschrocken gewesen; aber die erste Bestürzung ging bald vorüber; man tröstete sich mit dem Gedanken, daß man ja den Winter vor sich habe zu neuen gewaltigen Rüstungen und daß man im nächsten Feldzuge Alles wieder gut machen werde; man fing an, die selbst begangenen Fehler allmählich immer mehr zu verkleinern, die Schmach der erlittenen Niederlage nicht sich selbst, sondern den Bundesgenossen, den würtembergischen und baierischen Hilfstruppen, welche allerdings bei Leuthen zuerst aus dem Felde geschlagen worden waren, in die Schuhe zu schieben und gelangte auf diesem Wege absichtlicher Selbsttäuschung in kurzer Zeit zu dem befriedigenden Schlusse, daß das erlittene Unglück von keiner wesentlichen Bedeutung sei, daß der König zwar bei Leuthen einen Sieg erfochten habe, daß aber seine eigene Armee dabei zu Grunde gegangen sei und es ein Leichtes sein werde, mit Hilfe seiner Bundesgenossen im nächsten Frühjahr der Sache ein für allemal ein Ende zu machen. —

In der That ging der Wiener Hof in seiner übermüthigen Selbstverblendung so weit, daß man sich nicht einmal entschließen wollte, den Prinzen Carl von Lothringen, dessen Unfähigkeit als Feldherr schon so oft die Niederlagen Kaiserlicher Heere verschuldet hatte, vom Commando zu entfernen, blos aus der eitlen und hochmüthigen Absicht, dem Könige von Preußen, der in Person seine Heere befehligte, doch auch wenigstens einen Prinzen des Kaiserlichen Hauses gegenüber zu stellen. Erst der allgemeine Unwille des Volkes in Wien, welcher sich in zahlreichen Spottbildern und Schmähschriften Luft machte, erst das eigene richtige Ehrgefühl des Prinzen selbst, welches ihn bestimmt und wiederholt seinen Abschied fordern ließ, machte diesem Possenspiel ein Ende. An die Stelle des Prinzen trat nunmehr der uns schon von Collin her und durch seine übergroße Vorsicht bekannte Feldmarschall Graf Daun, ein Mann, der gerade durch diese Eigenschaft in dem bevorstehenden Feldzuge seinem großen Gegner mehr zu schaffen machen sollte, als sein unfähiger Vorgänger.

So wurden denn die Anträge des Königs, welche der bei Leuthen gefangene General Fürst Lobkowitz nach Wien überbrachte, daselbst stolz und kalt zurückgewiesen, die energische Fortführung des Krieges beschlossen

und mit allen Kräften an der Reorganisation der österreichischen Armee gearbeitet. Vor Allem aber suchte man während der Waffenruhe des Winters die bisher ziemlich lässigen Verbündeten, Frankreich, Rußland, Schweden und das Reich, zu erhöhter Thätigkeit anzuspornen.

In Frankreich zunächst gelang dies trotz der im ganzen französischen Volke herrschenden Verehrung für den großen König von Preußen, trotz der Abneigung desselben gegen einen Krieg mit demselben, trotz der immer tiefer gehenden inneren Zerrüttung, trotz der vollständigen Demoralisation und gänzlichen Zuchtlosigkeit des Heeres, den österreichischen Diplomaten wenigstens so weit, daß die noch immer von der allmächtigen Marquise de Pompadour abhängige französische Regierung für den bevorstehenden Feldzug ihre eifrige Hilfe zusagte.

In Rußland hatten die Bemühungen des Wiener Hofes noch besseren Erfolg. In hohem Grade aufgebracht darüber, daß das russische Heer trotz des erfochtenen Sieges bei Groß-Jägerndorf während ihrer Krankheit die Provinz Preußen gänzlich geräumt hatte, entsetzte die wieder genesene Kaiserin Elisabeth, aufgestachelt durch die von Wien her ihr zugehenden Einflüsterungen, den Feldmarschall Apraxin seines Commandos über die Armee und ließ ihn vor ein Kriegsgericht stellen. Zwar gelang es demselben, seine Unschuld zu beweisen, da er in Wirklichkeit nur nach den Befehlen des Kanzlers Bestuscheff gehandelt hatte; aber der Feldmarschall starb noch vor der erfolgten Freisprechung, der Kanzler wurde seiner Aemter entsetzt und nach Sibirien verbannt und an die Spitze der Armee der Feldmarschall Graf Fermor mit dem bestimmten Befehle gestellt, sofort sich der von Truppen völlig entblößten Provinz Preußen wieder zu bemächtigen.

Der russische Feldherr führte diesen völlig gefahrlosen Befehl, ohne den geringsten Widerstand zu finden, aus; er besetzte bereits am 22. Januar Königsberg und zwei Tage später, mithin am Geburtstage des Königs, mußte daselbst die ganze Provinz Preußen der russischen Kaiserin, als ihrer neuen Oberherrin, die Huldigung leisten. Zugegeben, daß die preußischen Stände nicht in der Lage waren, sich dieser Vergewaltigung zu widersetzen, daß sie nichts Anderes thun konnten, als sich in das Unabänderliche fügen, so trifft sie doch in den Augen eines jeden aufrichtigen Patrioten der schwere Vorwurf, daß ein nicht unbedeutender Theil derselben diesen gezwungenen Schritt ohne das geringste Bedenken that und mit großer Bereitwilligkeit an all' den Festlichkeiten sich betheiligte, welche die Russen zur Feier des bedeutungsvollen Ereignisses veranstalteten. Der König selbst hat dieses Benehmen der preußischen Stände niemals vergessen können und ist während seiner ganzen ferneren Regierungszeit, selbst nach dem viel später erfolgenden Erwerbe von Westpreußen, nicht zu bewegen gewesen, seinen Fuß je wieder auf ostpreußischen Boden zu setzen.

Uebrigens wurde die Provinz, welche die russische Regierung bereits als ihr unbestreitbares Eigenthum ansehen mochte und in welcher sie sich die Gunst und Zuneigung der Bewohner zu erwerben bestrebt war, durchaus schonend behandelt; alle bisherigen Verwaltungseinrichtungen wurden beibehalten und den Einwohnern die Erhaltung aller ihrer Rechte und Freiheiten ausdrücklich und feierlich versprochen.

Dem durch unabläſſiges Drängen des Wiener Hofes herbeigeführten Befehl ſeiner Regierung, weiter in das Herz der preußiſchen Staaten einzudringen, folgte Graf Fermor, vermuthlich in Folge geheimer Weiſungen von Petersburg her, nur äußerſt langſam; erſt im Auguſt 1758 werden wir die ruſſiſchen Schaaren in die Neumark einbrechen und alle Greuel damaliger ruſſiſcher Kriegführung in ihre Fluren tragen ſehen, bis das Elend und die grenzenloſe Noth des Landes den König und ſeine Tapferen zur Rettung herbeirief. Auf dem langſamen Vormarſch der Armee ſetzte ſich der Feldmarſchall dagegen, ebenfalls ohne Widerſtand zu finden, in den Beſitz der polniſchen Städte Thorn und Elbing; ein Verſuch, auch das reiche und blühende Danzig, die Hauptſtadt des polniſchen Preußens, zu beſetzen, ſcheiterte an dem muthigen Widerſtande und der feſten Haltung der Danziger Bürgerſchaft, ſowie an der Drohung Englands mit dem Erſcheinen einer engliſchen Flotte in der Oſtſee. Das ruſſiſche Heer wendete ſich demgemäß ſüdlich, drang unter völliger Mißachtung der von der ohnmächtigen polniſchen Republik beobachteten Neutralität in das Gebiet derſelben ein, beſetzte die wichtige Stadt Poſen, deſſen Beſatzung in aller Stille und ohne Gegenwehr abzog und legte ſomit die Abſicht der ruſſiſchen Regierung, feſten Fuß in Polen zu faſſen, ſchon jetzt klar und überzeugend an den Tag. —

Indeſſen auch König Friedrich war ſeinen Feinden gegenüber im Winter nicht müßig geblieben. Hatte er gleich mit Ernſt und Eifer ſich bemüht, ſeinem Volke das unvermeidliche Elend eines fortgeſetzten Krieges zu erſparen, ſo hatte er es doch andererſeits ebenſowenig unterlaſſen, Alles auf's Beſte für den Krieg wieder in Stand zu ſetzen. Die Armee war durch Aushebungen im eigenen Lande, durch das Zuſtrömen zahlreicher kriegsluſtiger Fremden und Ausländer, welche Friedrich's glänzender Kriegsruhm mit unwiderſtehlicher Gewalt anlockte, von Neuem auf achtunggebietenden Fuß geſetzt; ſie zählte mit dem Beginn des neuen Feldzuges wiederum 250,000 Mann und beſtand allerdings aus zum großen Theil ungeübten Mannſchaften, befehligt von wenig kriegserfahrenen, oft ganz jungen, eben erſt den Cadettenhäuſern entnommenen Offizieren; was aber einem Theil der Armee an Uebung und Erfahrung abging, das erſetzte die glänzende Beſchaffenheit des anderen Theils, das erſetzte der kriegeriſche Geiſt, welcher das ganze Heer durchdrang, das erſetzte vor Allem das Genie und das Talent des Königlichen Feldherrn.

Das eroberte Sachſen, deſſen Bewohner ſo ſchwer für die Politik ihres Fürſten beſtraft wurden, mußte von Neuem die Mittel zur Ausrüſtung des Heeres beſchaffen und beträchtliche Kriegsſteuern an Geld und Material aller Art hergeben; Friedrich konnte dem unglücklichen Lande um ſo weniger dieſe harten Maßregeln erſparen, als ſeine Feinde ja auch ihn ganzer Provinzen ſeines Staates beraubt hatten. Auch Mecklenburg, deſſen Herzog ſich ganz beſonders feindlich gegen den König erwieſen und beim Reichstage vorzugsweiſe darauf gedrungen hatte, denſelben in die Reichsacht zu erklären, wurde zur Strafe dafür von preußiſchen Truppen beſetzt und mußte eine beträchtliche Kriegscontribution bezahlen.

Was dem Könige ganz beſonders zu gute kam, war die lebhafte Begeiſterung des engliſchen Volkes für ſeine Sache, vorzüglich nach der

Schlacht bei Roßbach, welche wir bereits im vorigen Paragraphen erwähnt haben. In Folge derselben war schon am 11. April 1758 ein erneuerter Vertrag mit England zu Stande gekommen, in welchem dem Könige nicht allein englischerseits eine energische Kriegführung am Niederrhein versprochen, sondern auch 670,000 Pfund Sterling jährlicher Subsidien bewilligt wurden. Der König selbst hatte, wie bereits erwähnt, zur Führung des Krieges am Niederrhein einen seiner tüchtigsten Generale, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, an die Spitze der dortigen Armee gestellt, er hatte zu derselben auch drei seiner besten Infanterieregimenter und 15 Escadrons Cavallerie stoßen lassen und sollte in dem bevorstehenden Feldzuge gar bald sich des Vortheils erfreuen, welchen diese wesentlich andere Gestaltung der Dinge für ihn selbst hatte. Die vortreffliche Kriegführung des Herzogs von Braunschweig schützte ihn fortan für immer vor den Angriffen der Franzosen und gestattete ihm, seine Streitkräfte nunmehr lediglich gegen die Oesterreicher und Russen zu verwenden. Die englischen Hilfsgelder aber waren dem Könige hoch willkommen; war doch die Finanznoth bereits so groß geworden, daß er sich gezwungen sah, aus diesen nicht ganz 5 Millionen Thalern nicht weniger wie 10 Millionen prägen zu lassen, um nur die dringendsten Bedürfnisse zu bestreiten. Die Noth hatte seine früheren Bedenklichkeiten überwunden. —

Was der König in dem bevorstehenden Feldzuge am meisten fürchten mußte, war eine Vereinigung seiner beiden gefährlichsten Gegner, der Oesterreicher und Russen; zu schwach, den vereinigten Streitkräften derselben erfolgreichen Widerstand leisten zu können, mußten daher alle Operationen des Königs darauf gerichtet sein, diese Vereinigung zu verhindern und über jeden seiner Feinde einzeln entscheidende Vortheile zu erringen.

Demgemäß eröffnete der König die Feindseligkeiten mit der ernstlichen Belagerung der Festung Schweidnitz, welche während des Winters nur blockirt gehalten worden war und in welcher völliger Mangel an Lebensmitteln und ansteckende Krankheiten die Besatzung bereits auf's Aeußerste mitgenommen hatten. Am 18. April capitulirte der österreichische Commandant, nachdem ein nächtlicher Sturm eines der wichtigsten Außenwerke ohne erheblichen Verlust in die Gewalt der preußischen Truppen gebracht hatte; die Garnison ergab sich als kriegsgefangen und somit sahen sich die Oesterreicher auch von dem letzten Punkte Schlesiens vertrieben, welchen der Feldzug des letzten Jahres in ihren Händen gelassen hatte.

Der König beschloß, sich nunmehr zuerst gegen die Oesterreicher zu wenden, deren Armee noch immer im nördlichen Theile von Böhmen mit ihrer Reorganisation vollauf beschäftigt war und den Kampf mit dem großen Könige wohl gern so lange hinausgeschoben hätte, bis auch ihre Verbündeten gegen denselben die Offensive ergriffen haben würden. Man rechnete dabei nicht allein auf die Annäherung der großen russischen Armee, welche 104,000 Mann stark und mit 425 Geschützen in Preußen eingebrochen war, sich aber, wie wir wissen, mit dem weiteren Vormarsche durchaus nicht beeilte, sondern zählte auch zuversichtlich auf das von der französischen Regierung mit Bestimmtheit versprochene zweite Hilfsheer, welches dem österreichischen Plane gemäß in Verbindung mit den Reichstruppen gegen Sachsen operiren sollte. Indessen, Friedrich's Schnelligkeit

vereitelte auch diesmal, wie schon so oft, die wohlüberlegten Berechnungen seines zaudernden Gegners.

Während Graf Daun, durch die Bewegungen des Königs irre geleitet, mit Sicherheit einen Einfall der preußischen Armee in Böhmen erwartete, alle von Schlesien aus dahin führenden Gebirgspässe stark besetzte und durch ausgedehnte und kunstvoll angelegte Verhaue unwegsam zu machen suchte, hatte sich der König bereits unvermerkt mit etwa 38,000 Mann mehr südlich gewendet, war in Mähren eingedrungen und stand plötzlich vor der wichtigen Festung Ollmütz, noch ehe die überraschten Oesterreicher das Geringste zur Abwehr eines solchen Angriffs hatten unternehmen können.

Diese Bewegung des Königs war lediglich ausgeführt worden, um die Aufmerksamkeit der österreichischen Heerführer nach Süden und auf das durch die Preußen bedrohte Wien zu lenken, und sie zu verhindern, den sich zwar langsam, aber doch immer mehr nähernden Russen die Hand zu reichen.

So unternahm denn das preußische Heer zu Ende des Monats Mai die förmliche Belagerung von Ollmütz; aber man hatte diesmal die eigenen Kräfte doch zu hoch, die des Gegners zu gering angeschlagen. Die Festung selbst war seit dem Jahre 1742, in welchem Schwerin dieselbe eingeschlossen gehalten hatte, mit neuen und starken Werken versehen worden; die Besatzung selbst war zahlreich und von gutem Geiste beseelt und hatte in dem General von Marschall einen umsichtigen und zum Aeußersten entschlossenen Commandanten. Dazu kam, daß die preußische Armee zu schwach war, um Ollmütz von allen Seiten einzuschließen, daß sie der Festung die Zufuhr an Lebensmitteln, selbst die Verstärkung der Garnison nicht verbieten konnte; das Uebelste aber war, daß es der preußischen Armee an Vielem fehlte, was zur förmlichen Belagerung einer starken Festung durchaus nothwendig ist, daß sie vor Allem nicht einmal hinreichend schweres Belagerungsgeschütz und Munition mit sich führte. Dieser letzte Uebelstand wurde noch vergrößert durch die fehlerhafte Anlage der ersten Parallele; viel zu weit von der Festung entfernt, wurden in den ersten Tagen der Belagerung aus den Batterien derselben eine große Menge von Geschossen ohne die geringste Wirkung gegen die Werke geschleudert; man sah sich in Folge dessen bald zu sorgfältigem Sparen der Munition genöthigt, und war, als man endlich langsam näher an die Festung gerückt war, in der Lage, nur noch ein schwaches und oft unterbrochenes Feuer gegen dieselbe unterhalten zu können. Der Gegner aber konnte mit leichter Mühe und ohne Gefahr die erlittenen Schäden in den Pausen wieder ausbessern.

So war das Ende des Monats Juni herangekommen, ohne daß die Belagerung beträchtliche Fortschritte gemacht hatte; dagegen war die Lage der preußischen Armee selbst immer ernster und gefahrvoller geworden. Die Oesterreicher waren mit ihrer Ausrüstung fertig geworden, hatten sich mit weit überlegenen Streitkräften nach Mähren gezogen und nicht allein die Besatzung in Ollmütz wesentlich verstärkt, sondern auch durch ihre Aufstellung dem Könige den Rückzug nach Schlesien abgeschnitten. Nur der zaudernde, von übergroßer Vorsicht erfüllte Charakter des österreichischen Oberbefehlshabers, Graf Daun, hielt denselben ab, die Preußen vor Oll-

mütz selbst anzugreifen, wodurch diese, wie mit Gewißheit anzunehmen ist, in eine äußerst bedenkliche Lage gerathen, jedenfalls aber zur Aufhebung der Belagerung genöthigt sein würden.

Um diese Zeit erwartete der König von Schlesien her einen sehr bedeutenden, nicht weniger wie 3000 Wagen zählenden Transport von Munition, Geschützen und sonstigen Kriegsbedürfnissen, welcher der Armee gleichzeitig eine bedeutende Verstärkung an neu in der Mark und in Pommern ausgehobenen Mannschaften zuführen sollte. Der König legte mit Recht dem glücklichen Eintreffen dieses Transportes, von dem das Wohl und Wehe der Armee abhing, die äußerste Wichtigkeit bei und sendete den General von Ziethen, als zu solchen Unternehmungen besonders geeignet, mit einem starken Corps dem Transporte entgegen.

Aber auch dem Gegner war die Wichtigkeit desselben nicht entgangen, und verschiedene Streifcorps waren in die nach Schlesien führenden Gebirgspässe entsendet, um den Transport auf seinem beschwerlichen Wege anzufallen. Dem österreichischen General Laudon, einem der verwegensten und unternehmendsten Parteigänger des Heeres, welcher noch oft in diesem Kriege dem Könige den empfindlichsten Schaden zufügen sollte, gelang es in der That, den meilenlangen, durch schlechtes Wetter und grundlose Wege ohnehin äußerst mühsamen und oft in's Stocken gerathenden Wagenzug in der unwegsamsten Gegend und unter den ungünstigsten Umständen anzufallen. Vergebens leisteten die jungen, des Kampfes noch ungewöhnten Soldaten den tapfersten Widerstand, die Mehrzahl derselben blieb todt oder verwundet auf dem Felde liegen und Ziethen war trotz aller Anstrengungen außer Stande, dem Könige den Transport zu erhalten.

Zwar gelang es, den ersten Angriff Laudon's abzuschlagen; als dieser aber mit bedeutender Verstärkung zum zweiten Male auf den mit vieler Mühe wieder in Bewegung gesetzten Zug losstürmte, als die österreichischen Kugeln in den Wagenzug selbst einschlugen, die Pferde tödteten und die Pulverwagen in die Luft sprengten, als die Mehrzahl der Bedeckungsmannschaft getödtet oder verwundet war, da sah sich Ziethen schweren Herzens genöthigt, den ganzen Transport den Oesterreichern zu überlassen und den Rest seiner Mannschaft nach Schlesien zurückzuführen, da ihm der Rückweg zum Könige bereits versperrt war.

Mit diesem Unglücksfalle hatte selbstredend die Belagerung von Ollmütz jede Aussicht auf Erfolg verloren und es konnte sich nur noch darum handeln, die Armee ihrer bedenklichen Lage in Mähren zu entziehen. In der That sah diese so gefahrvoll aus, daß man im österreichischen Heere den Untergang des Königs, seine endliche Gefangennahme bereits als unvermeidlich ansah und selbst seine Freunde mit großer Besorgniß den weiteren Ereignissen entgegenblickten. Indessen nie zeigte sich das Genie des Königs größer und erhabener, als in gefährlichen Augenblicken, und wo der Geist des gewöhnlichen Menschen, an der Rettung verzagend, sich mit stumpfer Ergebung dem Unvermeidlichen unterwirft, behielt der große König Ruhe und Besonnenheit genug, kein Mittel zur Rettung unversucht zu lassen.

List und Kühnheit halfen ihm auch diesmal.

Der österreichische Feldmarschall Graf Daun war nicht wenig erfreut, als eines Tages von seinen leichten Truppen ein preußischer Feldjäger ge-

fangen wurde, dessen Depeschen den unzweifelhaften Beweis lieferten, daß der König trotz aller Schwierigkeiten die Absicht habe, sich durch die Gebirgspässe Mährens nach Schlesien zurückzuziehen. Daun zögerte keinen Augenblick, sich näher an dieselben heranzuziehen und sie noch stärker als bisher zu besetzen; er erkannte die vollkommen gelungene List des Königs erst, als er zu seinem Erstaunen erfuhr, die preußische Armee habe plötzlich den Rückmarsch nach Böhmen angetreten und mit allen ihren Vorräthen, ihrem Gepäck, den Kranken und Verwundeten, mit nicht weniger wie 4000 Wagen ohne Verlust die Grenze überschritten. Wirklich langte der König, nur unbedeutend von leichten Truppen behelligt, am 14. Juli mit der Armee bei Königgrätz an, woselbst er ein Lager bezog und volle drei Wochen stehen blieb.

Vergeblich hoffte indessen Friedrich, den ihm nach Böhmen folgenden Daun zur Annahme einer Schlacht zu bewegen und so einen entscheidenden Erfolg zu erringen; Daun wich trotz seiner großen Ueberzahl jedem ernsten Zusammentreffen auf's Sorgfältigste aus und begnügte sich, durch seine zahlreichen, die ganze Gegend durchschwärmenden leichten Truppen den Preußen so viel Abbruch wie möglich zu thun.

Die Nachricht, daß der russische General Fermor, welcher zu seinem Marsche von Königsberg bis Posen nicht weniger wie sechs Monate Zeit gebraucht hatte, nunmehr wirklich in die Neumark eingefallen sei und seine undisciplinirten Truppen das unglückliche Land wie Barbarenhorden mit Feuer und Schwert verwüsteten, bestimmte den König zu dem Entschlusse, die Armee nach Schlesien zurückzuführen und dann selbst mit einem Theile derselben zur Vertreibung der Russen nach der Neumark zu eilen. Auch dieser Rückzug aus Böhmen wurde vom Könige mit bewundernswürdiger Gewandtheit und ohne jeden irgend erheblichen Verlust ausgeführt; in der Gegend von Landshut übergab Friedrich am 10. August seinem Vetter, dem Markgrafen Carl, den Oberbefehl über das schlesische Heer und trennte sich mit 14 Bataillonen und 38 Escadrons von demselben, um in Eilmärschen zur Rettung der bedrängten Neumark zu gehen.

Werfen wir nun zuvor einen flüchtigen Blick auf die dort vorgegangenen Ereignisse.

Das unaufhörliche Drängen des Wiener Hofes hatte endlich die russische Regierung zu dem bestimmten Befehle an den Feldmarschall Fermor veranlaßt, nunmehr ohne Säumen in die Staaten des Königs von Preußen einzurücken.

Demgemäß hatte Fermor am 13. August endlich die Warthe überschritten, die Festung Cüstrin eingeschlossen und dieselbe, als der tapfere Commandant, Oberst Schack von Wuthenow, alle Aufforderungen zur Uebergabe hartnäckig ausschlug, am 15. August auf's Heftigste bombardirt. Durch das Bombardement wurde zwar der größte Theil der Altstadt zerstört und in Asche gelegt; indessen die Festungswerke selbst hatten wenig gelitten und auch jetzt noch verweigerte der Commandant, selbst auf die Drohung, daß die Werke gestürmt werden und die Besatzung niedergemacht werden solle, die Capitulation.

Eine zweite, aber schwächere russische Heeresabtheilung rückte gegen Pommern vor, um mit den in Stralsund von dem preußischen General

Graf Dohna belagerten Schweden in Verbindung zu kommen. In der That sah Graf Dohna, welcher an Stelle des altersschwachen Lehwald den Befehl über das zur Deckung Pommerns und der Mark bestimmte schwache Corps von etwa 17,000 Mann übernommen hatte, sich genöthigt, bei Annäherung der Russen die Belagerung von Stralsund aufzuheben; er zog mit seinen Truppen der Oder zu, konnte indessen weder das russische Heer in seinem Anmarsche aufhalten, noch Cüstrin vor dem harten Schicksale bewahren, welches die Stadt am 15. August traf; er mußte sich vielmehr begnügen, den Uebergang über die Oder bei Frankfurt zu decken. Sein Corps marschirte demgemäß über Schwedt, Angermünde, Wriezen, Gusow, Lebus nach Frankfurt und bezog am 17. August ein Lager bei Gürgast.

Hier vereinigte sich am 22. August mit ihm das von König Friedrich in eigner Person herbeigeführte Hilfsheer von 14,000 Mann der besten und bewährtesten Truppen; der König sah sich nunmehr an der Spitze von ziemlich 32,000 Mann mit 76 leichten und 117 schweren Geschützen. Trotz der unerhörten Anstrengungen und Strapazen, welche die braven Truppen des Königs auf ihren Gewaltmärschen durch die sandigen Gegenden der Lausitz und Mark bei glühender Sonnenhitze ertragen hatten, konnte der König nicht daran denken, ihnen die wohlverdiente Erholung zu gönnen; es war für ihn von der höchsten Wichtigkeit, ohne den geringsten Zeitverlust die Russen trotz ihrer Ueberzahl anzugreifen und zu schlagen, denn lange, das wußte Friedrich genau, konnten die von ihm in Schlesien und Sachsen zurückgelassenen schwachen Heere den Oesterreichern und der Reichsarmee unmöglich Widerstand leisten.

Das Unternehmen des Königs, mit 32,000 Mann zum Theil erschöpfter und hart mitgenommener Truppen die große russische Armee anzugreifen, war um so gewagter, als der größere Theil seiner Armee, erst im Jahre vorher von den Russen bei Groß-Jägerndorf geschlagen, noch keineswegs an jene begeisterte Hingebung gewöhnt war, welche die übrigen, vom Könige in Person geführten Truppen beseelte, der König sich daher mit voller Zuversicht nur auf die aus Schlesien mitgebrachten Regimenter verlassen konnte. Hatte doch Friedrich beim Zusammentreffen mit Dohna nicht ohne Spott das wohlgenährte Aussehen und die vortreffliche Kleidung der Dohna'schen Regimenter gerühmt und, auf seine eigenen Truppen zeigend, gesagt:

„Sie sehen aus, wie die Grasteufel, aber sie beißen."

Aber alle diese und andere Bedenklichkeiten mußten vor der zwingenden Nothwendigkeit weichen; und der Anblick der verwüsteten Gegenden, des Elendes in furchtbarer Gestalt, welches über die armen Bewohner hereingebrochen war, — denn Raub, Mord und Plünderung hatten alle Wege des russischen Heeres deutlich gekennzeichnet, — trugen nicht wenig zu dem Entschlusse Friedrich's bei, Rache an den gefühllosen Barbaren zu nehmen. Allen Corps wurde daher auch befohlen, in der bevorstehenden Schlacht den Russen keinen Pardon zu geben.

So brach denn der König schon am Abend des 22. August um 10 Uhr wieder aus dem Lager bei Gürgast auf und marschirte die Nacht hindurch in zwei Colonnen nach Güstebiese, woselbst der General von Kanitz

bereits Tags zuvor Fahrzeuge zum Uebersetzen über die Oder in genügender Zahl zusammengebracht hatte. Am 23. ging die Armee, von den Russen völlig unbemerkt, über die Oder, marschirte an demselben Tage bis in die Gegend von Klossow und bezog am 24. August zwischen dem Dorfe Darmietzel und der Neudamm'schen Mühle, nördlich des Mietzel-Flusses und etwa $1\frac{1}{2}$ Meile in nordöstlicher Richtung von Cüstrin entfernt, ein Lager; die Avantgarde ging noch am Abend über die Mietzel und bivouakirte in einem Halbkreise vor der genannten Mühle, in welcher der König selbst sein Hauptquartier nahm.

Als der russische Obergeneral den Uebergang der preußischen Armee auf das rechte Oderufer erfahren, hob er die Einschließung von Cüstrin auf und bezog am Abend des 24. August ein Lager zwischen den Dörfern Quartschen und Zieder, kaum $\frac{1}{2}$ Meile vom preußischen Lager entfernt und von diesem durch den sumpfigen Mietzel-Fluß getrennt; die Russen standen demgemäß zwischen Cüstrin und der Armee des Königs, drehten dieser letzteren aber den Rücken zu. Durch vielfache Detachirungen war die Armee des Grafen Fermor fast um die Hälfte geschwächt und zählte am Abend vor der Schlacht nicht mehr als 76 Bataillone und 51 Escadrons, in Summa etwa 52,000 Mann mit 390 Geschützen. Die Aufstellung, welche Graf Fermor seinen Truppen schon am 24. August gab, war die in der russischen Armee jener Zeit gebräuchliche und in den Kriegen gegen die Türken erprobt gefundene; nämlich in vier dicht auf einander geschlossenen Treffen, Infanterie, Cavallerie und Artillerie bunt durch einander. So befand sich der größte Theil der russischen Reiterei im zweiten und vierten Treffen des rechten Flügels und in drei Treffen des linken Flügels vertheilt; vor dem ersteren Flügel dagegen waren etwa 150 Geschütze aufgefahren.

Diese Art der Aufstellung, welche vollends den Fehler hatte, daß der tiefe, durch sumpfige Wiesen fließende Mietzel-Fluß mit nur wenigen Uebergängen einen Rückzug äußerst erschweren mußte, hatte den Russen gegen die zwar stürmisch heransprengenden, aber eben so rasch wieder flüchtigen Reiterschwärme der Türken oft vortreffliche Dienste geleistet; gegen die Kriegskunst des Königs von Preußen, gegen die Taktik und Manövrirfähigkeit, gegen die Tapferkeit und Ausdauer preußischer Truppen sollte sie sich als verderbenbringend erweisen.

Um die Russen von Cüstrin abzudrängen und für sich selbst eine Stellung zu gewinnen, welche ihm im Falle eines Unglücks gestattete, die Armee nach Cüstrin zurückzuführen, marschirte König Friedrich noch am Abend des 24. August mit der Armee aus dem Lager bei Darmietzel ab, ging bei der Neudamm'schen Mühle über den Mietzel-Fluß, dessen Uebergänge von der Nachhut zerstört wurden, und zog in einem großen Bogen durch die Massin'sche Haide über Batzlow und Wilkersdorf um den linken Flügel der russischen Stellung herum. Als der äußerste Flügel der links abmarschirten preußischen Armee hinter dem Dorfe Zorndorf angelangt war, schwenkten die Colonnen rechts ein und die Armee stand somit in Schlachtordnung den Russen parallel gegenüber, den rechten Flügel an Wilkersdorf gelehnt, den linken hinter dem Dorfe Zorndorf; vor diesem die aus 8 Bataillonen bestehende Avantgarde unter dem General von Man-

teuffel, welcher nach der Disposition des Königs den Angriff auf die russische Stellung beginnen und dabei von dem General von Kanitz mit 12 Bataillonen und 30 Escadrons unterstützt werden sollte.

Seydlitz, von seiner bei Roßbach erhaltenen Wunde wieder hergestellt, hielt mit anderen 30 Escadrons hinter dem linken Flügel und sollte, während die Avantgarde zum Angriff vorging, sich links durch die Drewitzer Haide ziehen, um sich auf den russischen rechten Flügel zu werfen, wenn dieser durch Kanonenfeuer bereits erschüttert sein mußte. Der rechte Flügel der Armee sollte nach dem Willen des Königs vorläufig zurückgehalten werden.

Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit noch, daß der König den Vorschlag, die bei Klein-Camin, $^1/_2$ Meile von seinem Flügel aufgefahrene und von 4000 Grenadieren beschützte Wagenburg der Russen, welche deren sämmtliches Gepäck u. s. w. enthielt, anzugreifen und so die Russen ohne Schlacht zum Zurückweichen auf ihre in Polen liegenden Magazine zu nöthigen, entschieden abgelehnt hatte. Ihm flößte die sonderbare Aufstellung der russischen Armee die feste Hoffnung auf einen entscheidenden Sieg ein und so kam es denn am 25. August zu einer der blutigsten und entsetzlichsten Schlachten, welche in diesem ganzen Kriege geschlagen worden.

Um $8^3/_4$ Uhr Morgens rückte General von Manteuffel mit der Avantgarde zum Angriffe gegen den russischen rechten Flügel vor, passirte das von den Kosaken in Brand gesteckte Zorndorf zu beiden Seiten des Dorfes und avancirte, 60 Kanonen vor der Front, auf dem flachen Höhenrücken zwischen dem Zabergrunde und dem Galgengrunde gegen die russische Stellung, machte aber auf mehr wie 2000 Schritte Entfernung von derselben Halt und eröffnete eine eben aus diesem Grunde völlig unwirksame Kanonade.

Auch General von Kanitz, welcher diesen Angriff unterstützen sollte, befolgte die Dispositionen des Königs nicht genau; er gerieth nach dem Passiren des Dorfes Zorndorf viel zu weit rechts und stand schließlich neben dem General Manteuffel, anstatt hinter demselben; war daher im entscheidenden Augenblicke nicht im Stande, denselben zu unterstützen. Und dieser Augenblick trat bald ein.

General von Manteuffel, als er gewahrte, daß sein Geschützfeuer die russischen Linien nicht erreichte, rückte näher an dieselben heran; diesen Augenblick aber benutzte die zahlreiche russische Reiterei, warf sich mit Ungestüm auf den linken Flügel Manteuffel's, durchbrach die acht schwachen Bataillone desselben, eroberte 26 Kanonen und nöthigte die Zersprengten, bis Zorndorf zurückzuweichen, woselbst sie mit Mühe wieder gesammelt wurden.

Durch den Erfolg ihrer Reiterei ließ sich aber auch die Infanterie des russischen rechten Flügels verleiten, mit heftigem Ara-, Arageschrei aus ihren Linien hervorzubrechen, um die fliehenden Preußen zu verfolgen — und dieser Fehler sollte ihnen zum Verderben gereichen.

General von Seydlitz war langsam durch die Drewitzer Haide vorgerückt und schickte sich eben an, den Zabergrund zu überschreiten, als der oben geschilderte Angriff der russischen Reiterei erfolgte. Ohne Zögern stürzte sich der kühne Reitergeneral mit seinen Schaaren im vollen Rosses-

laufe auf den Feind, warf die Reiterei mit unwiderstehlicher Gewalt auf ihre dadurch in Unordnung gerathende Infanterie, und hieb dann mit den Regimentern Garde du Corps und Gensd'armen auf die sich dicht zusammendrängenden Bataillone ein, welche gleichzeitig von den Husaren-Regimentern Ziethen und Malachowski, so wie vom Küraſſier-Regiment Seydlitz im Rücken angefallen wurden.

Vergeblich vertheidigten sich die Russen mit der verzweiflungsvollsten Tapferkeit; sie wurden von den kühnen und gegen die Russen besonders erbitterten preußischen Reitern fast gänzlich niedergehauen, auch die noch vor Quartschen stehenden Bataillone erlagen dem gleichen Schicksale und um 1 Uhr Mittags war der ganze rechte Flügel der Russen zwischen dem Zaber- und Galgengrunde völlig vernichtet und sämmtliche Geschütze erobert. Graf Fermor selbst wurde von dem Strome der Fliehenden mit fortgerissen und traf erst in der Nacht wieder bei seiner inzwischen gänzlich aus einander gesprengten Armee ein. Seydlitz's kühne Reiter aber zogen sich nach diesem glänzenden Erfolge, erschöpft von der Blutarbeit, gegen Zorndorf zurück und ordneten hier ihre Reihen; Seydlitz vereinigte hier unter seinem Oberbefehl die gesammte preußische Cavallerie, mit Ausnahme von 13 Escadrons, welche auf dem rechten Flügel verblieben.

Auf Befehl des Königs setzte sich nunmehr auch der rechte Flügel der Armee echellonsweise, mit 57 in drei Batterien vertheilten Geschützen vor der Front, zum Angriff auf das bisher unerschüttert gebliebene Centrum und den linken Flügel der Russen in Bewegung. Auch hier sollte die Schlacht anfänglich eine sehr bedenkliche Wendung nehmen, indem die preußische Batterie auf dem äußersten rechten Flügel, welche, nur von einem schwachen Bataillon gedeckt, sich zu weit vorgewagt hatte, durch einen kühnen Angriff der aus der Linie hervorbrechenden russischen Reiter erobert wurde. Zwar wurde der fernere Angriff derselben auf die ruhig im Vorschreiten gebliebene Infanterie von derselben mit vieler Kaltblütigkeit abgewiesen und herbeieilende preußische Cavallerie verjagte sie vollends vom Schlachtfelde; zwar rückten die preußischen Treffen unaufhaltsam weiter vor und eröffneten in wirksamer Schußweite ein mörderisches Geschütz- und Gewehrfeuer auf die dicht gedrängten russischen Haufen; als aber von Neuem russische Schwadronen aus der Linie hervorbrachen und sich mit vieler Tapferkeit auf den linken Flügel warfen, da wurden 13 Bataillone ostpreußischer Truppen, welche im vorigen Jahre bei Groß-Jägerndorf geschlagen worden waren, von panischem Schrecken ergriffen und flohen in wilder Unordnung und ungeachtet aller Bemühungen ihrer Offiziere bis gegen Wilkersdorf zurück.

In diesem kritischen Augenblicke, — denn die Flucht der Ostpreußen hatte eine gar bedenkliche Lücke in der preußischen Schlachtordnung verursacht — stürmte abermals der General von Seydlitz mit 61 Escadrons vom linken Flügel her, warf zunächst im unwiderstehlichen Siegeslaufe die russische Reiterei über den Haufen, jagte sie in die Moräste des Hofbruchs bei Quartschen und hieb sodann mit den schnell wieder geordneten Escadrons in die bereits erschütterten Infanteriemassen ein. Ein furchtbares, blutiges Gemetzel entspann sich in dem verworrenen Knäuel; mit Säbel, Kolben und Bajonnet mordeten sich Reiter und Fußvolk, auf keinen Be-

fehl der Führer mehr hörend, mit grenzenloser Erbitterung, bis endlich die gegenseitige Erschöpfung und die einbrechende Dunkelheit nach 8 Uhr Abends dem Blutbade ein Ende machte. Auch dieser Theil des russischen Heeres floh in regellosen Haufen durch den Hofbruch nach Quartschen und Darmietzel; nur dem General Demiskof war es gelungen, im Galgengrunde eine Infanteriemasse einigermaßen zu sammeln und sich mit dieser geordnet zurückzuziehen. Auch hier hatten wiederum die ostpreußischen Bataillone, welchen der König den Angriff auf dieses letzte russische Corps befahl, wenig Muth und kriegerischen Geist gezeigt und dem Feinde, als sie in den Bereich seines Kartätschenfeuers geriethen, abermals den Rücken gewendet.

Der König, welcher über dieses schimpfliche Benehmen der Ostpreußen in hohem Grade erbittert war, entließ den sie führenden General anderen Tages aus dem Dienste und wurde in seinem Widerwillen gegen die Ostpreußen durch diese Vorgänge nicht wenig bestärkt.

Die russische Armee war in der blutigen Schlacht bei Zorndorf zwar geschlagen und aus einander gesprengt, sie hatte in derselben nicht weniger als 18,650 Todte und Verwundete, 2880 Gefangene und 103 Kanonen verloren; aber bei der grenzenlosen Erschöpfung der preußischen Truppen nach anstrengenden Märschen und mehr als zwölfstündiger Blutarbeit, bei den großen Verlusten, welche auch sie erlitten, bei der großen Unordnung und Verwirrung, in welche auch alle preußischen Corps gerathen waren, konnte der König an eine ernstliche Verfolgung des geschlagenen Feindes nicht denken. Auch er hatte den Verlust von 9900 Todten und Verwundeten, 1472 Gefangenen und 26 Kanonen zu beklagen und die Führer hatten vollauf die ganze Nacht zu thun, während welcher die Armee auf dem Schlachtfelde zwischen Ziecher und Wilkersdorf lagerte, um nur einigermaßen wieder Ordnung in die versprengten Schaaren zu bringen.

Ruhig mußte der König es daher zugeben, daß das geschlagene Heer der Russen sich in der Nacht und am folgenden Tage wieder sammelte, mit dem Rücken an die Drewitzer Haide gelehnt, ein Lager bezog und von hier aus mit der preußischen Artillerie einen wirkungslosen Geschützkampf unterhielt. Auch als am anderen Morgen das russische Heer sich wieder in Marsch setzte, seine Bagage bei Klein-Camin abholte und den Rückzug nach Polen antrat, suchte der König diese Bewegung in keiner Weise zu verhindern. Zufrieden, die Russen vorläufig unschädlich gemacht zu haben und nun selbst wieder freie Hand gegen seine übrigen Feinde zu gewinnen, überließ er dem Grafen Dohna mit 21 Bataillonen und 35 Escadrons die fernere Beobachtung derselben und eilte mit dem Ueberrest von 15 Bataillonen und 23 Escadrons nach Sachsen, woselbst sein jüngerer Bruder, Prinz Heinrich, inzwischen lebhaft bedrängt worden.

Ehe wir indessen dem Könige auf diesen Theil des Kriegsschauplatzes folgen, wollen wir hier die ferneren Operationen des russischen Heeres in flüchtigen Zügen folgen lassen.

Graf Fermor zog das von ihm detachirte Corps, welches mit den Schweden in Verbindung hatte treten sollen und bis in die Gegend von Schwedt a./O. vorgerückt war, wieder an sich, nachdem die Vereinigung

mit denselben an dem von Alters her zwischen beiden Völkern bestehenden Nationalhaß gescheitert war. Daß die Russen sich in der blutigen Schlacht bei Zorndorf den Sieg zuschrieben und dieses freudige Ereigniß mit großer Ruhmredigkeit aller Welt, namentlich ihren Bundesgenossen, den Oesterreichern, verkündeten, kümmerte den König sehr wenig; sie erreichten durch diese absichtliche Täuschung in Wahrheit auch nichts weiter, als daß Graf Daun und das österreichische Heer sich kurze Zeit dem angenehmen Glauben hingaben, die Macht Friedrich's sei für immer vernichtet. Des Königs Erscheinen und Auftreten in Sachsen sollte sie bald belehren, wie sehr sie sich geirrt hatten.

Das vereinigte russische Heer durchzog nunmehr die Provinz Pommern und rückte langsam gegen Westpreußen vor; vergeblich aber machte Fermor den Versuch, sich der wichtigen Festung Colberg zu bemächtigen. Die Vertheidigung derselben war dem braven Major von der Heyde mit etwa 700 Mann, größtentheils aus Invaliden und Landmilizen bestehend, anvertraut. Sogar bei Pirna gefangene Sachsen befanden sich unter der Garnison und an gelernten Artilleristen zählte dieselbe gar nur zwei Offiziere, einen Unteroffizier und 14 Mann; aber die feste Entschlossenheit und Umsicht des Commandanten, die unerschütterliche Ausdauer der Colberger Bürgerschaft, welche mit heldenmüthigem Eifer die Garnison in der Vertheidigung unterstützte, ersetzten diese Mängel völlig. Alle Aufforderungen zur Uebergabe wurden selbst, als der russische Feldherr die Stadt mit dem furchtbaren Schicksale Cüstrin's bedrohte, beharrlich abgelehnt, und das äußerst heftige Bombardement, welches nunmehr die Russen auf die Stadt eröffneten und fast den ganzen October hindurch unterhielten, konnte den patriotischen Sinn der Bürgerschaft, die Beharrlichkeit des braven von der Heyde nicht brechen. Zwar gingen an verschiedenen Stellen der Stadt zu wiederholten Malen Feuer auf; aber die unausgesetzte Wachsamkeit der Bürger verhinderte jede weitere Verbreitung derselben; dabei wurden die Geschütze auf den Wällen mit so vieler Geschicklichkeit bedient, daß den Russen der empfindlichste Schaden zugefügt wurde und alle Anstalten zu einem Sturme an dem wirksamen Geschützfeuer der Festung scheiterten. Voll heftigen Zornes über den heldenmüthigen Widerstand, welchen er so unerwartet gefunden, hob Graf Fermor am 1. November die Belagerung auf, überschritt mit seinem Heere die Weichsel und legte dasselbe in den reichen Weichselniederungen in die Winterquartiere.

Auch die Schweden waren inzwischen langsam durch die Ukermark und Priegnitz bis Ruppin und Fehrbellin vorgerückt und hatten weit und breit in einzelnen Streifcorps Dörfer und Städte gebrandschatzt; ein Widerstand konnte ihnen um so weniger entgegen gesetzt werden, als General Graf Dohna mit seinem nur etwa 16,000 Mann zählenden Corps den Russen langsam nach Pommern gefolgt und die Mark somit von Truppen völlig entblößt war. Erst als die Russen sich nach Westpreußen zogen, sendete Graf Dohna den General von Wedel mit etwa 8000 Mann den bedrängten Marken zu Hilfe, und als gleichzeitig mit dem Vorrücken Wedels auch von Stettin aus die Verbindung der Schweden mit Stralsund bedroht wurde, wichen dieselben mit Vermeidung aller Gefechte zu Anfang December über den Peenefluß nach Schwedisch-Pommern zurück. —

Kehren wir nunmehr zu den Thaten König Friedrich's selbst zurück.

Nachdem der König in der blutigen Schlacht bei Zorndorf die Russen geschlagen und zum Rückzug bewogen hatte, war es seine erste Sorge, seinem inzwischen in Sachsen arg bedrohten Bruder, dem Prinzen Heinrich, Hilfe zu bringen. Mit nur 20,000 Mann hatte dieser heldenmüthige und geniale Prinz, von dessen Feldherrntalenten der König selbst und mit Recht eine so hohe Meinung hegte, daß er später einmal den ehrenvollen Ausspruch that, von allen Feldherren des siebenjährigen Krieges sei sein Bruder Heinrich der Einzige, der niemals einen Fehler gemacht habe, die schwere Aufgabe, das eroberte Sachsen, diesen wichtigen Stützpunkt für alle Operationen des Königs, gegen die Angriffe der Reichsarmee und der österreichischen Hauptmacht zu vertheidigen; er entledigte sich dieses bedenklichen Auftrags mit ebenso großer Einsicht als Entschlossenheit.

Im Anfange des Feldzuges hatte Prinz Heinrich verhältnißmäßig ein leichtes Spiel, da er es nur mit der Reichsarmee, welche sich in Franken in den Winterquartieren gesammelt und nun unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich von Zweibrücken sich gegen Sachsen in Bewegung gesetzt, zu thun hatte.

Von seinem gut gewählten Lager bei Zschoppa aus schlug der Prinz mit leichter Mühe die undisciplinirten, widerwilligen und nichts weniger als tapferen Reichsvölker in mehreren unbedeutenden Gefechten, vereitelte durch schnelle Entschlossenheit einen Versuch derselben, Zwickau zu überrumpeln, und drängte sie endlich gänzlich aus Sachsen zurück. Als aber die Russen in die Neumark einfielen und dadurch den König nöthigten, nach Schlesien zu weichen, mit einem Theile seines Heeres selbst nach dem Herzen seiner Staaten zu eilen und von den Oesterreichern, seinen Hauptgegnern, ganz abzulassen, da fing die Lage des Prinzen Heinrich an, von Tage zu Tage gefahrvoller zu werden.

Sehr richtig hatte man im österreichischen Hauptquartier diesen Zeitpunkt als den günstigsten erkannt, um dem Könige Sachsen wieder zu entreißen; war dies gelungen, so standen einem weiteren Vorgehen gegen das Herz und die Hauptstadt der preußischen Staaten keine ernstlichen Hindernisse mehr im Wege und der Krieg mußte aller Wahrscheinlichkeit nach mit der völligen Besiegung König Friedrich's endigen.

Demgemäß marschirte die Reichsarmee durch Böhmen und drang von hier aus am linken Ufer der Elbe in Sachsen ein, durch diese Bewegung Dresden auf's Aeußerste gefährdend; auch sah sich Prinz Heinrich dadurch genöthigt, zur Rettung Dresden's der Bewegung der Reichsarmee zu folgen und südlich von Dresden, bei Gamig an der Elbe, ein wohlverschanztes Lager zu beziehen, während die Reichstruppen die Höhen von Pirna besetzten und dem preußischen Heere längere Zeit, ohne einen Angriff auf dasselbe zu wagen, unthätig gegenüber standen.

In derselben Zeit drang der Feldmarschall Daun mit der österreichischen Hauptmacht, von welcher nur einige Corps zur Beobachtung der böhmisch-schlesischen Grenze zurückblieben, von Böhmen aus in die Lausitz ein und entsendete den General Laudon von dort aus mit einem besonderen Corps in die Marken, um die Operationen der Russen oder nach Umständen auch der Schweden zu unterstützen, so wie auch den König von

Preußen zu verhindern, daß er durch seine Annäherung das Netz, welches man inzwischen um die kleine Schaar des Prinzen Heinrich zusammenzuziehen im Begriff stand, zerreißen möge. General Laudon erreichte auch die kleine, nur von 50 alten, abgelebten Invaliden besetzte Festung Peitz und nahm dieselbe ein, wurde aber von König Friedrich auf seinem Vormarsch nach Sachsen sehr bald wieder vertrieben.

Graf Daun selbst zog inzwischen mit der Hauptmacht in einem großen Bogen um den Prinzen Heinrich herum: sein Plan war es, weit im Rücken des preußischen Heeres sich der Elbe zu nähern, diese zu überschreiten und so in Verbindung mit der von Süden her gleichzeitig angreifenden Reichsarmee den Prinzen völlig zu erdrücken. Unzweifelhaft würde auch der sehr geschickt ausgedachte Kriegsplan, als dessen Schöpfer man den im österreichischen Hauptquartier als Commissarius anwesenden französischen General Graf Montazet nennt, zur völligen Vernichtung des Prinzen und seiner kleinen Schaar geführt haben, wenn nicht der rechtzeitig von der Gefahr seines Bruders unterrichtete König mit gewohnter Schnelligkeit ein Loch in das zum Zusammenziehen bereite Netz gerissen hätte.

Die Nachricht von dem vermeintlichen Siege der Russen über die Armee des Königs bei Zorndorf erhöhte die Zuversichtlichkeit und Siegesgewißheit im Hauptquartier des Grafen Daun in solchem Grade, daß nicht allein im österreichischen Lager dieser Sieg durch ein prunkvolles Te deum gefeiert, sondern auch das Erscheinen des geschlagenen und nach Fermor's Berichten gänzlich vernichteten Königs auf diesem Theil des Kriegsschauplatzes gar nicht mehr in Berechnung genommen wurde. Um so unerwarteter traf die fast unglaublich klingende Nachricht ein, daß Friedrich bereits am 3. September mit 15 Bataillonen und 23 Escadrons zur Rettung Sachsens von Cüstrin aufgebrochen sei, daß er schon am 9. bei Großenhain gestanden, auf dem Marsche die Corps des Generals von Ziethen und des Prinzen Franz von Braunschweig, so wie die Armee des Markgrafen Carl aus Schlesien an sich gezogen, Laudon aus der Lausitz verjagt und schon am 10. September im Lager bei Reichenberg und Bockendorf, ganz nahe bei Dresden, auf dem rechten Elbufer eine Armee von 65 Bataillonen und 113 Escadrons vereinigt habe.

Der alte Fehler des österreichischen Feldherrn, vorsichtiges Zaudern, erwachte bei dieser unerwarteten Wendung der Dinge von Neuem und mit verdoppelter Stärke; selbst das eifrige Zureden des französischen Generals konnte Daun zu keinem thatkräftigen Handeln bewegen. Er gab vielmehr nicht allein den nun allerdings mißlicher gewordenen Plan des Elbüberganges gänzlich auf und zog sich in eine sehr feste Stellung bei Stolpen, drei Meilen östlich von Dresden, zurück; sondern ließ es auch ruhig geschehen, daß der König mit seiner Armee auf den Höhen von Weißig, oberhalb Dresden's, ein Lager bezog und daselbst Brücken über die Elbe schlagen ließ, welche ihm die Verbindung mit der bei Gamig stehenden Armee des Prinzen Heinrich gestatteten.

Die politische und strategische Lage König Friedrich's machte diesem indessen eine schnelle Entscheidung dringender wünschenswerth wie je; schon waren österreichische Corps von Neuem in Schlesien eingedrungen und be-

drohten die wichtige Festung Neiße; von Tage zu Tage wurde daher der Wunsch des Königs größer, die Oesterreicher zur Annahme einer Schlacht zu bewegen. Mit großer Vorsicht wich indessen Daun, in diesem Fache der Kriegskunst ein Meister, der Schlacht aus und gab seine feste Stellung bei Stolpen erst auf, als der König über Bischofswerda nach Bautzen vorging und ihn durch diese Bewegung um seine Magazine besorgt machte.

Um diese, welche sich in der südlichen Lausitz und in Zittau befanden, zu retten und gleichzeitig dem Könige den Weg nach Schlesien zu verlegen, brach Daun am 5. October das Lager bei Stolpen ab, marschirte am 5. und 6. nach Löbau und bezog am 7. unweit von Löbau vor dem Dorfe Kittlitz ein mit vieler Umsicht gewähltes Lager, dessen natürliche Festigkeit ihn vor jedem Angriff schützte. Der rechte Flügel dieser vorzüglichen Aufstellung lehnte sich an den vom General Vehla mit fünf Bataillonen besetzten Stromberg, unweit des Städtchens Weißenberg, das Centrum hielt den Spittelberg zwischen den Dörfern Breitendorf und Pitzschen, während der linke Flügel sich bei Jauernick an den sogenannten Hochkirchener Berg, ein ziemlich steiles, unwegsames Waldgebirge, lehnte. Ein abgesondertes Corps unter dem Prinzen von Durlach, 27 Bataillone, 25 Escadrons und 4000 Kroaten stark, sicherte in einer Stellung vor Reichenbach, auf der Straße von Löbau nach Görlitz, die rechte Flanke der österreichischen Armee. Diese, selbst zählte Alles in Allem 116 Bataillone, 128 Escadrons und 6000 Mann leichte Truppen, etwa 90,000 Mann, war mithin der Armee des Königs, welche nur 42,000 Mann stark war, um mehr als das Doppelte überlegen.

Als der König den Abmarsch der Oesterreicher von Stolpen erfahren, brach auch er, froh, den Grafen Daun endlich zu einer Bewegung veranlaßt zu haben, am 7. October von seinem Lager bei Bischofswerda auf, erreichte an demselben Tage Bautzen und bezog am 10., alle Einwendungen seiner Generale unbeachtet lassend, ein Lager bei Hochkirch, nur auf Kanonenschußweite von der österreichischen Armee entfernt und von dieser in der Front und rechten Flanke fast umstellt.

Der rechte preußische Flügel war auf der Höhe vor dem Dorfe Hochkirch aufgestellt und zwar zwei Bataillone im Dorfe selbst, vier Bataillone vor demselben, drei andere Bataillone und zehn Escadrons Ziethen-Husaren bildeten rechts vom Dorfe eine Flanke gegen den Hochkirchener Berg und besetzten einen am Fuß der Dorfhöhe gelegenen Birkenbusch; auf der Dorfhöhe selbst war eine große Batterie von 20 schweren Geschützen und sechs leichten Bataillonskanonen placirt. Das Centrum stand auf der Höhe vor den Dörfern Pomritz und Rodewitz und lehnte sich mit dem linken Flügel an den Niethener Grund; außerdem standen in Rodewitz, woselbst der König sein Hauptquartier nahm, und in Wowitz zwei Gardebataillone, in Pomritz zwei Bataillone und in den vor der Front gelegenen Dörfern Niethen und Kuppritz je ein Bataillon; mehrere auf der Höhe aufgefahrene und durch Erdaufwürfe gedeckte Batterien vertheidigten auch hier den Zugang zu der Stellung.

Der linke Flügel, 13 Bataillone, hatte die Front gegen die Dörfer Klein-Tschorna und Lauska; auch er war durch eine große Batterie von 30 schweren Geschützen gedeckt. Gänzlich abgesondert und durch das Lö-

bauer Bäsier von der Armee des Königs getrennt, nur das Corps des Generals von Retzow, 15 Bataillone und 35 Escadrons stark, hinter dem Städtchen Weißenberg aufgestellt, so die rechte Flanke der Oesterreicher bedrohend; die Verbindung mit denselben wurde nur durch fünf Escadrons Husaren bei Kotitz spärlich unterhalten. Der König hatte unzweifelhaft die Absicht, die rechte Flanke des österreichischen Heeres anzugreifen und aufzurollen; die wenigen Tage Zögerung aber, welche durch das verspätete Eintreffen des Proviants entstanden, sollten leider ihm und dem Heere verderblich werden.

Es ist vielfach über das allerdings gewagte Unternehmen des Königs, mit einem halb so starken und noch dazu getheilten Heere fast auf Schußweite von einem überlegenen Gegner und vollends in ungünstiger Stellung ein Lager zu beziehen, herber und nicht ungerechter Tadel ausgesprochen worden und der große König selbst hat seine allzu große Kühnheit späterhin bereitwillig als Fehler anerkannt; wer aber gerecht über die sich daran knüpfenden Ereignisse urtheilen will, der möge auch bedenken, daß die bisher gemachten Erfahrungen über die Energielosigkeit und Entschlußunfähigkeit Daun's den König wohl berechtigten, einen Angriff auf das preußische Heer, als noch nie dagewesen, völlig für unmöglich zu halten.

So erklärt es sich, daß der König alle Einreden seiner Generale unbeachtet ließ, daß er dem Feldmarschall Keith auf seine Aeußerung:

„Die Oesterreicher verdienen gehangen zu werden, wenn sie uns hier ruhig lassen"

erwiderte:

„Wir müssen hoffen, daß sie sich vor uns mehr als vor dem Galgen fürchten" —

so begreift es sich, daß er in seinem übergroßen Vertrauen auf die Unentschlossenheit seines Gegners so weit ging zu befehlen, daß die Cavallerie in der Nacht absatteln, die Leute unangekleidet in den Zelten ruhen sollten. Der alte Ziethen kam zum Glücke diesem Befehle nur in so fern nach, daß er allerdings seine Regimenter des Abends absatteln, nach Verlauf einer Stunde dagegen wieder aufsatteln ließ. —

Bei alledem würde der österreichische Oberbefehlshaber schwerlich den Entschluß gefaßt haben, die Sorglosigkeit und Verwegenheit des Königs durch einen überraschenden Angriff zu bestrafen, wenn nicht der französische Commissair, Graf Montazet, seine ganze Beredtsamkeit aufgeboten und dem Feldmarschall klar und unwiderleglich bewiesen hätte, wie ein nächtlicher Angriff auf die preußische Stellung nothwendiger Weise zu einem glänzenden Resultate führen müsse. Auch Laudon und einige andere unternehmende österreichische Generale drangen mit Ungestüm darauf, auf den Plan des Franzosen einzugehen und so wurde denn die Ausführung auf die Nacht vom 13. zum 14. October festgesetzt; um das preußische Heer aber noch mehr in seiner Sorglosigkeit zu bestärken und den König in seinem Glauben zu erhalten, daß Daun an nichts weniger als wie an einen Angriff denke, wurden in der österreichischen Stellung immer noch mehr Verhaue und künstliche Befestigungen angelegt, durch falsche Spione auch die Nachricht verbreitet, daß das österreichische Heer demnächst nach Böhmen zurückgehen werde.

Am Abend des 13. October setzte sich Graf Daun mit dem Grenadiercorps und dem linken österreichischen Flügel, in Summa 46 Bataillone und 16 Escadrons, in Marsch, um durch den dichten Hochkircher Wald, durch welchen inzwischen in aller Stille drei Colonnenwege eingehauen worden waren, gegen den rechten Flügel der sorglos schlafenden Preußen vorzugehen. Durch die bedeutend verstärkten leichten Truppen der Generale Laudon und Odonel war dieser Flügel der preußischen Stellung schon im Rücken bedroht, ehe auch nur die Annäherung der Oesterreicher bemerkt worden. Um 4 Uhr Morgens waren alle diese Bewegungen so ausgeführt, daß die Têten der österreichischen Colonnen sich nur auf Gewehrschußweite von den äußersten preußischen Vorposten befanden. Der rechte Flügel der Oesterreicher unter dem Herzog von Ahremberg, 12 Bataillone und 22 Escadrons, verließ das Lager erst um 3 Uhr Morgens und näherte sich der preußischen Stellung in der Richtung über den Stromberg auf Sarka und Kotitz so still und geräuschlos, daß die nachlässigen Vortruppen nicht das Geringste davon merkten. Ebenso ging das österreichische Centrum unter Graf Colloredo gegen Niethen und Kohlwesa, unter General von Wiese gegen Plotzen vor; auch diese Colonnen gelangten unbemerkt bis in die unmittelbare Nähe der preußischen Vorposten. Ein Corps unter dem Fürsten Löwenstein endlich wurde in die linke Flanke des Retzow'schen Corps entsendet. Nach der Disposition sollte um 5 Uhr Morgens der preußische rechte Flügel bei Hochkirch angegriffen werden; alle übrigen Corps hatten den Befehl, erst nach der Eroberung von Hochkirch auch ihrerseits zum Angriff zu schreiten.

Genau mit dem Glockenschlage 5 Uhr, als noch dichte Finsterniß und überdem ein undurchdringlicher Herbstnebel die Erde bedeckte, überfielen die Panduren und Kroaten des Laudon'schen Corps die in dem Birkenbusch vor der Hochkircher Höhe stehenden preußischen Bataillone und warfen sie auf die Höhe zurück. Im ersten Augenblick glaubte man im preußischen Lager, wo Alles sich sorglos dem Schlummer überlassen, es handle sich um ein gewöhnliches und häufig vorkommendes Vorpostenscharmützel; als das Schießen aber immer heftiger wurde und über den Ernst des Angriffs kein Zweifel mehr obwalten konnte, da stürzten zunächst die auf der Hochkircher Höhe lagernden Bataillone halb angekleidet aus den Zelten, und warfen sich den anstürmenden Oesterreichern entgegen. Wirklich gelang es, dieselben für einen kurzen Augenblick von der Höhe wieder herab zu werfen und die große Batterie mit einem Bataillon zu besetzen; aber bereits hatten sich Kroaten in großer Zahl im Dunkel der Nacht in das preußische Lager geschlichen und griffen nun diese tapferen Bataillone auch im Rücken an. Nach verzweifelter Gegenwehr, nach blutigem Kampfe, Mann gegen Mann, gelang es den preußischen Bataillonen, mit Zurücklassung vieler Todten und Verwundeten so wie sämmtlicher Geschütze, sich nach Hochkirch durchzuschlagen.

Gleichzeitig war auch die Ziethen'sche Cavallerie auf den Höhen von Meschwitz von der überlegenen Reiterei Laudon's nach Hochkirch zurückgeworfen worden und eine hier aufgefahrene österreichische Batterie von acht Geschützen, so wie die in der großen Batterie vor Hochkirch eroberten preußischen

Kanonen beschossen das preußische Lager vom rechten Flügel her auf's Heftigste.

Ein Versuch, die Oesterreicher nochmals von dem eroberten Hügel zu verjagen, glückte dem tapferen Infanterieregiment Forçade nur vorübergehend; der ungeheuren Uebermacht mußten diese braven Grenadiere nach schweren Verlusten weichen und um $5\frac{1}{2}$ Uhr Morgens hatte Graf Daun die Hochkirchener Anhöhen völlig erobert; Laudon aber befand sich im Besitz des hinter dem Rücken der Preußen gelegenen Steindörfel.

Inzwischen war auch die ganze übrige preußische Armee mit der an ihr nicht genug zu rühmenden Präcision und Disciplin in's Gewehr und in Schlachtordnung getreten; der von Rodewitz her nach dem Centrum sprengende König, welcher nur mit Mühe die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er die ganze österreichische Armee vor sich habe, beschloß seinem bedrängten rechten Flügel Hilfe zu senden. Der tapfere Feldmarschall Keith stürmte selbst mit den zuerst herbei geeilten Bataillonen nochmals gegen die große Batterie vor und entriß dieselbe wiederum den Oesterreichern; aber leider nur auf kurze Zeit; dem Angriffe der Kaiserlichen Reiterei unter Odonel, dem vereinten Ansturm vier Kaiserlicher Infanterieregimenter vermochte er nicht zu widerstehen, und als die tapfere Schaar sich mit Säbel und Bajonnet den Rückweg nach Hochkirch erkämpfte, wurde der alte Held selbst an der Spitze seiner Grenadiere von einer Gewehrkugel getödtet. Auch Ziethen vermochte trotz aller erneuerten Angriffe nicht, die österreichische Infanterie im siegreichen Vordringen aufzuhalten; er wurde von der Reiterei des Kaiserlichen Generals Lascy stets blutig zurückgewiesen und vermochte es nicht zu verhindern, daß selbst das Dorf Hochkirch von dem ungarischen Regiment Bathiany nach blutigem Kampfe mit dem Säbel in der Faust genommen wurde. Dagegen gelang es allen Anstrengungen der Oesterreicher nicht, den Kirchhof von Hochkirch, welcher von dem Grenadierbataillon Lange mit großer Tapferkeit vertheidigt wurde, diesen braven Grenadieren zu entreißen.

Um den Besitz von Hochkirch und der großen Flügelbatterie entspann sich nunmehr ein mit der größten Hartnäckigkeit und unglaublicher Erbitterung geführter Kampf; vergeblich versuchte zunächst Prinz Franz von Braunschweig mit vier Bataillonen die Batterie wieder zu nehmen; auch er fand den Tod dabei; seine Grenadiere wichen, nachdem die Hälfte derselben gefallen. Gleichzeitig unternahm Prinz Moritz von Dessau mit vier Bataillonen einen neuen Sturm auf Hochkirch selbst. Anfänglich gelang es ihm zwar, die Oesterreicher aus dem Dorfe zu vertreiben und bis an den Fuß der Anhöhe vor demselben zu werfen; allein dort sah sich der Prinz mit solcher Uebermacht in Flanke und Rücken angegriffen, daß er nur mit großer Anstrengung Hochkirch wieder zu erreichen vermochte.

Sieben auf's Neue heranstürmende Kaiserliche Regimenter eroberten jetzt abermals das Dorf Hochkirch nach blutigem Kampfe; und nachdem diese noch durch eine Brigade verstärkt worden, fiel auch der so tapfer vertheidigte Kirchhof um $6\frac{1}{2}$ Uhr Morgens in die Hände der Kaiserlichen. Das Grenadierbataillon Lange, welches denselben so rühmlich behauptet, hatte seine Munition verschossen und bahnte sich, nachdem die Hälfte des-

selben todt oder verwundet war, mit Bajonnet und Kolben einen Ausweg; doch blieb der größte Theil des braven Bataillons, und mit ihm sein tapferer Führer, bei diesem Versuche. Ein erneuerter Angriff des Prinzen Moritz von Dessau auf Hochkirch mißlang ebenfalls und kostete auch diesem Prinzen das Leben.

So war denn der rechte preußische Flügel entscheidend geschlagen und König Friedrich, welchem der fallende Nebel jetzt erst eine Uebersicht seiner Lage erlaubte, sah sich genöthigt, wenn er nicht Alles auf's Spiel setzen wollte, denselben zurück zu ziehen. Auf den Höhen hinter dem Dorfe Pomritz stellte der König selbst eine Batterie von 10 schweren Geschützen auf und sammelte unter dem Schutze derselben seine geschlagene Infanterie, welche bei dieser Gelegenheit den alten Ruf preußischer Disciplin und Ordnung von Neuem glänzend bewährte. Mit Ungeduld sah der König hier dem Erscheinen des herbei gerufenen Retzow'schen Corps entgegen. Sehen wir vor dem Eintreffen desselben flüchtig die Ereignisse auf den anderen Theilen des Schlachtfeldes an.

Erst um 8 Uhr Morgens, nachdem also die Niederlage der Preußen bei Hochkirch bereits entschieden, hatte sich der rechte Flügel der Oesterreicher unter dem Herzog von Ahremberg über Kotitz in Bewegung gesetzt, war aber von den Grenadierbataillonen von Kleist und von Unruh mit einem mörderischen Feuer empfangen und zurückgeschlagen worden. Auch der Herzog von Ursel, welcher über Klein-Tschorna gegen die große Batterie des linken preußischen Flügels vorging, wurde von dieser mit so furchtbarem Feuer empfangen, daß er sich in Unordnung über Lauska zurückzog. Mit bedeutenden Verstärkungen gelang es indessen dem Herzoge von Ahremberg, die beiden Bataillone in einem zweiten Angriffe über den Haufen zu werfen und größtentheils gefangen zu nehmen; als er sich von hier aus gegen die linke Flanke der großen Batterie wendete, welche der Herzog von Ursel gleichzeitig nochmals von Lauska aus angriff, mußte auch diese von den beiden Grenadierbataillonen von Wangenheim und von Heiden vertheidigte Stellung der österreichischen Uebermacht überlassen werden. Beide Bataillone zogen sich über den Niethener Grund gegen Rodewitz zurück; die Oesterreicher aber nahmen auf den Höhen von Lauska Stellung und wagten keinen weiteren Angriff auf ihre Gegner.

Um diese Zeit, eine Stunde später, wie der König es erwartet hatte, vereinigte sich denn auch das Corps des Generals von Retzow, welches der Prinz von Durlach nicht festzuhalten vermocht hatte, auf den Höhen von Drehsa mit der geschlagenen Armee des Königs, den rechten Flügel derselben bildend; und nun erst trat die inzwischen wieder völlig geordnete preußische Armee im Angesicht des ganzen siegreichen österreichischen Heeres den Rückzug von dem blutigen Schlachtfelde an, ohne daß Graf Daun daran dachte, demselben irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen.

Der König führte das Heer, das, wenn auch geschlagen, doch ungebrochenen Muthes war, über Klein-Bautzen und Purschwitz nach den Kreckwitzer Höhen zurück, woselbst er, so gut es bei dem Verluste alles Gepäckes anging, ein neues Lager bezog. Die Oesterreicher störten bei der grenzenlosen Verwirrung, in welche der nächtliche Kampf alle ihre Truppentheile

versetzt hatte, diesen Rückzug nur durch eine heftige Kanonade und gingen, mit Ausnahme des Grenadiercorps, in ihre alte Stellung zurück.

Zufrieden, den großen König geschlagen zu haben, stolz auf die eroberten, allerdings sehr zahlreichen Trophäen, versäumte Graf Daun es völlig, den errungenen Sieg weiter zu verfolgen; er glaubte den König völlig unfähig gemacht zu haben, noch ferner etwas zur Rettung Schlesiens unternehmen zu können; zu spät sollte er gewahr werden, daß er den Löwen nur verwundet, nicht kampfunfähig gemacht habe.

Die Verluste, welche das preußische Heer durch den *glupischen Streich* Daun's — so nannte der König den nächtlichen Ueberfall der Oesterreicher — erfahren hatte, waren in der That schmerzlich genug. Die ganze Bagage der Armee, 100 Geschütze, 28 Fahnen und zwei Standarten waren in die Hände des Feindes gefallen; beinahe 9000 Mann, unter ihnen 250 Offiziere und drei der ausgezeichnetsten Führer des Heeres, waren todt, verwundet oder gefangen und schwer mochte das bittere Gefühl, durch seine Hartnäckigkeit das erlittene Unglück selbst verschuldet zu haben, das Gemüth des Königs niederbeugen. Doppelt tief traf den König wenige Tage nach der Schlacht daher die Trauerbotschaft von dem am Morgen des unglücklichen 14. October erfolgten Tode seiner mit ihm durch die innigsten Bande der Freundschaft verknüpften Schwester, der Markgräfin Wilhelmine von Baireuth. Sie, die schon in ihren Jugendjahren alle Leiden und Bedrängnisse Friedrich's getreulich mit ihm getheilt hatte, hatte auch jetzt dem geliebten Bruder in den Zeiten der Gefahr mit Aufopferung und Liebe beigestanden und an seiner Sache festgehalten; sie hatte auf diplomatischen Wegen für die Sache Friedrich's gearbeitet, Truppen für ihn geworben und mit Geist und Geschick in öffentlichen Blättern das Benehmen des Königs gegen seine zahlreichen Feinde vertheidigt. Ihr Verlust traf den Bruder daher jetzt nicht weniger schmerzlich, als damals nach der Schlacht bei Collin die Nachricht vom Tode der Mutter.

Aber, seinen Schmerz mit männlicher Selbstbeherrschung und Seelenstärke niederkämpfend, hatte König Friedrich schon nach wenigen Tagen diejenige Ruhe und Klarheit des Geistes wieder erlangt, welche ihn nie in höherem Grade auszeichnete, als in den Tagen des Unglücks, welche ihn befähigte, nach den schwersten Schicksalsschlägen, zum Staunen der Welt, stets von Neuem mit ungeschwächter Kraft aufzutreten und die erlittenen Nachtheile in Vortheile zu verwandeln.

So sehen wir den großen König, welchen Daun so empfindlich geschlagen zu haben glaubte, daß er nach Schlesien schreiben ließ, man habe von König Friedrich für dieses Jahr nichts mehr zu befürchten und könne die schlesischen Festungen mit aller Ruhe belagern, mit Blitzeseile solche Maßregeln treffen, daß seinem Gegner dadurch alle Früchte des Sieges verloren gingen.

Dem Grafen Dohna wurde der Befehl zugesendet, in Eilmärschen sein gegen die Schweden bestimmtes Corps nach Sachsen zu führen; den Prinzen Heinrich aber zog der König mit 10 Bataillonen und einer hinreichenden Anzahl Geschütze aus dem Lager bei Gamig an sich und wußte durch geschickt ausgeführte Märsche den zaudernden Daun so völlig über seine wirklichen Absichten zu täuschen, daß er bereits den rechten Flügel

der österreichischen Armee umgangen und am 24. October Görlitz erreicht hatte, als Graf Daun noch immer in dem Glauben stand, der König werde sich zum zweiten Male bei Hochkirch den Weg nach Schlesien zu bahnen suchen. Zu spät wurde nunmehr Laudon mit leichten Truppen dem Könige nachgesendet; er konnte den Marsch des Königs nicht mehr aufhalten und seine leichten Truppen erlitten in den Angriffen auf Friedrich's Nachhut nur wiederholte empfindliche Verluste, während sie dem Könige keinen irgend erheblichen Verlust zuzufügen vermochten. Graf Daun aber wandte sich mit der österreichischen Hauptarmee nach Sachsen, welches in diesem Augenblick von preußischen Truppen bis auf die kleine im festen Lager bei Gamig stehende Schaar, so wie die Besatzungen der festen Plätze, gänzlich entblößt war.

Das bloße Erscheinen Friedrich's in Schlesien war schon hinreichend, die Lage der Dinge dort wesentlich anders zu gestalten. Der österreichische General Harsch, welcher seit dem August die Festung Neiße belagerte und seit dem 5. October mit großer Heftigkeit bombardirte, hob bei Friedrich's Annäherung nicht allein die Belagerung sofort auf und zog sich eilfertig nach Mähren zurück, obgleich er über 30,000 Mann stark war; sondern er erlitt auch bei diesem Rückzuge, welchen die tapfere Besatzung durch einen Ausfall störte, sehr beträchtliche Verluste und verlor bei der großen Uebereilung, mit welcher er nach Mähren zurückwich, mehrere bedeutende Magazine, welche den rasch nachrückenden preußischen Truppen hoch willkommen waren.

Ebenso rasch hoben die Oesterreicher auch die Belagerung von Cosel auf und in kurzer Zeit und ohne ernsten Kampf sah sich der König von Neuem im Besitz des gänzlich vom Feinde befreiten Schlesiens.

Die Ereignisse in Sachsen zwangen Friedrich indessen abermals, mit dem größten Theile seiner Truppen, denen nach so anstrengenden Märschen und Strapazen eine längere Ruhezeit hoch nothwendig gewesen wäre, dorthin aufzubrechen. Hier war die bei Pirna lagernde Reichsarmee, sobald der König nach Schlesien abmarschirt war, nach Norden vorgerückt und hatte die Belagerung Torgau's und Leipzig's begonnen. Dem in der Mitte November aus der Mark eintreffenden General Dohna gelang es indessen, sie zur Aufhebung der Belagerungen zu nöthigen; auch wurden die Reichstruppen in mehreren glücklichen Gefechten von Dohna geschlagen und durch geschickte Märsche endlich ganz aus Sachsen herausmanövrirt; eine ernsthafte Schlacht aber war von der Reichsarmee sorgfältig vermieden worden, und der herannahende Winter veranlaßte den Prinzen von Zweibrücken sogar, die Armee nach Franken zu führen und in die Winterquartiere zu verlegen. Graf Dohna aber, nachdem die drohende Gefahr beseitigt war, kehrte nach der Mark zurück, um dort von Neuem den Streifereien der Schweden entgegen zu treten.

Ernsthafter gefährdet wurde der Besitz Sachsens für den König, als sich Graf Daun selbst mit der österreichischen Hauptarmee Dresden näherte, und nur die energische Entschlossenheit des preußischen Commandanten von Dresden, General Graf Schmettau, rettete dem Könige das für alle seine Operationen so hoch wichtige Sachsen. Die kleine preußische Abtheilung, welche im Lager bei Gamig zurückgeblieben war, konnte selbstredend nicht

daran denken, die große österreichische Armee in ihrem Vormarsche auf Dresden aufzuhalten; sie zog sich bei der Annäherung derselben nach dieser Stadt zurück; General Schmettau aber erklärte dem Dresdener Magistrate, daß er Dresden unter allen Umständen und bis auf's Aeußerste zu vertheidigen entschlossen sei und daß er sich daher genöthigt sehen werde, im Fall der österreichische Feldmarschall sich der Stadt nähere, die Pirnaer Vorstadt, in welcher viele äußerst prachtvolle Gebäude standen, abzubrennen. Vergebens bat der Magistrat um Schonung; als Graf Daun die Stadt wirklich einschloß, ließ der entschlossene Commandant am 10. November in der That die genannte Vorstadt in Asche legen, bei welcher Gelegenheit 280 meist schöne und werthvolle Gebäude in Flammen aufgingen; er antwortete auf die heftigen Vorwürfe Daun's, er sei entschlossen, es mit der ganzen Stadt so zu machen; er werde sich im Falle eines Angriffs von Straße zu Straße vertheidigen und schließlich sich mit dem kurfürstlichen Schlosse in die Luft sprengen. Uebrigens scheine der Feldmarschall (Daun) es ganz vergessen zu haben, welches Schicksal von ihm selbst im vorigen Feldzuge (1757) der reichen und blühenden Stadt Zittau bereitet worden sei.

Noch mehr als diese Drohung des tapferen Schmettau wirkte auf Daun indessen die rasche Annäherung des Königs, welcher, am 8. November von Münsterberg, $3^1/_2$ Meilen vor Neiße, aufbrechend, schon am 17. in der Gegend von Bautzen angelangt war, in neun Tagen also einen Marsch von über 30 Meilen gemacht hatte. Einer Schlacht mit dem Könige sorgfältig ausweichend, erklärte der österreichische Feldmarschall jetzt, es sei seine Pflicht, dem Kurfürsten von Sachsen, dem treuen Verbündeten seiner Kaiserin, seine Residenz mit allen ihren Schätzen zu erhalten; er hob am 16. November die Einschließung Dresdens auf und führte das Heer nach Böhmen in die Winterquartiere zurück. So trat auch für des Königs brave Armee nunmehr die hoch erwünschte Zeit der Ruhe ein; Sachsen wie Schlesien waren mit dem Schlusse des Feldzuges von allen Feinden befreit, König Friedrich hatte auch in diesem Jahre das Eroberte zu schützen und zu behaupten verstanden. Die Armee ging, nachdem die Besetzung der Grenzpässe geregelt war, in die Winterquartiere, der König selbst aber begab sich für den Winter nach Breslau.

Der Vollständigkeit halber schildern wir zum Schlusse dieses Abschnittes nun noch in kurzen Worten die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz im nordwestlichen Deutschland, deren Verlauf in dem Feldzuge von 1758 nicht wenig dazu beitrug, dem König freie Hand gegen seine übrigen Gegner zu lassen.

Die große Geschicklichkeit und Feldherrnkunst des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, welchen der König auf ausdrückliche Bitte der englischen Regierung an die Spitze des aus Hannoveranern, Hessen und wenigen preußischen Regimentern bestehenden, etwa 30,000 Mann starken Heeres gestellt hatte, verhinderte zunächst mit Glück die Vereinigung der ihm gegenüber stehenden beiden feindlichen Armeen, nämlich der französischen unter dem Prinzen von Clermont, der eigentlich gar nicht Soldat war, sondern dem geistlichen Stande angehörte, den aber die herrschende Hofpartei als Prinzen von Geblüt an Stelle Richelieu's an die Spitze des Heeres gestellt hatte, und der Armee des Prinzen von Soubise, welche, im

Jahre 1757 in Hessen stehend, sich während des Winters an den Rhein, zwischen Lahn- und Main-Fluß, zurückgezogen hatte.

Der ebenso tapfere wie geniale Herzog von Braunschweig hatte noch vor dem Ende des Jahres 1757 in sehr erfreulicher Weise bemerkbar zu machen verstanden, daß er nunmehr den Oberbefehl übernommen habe. Obgleich nur 30,000 Mann stark, war er von Stade aus bis an die Aller vorgedrungen, hatte zwar, bei Celle gegen große Uebermacht kämpfend, einen nicht unbedeutenden Verlust erlitten und sich genöthigt gesehen, bis Harburg wieder zurückzugehen; aber er hatte Harburg selbst genommen und von dort aus sehr bald und sehr glücklich die erlittene Scharte wieder ausgewetzt. Schon im Februar 1758 drang der Herzog von Neuem gegen die völlig undisciplinirte und durch die strafbare Sorglosigkeit ihrer Führer im traurigsten Zustande befindliche französische Armee vor, eroberte in raschem Siegeslaufe Minden und trieb die von panischem Schrecken ergriffenen französischen Truppen in wilder Jagd durch die beschneiten Wälder und Fluren Westphalens bis an den Rhein zurück. Erst unter den Kanonen von Wesel sammelte sich das französische Heer, welches auf der Flucht sein ganzes Gepäck und Geschütz verloren und ungeheure Verluste erlitten hatte, wieder und brachte einigermaßen Ordnung in die mehr Räuberbanden als einer geregelten Armee gleichenden Schaaren.

Eben diese eilige Flucht Clermont's bis an den Rhein hatte auch den vorhin erwähnten Rückzug Soubise's nach der Main- und Lahn-Gegend veranlaßt.

In der Hoffnung, aus England Verstärkungen, insbesondere an Cavallerie, deren er dringend bedurfte, an sich zu ziehen, gestattete der Herzog seinem Heere in Westphalen eine mehrmonatliche Ruhe; als aber im Monat Mai die erwarteten Verstärkungen noch immer nicht eingetroffen waren, beschloß er die Feindseligkeiten wieder zu erneuern und den Krieg auf das Gebiet jenseit des Rheins, womöglich auf französisches Territorium zu verpflanzen.

Demgemäß wendete der Herzog sich nach dem Rhein, näherte sich, als er die Uebergänge über diesen Fluß von den Franzosen besetzt und bewacht fand, der holländischen Grenze und überschritt am 2. Juni in der Gegend von Emmerich, ohne Widerstand zu finden, den Fluß. Von hier aus wendete sich der Herzog südlich, trieb die Franzosen vor sich her, bis diese sich endlich in der Gegend von Crefeld, in einer durch einen hohen Wall mit tiefen und breiten Gräben vorzüglich gedeckten Stellung bei Rheinfelden, festsetzten und ihm die Schlacht anboten.

Der Herzog von Braunschweig aber umging in einem kühnen Marsche durch kaum wegsame Gegenden mit vielen Engpässen den linken Flügel der französischen Stellung und schlug am 23. Juni das 47,000 Mann starke feindliche Heer bei Crefeld mit so beträchtlichen Verlusten, daß sich dasselbe eilig bis nach Cöln zurückzog, während der Herzog bis Düsseldorf folgte und diese Stadt einnahm.

So großen Jubel der Sieg bei Crefeld in England und in einem großen Theile Deutschlands erregte, ebenso große Bestürzung und Schrecken rief derselbe in Frankreich hervor. Abermals schob man, und nicht mit Unrecht, alle Schuld der sich Schlag auf Schlag folgenden Verluste und

Niederlagen auf die Unfähigkeit des Anführers; der Prinz von Clermont, über welchen in Paris die beißendsten Spottlieder verbreitet wurden, mußte dem Feldmarschall Contades, einem der erfahrensten und befähigtsten Generale Frankreichs, den Oberbefehl übergeben und dieser erhielt strenge Befehle, die Armee vor Allem wieder kriegstüchtig auszurüsten und die völlig geschwundene Disciplin derselben mit Ernst und Strenge wieder herzustellen.

Für den König aber, welcher um die Zeit des Sieges von Crefeld noch mit der vergeblichen Belagerung von Ollmütz beschäftigt war, brachten diese Erfolge des Herzogs von Braunschweig sehr wesentliche Vortheile mit sich; sie verhinderten den Prinzen von Soubise, dem ungestümen Drängen der Oesterreicher nachzugeben und mit seiner Armee nach Böhmen zu marschiren, welche Bewegung die Lage des Königs allerdings noch wesentlich ungünstiger gestaltet haben würde.

Auch der Herzog von Braunschweig, so große Vortheile er errungen haben mochte, gerieth in seiner Stellung bei Düsseldorf durch die Operationen seiner Gegner allmählich in die Gefahr, ganz von Hannover abgeschnitten zu werden. - Während der Marschall Contades, obgleich sorgfältig jedes ernstere Gefecht vermeidend, doch durch geschickte Märsche und mittelst seiner weit überlegenen Streitkräfte den Herzog allmählich weiter und weiter nordwärts drängte, drang Prinz Soubise von Neuem in Hessen ein, trieb den Prinzen von Ysenburg, welcher dieses Land mit einem schwachen Corps von 4000 Mann und 10 leichten Geschützen vertheidigen sollte, bei Fritzlar über die Eder, dann über Cassel hinaus und schlug denselben am 23. Juli bei Sandershausen trotz der großen Tapferkeit, mit welcher besonders die hessischen und hannöverschen Jäger kämpften, mit großen Verlusten zurück. Der Prinz verlor $^1/_4$ seiner Mannschaften an Todten und Verwundeten, sowie 7 seiner Geschütze; er konnte gegen die 20,000 Mann starke Armee des Prinzen von Soubise, welcher für dieses Gefecht und wohl auch zum Trost für die im vorigen Jahr verlorene Schlacht bei Roßbach mit dem französischen Marschallstabe belohnt wurde, die völlige Eroberung Hessens nicht verhindern.

Der Herzog von Braunschweig sah sich somit in der That von Hannover und von den mittlerweile in Emden für ihn angelangten englischen Verstärkungen abgeschnitten; Mangel an Nahrungsmitteln und fortgesetzter, heftig strömender Regen gestalteten seine Lage von Tage zu Tage übler.

Mit vieler Geschicklichkeit aber wußte sich der Herzog derselben zu entziehen. Es gelang ihm, durch verschiedene Hin- und Hermärsche den Gegner über seine wirklichen Absichten zu täuschen; plötzlich näherte sich das Heer bei Emmerich von Neuem dem Rheine und überschritt diesen Fluß am 9. und 10. August, ohne daß die Franzosen diese gefährliche Bewegung zu verhindern vermochten. Auf dem rechten Rheinufer vereinigte sich der Herzog mit einem Corps von 12,000 Mann, welches ihm aus England zur Unterstützung gesendet worden, und sah sich nun stark genug, seinem Gegner offen die Spitze zu bieten.

Der Marschall folgte dem Herzoge auf das rechte Rheinufer; er wagte aber nicht, denselben anzugreifen, vielmehr hielten sich beide Armeen, zum öfteren ihre Stellungen wechselnd, in zwecklosen Märschen und Gegen-

märschen geraume Zeit einander gegenüber, ohne daß es in diesem Feldzuge noch zu kriegerischen Ereignissen von Bedeutung zwischen ihnen gekommen wäre.

Nur dem Prinzen von Soubise war es für dieses Jahr noch vorbehalten, für seinen Feldherrnruhm einen neuen Lorbeerzweig zu erringen. Dieser General sah sich, nachdem die französische Hauptarmee unter Contades den Rhein überschritten und dem Prinzen zwei Divisionen zur Unterstützung gesendet hatte, nachdem ferner ein Corps von 6000 Sachsen, die sich vom preußischen Dienste befreit hatten, zu ihm gestoßen war, an der Spitze einer Armee von 37,000 Mann mit 145 Geschützen. Mit dieser bedeutenden Streitkraft gelang es ihm, am 11. October bei Lutternberg unweit Cassel das zur Vertheidigung Hessens bestimmte Corps des Generals von Oberg, welcher vom Herzoge von Braunschweig mit 12,000 Mann zur Unterstützung des Prinzen von Ysenburg nach Hessen geschickt worden war und so das Corps desselben bis auf 16,000 Mann mit 50 Kanonen verstärkt hatte, zu schlagen und ihm einen Verlust von 1200 Mann, sowie von 20 Kanonen zuzufügen.

Indessen auch dieser leichte und ruhmlose Sieg hatte für die Franzosen keinen bleibenden Erfolg; mit dem Eintreten der rauhen Jahreszeit sahen sie sich von Neuem genöthigt, Hessen wieder gänzlich zu räumen und ihre Heere in die Winterquartiere zu verlegen. Marschall Contades bezog dieselben wiederum auf dem linken Rheinufer, der Prinz Soubise zwischen dem Main und der Lahn, der Herzog von Braunschweig aber in Westphalen.

Auch auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes hatte das Jahr für den großen König und seine Sache ein glückliches und zufriedenstellendes Ende gefunden. —

§. 15.

Der Feldzug des Jahres 1759. Züllichau. Kunersdorf. Dresden. Maxen. Bergen. Minden.

In drei an blutigen Ereignissen reichen Kriegsjahren war es allen Anstrengungen der Feinde des großen Königs, war es den vereinten Bemühungen Oesterreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und eines großen Theiles des deutschen Reiches noch immer nicht gelungen, den Widerstand Friedrich's und seiner wenigen Bundesgenossen zu brechen; wiederholt geschlagen, war der König doch niemals besiegt worden und hatte in seinem eminenten Geiste stets die Hilfsmittel zu finden gewußt, sich selbst nach empfindlichen Niederlagen immer von Neuem kampffähig seinen Gegnern gegenüberzustellen.

Auch der Feldzug des Jahres 1758 hatte Friedrich im Besitze Schlesiens gelassen; zwar waren entfernte Provinzen seines geographisch so ungünstig gelegenen Staates in die Gewalt der Feinde gefallen, so Ostpreußen in die Hände der Russen, das Herzogthum Cleve in die der Franzosen; aber für diese Verluste fand der König reichen Ersatz in den von ihm eroberten oder doch während des Krieges besetzten Ländern, so in Sachsen,

Mecklenburg, Westphalen*). Die ungeheuren Contributionen, welche der König mit nachsichtsloser Strenge aus diesen Ländern eintreiben ließ, die englischen Subsidiengelder und des Königs eigene, zwar tadelnswerthe, aber von der Nothwendigkeit gebotene Finanzmaßregeln setzten ihn zwar auch diesmal in den Stand, während der Winterruhe die Armee zu ergänzen und von Neuem auszurüsten; aber demungeachtet war die Lage Friedrich's am Schlusse des Feldzuges von 1758 eine ungleich ungünstigere geworden, als in den vorhergehenden Kriegsjahren.

Hatten die Feldzüge von 1756 und 1757 mit der völligen Besiegung, ja theilweisen Vernichtung der feindlichen Heere geendigt und dadurch die Gegner des Königs gezwungen, mit kaum zu erschwingenden Opfern immer neue Heere zur Fortsetzung des Krieges zu schaffen, so war jetzt das Verhältniß fast ein umgekehrtes geworden. Die ungeheuren Verluste, welche das preußische Heer bei Zorndorf und Hochkirch erlitten, waren bei der zunehmenden Erschöpfung der Hilfsquellen nur äußerst schwer und unvollkommen zu ersetzen, während die österreichische Armee, durch den Sieg bei Hochkirch ermuthigt, sich am Schlusse des Feldzuges fast in besserem Zustande befand als vorher und die entstandenen Lücken mit Leichtigkeit aus den österreichischen Erblanden ausfüllen konnte; ebenso stand die allmählich eintretende und vom Könige sehr wohl erkannte Verringerung des inneren Werthes der preußischen Armee im umgekehrten Verhältniß zu der steigenden Intelligenz und Kriegserfahrung der feindlichen Generale, zu der immer zunehmenden Kriegstüchtigkeit der feindlichen Heere.

Alle diese Erwägungen, der Blick auf die neuen furchtbaren Rüstungen seiner Feinde und endlich auch wohl das zunehmende Alter des Königs, die Erschütterung seiner Gesundheit durch die Strapazen des Krieges, welche Friedrich so gewissenhaft mit seinen Soldaten theilte, daß er sich eben dadurch zum Abgott derselben machte, stimmten den König mehr als je für den Wunsch auf Beendigung des Krieges. Er selbst schreibt darüber aus Breslau an den Marquis d'Argens:

> „Fast weiß ich nicht, ob es ein Sanssouci auf der Welt giebt; der Ort sei, wie er wolle; für mich ist dieser Name nicht mehr schicklich. Mein lieber Marquis, ich bin alt, traurig, verdrießlich. Von Zeit zu Zeit blickt noch ein Schimmer meiner ehemaligen guten Laune hervor; aber das sind Funken, die bald erlöschen, es sind Blitze, die aus dunklen Wolken hervorbrechen. Sähen Sie mich, Sie würden keine Spur von dem, was ich ehemals war, erkennen. Sie würden einen alten Mann finden, dessen Haare grau geworden, ohne Feuer, ohne Lebhaftigkeit. — Das sind, mein Bester, die Wirkungen, nicht sowohl der Jahre,

*) Sachsen besonders mußte zu den Kosten des siebenjährigen Krieges ungeheure Beiträge leisten und konnte sich noch im Jahre 1806, nach 43 Friedensjahren, von den Wunden, welche dieser unheilvolle Krieg dem Lande geschlagen, nicht erholen. Mecklenburg-Schwerin zahlte während des siebenjährigen Krieges etwa für 17 Mill. Thaler durch Lieferungen von Getraide, Mehl, Pferden u. s. w. Mecklenburg-Strelitz, anfänglich ebenso behandelt, erfuhr mehr Schonung, als der König von England sich mit einer Prinzessin dieses Hauses vermählte. Auch die anhaltischen Fürstenthümer mußten dem Könige 360,000 Thaler zahlen und 2200 Rekruten, sowie 1800 Pferde stellen.

als der Sorgen; die traurigen Erstlinge der Hinfälligkeit, die uns der Herbst unseres Alters unausbleiblich mitbringt."

Zum Glück für unser preußisches Vaterland, ja für die Welt, beurtheilte der große König, dessen trübe Gemüthsstimmung aus diesen Zeilen an einen vertrauten Freund recht deutlich hervorleuchtet, sich selbst doch nicht ganz richtig. Er fand auch in den folgenden Feldzügen nicht allein im Anblick der drohenden Gefahr stets die alte Spannkraft des Geistes wieder, die ihn so oft aus den mißlichen Lagen gerettet; sondern auch jene satyrische und witzige Ader, welche seine Feinde fast nicht weniger fürchteten, als die siegreichen Waffen Friedrich's, hatte ihn denn doch nicht ganz verlassen. Schrieb er doch bald nach dem Ueberfalle bei Hochkirch, für welchen Graf Daun von dem damaligen Papste Clemens VIII. mit einem geweihten Degen und Hut beschenkt worden war, gerade wie vor 200 Jahren der Herzog Alba, als er die aufgestandenen Niederländer wieder unter das Joch geistiger und leiblicher Knechtschaft zurückzwingen sollte, ganz im kirchenfürstlichen Style jener Zeit ein „Breve des Papstes an den Mann mit der geweihten Mütze", in welchem er mit scharfem Spotte dieses Geschenk lächerlich machte, das aber demungeachtet von Vielen für echt gehalten wurde; ebenso ein „Glückwunschschreiben des Prinzen von Soubise an Daun", ferner einen Dankbrief Daun's an den Papst, welche satyrische Flugschriften in ganz Deutschland verbreitet wurden und selbst bei manchem Feinde Friedrich's Scham über das Benehmen des Papstes, bei seinen Anhängern aber großen Jubel über den wohlverdienten Hohn erregten. In einer Stelle aus der zuerst genannten Schrift, welche wir uns nicht versagen können, hier einzuschieben, heißt es:

„Als Vater der Rechtgläubigen haben wir Unseres Amtes gemäß erachtet, die wundervollen Wirkungen Deiner Tapferkeit (der Papst an Daun) durch die Kraft Unseres Segens noch zu verstärken, und finden für gut, das Beispiel Unserer Vorfahren nachzuahmen, da die Heldentugenden des Prinzen Eugen seligen Angedenkens mit dem geweihten Hut und Degen sind belohnt worden. Da Du nun diesen Helden und Beschützer der Kirche an Tugenden weit übertriffst und gegen Ketzer streitest, die mit einer viel beharrlicheren Bosheit, als die Ungläubigen selbst, den abscheulichsten Irrthümern anhängen: so ertheilen Wir Dir den himmlischen Segen dahin, daß Du vermittelst beifolgenden Degens die Ketzerei vertilgen mögest, deren pestilenzialischen Gestank die Hölle ausgebrütet hat. — Dein Arm rauche stets vom Blute dieser Gottlosen!" —

Die Anstalten, welche die Feinde Friedrich's während der Winterruhe von 1758 zu 1759 trafen, um ihn in dem nun bevorstehenden Feldzuge, wie sie mit Gewißheit hofften, gänzlich zu vernichten, waren in der That geeignet, dem Könige die ernstesten Besorgnisse einzuflößen; jedenfalls zwangen sie denselben, sich von nun an nur vertheidigungsweise zu verhalten. Auch diesmal war der Wiener Hof die Seele des Bündnisses gegen den König, rüstete selbst mit der größten Thätigkeit, wozu der Gemahl Maria Theresia's, der Kaiser Franz I., aus seinem ungeheuren Privatvermögen, welches er mit der Umsicht und Sachkenntniß eines er-

fahrenen Geldmannes verwaltete, die nöthigen Mittel hergeben mußte, und wußte auch die hier und da erkaltete kriegerische Neigung der Bundesgenossen mit rastlosem Eifer wieder zu hellen Flammen anzufachen.

Ganz besonders in Frankreich, dessen Bevölkerung, wie schon früher erwähnt, dem Könige von Preußen größtentheils mit unbegrenzter Verehrung anhing, und das unter der Last der immer drückender werdenden Steuern fast erlag, war die weitere Fortführung des Krieges von Jahr zu Jahr verhaßter geworden. Aber vergeblich stellte der an der Spitze des französischen Cabinets stehende Abbé Bernis vor, daß durch die Fortsetzung des Krieges der Ruin des Landes unvermeidlich würde und Frankreich doch keine Vortheile aus demselben erwüchsen, daß man den Krieg nur zur Vergrößerung des Hauses Oesterreich, des alten Feindes Frankreichs, führe, und der französische Seehandel, die Colonien Frankreichs durch die Engländer gänzlich zu Grunde gerichtet würden. Was kümmerte sich die noch immer allmächtige Pompadour, die sich die Worte: „après nous le déluge", zum offen ausgesprochenen Grundsatz gemacht hatte, um die Wohlfahrt oder den Ruin des Landes; Abbé Bernis mußte von seinem Posten abtreten und denselben dem Marquis von Stainville, späteren Herzog von Choiseul, überlassen, welcher, nachgiebiger gegen die Wünsche der Maitresse, schon am 30. December 1758 zu Versailles ein neues Bündniß mit Oesterreich schloß.

In demselben verpflichteten sich beide Mächte von Neuem, die Macht des gefährlichen Königs von Preußen mit allen Mitteln zu brechen und auf engere Grenzen zurückzuführen. Frankreich sicherte der Kaiserin noch einmal die Wiedererlangung von Schlesien, dem Kurfürsten von Sachsen desgleichen die Zurückgabe seines von Friedrich eroberten Landes zu, und verpflichtete sich, in Deutschland 100,000 Mann aufzustellen, das Heer der Kaiserin mit 24,000 Mann zu verstärken oder $3^1/_2$ Millionen Gulden zu zahlen und endlich die Subsidien an Schweden allein zu übernehmen. Dagegen sollten alle dem Könige von Preußen während des Krieges entrissenen Provinzen bis zum Friedensschlusse zwar durch Kaiserliche Commissarien verwaltet werden, ihre Einkünfte aber dem Könige von Frankreich gehören.

Auch in Petersburg war der Wiener Hof eifrig bemüht, die Kriegspolitik der alternden Kaiserin Elisabeth lebendig zu erhalten. Nicht mit Unrecht hatte man hier zu befürchten, daß der zunehmende Einfluß des russischen Thronfolgers, welcher Friedrich und alles Preußische von ganzer Seele verehrte, eine Aenderung in dem politischen Systeme herbeiführen könne; man war daher bemüht gewesen, durch immer neue Einflüsterungen die persönliche Abneigung der Kaiserin gegen Friedrich rege zu erhalten und hatte sein Ziel nicht verfehlt. Das russische Cabinet verwarf alle Anträge Englands, sich neutral zu verhalten, selbst als ihm für diese Neutralität dieselben Subsidien versprochen wurden, welche es von Frankreich und Oesterreich jetzt erhielt, rüstete von Neuem zum Kriege und ertheilte dem Grafen Fermor den Befehl, alle Operationen des künftigen Feldzuges im Einverständniß mit dem Grafen Daun einzurichten.

Auch Schweden blieb dem Bündnisse gegen König Friedrich, obwohl die Königin von Schweden eine Schwester des Letzteren war, getreu; die

unselige Verfassung Schwedens, welche dessen Herrscher nur einen Schatten von Macht ließ, die Verderbtheit des durch französisches Geld bestochenen schwedischen Adels hielt an der verderblichen Politik Schwedens fest, ohne daß dem Heere die Mittel zu kräftigem Auftreten gewährt worden wären.

Das Reich endlich hatte auch für den neuen Feldzug auf Oesterreichs eifriges Betreiben sein Heer vollzählig machen müssen; doch waren dem Könige aus vieler deutschen Reichsfürsten Länder Rekruten in großer Zahl zugelaufen, welche lieber freiwillig den siegreichen Fahnen des großen Preußenkönigs folgen, als gezwungen gegen ihn dienen wollten.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf die gegenseitigen Streitkräfte, so wie sie sich im Anfange des Feldzuges 1759 einander gegenüber standen, so sehen wir den König selbst mit etwa 50,000 Mann am Fuße des Riesengebirges zwischen Schweidnitz und Löwenberg, eine Abtheilung von 13,000 Mann unter General Fouquet zum Schutze Oberschlesiens zwischen Ratibor und Leobschütz; ferner den Prinzen Heinrich zur Vertheidigung Sachsens mit 38,000 Mann in engen Cantonnirungen zwischen Dresden und Zwickau und endlich den Grafen Dohna mit etwa 23,000 Mann in der Gegend von Greifswald zur Abwehr der Schweden stehen. Es waren mithin, die Besatzungen der festen Plätze nicht mit eingerechnet, etwa 124,000 Mann mit in Summa 580 Geschützen, welche der König allen seinen Feinden gegenüber stellen konnte; aber war die Zahl der Truppen, dem übermächtigen Feinde gegenüber, auch nur gering, war auch die innere Tüchtigkeit derselben bei Weitem nicht mehr dieselbe, wie im Anfange des Krieges, so wurden diese Mängel doch durch den vortrefflichen Geist des Offizier-Corps, durch das vom König sorgfältig lebendig erhaltene Gefühl für Ruhm und Ehre, welches demselben innewohnte, einigermaßen ausgeglichen*).

Die alliirte Armee unter dem Herzoge von Braunschweig, die einzige Bundesgenossin auf Friedrich's Seite, zählte etwa 50—60,000 Mann, hatte den Winter in Hessen und Westphalen zugebracht und sammelte sich im Anfange des Monats April bei Cassel und Fritzlar.

Zur Besiegung dieser Streitkräfte standen den Verbündeten folgende Heere zur Verfügung:

Zunächst die österreichische Hauptarmee unter dem Oberbefehl des Grafen Daun, etwa 109,000 Mann stark, im nördlichen Böhmen bei Gitschin im Lager stehend; doch waren von derselben 16,000 Mann unter Laudon in die Gegend von Trautenau zwischen der Elbe und der schlesischen Grenze, 12,000 Mann unter General Beck in die Gegend von Braunau, 18,000 Mann unter General Harsch gegen die Grafschaft Glatz nach Neustadt und Nachod vorgeschoben und General Deville hielt mit etwa 20,000 Mann die Straße, welche von Mähren nach Neiße führt, in der Gegend von Würbenthal und Zuckmantel, besetzt. Zwei andere

*) Von Interesse für manchen Leser mag es sein, daß der König während der Winterruhe den ersten Versuch zur Einführung reitender Artillerie machte, indem er nämlich im Lager bei Landshut eine reitende Brigade von 10 Geschützen schuf. Auch Prinz Heinrich folgte diesem Beispiel im folgenden Jahre. Doch mußte die erstere mehrmals neu formirt werden, indem sie erst bei Kunersdorf, dann bei Maxen gänzlich verloren ging.

österreichische Corps, deren Stärke nicht genau angegeben werden kann, befanden sich unter den Generalen Haddik und Macquire bei der Reichsarmee in Franken.

Diese letztere, unter dem Oberbefehle des Prinzen von Zweibrücken, etwa 28,000 Mann stark, stand den Winter über in Franken zwischen Hof und Bamberg, zum Theil auch in Thüringen und Sachsen bei Erfurt.

Im Norden bedrohte die große russische Armee unter Graf Fermor, 78,000 Mann stark mit 230 Geschützen, die Staaten des Königs; sie concentrirte sich im Anfang April in der Gegend von Marienwerder. Später, im Monat Mai, traf bei der Armee der General Soltikof ein und übernahm den Oberbefehl über dieselbe; Graf Fermor aber gab ein seltenes Beispiel von Selbstüberwindung, indem er, der bisherige Oberbefehlshaber, mit Erlaubniß der Kaiserin, unter seinem Nachfolger weiter diente.

Die Hauptarmee der Franzosen, unter dem Marschall Contades, 125,000 Mann stark, hatte das linke Ufer des Rheins von Cöln an über Wesel und Cleve bis an die Maas besetzt. Das von dieser abgesonderte Corps des Prinzen von Soubise, welcher später durch den Herzog von Broglio ersetzt wurde, stand in der Gegend zwischen dem Main und der Lahn und war, mit Einschluß eines sächsischen Corps in der Gegend von Usingen, von 8—10,000 Mann, etwa 35,000 Mann stark.

Schon am 2. Januar besetzte der Prinz allen Verträgen zum Trotz die freie Reichsstadt Frankfurt am Main; theils weil ihm dieselbe einen vortrefflichen Stützpunkt für seine Operationen bot, theils wegen der daselbst vorwiegend herrschenden Sympathien für den König von Preußen.

Endlich bleibt noch die schwedische Armee von 12,000 Mann in und um Stralsund, sowie auf der Insel Rügen zu erwähnen, welche indessen auch in diesem Feldzuge nichts von Bedeutung leisten sollte.

Etwa 490,000 Streiter standen demnach bereit, die Macht des Königs von Preußen zu vernichten; die bange Sorge, wie er im Stande sein werde, sich dieser Uebermacht zu erwehren, war daher wohl bei allen seinen Anhängern und Freunden mehr wie gerechtfertigt.

Nach dem zwischen den Verbündeten verabredeten Operationsplan wollten die Oesterreicher und Russen in diesem Jahre gemeinschaftlich gegen Schlesien, die Mark und Lausitz operiren. Während die russische Armee sich der Oder von Neuem nähern und entweder dort einen festen Platz erobern, den sie zum Stützpunkt für ihre Operationen machen konnte, oder sich selbst Berlins bemächtigen wollte, sollte der Feldmarschall Daun die Armee des Königs in Schlesien oder der Lausitz festhalten und durch ein Hilfscorps das russische Heer an der Oder verstärken; ebenso war der Reichsarmee der Auftrag zugefallen, den Prinzen Heinrich in Sachsen zurückzudrängen und womöglich Dresden zu erobern; die Schweden endlich sollten durch die Uckermark gegen Berlin vordringen. Die französischen Armeen operirten selbständig gegen den ihnen gegenüberstehenden Herzog von Braunschweig; für sie war das Operationsziel der möglichst große Ländererwerb im nordwestlichen Deutschland.

Für den König, welcher mit wunderbarem Scharfblick die Pläne seiner Gegner durchschaute und gegen jede der verschiedenen Eigenthümlichkeiten seiner Feinde die richtigen Mittel zu finden wußte, mußte es unter allen

Umständen die Hauptaufgabe sein, die Vereinigung der russischen und österreichischen Streitkräfte zu verhindern. Er bemühte sich demgemäß zuerst, den Anmarsch der russischen Armee durch Zerstörung ihrer großen in Polen angelegten Magazine zu verzögern; denn nach der damaligen Art der Kriegführung konnten die russischen Truppen es nicht wagen, in Polen einzurücken, ehe ihre Verpflegung daselbst durch Anlegung großer Magazine sicher gestellt war.

Es fanden sich demnach längs der Warthe mehrere große russische Magazine, bei deren Anlage besonders der auf Reißen bei Fraustadt wohnende polnische Fürst Sulkowsky, welcher sich sogar eine eigene Leibwache von 100 Mann hielt, thätige Hilfe geleistet und auch durch Anwerbung von Truppen die Russen unterstützt hatte. Diesem Treiben ein Ende zu machen und den Russen zugleich einen schmerzlichen Schaden zuzufügen, mußte der preußische General von Woppersnow sich mit 3500 Mann Infanterie, 1500 Pferden und 12 Geschützen aus Schlesien gegen Polen in Marsch setzen. Derselbe langte von Glogau aus über Fraustadt und Lissa am 28. Februar in Posen an, verlangte in einem öffentlichen Manifeste im Namen des Königs von der Republik Polen, wenn sie nicht als feindliche Macht angesehen sein wolle, dieselben Vergünstigungen, wie man sie den Russen bewilligt hatte, nämlich Winterquartiere, freien Durchmarsch, Lieferung von Lebensmitteln gegen Bezahlung, zerstörte in mehreren kleinen Städten an der Warthe die russischen Vorräthe, nahm den Fürsten Sulkowsky mit seiner prächtigen Leibwache fest und transportirte ihn nach Schlesien, woselbst Woppersnow am 13. März wieder eintraf. Der Anmarsch der russischen Armee wurde durch diesen glücklichen Zug in der That um mehrere Monate verzögert.

Von der Besorgniß vor den in seinem Rücken zu erwartenden Russen für's Erste befreit, konnte der König nunmehr seine Aufmerksamkeit ungetheilt den Oesterreichern zuwenden. Auch hier erschien ihm zunächst das schon bei den Russen mit Erfolg angewendete Zerstören der feindlichen Magazine als ein völlig geeignetes Mittel, die Oesterreicher vor der Hand von ernstlicheren Unternehmungen zurückzuhalten; es erhielt daher der General Fouqué den Befehl, mit seinem bis auf 24 Bataillone, 46 Escadrons und 30 Geschütze verstärkten Corps von Leobschütz aus einen Versuch zur Zerstörung der in Hof, Sternberg und Ollmütz angelegten Magazine zu unternehmen, während gleichzeitig der Prinz Heinrich von Sachsen aus einen Anfall auf die böhmischen Magazine in Budin, Saatz, Commotau und Leitmeritz machen sollte.

Das Unternehmen des Generals Fouqué, welcher sich am 16. April gegen Troppau und Jägerndorf in Bewegung gesetzt hatte, scheiterte, da sich ihm ein bedeutendes österreichisches Corps an der Mora in den Weg stellte und er überdem in Erfahrung brachte, daß das Magazin in Hof nur sehr unbedeutend sei, daß die Hauptvorräthe nach Ollmütz gebracht worden, mithin für ihn nicht zu erreichen seien.

Um so glänzender gelang dagegen die mit vielem Geschick eingeleitete und mit großer Schnelligkeit durchgeführte Operation des Prinzen Heinrich.

Die Vorbereitungen zu dem Unternehmen des Prinzen waren so in aller Stille getroffen und das Geheimniß so vortrefflich bewahrt worden,

daß der österreichische General von Gemmingen, welcher mit 15,000 Mann die Deckung der zahlreichen, an der Nordwestgrenze Böhmens etablirten Magazine bewerkstelligen sollte, vollständig durch den Einfall der beiden preußischen Colonnen überrascht wurde. Sowohl das vom Prinzen Heinrich selbst befehligte Detachement, welches am 15. April über Schönwalde, Aussig, Töplitz nach Leitmeritz vorging, wie die Abtheilung des Generals von Hülsen, welche an demselben Tage von Marienberg aus in Böhmen einbrach und über Sebastiansburg, Commotau, Saatz sich bei Budin mit dem Prinzen vereinigte, erfüllten ihren Auftrag auf's Vollständigste.

Ueberall wurden die keines Angriffs gewärtigen, sehr zerstreut liegenden österreichischen Truppen zurückgeworfen, die etablirten Magazine zerstört und dem Feinde dadurch ein so empfindlicher Schaden zugefügt, daß er für's Erste an einen Angriff auf Sachsen nicht denken konnte. Nach einer angestellten Berechnung hätten aus den vernichteten Vorräthen 50,000 Mann auf 43 Tage mit Brod und Lebensmitteln, 25,000 Pferde auf 60 Tage mit Futter versorgt werden können.

Um so ungestörter konnte Prinz Heinrich sich nunmehr gegen die Reichsarmee wenden. Nach dem Plane der Gegner sollte diese, während Daun mit dem größeren Theil seines Heeres den König festhielt und die Russen im Rücken desselben an die Oder rückten, in Sachsen eindringen und dabei von dem Theil des österreichischen Heeres unterstützt werden, welchen das glückliche Unternehmen des Prinzen soeben unfähig zu Offensivoperationen gemacht hatte. Es galt nun um so mehr, bei Zeiten einen glücklichen Schlag auch gegen die Reichsarmee auszuführen, als der Prinz jeden Augenblick den Befehl erwarten mußte, einen beträchtlichen Theil seines Heeres dem Grafen Dohna zur Unterstützung seiner Operationen gegen die Russen zuzusenden. —

Schon Ende Februar hatte der Prinz durch den General von Knobloch eine Abtheilung der Reichsarmee unter dem General Guasco aus der wichtigen Stadt Erfurt vertreiben lassen; diese Operation war auch durch ein Corps der Armee des Herzogs von Braunschweig unter dem General Aschersleben unterstützt worden und hatte auf allen Punkten den glücklichsten Erfolg gehabt, so daß die Reichsarmee mit den bei ihr befindlichen österreichischen Corps gänzlich aus Sachsen vertrieben war.

Der Prinz von Zweibrücken selbst stand mit dem Hauptcorps der Reichsarmee in Eulmbach; einzelne Abtheilungen desselben befanden sich unter dem General Haddik in einem verschanzten Lager bei Münchberg, unter dem General Macquire bei Asch, unter dem Markgrafen von Baden-Durlach bei Steinach. Gegen diese Aufstellung setzte sich Prinz Heinrich in den ersten Tagen des Monats Mai in drei Colonnen in Bewegung; er selbst mit dem Hauptcorps von Zwickau aus über Oelsnitz und Hof, während der General von Knobloch von Gera aus über Auma, Saalburg und Nordhalben dem Feinde in die linke, General von Fink aber von Zwickau aus über Adorf und Asch in die rechte Flanke fallen sollte; der Prinz hoffte um so mehr, daß der Feind zur Rettung seiner großen Magazine in Bamberg eine große Schlacht wagen würde, als man sehr eifrig an der Verschanzung des Lagers bei Münchberg gearbeitet und auch an vielen anderen Orten Befestigungen angelegt hatte.

Aber der Prinz irrte sich; die tapferen Reichstruppen schienen die Schanzen nur zu dem Zwecke gebaut zu haben, mit denselben ihre eilige Flucht zu sichern; nirgends wurde den preußischen Truppen ein ernstlicher Widerstand entgegengesetzt, dagegen gelang es diesen, den fliehenden Feinden eine große Zahl von Gefangenen abzunehmen und reiche Beute an Vorräthen, Gepäck u. s. w. zu machen. So vortrefflich waren die Dispositionen des Prinzen entworfen und befolgt worden, daß die beiden Flügel-Colonnen und die Avantgarde des Hauptcorps am 16. Mai beinahe gleichzeitig Bamberg erreichten, den Feind nach kurzem Widerstande in die Flucht jagten und so die Vernichtung des großen Magazins in Bamberg verhinderten. Reiche Beute fiel auch hier den Preußen in die Hände; doch konnten die Führer nicht verhindern, daß die Stadt selbst einige Stunden lang von den Truppen geplündert wurde.

Die bis Nürnberg zurückgewichene Reichsarmee weiter zu verfolgen, schien dem Prinzen nicht rathsam, indem er doch nicht hoffen durfte, dieselbe zur Annahme einer Schlacht zu bewegen; überdem war dieselbe für längere Zeit unfähig, einen Angriff auf Sachsen zu unternehmen, und endlich durfte sich der Prinz nicht allzu weit von Sachsen entfernen. Prinz Heinrich trat daher über Baireuth und Hof den Rückweg an, ließ die nachdringenden Reichsvölker durch seine Arrièregarde mehrmals sehr nachdrücklich zurückwerfen, überschritt am 1. Juni die sächsische Grenze und bezog seine alte Stellung zwischen Zwickau und Dresden. —

Die vorhin erzählte Vorwärtsbewegung des Generals Fouqué von Leobschütz aus, zu deren Unterstützung auch der König mit einem Theile seines Heeres über Neiße hinaus vorgegangen, nach dem Scheitern der Unternehmung aber wieder nach Landshut zurückmarschirt war, hatten dem Feldmarschall Daun den Glauben eingeflößt, daß der König selbst einen Einfall in Mähren beabsichtige. Diesen Einfall, welcher alle verabredeten Pläne durchkreuzt haben würde, zu verhindern, concentrirte Graf Daun fast seine gesammte Macht in einem festen Lager zwischen Jaromirz und Schurz, das Corps von Laudon bis Trautenau, andere Corps leichter Truppen bis Braunau und Neustadt dicht an die schlesische Grenze vorgeschoben und bedrohte somit den König selbst mit einem Einfalle in Schlesien. Durch die Zusammenziehung seiner Streitkräfte aber hatte der Feldmarschall nicht allein die nordwestliche Grenze Böhmens von Truppen fast entblößt und so dem Prinzen Heinrich die Gelegenheit zu der oben erzählten Zerstörung seiner dort gelegenen Magazine geboten, sondern er hatte auch die Verbindung mit der Reichsarmee völlig verloren und sah sich außer Stande, dieselbe zu unterstützen und durch eine Vorwärtsbewegung auf Sachsen vor dem Angriffe des Prinzen Heinrich zu schützen.

Mittlerweile nahmen die Bewegungen der russischen Armee, welche deutlich die Absicht erkennen ließen, von Neuem durch Polen in die Mark oder in Schlesien einzufallen, abermals die Aufmerksamkeit des Königs in Anspruch.

Von Neuem hatten die Russen nach dem Abzuge des Generals Woppersnow in verschiedenen kleinen Städten längs des Warthe-Flusses Magazine etablirt; zwar erhielt Woppersnow abermals den Befehl, dieselben von Breslau aus mit einem Corps von 4200 Mann Infanterie

und 2200 Reitern zu überfallen; als er aber zu diesem Behufe am 18. Mai bereits Guhrau erreicht hatte, um von hier aus weiter über Posen vorzugehen, traf ihn daselbst ein anderweitiger Befehl des Königs, nach welchem er dem inzwischen in die Lausitz bis Spremberg eingedrungenen österreichischen General Wehla den Rückzug nach Böhmen verlegen sollte. Woppersnow wendete sich demgemäß nach Sagan und die Russen gewannen nunmehr Zeit, ihre Magazine zu vollenden und die Armee ungestört von der Weichsel aus in Bewegung zu setzen.

Um die Vorbewegung der russischen Armee, welche in drei verschiedenen Colonnen stattfand, zu stören und womöglich die einzelnen Corps derselben getrennt und auf dem Marsche anzufallen, erhielt General Dohna den Befehl, ein Corps von 5000 Mann unter dem General von Kleist zum Schutze Pommerns zurückzulassen, mit allen übrigen unter seinem Befehl stehenden Truppen aber, noch etwa 17—18,000 Mann, so rasch als möglich nach der Oder aufzubrechen und den Russen den Weg zu verlegen. Gleichzeitig wurden auf den Befehl des Königs von der Armee des Prinzen Heinrich etwa 10,000 Mann unter dem General von Hülsen am 5. Juni in Bewegung gesetzt, um das Corps des Grafen Dohna zu verstärken; auch der im besonderen Vertrauen des Königs stehende General Woppersnow wurde mit besonderen Instructionen zur Dohna'schen Armee gesendet, um Leben in die Operationen derselben zu bringen.

Letzteres erschien allerdings durchaus nöthig; denn General Graf Dohna, noch dazu durch ernstliches Unwohlsein behindert, war, wenn auch ein braver Soldat, doch der ihm zugetheilten Aufgabe durchaus nicht gewachsen. Anstatt sich so rasch als möglich mit dem Hülsen'schen Corps zu vereinigen und dann einen kühnen Schlag gegen die getrennt marschirenden russischen Heere zu führen, dadurch aber ihre Vereinigung bei Posen zu verhindern, verlor General Dohna viele werthvolle Zeit durch zwecklose Märsche und blieb, als er endlich am 12. Juni bei Landsberg an der Warthe angelangt war, daselbst unthätig bis zum 23. Juni stehen. Hätte Graf Dohna, anstatt hier auf das Hülsen'sche Corps zu warten, schon am 13. seinen Marsch auf Posen fortgesetzt, so würde er dort nur ein russisches Corps von 25—26,000 Mann angetroffen haben und dasselbe vermuthlich haben schlagen können; durch seine Zögerung aber wurde es dem General Soltikof, welcher inzwischen den Oberbefehl übernommen hatte, möglich, seine noch an der Netze stehenden beiden anderen Corps, von denen das eine am 24., das andere am 29. Juni bei Posen eintraf, heran zu ziehen und dort das ganze russische Heer zu vereinigen.

Auch jetzt noch, nachdem am 23. Juni bei Schwerin die Vereinigung des Dohna'schen und Hülsen'schen Corps erfolgt war, litten alle Maßregeln des den Oberbefehl führenden Grafen Dohna unverkennbar an Unentschlossenheit, unzeitiger Rücksichtnahme auf die polnische Republik, der man keinen Anlaß zur Klage geben wollte und lieber in einer unendlich langen Colonne auf engen Wegen marschirte, um das Getreide zu schonen, sowie an übertrieben ängstlicher Fürsorge für die Verpflegung der eigenen Truppen.

So kam es, daß nach vielen Hin- und Hermärschen, deren nähere Auseinandersetzung den Zweck dieser Blätter überschreiten dürfte, die rus-

fische Armee allmählich einen Vorsprung gewann und den General Dohna der Gefahr aussetzte, von Schlesien und der Gemeinschaft mit dem Könige gänzlich abgeschnitten zu werden. Am 21. Juli bezog das preußische Heer endlich ein ungünstig gewähltes Lager zwischen Züllichau und Kaltzig, hinter dessen Rücken ein Bach mit sumpfigen Wiesenufern und wenigen Uebergängen floß, während die russische Armee den Preußen gegenüber und etwa $1\frac{1}{4}$ Meile von ihnen entfernt, in einer sehr vortheilhaften und schwer zugänglichen Stellung hinter dem Obra-Bach und den an diesem liegenden Dörfern Langmeil und Klemzig lagerte. Ein $\frac{1}{3}$ Meile breiter Waldstreifen trennte beide Heere und entzog alle Bewegungen des russischen Heeres der Einsicht von preußischer Seite.

Der König war über das Zaudern Dohna's und über die mangelhafte Durchführung seiner Instructionen so erzürnt, daß er den thatenmüden General von seinem Commando abrief und ihn durch den General von Wedell, denselben, welcher sich im Feldzuge 1744 durch seine glänzende Tapferkeit bei Solonitzki den Namen des preußischen Leonidas erworben hatte, ersetzte. Dem General Woppersnow schrieb der König sehr aufgebracht:

„Nunmehr äußern sich die Folgen Eurer übel ausgeführten Projecte. Ihr hättet nicht wie die heiligen drei Könige aus Morgenland einher ziehen sollen; es könnte nunmehr mit den Russen schon aus sein. Ich kann es Euch nicht danken, daß Ihr meine Ordres so schlecht befolgt habt."

Für Wedell, zu dessen Tapferkeit und Thatkraft Friedrich ein unbedingtes Zutrauen hatte, schuf der König die bisher im preußischen Staate noch nicht dagewesene Würde eines Dictators, um ihn, den verhältnißmäßig jungen General, in den Augen der ganzen Armee und der bei dieser befindlichen älteren Generäle, mit einer der des Königs gleichstehenden Autorität zu bekleiden; er befahl ihm bei seinem Abgange zur Armee ausdrücklich, die Russen anzugreifen, wo er sie fände, sie zu schlagen und ihre Vereinigung mit den Oesterreichern zu verhindern.

Dieser ausdrückliche Befehl wurde leider vom General von Wedell, dessen Muth und Entschlossenheit der König wohl ganz richtig beurtheilt hatte, der aber wenigstens bei dieser Gelegenheit andere, einem Heerführer ebenso wichtige Eigenschaften vermissen ließ, zu wörtlich verstanden; er verleitete ihn zu einem Kampfe gegen eine Uebermacht und unter Verhältnissen, an welchen nothwendiger Weise die Kräfte seines Heeres nutzlos zerschellen mußten.

General von Wedell traf am 22. Juli bei der Armee bei Züllichau ein und fand selbst die gewählte Stellung unvortheilhaft, behielt sie aber vorläufig bei, um durch die in Züllichau etablirte Bäckerei das Heer zunächst mit Brod versehen zu lassen.

Am 23. Juli früh Morgens unternahm der Dictator eine Recognoscirung der russischen Stellung, mußte des bereits erwähnten Waldes halber bis Langmeil vorgehen und glaubte von hier aus, in seiner Beobachtung durch Staub verhindert, das russische Heer im Abmarsche zu sehen. Er hatte sich nicht getäuscht; Fürst Soltikof war in der That mit seiner Armee vom rechten Flügel her in drei Colonnen aufgebrochen und marschirte

in einem großen Bogen, durch Wald und Dörfer gedeckt, um den linken preußischen Flügel herum, um so im Rücken der preußischen Armee die Straße nach Crossen zu erreichen. Als die Têten seiner Colonnen gegen 11 Uhr Morgens das Dorf Buckow passirt hatten, geriethen sie in das Feuer einer auf dem Eichberge, nördlich von dem bei Kaltzig stehenden linken Flügel der Preußen, errichteten schweren Batterie und die sich entspinnende heftige Kanonade rief den General von Wedell eiligst zur Armee zurück.

In der Absicht, die Russen von der Crossener Straße abzuhalten, befahl der General, welchem die Schwierigkeiten des hinter der Armee liegenden Terrains ganz unbekannt waren, sofort den Abmarsch des Heeres in der Art, daß das erste Treffen der Infanterie vom linken Flügel abziehen und den bereits erwähnten Bach bei den Dörfern Kay und Guhren überschreiten, dann aber sich auf den Höhen vor diesen Dörfern formiren sollte, während die Reiterei des linken Flügels bei Lochau, die des rechten Flügels bei der Kayer Mühle über denselben zu gehen bestimmt war. Bei der gänzlichen Frontveränderung der Armee kam somit die erstere nunmehr auf den rechten, letztere auf den linken Flügel der neuen Stellung zu stehen. Die Infanterie des zweiten Treffens unter General von Kanitz wurde über Mohsau dirigirt, um südlich von der Kayer Mühle einen Uebergang zu suchen und dann ihren Platz in der Schlachtordnung wieder einzunehmen.

Während aber diese schwierigen und complicirten Bewegungen, so gut es ging, ausgeführt wurden, hatte die russische Armee, an diesem Tage aus 60,760 Mann Infanterie und über 12,000 Reitern mit 340 Geschützen bestehend, bereits die nach Crossen führende Straße erreicht und von Neuem eine vortreffliche, äußerst schwer zugängliche Aufstellung genommen. Der rechte Flügel derselben stand vor dem Dorfe Paltzig und lehnte sich an die Crossener Straße und die mit derselben parallel laufende Zauche, einen Bach mit völlig sumpfigen Umgebungen; der linke Flügel befand sich hinter dem Dorfe Nickern und war durch den kleinen Wald von Nickern gedeckt; vor der Front aber befand sich abermals ein Bach mit breiten morastigen Wiesen und mehreren Teichen, welcher bei der Kayer Mühle sich mit dem erstgenannten vereinigt und nur dort, sowie bei dem Dorfe Glogsen und Nickern passirt werden konnte.

Gegen diese fast unangreifbare Stellung erschöpfte nunmehr General von Wedell, nur den Befehl seines Königs im Auge, die Kräfte seiner braven Truppen. General Manteuffel war es, der zuerst mit 5 Bataillonen bei der Kayer Mühle übergegangen war und, unterstützt vom General von Hülsen mit 5 anderen Bataillonen, in dem sehr ungünstigen Terrain zum Angriff gegen den rechten Flügel der Russen vorging. Gleich im Anfange des Gefechts verwundet und außer Stande, in dem sumpfigen Terrain Geschütze mitzuführen, vermochte er seine Bataillone nicht vorwärts zu bringen und erst als Hülsen den Angriff erneuerte und auch die Cavallerie des linken Flügels die Mühle passirt hatte und mit Erfolg in die russischen Bataillone einhieb, gelang es den mit großer Standhaftigkeit das Feuer der russischen Batterien ertragenden Grenadieren, in die feindlichen Reihen einzudringen.

Auch diese Bataillone mußten indessen weichen, als die Russen immer neue Truppen zur Verstärkung ihres rechten Flügels aus dem Centrum herbeiführten, welches, durch den Bach vor einem Angriffe völlig gesichert, nur eine lebhafte Kanonade gegen die Preußen unterhielt. Gleichzeitig wurde die preußische Reiterei von der russischen mit großer Uebermacht angegriffen und in Unordnung in den waldigen Sumpf der Zauche geworfen, wo sie sich nur mit Mühe sammeln konnte.

Um 6 Uhr Abends stand daher das Gefecht ohne jede Aussicht auf einen für die preußische Armee günstigen Ausgang; die größte Tapferkeit der Truppen mußte bei den durchaus mißlichen Terrainverhältnissen an der unerschütterlichen Standhaftigkeit der Russen wie die Welle am Felsen zerschellen. Demungeachtet wiederholte General von Wedell, taub gegen alle Vorstellungen, diese fruchtlosen Angriffe auf den rechten Flügel der Russen mit jeder Abtheilung seines Heeres, welche auf dem Schlachtfelde erschien. So mußte General von Woppersnow, welcher mit 6 Bataillonen bisher die Bäckerei in Züllichau gedeckt hatte und um 6 Uhr Abends bei der Kayer Mühle eingetroffen war, sofort seine Bataillone zum Angriffe vorführen; auch sie vermochten dem mörderischen Kanonenfeuer der Russen so wenig Stand zu halten, als die anderen Truppen und wichen unter schweren Verlusten zurück; ihr tapferer Führer wurde getödtet, als er sie zum Stehen zu bringen versuchte.

Noch immer setzte General Wedell seine Hoffnung auf das Erscheinen des Generals von Kanitz, welcher mit dem zweiten Treffen der Infanterie einen Uebergang über den Bach südlich von der Kayer Mühle suchen und dann in der rechten Flanke der Russen erscheinen sollte. Als aber auch dieser General, nachdem er überall vergebens den Bach zu passiren versucht hatte, mit seinen Truppen ebenfalls bei der Kayer Mühle erschien, da wäre es wohl Pflicht des Dictators gewesen, zu erkennen, wie nutzlos hier alle Angriffe sein mußten, das Gefecht abzubrechen und dem Könige seine braven Truppen zu erhalten.

Dennoch wurde auch das Corps des Generals von Kanitz zum Angriffe vorgeführt, und als diese Bataillone zerschmettert zurückwichen, führte der Dictator mit großer persönlicher Tapferkeit, aber mit wenig Feldherrneinsicht immer wieder die bereits geschlagenen und in ungeordneten Haufen hinter der Kayer Mühle stehenden Bataillone nutzlos in's Feuer, bis endlich die eintretende Dunkelheit dem Blutvergießen ein Ziel setzte.

Die preußische Armee erlitt in der unglücklichen Schlacht von Kay oder Züllichau einen Verlust von 49 Offizieren und 1379 Mann an Todten, 184 Offizieren und 4372 Mann an Blessirten, sowie von 5 Offizieren und 2159 Mann an Gefangenen und Vermißten, also beinahe 8000 Mann; auch fielen 13 Geschütze, 2 Fahnen und 2 Standarten in die Hände der Sieger.

Indessen auch die russischen Truppen hatten fast 5000 Mann an Todten und Verwundeten verloren und befanden sich nach der Schlacht nicht in der Verfassung, den Rückzug des geschlagenen Heeres zu stören.

General Wedell konnte daher ungestört hinter Mohsau, $^1/_2$ Meile hinter der Kayer Mühle, ein Lager beziehen, während der Nacht bei Tschicherzig eine Brücke über die Oder schlagen lassen und am 24. Juli

die Armee über diesen Fluß zurückführen. Er marschirte in den folgenden Tagen über Plaue und Grunau, Treppeln und Logau, besetzte, nachdem die Russen auf ihrem weiteren Vormarsche Crossen verlassen hatten, diese Stadt und vereinigte sich endlich, über Guben marschirend, am 6. August mit der in Eilmärschen herangekommenen Armee des Königs bei Müllrose. Die Russen aber setzten nach der Schlacht so bald als möglich ihren Marsch auf Crossen fort, erreichten am 3. August Frankfurt und bezogen 1 Meile von der Stadt, auf dem rechten Oderufer bei Kunersdorf, ein Lager. —

Der König gerieth durch den Verlust der Schlacht von Kay seinen zahlreichen Feinden gegenüber in eine äußerst schwierige Lage. Er hatte kein Heer, welches den Russen jetzt noch entgegengestellt werden und sie verhindern konnte, sich Cüstrin's zu bemächtigen, ja selbst bis Berlin vorzugehen; seine eigene in Schmottseifen im Lager stehende Armee von etwa 40,000 Mann reichte kaum hin, Schlesien gegen die große Daun'sche Armee zu schützen und auch Prinz Heinrich befand sich in Sachsen der Reichsarmee gegenüber in großer Minderzahl. Schon am 28. Juni war nämlich Feldmarschall Daun aus dem Lager von Schurz aufgebrochen, über Reichenberg und Friedland gegen die Lausitz vorgegangen und hatte bei Markliſſa, hart an der preußisch-böhmischen Grenze, am 6. Juli ein Lager bezogen, woselbst er nähere Nachrichten von dem Vorrücken der Russen abzuwarten beschloß; seine leichten Truppen hatten rings um ihn herum die Städte Neustadt, Bautzen, Löbau, Reichenbach, Görlitz und Lauban besetzt und sicherten so die Hauptarmee vor jedem unerwarteten Angriffe.

Der König aber, aus dieser Bewegung des Gegners ganz richtig auf die Absicht desselben, sich den im Anmarsch begriffenen Russen zu nähern, schließend, hatte sich gezwungen gesehen, der Bewegung zu folgen; er marschirte am 5. Juli von Landshut, wo wir ihn zuletzt verlassen hatten, ab und bezog am 10. Juli zwischen Löwenberg und Liebenthal bei Schmottseifen ein vortrefflich gelegenes und stark befestigtes Lager, bereit, von hier aus sich nach allen Seiten einem Einmarsche Daun's in Schlesien zu widersetzen.

Beide Armeen standen sich so, die Ereignisse abwartend, längere Zeit auf 5 Meilen Entfernung gegenüber. Als aber Graf Daun auf eine dringende Bitte des Fürsten Soltikof um Verstärkung seines Heeres durch österreichische Truppen ein Corps von 30,000 Mann (so stark erst nach geschehener Vereinigung mit dem von Töplitz aus über Leitmeritz und Zittau vorgerückten General Haddik) am 23. Juli von Löbau aus über Görlitz vorrücken ließ, da entsendete der König zur Abwehr dieser drohenden Vereinigung den Herzog von Würtemberg mit 6000 Mann nach Halbau und gab dem bis Bautzen vorgerückten Prinzen Heinrich den Befehl, nach Sagan zu marschiren und sich in Gemeinschaft mit dem Herzog von Würtemberg der Vereinigung der Russen und Oesterreicher zu widersetzen.

Am 24. Juli erhielt der König im Lager von Schmottseifen die Nachricht von dem Unglücke Wedell's bei Kay; schnell entschlossen, wie er es in solchen Lagen zu sein pflegte, beschloß er, vor der Hand Sachsen bis auf Dresden und die Festungen ganz aufzugeben, wobei er wohl einigermaßen auf die bekannte Langsamkeit und Unentschlossenheit der Reichsarmee rechnete, die Armee des Generals von Wedell zu verstärken, sich selbst an

die Spitze derselben zu stellen und die Russen zu schlagen, bevor sie ihre Vereinigung mit den Oesterreichern bewerkstelligen konnten.

Demgemäß mußte der Prinz Heinrich 9500 Mann seines Corps unter dem General von Fink bei Bautzen zurücklassen, dagegen alle übrigen Truppen nach Sagan in Bewegung setzen, um sich hier mit den 6000 Mann des Herzogs von Würtemberg zu vereinigen; er selbst aber den Oberbefehl über das im Lager von Schmottseifen stehen bleibende schlesische Heer übernehmen. Der König dagegen übernahm am 30. Juli in Sagan den Oberbefehl über die hier versammelten 14,000 Mann Infanterie und 5000 Reiter, vereinigte sich am 6. August bei Müllrose mit der Armee des Generals von Wedell und zog, da er gegen die Uebermacht der Russen noch nicht stark genug zu sein glaubte, nachträglich auch noch den bei Bautzen stehen gebliebenen General von Fink über Luckau, Lübben und Storkow bei Klein-Kunersdorf an sich heran, so daß er nun eine Armee von etwa 48,000 Mann unter seinem Befehle vereinigt hatte.

Eine Vereinigung des Laudon'schen Corps von 19,000 Mann mit der russischen Armee, welche am 5. August über Pförten, Guben, Fürstenberg bei Frankfurt stattfand, hatte der König nicht hindern können; dagegen war es gelungen, den General Haddik in seinem weiteren Vordringen aufzuhalten und bis Spremberg zurückzudrängen. Andererseits hatte sich Laudon vergeblich bemüht, eine Vereinigung des russischen Heeres mit der österreichischen Hauptarmee herbeizuführen; Fürst Soltikof war nicht dazu zu bewegen, das rechte Oderufer zu verlassen. Als es endlich Laudon's Ueberredung gelang, die Einwilligung des russischen Feldherrn zum Ueberschreiten dieses Flusses bei Crossen oder Schidlow zu erlangen (am 10. August), war es bereits zu spät, da der König inzwischen herannahte und schon an demselben Tage Anstalten zum Uebergange auf das rechte Oderufer traf.

Die russische Armee nahm daher östlich von Frankfurt auf den steil zur Oderniederung abfallenden und sich amphitheatralisch über einander erhebenden sandigen Höhen, deren höchster und zunächst an der Stadt liegender Punkt der Judenberg genannt wird, eine Aufstellung zu der zu erwartenden Schlacht. Dieses Plateau von 6000 Schritt Länge und wechselnder Breite von 600—1000 Schritt, zwischen dem Judenberge und dem sogenannten Beckergrunde gelegen, und durch zwei tiefe Einschnitte, den Kuhgrund und den hohlen Grund (nach der Schlacht der Laudon's-Grund genannt), in drei Theile getheilt, kehrt die eine lange Seite der Stadt Frankfurt und der mit dichtem sumpfigem Gehölz (dem großen Elsenbusch) bedeckten Oderniederung zu; die andere, offene und leichter zugängliche lange Seite hat die Front gegen die große Neuendorf'sche Haide und den Frankfurter Forst; vor derselben liegt das Dorf Kunersdorf mit einer nach Süden laufenden Reihe von Seen, dem Dorf-See, dem blanken und dem faulen See; nur bei dem blanken See ist es möglich, diese mit sumpfigen Umgebungen versehene Seenreihe in einer Breite von 200 Schritt zu passiren. Am Fuße des Höhenzuges führt, nachdem man von Frankfurt aus die Oder und ihre Niederung passirt hat, in der Gegend des Judenkirchhofs sich im spitzen Winkel trennend, in südlicher Richtung die Straße nach Crossen, in nordöstlicher die nach Droßen.

Die Russen hatten anfänglich diesen Höhenzug mit der Front nach der Stadt besetzt, in der Annahme, daß der König sie von dieser Seite aus angreifen werde; als aber die Bewegungen des Königs klar erkennen ließen, daß er weiter nördlich über die Oder gehen wolle, veränderten die Russen ihre Front und standen nun mehr mit dem Rücken nach der Stadt und dicht an den steil abfallenden Abhängen. Der rechte Flügel unter Graf Fermor hielt den Judenkirchhof bis zum Laudon's-Grund besetzt; bei ihm befand sich die ganze russische Cavallerie; das Centrum unter dem Fürsten Romanzof stand auf dem Theil des Plateaus zwischen dem Laudon's- und dem Kuh-Grunde und hatte besonders auf dem großen Spitzberge eine große stark befestigte Batterie von schweren Geschützen vor sich. Der linke Flügel endlich besetzte den Raum zwischen dem Kuh- und dem Becker-Grunde und hatte nach dem Hühner-Fließ auf seinem äußersten linken Flügel eine Flanke gebildet, welche durch mehrere befestigte Batterien vertheidigt wurde; auch ein übrigens schlecht angelegter Verhau im Becker-Grunde sollte den Zugang zum linken Flügel erschweren. Tag und Nacht war von den Russen gearbeitet worden, um die ganze Front ihrer Aufstellung theils durch befestigte Batterien, theils durch zusammenhängende Retranchements zu verstärken; nicht weniger als 200 schwere Geschütze vertheidigten den Zugang zu derselben.

Außer der russischen Armee, welche nach den zuverlässigsten Angaben am Schlachttage etwa 70,000 Mann stark war, befand sich noch das 19,000 Mann starke Corps des Generals Laudon bei derselben; es fand dieses Corps seine Aufstellung hinter der eigentlichen Schlachtlinie bei dem sogenannten rothen Vorwerk, in dem großen Elsenbusch, als Reserve; das russische Fuhrwesen, Bagage und Gepäck endlich standen in einer großen Wagenburg in der Niederung zwischen der Oder und dem sogenannten Pfarrwinkel, in dessen Nähe zwei Schiffbrücken über die Oder geschlagen waren. —

König Friedrich brach am 10. August des Abends aus dem Lager bei Booßen auf und ging in der Nacht nicht weit von Reitwein, zwischen Frankfurt und Cüstrin, auf zwei von der Avantgarde geschlagenen Schiffbrücken über die Oder. Während hier der General von Flemming mit 7 Bataillonen zur Sicherung der Brücken zurückgelassen wurde, setzte die Armee, welche, um leichter zu marschiren, die Tornister, Mantelsäcke u. s. w. bei den Brücken abgelegt hatte, in drei Colonnen ihren Marsch fort und bezog am Abend des 11. August hinter dem Dorfe Bischofsee, in welchem der König sein Hauptquartier nahm, ein Lager in der Entfernung einer starken halben Meile vom linken Flügel der russischen Stellung. General von Fink mit 8 Bataillonen und 36 Escadrons Husaren stand derselben noch um 2000 Schritt näher und hatte das Dorf Trettin vor seinem rechten Flügel. Von den bei Trettin gelegenen Höhen aus recognoscirte der König die russische Stellung, wobei es ganz natürlich war, daß er die tiefen Einschnitte in dem von den Russen besetzten Plateau nicht gewahr wurde; auch die vom Könige bei Offizieren, welche früher in Frankfurt in Garnison gestanden, und bei Forstbeamten aus der Umgegend eingezogenen Erkundigungen über die Beschaffenheit des Terrains, auf welchem die Russen standen, gaben ihm nur eine sehr unvollkommene Anschauung

von demselben. Dieser Umstand sollte nicht ohne den nachtheiligsten Einfluß auf den Verlauf der Schlacht bleiben. So wurde dem Könige, welcher das Laudon'sche Corps beim rothen Vorwerke deutlich lagern sah, mit Bestimmtheit versichert, daß der große Elsbusch für Truppen gänzlich unpassirbar sei und diese Truppen von dort unter keinen Umständen an den Thalrand gelangen könnten; während bereits mehrere Tage vorher von den Russen ein Damm quer durch das Bruch angelegt worden war, welcher dem Laudon'schen Corps eine ungehinderte Verbindung mit dem Laudon's-Grunde gestattete.

Der König glaubte eigentlich gar nicht, daß die Russen ihm bei Frankfurt Stand halten würden; er nahm vielmehr an, daß sie in der Nacht abziehen und nach Reppen abmarschiren würden und hatte daher auch seine Befehle an die Generale seines Heeres für beide Fälle eingerichtet. Als sich jedoch die erstere Voraussetzung des Königs nicht bestätigte, marschirte die Armee des Morgens um 2 Uhr aus dem Lager von Bischoffee ab und zog in einem großen Bogen, das Hühner-Fließ auf der sogenannten faulen- und der Strohbrücke überschreitend, durch die große Neuendorf'sche Haide, um, dem Plane des Königs gemäß, dem linken Flügel der Russen parallel gegenüber zu kommen. Leider geriethen die Têten der Colonnen zu tief in die dichte Haide hinein, verloren die einzuschlagende Richtung und mußten endlich ganz umdrehen, wodurch viel Zeit verloren ging und die Kräfte der Leute übermäßig in Anspruch genommen wurden. So wurde es halb 11 Uhr, ehe die Schlachtstellung der Armee am Rande der Haide, die Infanterie in zwei Treffen, den rechten Flügel an die Rasch-Mühle gelehnt, den linken etwa 1000 Schritt hinter dem blanken See, durch die gesammte Reiterei unter Seydlitz gedeckt, die 8 Bataillone der Avantgarde vor dem rechten Flügel, beendet war. —

Das Dorf Kunersdorf lag so etwa 1500—2000 Schritt vor der Mitte der preußischen Linie. Erst als die Armee bis an den Rand des Waldes gelangt war, wurde die Bewegung von den Russen überhaupt bemerkt und einige Kosakenschwärme erschienen, um nähere Nachrichten einzuziehen; eine Batterie begrüßte dieselben mit einigen Kugeln; als aber auf den Befehl des Königs das Feuern sofort wieder eingestellt werden mußte, zogen sie wieder ab und der russische Oberbefehlshaber blieb in dem Glauben, daß er hier nur ein schwaches Detachement vor sich habe, welches die russische Stellung recognosciren solle, daß der Hauptangriff dagegen vom linken Flügel, von Trettin her, erfolgen werde.

Diesen Glauben zu erwecken, hatte in der That ganz in der Absicht des Königs gelegen; aus demselben Grunde war auch General von Fink in seinem Lager stehen geblieben und erst zu der Zeit, als die preußische Hauptarmee ihre Aufstellung nahm, bis auf die Höhen jenseits des Dorfes Trettin vorgerückt, um gemeinschaftlich mit der Armee den linken russischen Flügel anzugreifen.

Der König eröffnete die Schlacht, indem er eine bedeutende Anzahl schwerer Geschütze auf den zwischen Kunersdorf und dem Walde gelegenen kleinen Spitzberg (seit der Schlacht der Seydlitz-Berg genannt), sowie auf eine andere Anhöhe vor seinem rechten Flügel bringen und von hier aus die Verschanzungen des russischen linken Flügels mit großer Heftigkeit und

bedeutendem Erfolge beschießen ließ. Auch General von Fink rückte näher an den Abhang zum Hühner-Fließ heran und beschoß aus zwei großen Batterien die Verschanzungen auf dem Mühlberge mit großer Wirkung.

Nachdem der König die Russen durch die halbstündige Kanonade hinreichend erschüttert glaubte, befahl er der Avantgarde, gegen den Becker-Grund vorzugehen und die Schanzen des Mühlberges zu stürmen. Mit großer Entschlossenheit gingen die acht Bataillone des Generals von Schenkendorf zum Angriff vor, überstiegen mit Leichtigkeit den im Becker-Grund befindlichen Verhau, erkletterten den jenseitigen Abhang und stürzten sich nach einigen Salven auf das feindliche Retranchement. Auch dieses wurde ohne Aufenthalt erstiegen und die völlig in die Flanke genommenen Regimenter der Russen, welche sich des schmalen Terrains halber immer nur eins nach dem anderen den anstürmenden Preußen entgegen stellen konnte, wurden ebenso eins nach dem anderen über den Haufen geworfen und mit großen Verlusten zurückgeschlagen. In kurzer Zeit und mit geringem Verluste auf preußischer Seite waren die sämmtlichen Schanzen des Mühlberges, mit ihnen 42 Kanonen und viele Gefangene in den Händen der Preußen. General von Fink war der Bewegung inzwischen gefolgt, hatte, während die Grenadiere auf dem erstürmten Mühlberge ihre Reihen ordneten, das Hühner-Fließ überschritten und seine Infanterie die Höhe ersteigen lassen, während die Reiterei in der Niederung verblieb. Auch der ganze rechte Flügel von der Armee des Königs war auf die Mühlberge vorgerückt, und schwere Geschütze, leider nur in geringer Zahl, da dieselben bei dem sandigen Terrain den Bewegungen der Truppen nicht hatten folgen können, waren auf die Höhe geschafft worden; doch beschossen diese mit großer Wirkung die russischen Verschanzungen ihrer ganzen Länge nach bis um 2 Uhr Mittags, um welche Zeit der Feind gänzlich von diesem Abschnitt des Plateaus vertrieben und über den Kuh-Grund hinaus zurückgetrieben war.

Auf diesem eroberten Terrain sammelte sich allmählich hinter der Avantgarde und dem Fink'schen Corps die ganze Infanterie des Königs in der Art, daß der rechte Flügel selbst auf den Mühlbergen stand, die Mitte das Dorf Kunersdorf und der linke Flügel die erwähnten Seen vor sich hatte. Nachdem wieder Ordnung in die etwas durch einander gekommenen Bataillone gebracht worden war, ging die Avantgarde, von ihrer Reserve und dem rechten Flügel der Armee unterstützt, von Neuem zum Angriffe vor, erstieg des mörderischen Geschützfeuers der russischen Batterien ungeachtet, die Anhöhen zwischen dem Kuh- und Laudon's-Grunde und warf die sich ihr entgegenstellenden russischen Regimenter, so wie einige zur Unterstützung herbeigeeilte österreichische Infanterieregimenter eins nach dem andern mit großer Tapferkeit und unter schweren Verlusten für dieselben zurück.

Es war 5 Uhr Nachmittags geworden, als diese brave Infanterie sich nur noch auf 800 Schritte von den Judenbergen befand, $^2/_3$ des Schlachtfeldes und gegen 90 Kanonen erobert und $^2/_3$ des feindlichen Heeres völlig geschlagen hatte. In wilden regellosen Haufen stürzten bereits aus einander gesprengte russische Truppen den Schiffbrücken zu, um sich über die Oder nach Frankfurt zu retten; sie wurden dort ganz unerwartet von dem preußischen Oberst von Wunsch, der mit drei Bataillonen und fünf Es-

cadrons bei Lebus auf dem linken Oderufer stehen geblieben war und sich während der Schlacht der Stadt Frankfurt bemächtigt hatte, in Empfang genommen.

Man hat den König vielfach darüber zu tadeln sich erlaubt, daß er sich bei dem augenblicklichen Stande der Sachen nicht mit den errungenen Erfolgen begnügt und die siegreiche Schlacht abgebrochen habe; in der That würden die Russen sich ohne Zweifel nach den schweren Verlusten, welche sie erlitten, in der Nacht längs der Oder in die dort befindlichen großen Wälder zurückgezogen haben; auch waren die Truppen des Königs nach 15stündigem Marsch und Gefecht erschöpft und bedurften der Ruhe; aber es sprechen doch auch viele gewichtige Gründe für die Ansicht des Königs.

Friedrich glaubte nichts erreicht zu haben, wenn er die Russen nicht völlig besiegt hatte; es fehlte ihm an Zeit, sie auf ihrem Rückzuge zu verfolgen und abermals zum Stehen zu bringen und jeden Tag mußte er ohnehin ihre Vereinigung mit Daun befürchten; die Leichtigkeit, mit welcher die bisherigen großen Erfolge errungen, der Umstand, daß ein großer Theil seiner Infanterie, so wie die ganze Reiterei bisher noch gar nicht Antheil an der Schlacht genommen hatten, ließen den König nicht am weiteren glücklichen Verlaufe zweifeln und so faßte er, taub gegen die Vorstellungen vieler Generale, insbesondere des Generals von Fink, den unheilvollen Entschluß, die Russen auch von den Judenbergen, diesem festesten Theile der ganzen Stellung, zu vertreiben. In der sicheren Ueberzeugung des Gelingens erhielt sogar Oberst Wunsch den Befehl, keine Gefangenen mehr zu machen, sondern mit Kartätschen auf die sich noch auf die Brücken drängenden flüchtigen Haufen zu feuern, ein Befehl, dessen Ausführung die nun *jedes* Ausweges beraubten Russen zum verzweiflungsvollsten Widerstande anfeuerte.

Aber bald zeigte es sich, daß der König den Kräften seiner Leute in der That zu viel zugemuthet hatte; vergeblich versuchten die Führer, die Bataillone, welche von dem Geschützfeuer der Judenberge her außerordentlich litten, vorwärts zu bringen; bald feuerte die Infanterie, überdem in Unordnung gerathen, nur noch auf der Stelle, wo sie stand, auf den Feind, ohne weiter vorzurücken.

Das Feuer der russischen schweren Geschütze war man leider außer Stande, zu erwiedern, da die schweren Stücke des schwierigen Terrains und des tiefen Sandes halber nicht folgen konnten.

Auch ein auf Befehl des Königs um diese Zeit erfolgender Angriff der Cavallerie, welcher des engen Raumes halber nur mit zwei Regimentern zugleich erfolgen konnte, mißlang gänzlich. Die mit großer Bravour vorgehenden Reiterregimenter wurden mit verheerendem Kanonenfeuer empfangen, trafen auf Verschanzungen und Wolfsgruben und wurden endlich von der hervorbrechenden russischen Cavallerie völlig über den Haufen und auf die eigene Infanterie zurückgeworfen, deren Unordnung und Verwirrung sie dadurch nicht wenig vermehrte.

In diesem mißlichen Augenblicke — es war 6 Uhr Abends — brach plötzlich der General Laudon mit mehreren österreichischen Dragonerregimentern und berittenen Grenadieren, mit welchen er sich durch den später nach ihm benannten Grund unbemerkt der preußischen Stellung ge-

nähert hatte, in den Rücken und die Flanke der bereits verwirrt durch einander stehenden Infanterie ein und warf sie völlig auseinander. In wilder Flucht stiebten die Bataillone auseinander und vereitelten alle Anstrengungen ihrer Führer, sie wieder zum Stehen zu bringen; vergeblich warf sich selbst der König, alle Gefahr verachtend, in das wildeste Getümmel; ihm wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen; eine dritte Kugel traf ihn selbst und plattete sich an einem goldenen Etui in des Königs Westentasche ab; auch er vermochte das Schicksal des Tages nicht zu wenden.

Zwar versuchten noch hier und da einzelne Bataillone, den nun siegreich vordringenden Russen Widerstand zu leisten, zwar warf sich der Prinz von Würtemberg, nachdem Seydlitz bereits beim ersten Reiterangriff schwer verwundet worden, noch einmal mit dem Dragonerregiment Meinicke den Russen entgegen, aber vergebens; auch er wurde geworfen und Alles stürzte in der größten Zerstreuung bis über die Verhacke und in den Wald zurück. Der König selbst war einer der Letzten, welche das Schlachtfeld verließen; er schien den Tod zu suchen, denn mehrmals rief er verzweiflungsvoll aus: „Giebt es denn heute keine Kugel für mich?“ — Von den verfolgenden Kosaken umringt, gaben ihn seine Adjutanten bereits verloren und nur die Entschlossenheit, mit welcher der Rittmeister von Prittwitz ihn mit 100 Ziethen'schen Husaren aus dem Gedränge heraus hieb, rettete ihn vor Tod oder Gefangenschaft.

In wilder Flucht eilte die ganze preußische Armee, zum ersten Male alle Bande der Ordnung und Disciplin lösend, nach der Gegend von Bischoffee und von dort nach der Schiffbrücke von Reitwein zurück, woselbst noch ein geordnetes Corps von 7 Bataillonen stand; 89 Offiziere und 5969 Mann waren todt, 411 Offiziere und 10,676 Mann verwundet, 34 Offiziere und 1316 Mann gefangen, 172 Geschütze, 26 Fahnen und zwei Standarten, so wie sämmtliche im Anfange der Schlacht eroberte russische Geschütze in die Hände der Sieger gefallen. Unter den Opfern des Tages befand sich auch der als Dichter rühmlichst bekannte Major Ewald von Kleist, der Sänger des Frühlings. Beim Sturm auf eine Batterie schwer verwundet liegen geblieben, wurde der Unglückliche von Kosaken bis auf's Hemde ausgeplündert, erst am nächsten Morgen aufgefunden und nach Frankfurt gebracht, woselbst er nach einigen Tagen starb und von den in Frankfurt weilenden russischen Offizieren feierlich bestattet wurde. —

Der König hatte die Nacht nach der Schlacht in dumpfer Verzweiflung in einer halb zerstörten Bauernhütte am Ufer der Oder, nur von wenigen Adjutanten und Husaren bewacht, auf einem Bund Stroh liegend, zugebracht. Ihm schien mit dem Unglücke von Kunersdorf Alles verloren. Noch während der Nacht schrieb Friedrich für den Fall, daß er selbst den Feinden in die Hände fallen sollte, eine Instruction für den General von Fink, welche den Seelenzustand des Königs so charakteristisch kund giebt, daß wir diesen letzten Willen desselben hier anführen zu müssen glauben:

„Der General von Fink,“ schrieb der König, „kriegt eine schwere Commission; die unglückliche Armee, so ich ihm übergebe, ist

nicht mehr im Stande, mit den Russen zu schlagen; Haddik wird nach Berlin eilen, vielleicht Laudon auch. Geht der General von Fink diesen Beiden nach, so kommen die Russen ihm in den Rücken; bleibt er an der Oder stehen, so kriegt er den Haddik diesseit. Indessen ich glaube, daß wenn Laudon nach Berlin wollte, solchen könnte er unterwegs attakiren und schlagen. Solches, wenn es gut geht, giebt dem Unglück einen Anstand und hält die Sachen auf: Zeit gewonnen ist sehr viel in diesen desparaten Umständen. Die Zeitungen aus Torgau und Dresden wird ihm Cöper, mein Secretair, geben. Er muß meinem Bruder (Prinz Heinrich), den ich zum Generalissimus bei der Armee declariret, von Allem berichten. Dieses Unglück ganz wieder her zu stellen, gehet nicht an; indessen, was mein Bruder befehlen wird, das muß geschehen. An meinen Neveu (den Prinzen Friedrich Wilhelm, als König Friedrich Wilhelm II.) muß die Armee schwören. Dieses ist der einzige Rath, den ich bei denen unglücklichen Umständen zu geben im Stande bin. Hätte ich noch Ressourcen, so wäre ich dabei geblieben. — Friedrich."

Deutlich leuchtet aus dem Schlusse dieser Instruction die Absicht des Königs hervor, den Oberbefehl abzugeben oder vielleicht gar der noch beklagenswerthere Entschluß, den Sturz des Staates nicht zu überleben; wohl nicht mit Unrecht sagt man, der König habe in jenem Etui, welches ihm bei Kunersdorf das Leben gerettet, Gift bei sich getragen.

Auch der Brief des Königs an den Minister Graf von Finkenstein spricht für diese Annahme; er sagt demselben:

„Ich habe keine Hilfsquellen mehr und wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich halte Alles für verloren. Ich werde das Verderben meines Vaterlandes nicht überleben."

Der König fügte diesen Worten den Befehl hinzu, der Minister möge retten, was noch zu retten sei, die Königin solle sich nach Magdeburg begeben u. s. w. Die Commandanten von Dresden, Torgau und Wittenberg wurden benachrichtigt, daß sie auf keine Hilfe seitens des Königs mehr zu rechnen hätten; der König wies sie an, im Fall einer ernsten Belagerung durch möglichst günstige Capitulationen dem Vaterlande die Truppen und Kassen zu erhalten; leider sollte durch die allzu prompte Ausführung dieses Befehls, den Friedrich später gerne ungeschehen gemacht hätte, der schwer wiegende Verlust Dresden's herbeigeführt werden. —

So mochte wohl die Nacht vom 12. zum 13. August eine der düstersten in des großen Königs Leben sein; denn in der That war seine Sache ohne Rettung verloren, wenn Fürst Soltikof den glänzenden Sieg, den er erfochten, zu benutzen verstanden hätte oder Willens gewesen wäre.

Eine eifrige Verfolgung der geschlagenen und auseinander gesprengten preußischen Armee würde ein Sammeln derselben, wie es bereits am 13. geschah, völlig unmöglich gemacht, ja den größten Theil derselben wahrscheinlich n russische Gefangenschaft geführt haben. Aber Fürst Soltikof war selbst durch das eifrigste Zureden Laudon's hierzu nicht zu bewegen; sei es, daß er zufrieden war, nunmehr bereits den zweiten Sieg über das preußische Heer und jetzt sogar über den gefürchteten König von Preußen selbst er-

rungen zu haben; sei es, daß er in Wirklichkeit seine durch die Schlacht stark mitgenommenen Truppen keiner weiteren Anstrengungen fähig hielt; sei es endlich wirklich, wie einige Schriftsteller behaupten, daß er sich nach der Schlacht mit mehreren seiner Generale in der Siegesfreude einem Zechgelage hingegeben habe, über welches die Verfolgung verabsäumt worden sei.

Gewiß ist es, daß allein durch die völlige Unthätigkeit der Russen, welche übrigens bei Kunersdorf auch gegen 16,000 Mann eingebüßt hatten, die Rettung des Königs ermöglicht wurde.

Bereits am Morgen des 13. August sammelten sich um den König etwa 18,000 Mann seiner geschlagenen Armee, allerdings von allen Truppengattungen und Regimentern bunt durch einander gemengt, ohne Geschütze und Munition; aber bald war wieder Ordnung in die Schaaren gebracht; noch am 13. ging der König über die Oder zurück, schickte den General von Wunsch nach Fürstenwalde, um Haddik in seinem Vormarsche auf Berlin aufzuhalten, zog den General von Kleist aus Pommern heran, ließ in aller Eile aus Berlin, Stettin und Küstrin Geschütze herbeischaffen und sah sich so in wenigen Tagen bereits an der Spitze eines Heeres von 28,000 Mann, welches vor Eifer brannte, die erlittene Schlappe wieder gut zu machen.

Schon vier Tage nach der Schlacht marschirte Friedrich mit der Armee nach Fürstenwalde, um den General Laudon, welcher sich nach der Schlacht von den Russen getrennt und bei Frankfurt die Oder überschritten hatte, am Vordringen auf Berlin im Verein mit dem bei Müllrose angekommenen General Haddik zu verhindern.

Von Neuem war die Hoffnung auf eine bessere Wendung der Sache in der Brust des Königs erwacht, die alte Spannkraft des Geistes wieder in voller Stärke. Schon von Fürstenwalde schreibt er an den Prinzen Heinrich:

> „In dem Augenblick meiner ersten Nachrichten erschien mir Alles verzweifelt. Zwar ist die Gefahr sehr groß; aber so lange ich meine Augen offen habe, werde ich den Staat zu erhalten suchen, wie es meine Pflicht ist. Freilich kannst Du Dir leicht denken, daß die Martern der Verdammten nicht an das reichen, was ich in dieser grausamen Krise leide. Glücklich die Todten; sie sind geborgen vor allen Kümmernissen und Unruhen." —

Erst am 17. August ging die russische Armee nach Müllrose, vereinigte sich dort von Neuem mit den Generalen Laudon und Haddik und blieb 12 Tage lang unthätig im Lager stehen; erst am 29. August rückte sie bis in die Gegend von Beeskow vor, welche Stadt von Haddik besetzt wurde, marschirte einige Tage darauf nach Lieberose und stand auch dort bis zum 14. September der Armee des Königs, welche bei Trebatsch lagerte, ohne etwas zu unternehmen, gegenüber.

Die schon längst bestehende, jetzt aber zum heftigen Groll anschwellende Uneinigkeit zwischen Fürst Soltikof und dem Grafen Daun sollte dem Könige trefflich zu Statten kommen. Nicht mit Unrecht beschuldigte der Russe, stolz auf seine gewonnenen Schlachten, den Oesterreicher der Unthätigkeit und Unentschlossenheit und forderte, daß jener auch erst

zwei Schlachten gewinnen solle, ehe er von den russischen Truppen neue Anstrengungen fordern dürfe; Jener dagegen machte dem Fürsten einen Vorwurf daraus, daß er sich von Crossen aus nach Frankfurt gewendet habe, anstatt behufs seiner Vereinigung mit der österreichischen Hauptarmee nach der Lausitz zu marschiren. Vergeblich bemühten sich die beiden, bei den großen Armeen befindlichen französischen Bevollmächtigten, Graf Montazet beim Grafen Daun, so wie der Marquis von Montalembert im russischen Hauptquartier, das gute Einvernehmen beider Heerführer wieder herzustellen und wiesen nachdrücklich darauf hin, wie man den König von Preußen nur durch unausgesetzte Angriffe auf seine Armee zu besiegen hoffen dürfe und es zu gar nichts helfen könne, Festungen und Länder desselben zu besetzen. Es ist wohl mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der russische Feldherr von seinem Hofe die geheime Weisung hatte, sich ohne Noth in kein gewagtes Unternehmen mehr einzulassen; die zunächst folgenden Schritte des russischen Heeres nach langer Unthätigkeit wenigstens sprechen für diese Annahme.

Wenden wir uns jedoch, bevor wir diese weiter verfolgen, den inzwischen in Schlesien und Sachsen stattgefundenen Ereignissen zu.

Als der König am 5. Juli aus dem Lager von Landshut abmarschirte, erhielt der General Fouqué, welcher bisher Oberschlesien hatte decken müssen, den Befehl, die wichtigen von Böhmen nach Schlesien führenden Gebirgspässe in der Gegend von Landshut zu decken. Allerdings hatte Fouqué zu diesem schwierigen Auftrage nur 23 Bataillone und 20 Escadrons, während der ihm gegenüberstehende österreichische General Harsch, später an seiner Stelle der General von Deville, über eine viel bedeutendere Streitkraft verfügen konnte; aber Fouqué verstand es, den Befehl des Königs in sehr geschickter und erfolgreicher Weise auszuführen.

Als General Deville in Folge der Weisung des Grafen Daun am 16. Juli in der Richtung auf Liebau und Schömberg vorging und nach einem äußerst blutigen Gefechte mit dem preußischen General von Ramin bei Lindenau am 18. Juli den Durchmarsch nach Schweidnitz erkämpfte, woselbst er $1\frac{1}{4}$ Meile vor dieser Festung eine Stellung nahm, versperrte ihm General Fouqué durch die Besetzung der Punkte Conradwalde, Landshut und Friedland, also der drei Hauptstraßen, welche von Schweidnitz nach Böhmen führen, in sehr zweckmäßiger Weise den Rückzug. Vergeblich versuchte der österreichische General, durch den in seinem Heere entstehenden Mangel an Lebensmitteln bald zum Rückzuge nach Böhmen genöthigt, sich diesen erst bei Conradswalde, dann bei Friedland zu erkämpfen; er mußte sich endlich zu einem großen Umwege entschließen, um sich aus seiner gefährlichen Lage zu ziehen und erreichte nur mit großer Anstrengung und vielen, namentlich durch Desertion entstandenen Verlusten die feste Stellung bei Johannisberg und aus dieser in den ersten Tagen des Monat August wieder Trautenau. Wie groß die Noth der Oesterreicher gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß noch am 30. Juli, als die Armee bereits der Gefahr entgangen war, gegen 1000 Mann aus Mangel an Lebensmitteln zu den Preußen übergingen. Hätte man preußischerseits nicht versäumt, den Oesterreichern zuvor zu kommen und ihnen auf dem geraden Wege von Friedland über Braunau den Weg zu ver-

sperren, so würde das Deville'sche Corps wohl schwerlich gänzlicher Vernichtung entgangen sein. —

Den Prinzen Heinrich haben wir verlassen, als er in den letzten Tagen des Monats Juli den Oberbefehl über die in der festen Stellung von Schmottseifen versammelte Armee und damit zugleich die schwere Aufgabe übernahm, die kleine Armee des Königs, mit welcher dieser zur Bekämpfung der Russen nach Frankfurt eilte, vor der großen österreichischen Hauptmacht zu schützen. Graf Daun war, so wie er den Abmarsch des Königs erfuhr, mit 30,000 Mann seiner Armee schon am 30. Juli von Markliſſa aufgebrochen und über Görlitz, Rothenburg bis Pribus vorgegangen, während andere Corps bei Lauban und Rothenburg, so wie der General von Deville bei Markliſſa zurückblieben.

Als der Prinz im Lager von Schmottseifen Nachricht von der unglücklichen Schlacht von Kunersdorf erhielt, faßte er sofort den Entschluß, durch irgend eine Operation von seiner Seite der geschlagenen Armee wenigstens vor den Oesterreichen Luft zu machen. Er zog daher den General Fouqué von Landshut nach Schmottseifen heran und drang selbst mit 16 Bataillonen und 30 Escadrons bis Sagan vor, um mit dem Könige, welcher im Lager bei Fürstenwalde stand, in Verbindung zu treten. Bald überzeugte er sich jedoch, daß er bei der Stellung der feindlichen Armeen zwischen ihm und dem Könige, die Oesterreicher bei Sorau, die Russen bei Lieberose, seinen Zweck auf diesem Wege nicht werde erreichen können; er wendete sich daher am 4. September über Bunzlau nach Lauban und Görlitz, so die Magazine der Oesterreicher in der Oberlausitz bedrohend.

Dieser Marsch des Prinzen, in welchem Graf Daun so lange nur die Absicht erblickte, sich in das Lager von Schmottseifen zurückzuziehen, bis der Prinz wirklich in Friedland ein österreichisches Magazin zerstörte, bewog den Feldmarschall wirklich, am 9. September von Sorau bis Spremberg zurückzugehen und dort, und später bei Bautzen eine Stellung zu nehmen, von welcher aus er nach den Umständen entweder nach Sachsen oder nach Schlesien operiren konnte. Fürst Soltikof aber war über diese abermalige rückgängige Bewegung der Oesterreicher so erzürnt, daß er unter dem Vorwande, es fehle ihm an Proviant, die Absicht aussprach, die russische Armee gänzlich nach Polen zurückzuführen; nur mit Mühe ließ er sich zu einer Bedrohung Schlesiens bewegen, von welcher gleich die Rede sein wird. —

Wir betrachten nunmehr die Operationen der Reichsarmee gegen das völlig von preußischen Truppen entblößte Sachsen. Dieselbe brach, ohne den geringsten Widerstand zu finden, am 13. Juli über Erfurt und Weimar in das Kurfürstenthum ein, erreichte am 1. August Naumburg und besetzte Leipzig und Wittenberg, beides zu jener Zeit unhaltbare und nur schwach mit unsicheren Truppen besetzte Plätze, deren Garnisonen bereitwilligst freier Abzug bewilligt wurde. Weniger leicht wurde den Reichstruppen die Einnahme von Torgau. In diesem zu jener Zeit nur mit einer schwachen Mauer und einem flüchtig aufgeworfenen Wall versehenen Orte war der brave Oberst von Wolffersdorf mit zwei schwachen Bataillonen und 50 Reitern zurückgeblieben; er schloß mit dem General Kleefeld, welcher am 10. August mit 4—5000 Mann vor der Stadt erschien,

zunächst einen kurzen Waffenstillstand, zog während desselben die Besatzung von Wittenberg an sich heran und wies nun am 11. August und den folgenden Tagen wiederholte Stürme mit großer Tapferkeit und Umsicht ab.

Erst als die brave Garnison sich am fünften Tage völlig verschossen hatte, schloß Wolffersdorf eine Capitulation ab, welche der Garnison mit allen Geschützen und Vorräthen freien Abzug gestattete; er marschirte mit seinen Truppen zuerst nach Wittenberg, von dort aber in Folge eines Befehls des Königs nach Potsdam.

Hierauf richtete die Reichsarmee ihre Anstrengungen gegen das allein noch in preußischen Händen befindliche Dresden. Gelang die Einnahme dieser wichtigen Stadt, welche nur von sieben schwachen und unsicheren Bataillonen unter dem General Graf Schmettau vertheidigt wurde, so war damit die Eroberung von ganz Sachsen so gut als vollendet. Es wurde daher von Daun die Reichsarmee durch mehrere österreichische Corps unter den Generalen Wehla, Brentano und Macquire verstärkt und in den letzten Tagen des Monat August Dresden auf allen Seiten eingeschlossen, während etwa 10—12,000 Mann Reichstruppen bei Leipzig stehen blieben, um etwaige Versuche zum Entsatz Dresden's abzuweisen, und endlich Graf Daun selbst in einer überaus künstlichen Aufstellung bei Marklissa über Naumburg am Queiß-Fluß, so wie von Pribus nach Müllrose, sowohl den König wie den Prinzen Heinrich verhindern wollte, die Belagerung Dresden's zu stören.

Die erste Aufforderung des Prinzen von Zweibrücken zur Uebergabe der Stadt wies Graf Schmettau mit derselben Entschlossenheit und Festigkeit ab, durch welche er sich in dem verflossenen Feldzuge so rühmlich ausgezeichnet hatte; auch als der Prinz die Stadt mehrere Tage ohne sonderliche Wirkung beschoß und dann die Aufforderung mit der Drohung wiederholen ließ, er werde im Weigerungsfalle die Stadt Halle und die dortigen Salinen verbrennen, erwiderte Graf Schmettau sehr energisch: er sei beauftragt, Dresden und nicht Halle mit seinen Salinen zu vertheidigen, räumte der Schwäche der Garnison halber die Neustadt Dresden's, brannte die Ostervorstadt ab und schien entschlossen, die Altstadt auf's Aeußerste zu vertheidigen.

Leider erhielt indessen der General am 25. August, also erst 13 Tage nach der unglücklichen Schlacht von Kunersdorf, zu einer Zeit, wo das Schicksal des Königs bereits längst wieder eine bessere Wendung genommen hatte, den gleich nach der Schlacht geschriebenen unglücklichen Brief des Königs, worin dieser ihm bestimmt befahl, durch eine möglichst vortheilhafte Capitulation die Garnison, die Kriegskassen, Vorräthe, Geschütze u. s. w. zu retten.

Schmettau, Alles verloren sehend und ohne jegliche Kenntniß davon, daß schon vom Lager von Fürstenwalde aus der General von Wunsch im Anmarsche auf Sachsen sei, um ihn zu befreien, glaubte nunmehr nur streng den Befehlen seines Königs nachkommen zu müssen, und schloß am 4. September, Abends 9 Uhr, eine Capitulation ab, in welcher allen seinen Forderungen mit der größten Bereitwilligkeit nachgekommen wurde. —

Eben diese Bereitwilligkeit aber hätte den General mißtrauisch machen müssen; sie mußte ihn bei einiger Vorsicht auf den Gedanken bringen, daß seine Gegner Kenntniß hatten von Ereignissen, welche ihm selbst unbekannt geblieben waren, welche aber seine Lage gar nicht als so gefährlich erscheinen ließen.

Leider begnügte sich der General, dem Könige Alles das gerettet zu sehen, was dieser selbst als wichtig bezeichnet hatte, unter anderen die nicht weniger als $5^1/_2$ Millionen Thaler enthaltende Kriegskasse, unterzeichnete den Vertrag und räumte noch am Abende die Elbbrücke, so wie das Pirnaische Thor den Kaiserlichen Truppen ein. An demselben Tage war General von Wunsch, verstärkt durch die von Wittenberg und Torgau abgezogenen Garnisonen, in Großenhain, etwa sechs Meilen von Dresden, angekommen, nachdem er mit leichter Mühe die Reichstruppen aus Torgau und Wittenberg vertrieben, sich aber leider bei seinem weiteren Vormarsch auf Dresden, um schweres Geschütz abzuwarten, einige Tage bei Torgau aufgehalten hatte. Die Kenntniß von der Nähe des Generals von Wunsch war es in der That, welche den Herzog von Zweibrücken zu so großer Nachgiebigkeit bewogen hatte. Der sonst überaus thätige Wunsch machte am folgenden Tage noch einen Versuch zur Rettung Dresdens, rückte am 5. September gegen die Neustadt vor und griff die Oesterreicher unter Macquire an; als er aber aus Dresden keine Nachrichten erhielt, gab er den Angriff in der Voraussetzung, daß die Capitulation bereits erfolgt sein müsse, auf und ging bis Großenhain zurück.

Am Morgen des 5. September erhielt Graf Schmettau einen zweiten Brief des Königs, am 25. August in Fürstenwalde geschrieben, worin der König dem General schreibt, daß er binnen Kurzem Hilfe von Torgau aus zu erwarten habe und daß er ihm unter den gegenwärtigen Umständen keinen größeren Dienst leisten könne, als durch die Behauptung Dresdens. Dieser Brief sowohl, wie die Annäherung des Generals von Wunsch, welche an diesem Tage dem Commandanten nicht mehr unbekannt sein konnte, hätten den sonst so entschlossenen General unbedingt zu einem anderen Entschlusse bringen müssen; an einem gültigen Vorwande, die bereits geschlossene Capitulation zu brechen, konnte es ihm um so weniger fehlen, als auch die Oesterreicher nicht alle Punkte derselben inne gehalten und unter anderen die versprochenen Vorspannpferde nicht gestellt hatten. Aber der General, durch die sich drängenden Ereignisse verwirrt gemacht, vermochte keinen kühnen Entschluß mehr zu fassen und setzte der Aufforderung vieler über die bevorstehende Schmach empörten Offiziere hartnäckige Weigerung entgegen. Leider führte diese Uneinigkeit in der Garnison am Morgen des 6. September zu einem beklagenswerthen, blutigen Ereignisse.

Der Vicecommandant, Oberst Hoffmann, welcher besonders lebhaft die Ansicht vertrat, man müsse die Stadt bis auf's Aeußerste vertheidigen, faßte den Entschluß, erforderlichen Falls auch gegen den Befehl Schmettau's, die Stadt zu retten. Er erschien am Morgen des 6. zu Pferde vor der Hauptwache, forderte den Offizier derselben, Capitain von Sydow, auf, ihm mit den Wachtmannschaften gegen den Feind zu folgen und ihn von der Elbbrücke zu vertreiben. Als Sydow sich weigerte, feuerte der Obrist

ein Pistol auf ihn ab, und sank gleich darauf, von mehreren Schüssen, welche indessen ohne Befehl des Offiziers abgefeuert worden waren, entseelt vom Pferde.

Die Capitulation wurde nunmehr ausgeführt, jedoch nicht, ohne daß seitens des Feindes mehrere Bedingungen gröblich verletzt und die preußischen Soldaten beim Abmarsch auf's Unwürdigste beleidigt wurden; nur mit Mühe rettete General Schmettau sogar die Geldwagen, konnte indessen nicht verhindern, daß gegen die Bestimmungen des Vertrages die Pontons und mehrere Magazine in die Hände des Feindes fielen.

Der König war über die Uebergabe Dresden's in hohem Grade erzürnt, er tadelte den General Schmettau streng über sein Verfahren und schrieb ihm eigenhändig:

> „Es sei ihm (Schmettau) passirt, was des Königs Generalen gewöhnlich begegnete, nämlich daß sie im Augenblicke, wo es nöthig sei, die Besonnenheit verlören." —

Der sonst so verdiente General wurde in Ungnaden des Dienstes entlassen und trotz vielfacher Bitten nicht wieder angestellt.

Ueber den Vorfall mit dem Oberst Hoffmann, dessen Verfahren der König völlig billigte, so daß er auf die Behauptung, Hoffmann sei betrunken gewesen, unwillig erwiderte:

> „Wenn er betrunken war, so hätte ich wohl gewünscht, daß der Gouverneur und die ganze Garnison es auch gewesen wären, damit sie ebenso gedacht hätten wie er,"

wurde ein Kriegsgericht eingesetzt, der Offizier der Wache zu mehreren Monaten Festung verurtheilt, dann aber ebenfalls aus dem Dienste entlassen. —

Allerdings mußte der Verlust Dresden's dem Könige um so empfindlicher sein, als schon in der nächsten Zeit die Ereignisse bei seiner eigenen Armee eine Wendung nahmen, welche ihn für diesen Feldzug gänzlich von den Russen befreien und ihm somit freie Hand gegen Daun und die Reichsarmee lassen sollte.

Wir haben die russische Armee zuletzt im Lager bei Lieberose verlassen, woselbst Fürst Soltikof, ärgerlich über Daun's Zögern und über die Nichterfüllung der ihm gemachten Versprechungen, nun auch seinerseits unthätig bis zum 14. September dem Könige gegenüber stehen blieb. Der Zorn der Russen steigerte sich, wie wir gesehen haben, als Daun die rückgängige Bewegung über Spremberg nach Bautzen machte, als die Armee anfing, Mangel an Lebensmitteln zu leiden und Graf Daun sein Versprechen, den Unterhalt der russischen Armee durch Magazine zu sichern, beim besten Willen zu halten außer Stande war. Unwillig hatte Fürst Soltikof auf das Anerbieten Daun's, Geld an Stelle der Verpflegung zu zahlen, erwidert: „Die Russen essen kein Geld." —

Durch die Bemühungen Montalembert's war es endlich dahin gebracht worden, daß Soltikof sich bereit erklärte, gegen Glogau vorzugehen, wenn ihm vom österreichischen Heere außer dem bereits bei ihm befindlichen Laudon noch ein Corps von 10,000 Mann zur Unterstützung geschickt würde.

Graf Daun hatte eingewilligt; demgemäß war die russische Armee am 15. September aufgebrochen, vereinigte sich am 19. September in Christianstadt mit dem österreichischen Corps des Generals Campitelli von 10,000 Mann und erreichte am 23. September Freistadt, fünf Meilen vor Glogau. Aber dem wachsamen Könige war die Bewegung des russischen Heeres nicht entgangen; in Eilmärschen zog er mit seiner nur 24,000 Mann starken Armee über Lübben, Betschau, Kottbus, Sorau gegen Glogau heran und erreichte an demselben Tage, wo die Russen in Freistadt einrückten, bereits Neustädtel; er stellte sich ihnen am 25., als sie dennoch den Versuch machten, auf Glogau vorzugehen, auf den Höhen vor den Dörfern Bauzen und Zabelwitz entgegen und bewog sie dadurch, ihr Project auf Glogau völlig aufzugeben und in der Gegend von Karolath auf das rechte Oderufer zurück zu gehen.

Um sie zu verhindern, etwa von hier aus Glogau anzugreifen, ging auch der König mit etwa 10,000 Mann durch Glogau und bezog bei Rabsen ein verschanztes Lager. Aber die Russen schienen mit dem vereitelten Versuch auf Glogau die Lust am Kriege für's Erste völlig verloren zu haben; nachdem sie den ganzen October hindurch sich in der Gegend von Glogau aufgehalten hatten und ein zu Anfang November unternommener Versuch, sich Breslau zu nähern, an der Wachsamkeit des Königs gescheitert war, überschritten sie, und General Laudon mit ihnen, am 24. November die polnische Grenze und lagerten sich bei Bojanowo. Später setzten sie ihren Marsch in's Innere von Polen fort und betraten in diesem Feldzuge nicht wieder die preußischen Staaten. Die Armee des Königs wurde mithin zur anderweitigen Verwendung in Sachsen und Schlesien disponibel; der König sendete einen Theil derselben nach Schlesien zur Unterstützung des Generals Fouqué, während der Rest unter dem General von Hülsen zur Armee des Prinzen Heinrich aufbrach. Der König selbst, heftig am Podagra erkrankt, ließ sich zu seiner Wiederherstellung nach Glogau bringen und traf erst kurz vor den bedeutenden Ereignissen in Sachsen, welche wir noch zu erzählen haben, bei der Armee wieder ein. Hier sei nur noch erwähnt, daß der General Schmettau mit etwa 8500 Mann vom Könige nach Trachenberg entsendet worden war, um den General Laudon zu beobachten, wenn er sich etwa von den Russen trennen sollte, so wie ihn von Schlesien abzuhalten. Schmettau vollzog diesen Auftrag mit vielem Geschick, stellte sich Laudon bei Militsch entgegen und zwang ihn, auf einem großen Umwege über Czenstochau und Krakau sich nach Mähren zurückzuziehen. —

Wir wenden uns nunmehr wieder den Ereignissen in Sachsen zu.

Inzwischen hatte die bisherige völlige Unthätigkeit des Grafen Daun, welcher in dem ganzen Feldzuge sich auch noch nicht an einer einzigen Action von Bedeutung betheiligt hatte, doch endlich den Unwillen des Wiener Hofes gegen diese Art der Kriegführung rege gemacht. So günstig man auch am Kaiserlichen Hofe für den Feldmarschall gestimmt war, dessen Gemahlin überdem zu den vertrautesten Damen der Kaiserin gehörte, so war doch andrerseits auch eine große Partei am Hofe vorhanden, welche die schleppende und kraftlose Kriegführung Daun's bitter tadelte und die beißendsten Bemerkungen darüber machte, und, was noch schlimmer war,

auch im Publicum verbreitete. Erhielt doch die Gräfin Daun eines Tages anonym ein Packet mit einem Schreiben zugesendet, mit der Bitte, den Inhalt des Packets recht bald ihrem Gemahl zuzustellen, und als sie neugierig das Packet öffnete, fand sie darin eine sehr zierlich gearbeitete seidene — Schlafmütze. So entschloß man sich denn in Wien zu der ernstlichen Weisung an den Feldmarschall, von nun an thatkräftiger in die Ereignisse einzugreifen als bisher.

Graf Daun glaubte hierzu keinen geeigneteren Zeitpunkt finden zu können, als den, wo der König mit seiner Armee nach Schlesien aufgebrochen war, um diese Provinz und zunächst Glogau vor den Russen zu schützen. (Mitte September.) Er faßte daher den Entschluß, jetzt, wo der König außer Stande war, ihn zu unterstützen, mit seiner ganzen Macht über den noch immer bei Görlitz stehenden Prinzen Heinrich herzufallen und ihn aus der Oberlausitz nach Schlesien zu werfen; er brach zu diesem Behufe am 23. September von Bautzen auf und ging bis Reichenbach vor, von wo aus er die preußische Stellung auf der Landskrone bei Görlitz recognoscirte und die Disposition für den zum folgenden Morgen festgesetzten Angriff entwarf. Er war jedoch nicht wenig verwundert, die preußische Armee am andern Tage wie durch Zauberei verschwunden zu sehen. Der Prinz war des Abends bereits von Görlitz abmarschirt und hatte durch einen forcirten Marsch über Rothenburg und Hoyerswerda (10 Meilen in $1^1/_2$ Tagen) nicht allein die linke Flanke der österreichischen Armee völlig umgangen, sondern auch in Hoyerswerda den General Wehla ganz unerwartet angegriffen, ihm große Verluste beigebracht und ihn selbst mit 1800 Mann gefangen genommen. So schlecht hatten die österreichischen leichten Truppen aufgepaßt, daß Graf Daun erst mehrere Tage später erfuhr, wohin die Armee des Prinzen eigentlich marschirt sei.

Der Prinz aber hatte, nachdem er den beabsichtigten Uebergang über die Elbe zwischen Strehla und Meißen wegen Mangels an Pontons hatte aufgeben müssen, sich nach Torgau gewendet, dort den Fluß überschritten und vereinigte sich am 4. October bei Strehla mit dem Corps des Generals von Fink, welcher mit dem General von Wunsch zusammen den Reichstruppen Leipzig entrissen und sich dann einem drohenden Angriff von Seiten der Reichsarmee und des Grafen Daun von verschiedenen Seiten her durch einen äußerst geschickten Marsch glücklich entzogen hatte. Die Armee des Prinzen zählte nach dieser Vereinigung etwa 47,000 Mann.

Graf Daun hatte sich genöthigt gesehen, seinem ihm so geschickt entschlüpften Gegner zu folgen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, Sachsen wieder verloren gehen zu sehen. Er ging daher, so wie er die Marschrichtung des Prinzen mit Sicherheit in Erfahrung gebracht, in Eilmärschen über Bautzen nach Dresden, überschritt daselbst am 29. September die Elbe, vereinigte sich mit der Reichsarmee und versuchte am 2. October den bei Meißen stehenden General Fink von allen Seiten anzugreifen und zu vernichten. Allein es ging dem Feldmarschall am 2. October mit dem General von Fink genau so, wie am 24. September mit dem Prinzen Heinrich bei Görlitz; als am 2. October die Colonnen gegen die preußische Stellung zum Angriff vorgingen, waren die Preußen verschwunden und der Feldmarschall sah sich genöthigt, durch laute Bewunderung der Ge-

schicklichkeit, mit welcher sich Fink der Gefahr entzögen, den Unmuth über die eigene Saumseligkeit zu verdecken.

Noch immer wagte Graf Daun trotz der energischen Befehle seines Hofes und trotz seiner großen Uebermacht (das österreichische Heer zählte ohne die Reichsarmee und ohne die leichten Truppen 50—55,000 Mann) es nicht, den Prinzen Heinrich offen anzugreifen; er fand es für gerathener, ihn durch geschickte Manöver als durch eine Schlacht aus Sachsen herauszudrängen.

Zu diesem Zwecke ging das österreichische Heer in mehreren Colonnen die Elbe abwärts gegen den auf dem Dürrenberge bei Klanschwitz stehenden, mit dem linken Flügel an die Elbe gelehnten Prinzen Heinrich vor, gefährdete durch Detachirungen von Oschatz aus den rechten Flügel desselben und bewog dadurch den Prinzen in der That, bis Torgau zurückzuweichen, woselbst dieser am 17. October zwischen der Stadt und dem Dorfe Siptitz eine feste Stellung nahm. Um ihn in dieser Stellung völlig einzuschließen, detachirte der Feldmarschall mehrere Corps in Flanke und Rücken des Prinzen, so den Herzog von Ahremberg nach Domitzsch, 2 Meilen hinter Torgau, den General Gemmingen nach Düben, zog ferner die bisher unthätig im Plauen'schen Grunde stehenden Reichstruppen theilweise nach Großenhain heran und rückte selbst bis Schilda vor, wo er mit der Hauptarmee ein Lager bezog und eifrig an der Befestigung desselben arbeiten ließ.

Aber der Prinz zerriß das sich um ihn legende Netz sehr rasch und kräftig. Während der General Fink dem Herzog von Ahremberg auf dem linken Ufer der Elbe nach Domitzsch folgte und ihn in der Front festhielt, eilte General von Wunsch auf dem rechten Elbufer nach Wittenberg, überschritt dort die Elbe und griff den Herzog im Rücken an. Das Corps des Herzogs wurde durch die Tapferkeit, mit welcher namentlich im günstigen Augenblick die preußische Reiterei einhieb, größtentheils zerstreut und floh in wilder Unordnung nach Eilenburg zurück, 1 General, 29 Offiziere und 1400 Mann fielen in die Hände der Sieger. Das bloße Erscheinen des Generals Wunsch auf dem rechten Elbufer hatte schon hingereicht, die erschrockenen Reichstruppen zum eiligen Rückzuge über die Elbe zu bewegen, und stellten sich diese nun, vor jeder Gefahr völlig gesichert, bei Riesa auf; General von Fink und mit ihm das kleine Corps des Generals Wunsch aber rückten bis Düben vor.

Der Plan des Feldmarschalls Daun, den Prinzen bei Torgau einzuschließen, war demnach vereitelt; und als Graf Daun zu dieser Zeit die Nachricht erhielt, daß die Russen nach Polen marschirt seien, der General Hülsen aber mit etwa 10—12,000 Mann sich in Eilmärschen der Elbe nähere, bewogen ihn diese Umstände, am 5. November sein Lager bei Schilda zu verlassen und sich mehr nach Dresden zurückzuziehen. Prinz Heinrich folgte ihm bis in die Gegend von Lommatzsch, wo er sich am 8. November mit Hülsen vereinigte; er drängte ihn, durch den General von Fink über Döbeln nach Nossen die linke Flanke der Oesterreicher bedrohend, am 13. November bis in die feste Stellung von Wilsdruf, $2\frac{1}{2}$ Meilen westlich von Dresden, zurück.

Am 14. traf der von der Gicht völlig wieder genesene König bei der Armee ein und brachte noch an demselben Tage der österreichischen Nach-

hut bei dem Dorfe Körgis empfindliche Verluste bei. Daun ging in die feste Stellung im Plauen'schen Grunde zurück; der König dagegen besetzte Wilsdruf.

Den Feldmarschall in seiner außerordentlich festen Stellung angreifen zu wollen, würde zu sicherem Verderben geführt haben; der König faßte daher den Entschluß, durch Detachirung eines größeren Corps in den Rücken der österreichischen Armee diese um ihre Verbindung mit Böhmen besorgt zu machen, die Lebensmitteltransporte derselben auf ihrem Wege von Böhmen aufzufangen und dadurch den vorsichtigen Daun zum Rückzuge zu bewegen.

Er befahl zu dem Ende dem General von Fink, mit seinem ganzen Corps nach Dippoldiswalde zu marschiren und von dort aus gegen den Rücken der Oesterreicher zu operiren. Vergeblich eilte Fink, das Gefährliche dieses Auftrags einsehend, selbst in das Hauptquartier des Königs und machte diesem lebhafte Vorstellungen; der König wies ihn kurz mit den Worten ab:

„Er weiß, daß ich die Difficultäten nicht leiden kann, mach' Er, daß Er fortkommt",

und Fink sah sich, das kommende Unglück voraussehend, schweren Herzens genöthigt, den Befehl des Königs auszuführen.

Er marschirte am 16. November bis Dippoldiswalde, trieb ein dort stehendes Detachement der Reichsarmee auf der Straße nach Dresden zurück und ging am 17. bis Maxen vor; auf besonderen Befehl des Königs mußte er auch ein bei Dippoldiswalde stehen gebliebenes Detachement von 4 Bataillonen und 6 Escadrons, welches seine Verbindung mit dem Könige unterhalten sollte, nach Maxen heranziehen; auch diese Truppen wurden somit bis auf 3 zurückbleibende Escadrons Husaren in das folgende Unglück verflochten. —

Auch dem Grafen Daun war indessen das Gefährliche der Lage des Generals von Fink nicht entgangen; aufgestachelt durch das eifrige Zureden des Grafen Montazet, welcher ihm wie bei Hochkirch die Sicherheit des Erfolges überzeugend nachwies, beschloß er, das schwache Corps Fink's von allen Seiten einzuschließen, mit Uebermacht anzugreifen und zu vernichten.

Noch als sich bereits die feindlichen Corps von verschiedenen Seiten her gegen ihn in Bewegung setzten, berichtete General von Fink darüber an den König; es scheint jedoch, daß dieser Brief nicht in die Hände des Königs kam; denn Fink erhielt noch am Abend des 18. November ein Schreiben Friedrich's, worin auf seine Meldung gar kein Bezug genommen war, sondern ihm einfach alle Dispositionen und nöthigen Anstalten überlassen wurden. In einer Nachschrift fanden sich von des Königs eigener Hand die Worte:

„Er wird entweder mit den Reichern (Reichstruppen) oder mit Sincère einen Gang haben." —

Fink, welcher sich noch hätte retten können, sah unglücklicher Weise in den letzten Worten einen Befehl des Königs, dem Gefechte nicht auszuweichen und am folgenden Tage war das Netz um ihn bereits zusammengezogen, das Unglück unvermeidlich geworden.

An diesem Tage, den 19. November, hatte der österreichische General Sincere mit 25,000 Mann Dippoldiswalde erreicht, dasselbe mit 5 Bataillonen besetzt und war mit den übrigen Truppen in der Richtung auf Maxen weiter marschirt. Auf der Straße von Dresden nach Maxen stand der General Brentano mit leichten Truppen, sowie der Prinz Stolberg mit etwa 10,000 Mann von der Reichsarmee bei Burkerswalde, östlich von Maxen; 3800 Mann unter den Generalen Palfy und Kleefeld endlich waren nach Dohna entsendet. Etwa 40,000 Mann waren demnach aufgeboten, um das kleine Corps des Generals Fink, welches nur 9—10,000 Mann Infanterie, 3500 Reiter und 70 Geschütze zählte, zu vernichten.

Und dennoch wäre ein anderer, besserer Erfolg möglich gewesen, wenn der sonst so umsichtige und besonnene Fink, ohne Schuld in die gefährliche Lage versetzt, in welcher er sich befand, in derselben nicht den Kopf verloren und mit genügender Umsicht das äußerst schwierige Terrain, besonders die nach Maxen führenden fast unzugänglichen Engpässe von Rheinhardsgrimma, besetzt hätte. An demselben Tage, wo sich Fink bei Maxen schlug, am 20. November, hatte der König ihm den General Hülsen mit 8000 Mann zu Hilfe gesendet, welcher indessen der schlechten Wege halber erst am 21. bei Dippoldiswalde eintraf und, als er dort die Nachricht von der Capitulation Fink's erhielt, umdrehte und nach Freiberg rückte. Bei zweckmäßigeren Maßregeln des Generals wäre es sehr wohl möglich gewesen, den Feind bis zur Ankunft Hülsen's hinzuhalten, und das Erscheinen eines preußischen Corps im Rücken der Oesterreicher dürfte leicht der Sache eine völlig andere Wendung gegeben haben.

So aber vertheidigte sich der General von Fink zwar, als er am Morgen des 20. November von allen Seiten angegriffen wurde, mit großer Hartnäckigkeit und Entschlossenheit; aber er sah sich, allmählich fast aller Artillerie beraubt, immer mehr zum Zurückweichen genöthigt, hatte am Abend fast $^1/_3$ seines ganzen Corps verloren und fand sich von allen Seiten vom Feinde umringt. Nur dem General von Wunsch war es gelungen, das Defilé von Dohna bisher gegen die Reichsarmee zu vertheidigen; auch dieser letzte noch mögliche Weg zur Rettung wurde am Abend durch den Grafen Daun von Schmorsdorf aus versperrt.

Unter diesen traurigen Umständen schloß General von Fink am Morgen des 21. November mit dem Grafen Daun eine Capitulation ab, nach welcher das ganze Corps desselben, 9 Generale, 549 Offiziere, 10—12,000 Soldaten, sich als kriegsgefangen den Siegern ergab. Auch General von Wunsch, welcher mit der Reiterei sich bereits in früher Morgenstunde vom Fink'schen Corps getrennt hatte, wurde in die Capitulation mit eingeschlossen, mußte auf Fink's Befehl wieder umdrehen und theilte das Loos desselben. 71 Geschütze, 44 Munitionswagen, 4 Pauken, 96 Fahnen und 24 Standarten fielen außerdem in die Hände der Oesterreicher.

Noch ein, wenn auch kleineres Unglück traf den König kurze Zeit nach der Katastrophe von Maxen. General von Dierecke, welcher beim Vormarsche der Armee auf Dresden zur Beobachtung des rechten Elbufers mit 4 Bataillonen und 10 Escadrons daselbst zurückgelassen worden war, sah sich am 3. December von dem österreichischen General Beck, der sich

von Zittau her der Elbe genähert hatte, plötzlich in der Gegend von Meißen mit Uebermacht angegriffen und gerieth nach heftiger Gegenwehr mit 1500 Mann in Gefangenschaft, da der starke Eisgang auf der Elbe die Einschiffung seiner Truppen verhinderte*).

Nach so unglücklichen Ereignissen konnte der König bei der ohnehin bald eintretenden großen Winterkälte an eine Vertreibung Daun's aus Sachsen für dieses Jahr um so weniger denken, als sein eignes Heer auf 24,000 Mann zusammengeschmolzen war. Er verlegte daher seine Truppen hinter dem festen Lager von Wilsdruf in die Winterquartiere; doch mußten trotz der Kälte alle Tage mehrere Bataillone das Lager besetzen, zu großem Mißvergnügen der Oesterreicher, welche die Winterquartiere in den Ortschaften hinter dem Plauen'schen Grunde bezogen hatten und dadurch zu gleichen Vorsichtsmaßregeln genöthigt wurden.

Am 25. December traf der Erbprinz von Braunschweig mit einem Corps von 8—10,000 Mann bei der Armee ein, welches der Herzog von Braunschweig, auf dessen Operationen während des verflossenen Feldzuges wir noch einen flüchtigen Blick werfen, dem Könige geschickt hatte, um die Lücken in seinem Heere einigermaßen wieder auszufüllen.

Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte auch in dem Feldzuge des Jahres 1759 die schwere Aufgabe, mit einer äußerst bunt zusammengesetzten und mit allem Nothwendigen, namentlich schwerem Geschütz nur äußerst spärlich versehenen Armee, welche im Laufe des Winters mit der größten persönlichen Aufopferung des Herzogs selbst auf etwa 70,000 Mann mit 77 schweren Geschützen von 10 verschiedenen Kalibern, sowie 130 leichten Kanonen gebracht worden war, Westphalen und Hannover gegen mehrere überlegene Heere der Franzosen, sowie gegen die Reichstruppen zu vertheidigen.

Marschall Contades, mit der französischen Hauptarmee von 50,000 Mann zwischen dem Niederrhein und der Maas stehend, und die festen Plätze am Rhein, insbesondere die wichtige Festung Wesel stark besetzt haltend, bedrohte jeden Augenblick Westphalen mit einem Angriff; wollte aber der Herzog sich diesem entgegenstellen, so war er außer Stande, zu verhindern, daß die zweite französische Armee unter dem Prinzen von Soubise, später unter dem Herzog von Broglio, welche seit dem 2. Januar Frankfurt am Main besetzt hatte, nach Hessen vorrückte und von dort aus Westphalen und Hannover bedrohte. Diese letzte Unternehmung konnte durch die Mitwirkung der in Franken stehenden Reichsarmee um so gefährlicher werden; auch hatte die französische Regierung während der Winterruhe die größten Anstrengungen gemacht, ihre Heere zu ergänzen und zu einer energischen Fortsetzung des Krieges auszurüsten.

Indessen der Herzog verstand die Kunst, mit verhältnißmäßig geringen Mitteln einen Vertheidigungskrieg gegen überlegene Kräfte zu führen, meisterhaft, hatte dies schon im Feldzuge von 1758 bewiesen und legte auch in dem neuen Feldzuge überzeugende Proben seiner Meisterschaft als Feldherr ab.

---

*) General von Fink wurde später vor ein Kriegsgericht gestellt und aus dem Dienste entlassen. — Er trat zur dänischen Armee über.

Schon während des Winters hatte der Herzog die Gefahr gefühlt, welche für die seinem Schutz anvertrauten Länder aus der Stellung der Soubise'schen Armee zwischen der Lahn und dem Main, sowie der Reichstruppen in Franken erwuchs; er hatte daher eine Expedition, welche die erstere über den Rhein treiben sollte, schon zu jener Zeit (December 1758) beschlossen gehabt und den König dringend gebeten, dieselbe durch Detachirung eines Corps aus Sachsen gegen den oberen Main zu unterstützen; des Königs eigene schwierige Lage erlaubte ihm jedoch nicht, sich durch Detachirungen zu schwächen und die Sache hatte deshalb unterbleiben müssen.

Als jedoch die Reichstruppen im Monat März sich von Neuem in Hessen ausbreiteten und auch die Armee des Herzogs von Broglio ein Corps nach Fulda, ein zweites nach Marburg entsendete, da mußte der Herzog befürchten, daß diese Bewegungen zu einem vereinigten Angriff auf den Prinzen von Isenburg, welcher mit nur 8—9000 Mann Hessen decken sollte, und zum Verluste seiner großen Magazine in Cassel und Münden führen könnten. Er entschloß sich daher, als der König seine Bitte um Unterstützung dieses Angriffs abermals zurückwies, selbst und ohne Hilfe ein Unternehmen gegen Hessen auszuführen; die völlige Ruhe, welche bis zu dieser Zeit bei der französischen Hauptarmee am Niederrhein herrschte, bestärkte ihn in seinem Vorhaben.

Demgemäß versammelte der Herzog von Braunschweig in den ersten Tagen des Monats April etwa 30,000 Mann seines Heeres in der Gegend von Fulda, ließ in dieser Stadt zum Schutze der daselbst angelegten Magazine gegen die Reichstruppen 2000 Mann stehen und brach am 10. April in drei Colonnen gegen die am Main stehende französische Armee auf.

Anstatt diese aber, wie der Herzog gehofft hatte, durch sein schnelles Vordringen zu überraschen und zu schlagen, noch ehe sie concentrirt war, fand er dieselbe am 13. April bei der Stadt Bergen, $1^1/_2$ Stunde von Frankfurt, 45,000 Mann stark mit 51 schweren Geschützen in vortrefflicher Stellung in Schlachtordnung aufgestellt.

Der Herzog griff die feindliche Stellung an, obgleich er außer den leichten Bataillonskanonen nur 2 Sechspfünder und 1 Haubitze bei sich hatte und sein übriges schweres Geschütz erst gegen Abend eintreffen konnte; aber alle Tapferkeit seiner Truppen scheiterte an der großen Ueberlegenheit des Feindes, an der Hartnäckigkeit, mit welcher derselbe die Stadt Bergen selbst und die um dieselbe gelegenen Gärten und Hecken vertheidigte und an dem bereits berührten gänzlichen Mangel an schwerer Artillerie.

Es gelang dem Herzoge weder, die französische Armee aus ihrer Stellung zu vertreiben, noch durch Zurückweichen zu einem Vorgehen aus derselben zu bewegen; er brach daher nach eintretender Dunkelheit die Schlacht ab, in welcher er etwa 2500 Mann an Todten und Verwundeten verloren hatte und zog sich, nur von leichten Truppen des Feindes verfolgt, bis Windecken, etwa 1 Meile vom Schlachtfelde, zurück, woselbst er noch den folgenden Tag stehen blieb, ohne daß die Franzosen es wagten, etwas gegen ihn zu unternehmen. —

Die Franzosen, welche in der Schlacht ebenfalls 17—1800 Mann an Todten oder Verwundeten verloren hatten, feierten mit echt französi-

scher Ruhmredigkeit in Folge des erfochtenen Sieges ein großes Dank- und Siegesfest; der Herzog von Broglio wurde für denselben vom Kaiser mit der Würde eines deutschen Reichsfürsten, von seinem Könige aber mit der Verleihung des Marschallstabes belohnt.

War der Verlust der Schlacht von Bergen kaum etwas mehr wie ein gescheiterter Versuch des Herzogs gewesen, seine augenblickliche Lage zu verbessern, so steht doch so viel fest, daß nach demselben sich die Nothwendigkeit, rein defensiv zu verfahren, noch viel dringender als vorher herausstellte. Selbst König Friedrich, welchen der Herzog um Rath beim Entwurf eines neuen Operationsplanes gefragt hatte, sah sich außer Stande, dem Herzoge etwas Anderes zu empfehlen, als daß er, wenn die Franzosen Miene machen sollten, in Deutschland einzubrechen, diese tüchtig zu schlagen suchen müsse, denn, so lange der Herzog nicht Herr von Wesel sei, könne ihm selbst ein neuer Uebergang über den Rhein zu nichts helfen, als daß er nach einiger Zeit, selbst bei günstigen Erfolgen, wie es der Feldzug von 1758 gelehrt, auf demselben Wege wieder zurück müsse. An eine so entscheidende Bewegung konnte übrigens der Herzog wohl um so weniger denken, als dieselbe alle seine Magazine und Hülfsquellen, sogar seine Verbindung mit England den Angriffen der Reichs- und der französischen Mainarmee bloßgestellt haben würde.

Der Herzog vertheilte daher seine inzwischen mit Geschützen, welche aus England gekommen, jetzt besser ausgestattete Armee in der Art, daß 26,000 Mann hinter der Eder bei Fritzlar die Deckung Hessens übernehmen sollten, während 9000 Mann bei Lippstadt, 22,000 Mann bei Münster aufgestellt wurden; in dieser Stellung beschloß er die Ereignisse abzuwarten, hauptsächlich aber auf die Deckung von Münster und Lippstadt bedacht zu sein, in welchen Orten, wie auch in Bielefeld und Osnabrück große Magazine angelegt wurden.

In diese Zeit fällt die Theilnahme eines Detachements der alliirten Armee unter dem General Urff an dem Unternehmen des Prinzen Heinrich gegen die Reichstruppen in Franken, dessen glücklichen Erfolg wir bereits im Anfange des Paragraphen erzählt haben. —

Im Anfange des Monats Mai versammelte der Marschall Contades die große niederrheinische Armee, etwa 75,000 Mann stark, in verschiedenen Lagern in Neuwied, Deutz, Düsseldorf und Wesel, ließ zwischen Wesel und Rees Brücken über den Rhein schlagen und traf alle Anstalten zu einem Angriffe auf Westphalen. Der Herzog sah sich dadurch genöthigt, den größten Theil seiner Truppen wieder diesem Theil des Kriegsschauplatzes zu nähern; er bildete deshalb ein Lager bei Haltern unter dem preußischen General von Wangenheim, ein zweites bei Dülmen unter dem englischen General Lord Sackville, ein drittes bei Unna, ein viertes endlich bei Kamen und erwartete in dieser Stellung den Angriff der Franzosen.

Indessen hatte der Marschall Contades den Entschluß gefaßt, den Hauptangriff nicht auf Westphalen, sondern auf Hessen zu richten; er hoffte durch sein Vordringen in Hessen den Herzog um Hannover besorgt zu machen und zu freiwilliger Räumung Westphalens, ja zum Zurückgehen über die Weser zu nöthigen. Die Einnahme von Münster und Lippstadt, welche Städte gleichzeitig mit dem Einfall in Hessen durch ein bei Wesel

über den Rhein gegangenes Corps von 25,000 Mann bedroht werden sollten, erschien dann als äußerst leicht und sicher.

So vereinigte sich denn am 2. Juni der größte Theil der Contades'schen Armee mit der des Herzogs von Broglio und drang, 83,000 Mann stark, gegen Marburg vor; die Hauptarmee erreichte am 10. Juni Korbach, während die unter dem Herzog von Broglio gebildete Reserve auf Cassel vordrang.

Aber der Herzog von Braunschweig hatte diese Bewegungen rechtzeitig erfahren; schon am 4. brach der Erbprinz mit 4—5000 Mann aus dem Lager bei Unna auf, überfiel Elberfeld und Metmann, setzte überall die feindlichen Quartiere am Rhein in den größten Schrecken, schrieb Contributionen aus und kehrte mit reicher Beute und vielen Gefangenen am 9. Juni zur Armee zurück. Diese wurde vom Herzoge mit Ausnahme von 9000 Mann unter General von Wangenheim, welche zur Deckung von Münster und Lippstadt zurückblieben, bei Soest vereinigt und von hier aus gegen die weiteren Fortschritte der feindlichen Armee operirt.

Es würde für den Zweck dieser Blätter zu weit führen, wenn wir in denselben alle einzelnen, oft sehr complicirten Bewegungen der beiderseitigen Heere schildern wollten. Es genüge hier zu sagen, daß auch jetzt die Unternehmungen der Franzosen auf's Entschiedenste vom Glück begünstigt wurden, daß es ihnen, den Herzog durch ihre Uebermacht allmählich nach Osnabrück zurückdrängend, gelang, am 18. Juni Paderborn, am 2. Juli Bielefeld, am 8. Juli Herford, am 10. Juli sogar die als Uebergang über die Weser hoch wichtige Festung Minden einzunehmen. Der Herzog schien somit von den hannöverschen Ländern gänzlich getrennt zu sein. Auch Münster wurde seit dem 21. Juli eng eingeschlossen und ernsthaft belagert.

Allen diesen ungünstigen Ereignissen zum Trotz wußte das Feldherrngenie des Herzogs einen den Franzosen sehr unerwarteten Ausgang der Sache herbeizuführen. Er wußte die französische Armee, durch die vielfachen Detachirungen und Besatzungen in den eingenommenen Plätzen bis auf 60,000 Mann geschwächt, während sein eigenes Heer durch Heranziehung des Wangenheim'schen Corps 52,000 Mann stark geworden war; bei einem solchen Verhältniß der gegenseitigen Streitkräfte durfte er um so eher eine entscheidende Schlacht wagen, als ihm vor Kurzem von London aus eine viel unbeschränktere und selbständigere Leitung des Krieges zugestanden worden war. —

Die Stellung der französischen Armee bei Minden war indessen so vortrefflich gewählt, daß ein directer Angriff auf dieselbe fast unmöglich genannt werden mußte. Hinter der bei Minden in die Weser fließenden, mit breiten Sümpfen umgebenen Bastau, mit dem Rücken an das, wenn auch nicht steil abfallende, so doch nur auf einzelnen Wegen zu passirende Wiehengebirge, mit der rechten Flanke an die Weser und die Festung Minden gelehnt, befand sich die französische Armee zwar in der Lage, in dieser Stellung allen Angriffen Trotz bieten zu können; aber sie mußte auch alle Vortheile derselben sofort aufgeben, wenn sie selbst etwas gegen ihren Gegner unternehmen wollte.

Auf diesen Umstand baute der Herzog von Braunschweig seinen Plan. Nachdem er sich durch einige starke Märsche von Osnabrück aus der Weser bei Nienburg genähert, die Besatzung dieses Platzes verstärkt, mehrere Brücken über den Fluß geschlagen und sich somit den Uebergang über die Weser und die Verbindung mit Hannover gesichert hatte, beschloß er, den Marschall Contades durch Operationen in seinem Rücken, durch Wegnahme seiner Lebensmitteltransporte zum Verlassen seiner vortheilhaften Stellung zu nöthigen und ihn dann anzugreifen.

Während daher der größte Theil der alliirten Armee unter dem Herzoge selbst am 29. Juli das Lager bei Hille, $1^3/_4$ Meilen nordwestlich von Minden, bezog, der General von Wangenheim aber mit seinem Corps (Preußen) an der Weser bei Todtenhausen stehen blieb, wurde der Erbprinz von Braunschweig mit 6000 Mann über Lübbecke in den Rücken der Franzosen entsendet; es gelang ihm, sich auf den Höhen von Kirchtenningen bei Bünde festzusetzen, von wo aus er die einzige Zufuhrstraße der Franzosen (über Bielefeld und Herford) völlig beherrschte.

Der Plan des Herzogs von Braunschweig gelang vollständig. Marschall Contades, sich im Rücken bedroht sehend, beschloß, sich durch einen kräftigen Angriff auf die getrennte Armee des Herzogs seiner mißlichen Lage zu entziehen; er führte daher am 31. Juli des Abends sein Heer in vielen Colonnen über die Bastau dem Herzoge entgegen und nahm eine Aufstellung, mit dem linken Flügel das Dorf Hahlen stark besetzt haltend, mit dem rechten bei Malbergen. Ungewöhnlicher Weise für ihn befand sich im Centrum der französischen Schlachtordnung fast die gesammte Reiterei, 63 Escadrons, in drei Treffen aufgestellt, eine Abweichung von der bisher geltenden Regel, welche in der Schlacht schwer bestraft werden sollte. Der Herzog von Broglio, welcher mit seinem Corps bisher südlich von Minden auf dem rechten Weserufer gestanden, wurde befehligt, in der Nacht durch Minden vorzugehen und den Raum zwischen dem rechten Flügel der Hauptarmee und der Weser, so den äußersten rechten Flügel bildend, einzunehmen. Er sollte am anderen Morgen in aller Frühe die Schlacht durch einen heftigen Angriff auf das Wangenheim'sche Corps eröffnen und eine Vereinigung dieses Corps mit der feindlichen Hauptarmee verhindern. Aber der Herzog vollzog, wie man sagt, aus kleinlicher Eifersucht gegen den Oberbefehlshaber, seinen Auftrag sehr schlecht; er beschränkte sich auf eine von den Preußen lebhaft erwiderte Kanonade, welche keine Entscheidung brachte und schließlich den Franzosen größere Verluste zufügte, wie ihren Gegnern.

Der Herzog von Braunschweig, welcher noch in derselben Nacht durch Deserteurs die Bewegung der französischen Armee erfahren hatte, brach schon um 3 Uhr Morgens aus seinem Lager auf und setzte sich um 5 Uhr zum Angriff auf die Franzosen in Bewegung. Als sein rechter Flügel bereits mit dem Feinde um den Besitz des Dorfes Hahlen kämpfte, gingen 6 englische Grenadierbataillone, in Linie formirt und von einigen hannöverschen Bataillonen gefolgt, ohne den Befehl dazu abzuwarten, zum Angriff auf die französische Reiterei vor, ein in der Kriegsgeschichte bisher noch nie dagewesener Anblick. Sie durchbrachen trotz des verheerenden Geschützfeuers, welches sie aushalten mußten, alle drei Treffen derselben

völlig. Die so entstandene Lücke in der Schlachtstellung konnte der Marschall nicht wieder ausfüllen. In weniger als einer Stunde war durch diesen glänzenden Angriff die gesammte französische Reiterei, selbst die berühmten Regimenter Gend'armes und Carabiniers, die Blüthe des französischen Adels, der Stolz der ganzen Armee, völlig in die Flucht geschlagen, ein großer Theil der Infanterie ebenfalls geworfen und das Centrum der Schlachtordnung gänzlich durchbrochen.

Leider sollte indessen der Herzog von Braunschweig durch die Feigheit oder elende Eifersucht des englischen Generals Lord Sackville verhindert werden, die Früchte seines Sieges vollständig zu ernten. Vergeblich befahl der Herzog diesem General*) wiederholt, mit der englischen Cavallerie des rechten Flügels das begonnene Werk zu vollenden; der Lord that, als ob er die Meinung des Herzogs nicht verstehen könne und blieb völlig unthätig halten. Durch diese strafbare Nachlässigkeit aber gewann der Herzog von Broglio Zeit, den Rückzug der geschlagenen Armee, welche sonst schwerlich gänzlicher Vernichtung entgangen sein würde, zu decken. —

Immerhin aber waren die Resultate des schönen Sieges von Minden höchst erfreuliche zu nennen. Nicht allein hatten die Franzosen in der nur 2 Stunden dauernden Schlacht nach ihren eigenen Angaben 6 Generale, 438 Offiziere und 6642 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, sowie 26 schwere und viele leichte Kanonen, 10 Standarten und 7 Fahnen verloren; sondern, was noch bei Weitem wichtiger war, alle Früchte ihrer früheren Erfolge gingen für sie in Folge der Schlacht völlig verloren. Zunächst erfocht auch der Erbprinz an demselben Tage bei Gohfeld einen Sieg über den ihm entgegen gesendeten Herzog von Brissac; sodann aber fiel die Festung Minden und eine Stadt Westphalens nach der anderen in die Hände der Sieger. Ebenso vergeblich suchten sich die Franzosen in Hessen zu halten; auch hier besetzte der Herzog allmählich Cassel, Marburg und andere Orte; der Erbprinz überfiel den Herzog von Würtemberg, einen besonders erbitterten Feind des großen Königs, mit einem Corps von 12,000 Mann in Fulda, als er gerade auf einem großen Balle war und nöthigte ihn zur eiligsten Flucht.

Gegen den Anfang des Winters sah sich die gesammte französische Armee wieder bis an den Main und den Rhein zurückgedrängt; Ereignisse von Bedeutung fielen auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes nicht mehr vor und auch der Herzog von Braunschweig, welcher in Folge des Unglücks von Maxen den Erbprinzen mit 12,000 Mann zur Unterstützung des Königs nach Sachsen schicken mußte, sah sich durch diese Entsendung zu ernsten Unternehmungen von nun an zu schwach.

Er bezog daher in der Gegend von Marburg die Winterquartiere, während der größere Theil der französischen Armee auf dem linken Rheinufer von

*) Lord Sackville's schimpfliches Benehmen in der Schlacht von Minden hatte das englische Volk in so hohem Grade gegen ihn empört, daß er, von seinem Commando zurückberufen, bei der Ankunft in England nur mit Mühe der Gefahr entging, gesteinigt zu werden. Ein englisches Kriegsgericht verurtheilte ihn wegen Feigheit zur Cassation und Unfähigkeit, je wieder ein Staatsamt zu bekleiden; sein zahlreicher Anhang aber rächte sich seitdem durch so manche Kabale an den Herzog von Braunschweig. —

Bingen an bis Geldern cantonnirte, ein kleiner Theil zwischen Frankfurt und Neuwied auf dem rechten Rheinufer verblieb und als äußersten Posten Gießen besetzt hielt, dessen Einnahme dem Herzoge von Braunschweig nicht hatte gelingen wollen. —

§. 16.

Der Feldzug des Jahres 1760. Landshut. Glatz. Dresden. Liegnitz. Torgau.

Bevor wir zu der Schilderung neuer blutiger Ereignisse, an welchen auch das Jahr 1760 überaus reich sein sollte, schreiten, werfen wir einen flüchtigen Blick auf die bisher durch den nun schon vier Jahre dauernden Krieg herbeigeführten Resultate, sowie auf die allgemeine politische Lage der verschiedenen Parteien.

Trotz der zahlreichen Unglücksfälle des verflossenen Jahres, trotz der Unglückstage von Kay, Kunersdorf, Dresden und Maxen sehen wir zunächst den König von Preußen am Schlusse des Feldzuges fast in derselben Lage, wie beim Beginne desselben; nur Dresden mit seiner nächsten Umgebung und ein kleiner Theil Sachsens war in die Hände der Oesterreicher und Reichstruppen gefallen; das bisherige Resultat der riesigen Anstrengungen seiner Feinde konnte der König daher mit Recht als ein äußerst geringfügiges ansehen.

Und dennoch war die Lage des Königs, wie es bei den obwaltenden Verhältnissen folgerichtig auch nicht anders sein konnte, wesentlich mißlicher geworden.

Immer schwerer wurde es bei der längeren Dauer des Krieges, die Mittel zur Fortsetzung desselben zu beschaffen, die großen Lücken, welche das Heer erlitten, auszufüllen, die in großer Zahl gefallenen kriegserfahrenen Offiziere, die zahlreichen, verloren gegangenen Geschütze zu ersetzen. Aber mit unermüdlicher Thätigkeit sorgte der König für Alles. Von Neuem mußte das unglückliche Sachsen ungeheure Contributionen und große Lieferungen an Material aller Art aufbringen; von Neuem wurden die Münzen mit immer geringer werdendem Gehalt ausgeprägt, um nur die nothwendigsten Summen zu beschaffen; überall wurden Rekruten oft mit Gewalt ausgehoben und in ganz Deutschland die jungen kräftigen Männer durch das gute Handgeld, durch die Aussicht auf regelmäßigen Sold, auf soldatische Freiheit und Ehre, welche trotz der eisernen Disciplin in keinem Heere jener Zeit so herrschte, als im preußischen, endlich durch des großen Königs Thatenruf, durch den Klang seines Namens, unter die preußischen Fahnen gelockt. Die Cadettenhäuser lieferten den Ersatz für die gefallenen Offiziere, ebenso viele die edlen Familien des Landes; und waren die Eintretenden oft auch kaum dem Knabenalter entwachsene bartlose Jünglinge, so ließ sie das ihnen innewohnende hohe Ehrgefühl doch fast durchweg nicht hinter den alten erfahrenen Offizieren zurückbleiben. Am empfindlichsten traf den König die von den Oesterreichern in diesem Jahre begonnene Verweigerung der Auswechselung von Kriegsgefangenen; durch welche Maßregel sie allmählich die Kräfte des Landes völlig zu erschöpfen gedachten.

Aller dieser Schwierigkeiten ungeachtet war die Armee des Königs mit dem Beginne des neuen Feldzuges doch von Neuem mit allem Nöthigen versehen, so gut als möglich vollzählig gemacht, und, was bei Friedrich's Gegnern am meisten Bewunderung erregte, — die Armee zeigte sich von demselben vortrefflichen Geiste beseelt, als nur immer im Anfange des Krieges. Die Lösung dieses scheinbaren Räthsels konnten Friedrich's Feinde in einer Aeußerung des Grafen Montazet an den französischen Kriegsminister finden; er schrieb an diesen:

„Man hat gut reden, daß die Macht des Königs von Preußen zum großen Theil gebrochen ist, daß seine Truppen nicht mehr dieselben sind und daß er keine Generale mehr hat. Alles dies ist vielleicht wahr; aber sein Geist, der Alles belebt, ist immer derselbe; und leider bewahren auch wir ebenso den unsrigen." —

Unter diesen letzten Worten versteht der ebenso thätige wie einsichtsvolle Franzose selbstredend die obere Leitung des österreichischen Heeres; denn daß die österreichischen Truppen im Laufe des Krieges sehr viel tüchtiger geworden, haben wir schon im vorigen Paragraphen erwähnt.

In der That hat Graf Montazet mit dieser Aeußerung ganz richtig den Grund angegeben, aus welchem sich der Geist der preußischen Armee erhielt, die innere Tüchtigkeit derselben immer wieder neu erzeugte, wenn auch das Heer selbst in der überwiegenden Mehrzahl seiner Mitglieder längst ein anderes geworden war. Es war der Zauber der ganzen Persönlichkeit des Königs, welche seine Soldaten so unbegrenzt an ihn fesselte; es war die Art und Weise, mit welcher Friedrich willig alle Beschwerden und Strapazen, alle Drangsale und Gefahren des Krieges mit seinem Heere theilte, es war die bei aller streng geforderten Ehrerbietung doch vom König gestattete und gern gesehene Zutraulichkeit und soldatische Freimüthigkeit, durch welche der Soldat sich mit abgöttischer Verehrung zu seinem Feldherrn und Könige hingezogen fühlte. Ermunternde, theilnehmende Worte des großen Königs rissen einen Jeden zur innigsten Hingebung hin; mit Freuden opferte der Soldat sein Leben für einen König, der mit ihm hungerte und durstete, mit ihm auf Stroh oder bloßer Erde schlief, der für seine geringfügigsten Bedürfnisse sorgte, mit ihm auf die zutraulichste Weise verkehrte, unter dessen Führung er sicher sein konnte, den Weg zum unvergänglichen Ruhm zu beschreiten. Wie mußte ein solcher König in den Augen des gemeinen Mannes anders erscheinen, als so viele Fürsten jener Zeit, als alle seine Gegner selbst, die in ihren Hauptstädten dem Genusse und dem Luxus fröhnten, während der Soldat im Felde lag; wie stolz und erhoben fühlte sich der Soldat durch seinen König, den die ganze Welt als den größten König und Feldherrn anerkannte und der doch bereitwillig auf alle auch von ihm hoch geschätzten Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens verzichtete, um sich selbst an die Spitze seiner Soldaten, seiner Kinder zu stellen.

Daher die Hingabe und Begeisterung, welche sich auch allen neu Eintretenden sehr bald mittheilte; daher die herzliche und trauliche Zuneigung, welche die Soldaten an den König fesselte und welche sich so recht deutlich in der vom Könige gern gestatteten Anrede: „Fritz" oder „alter Fritz", zeigte. Wir müssen des Raumes halber darauf verzichten, dieses Verhältniß

zwischen dem Könige und seinem Heere hier weiter auszumalen und verweisen unsere wißbegierigen Leser auf die Anekdotenbücher jener Zeit, welche zahllose Züge dieser Art enthalten. —

Bei allem Vertrauen auf die Tüchtigkeit und Hingebung seines Heeres, auf die schöpferische Kraft seines eigenen Geistes scheute König Friedrich doch auch keine Bemühungen, seine Lage günstiger zu gestalten.

Als im August 1759 König Ferdinand VI. von Spanien starb, glaubte der König, gestützt auf einen Artikel des Friedens von Aachen, welcher 1748 den österreichischen Erbfolgekrieg beendet hatte, in Spanien Oesterreich einen neuen Gegner, sich selbst aber einen Bundesgenossen gewinnen zu können. In diesem Friedensschlusse war festgesetzt worden, daß nach dem Ableben Ferdinand's VI. König Carl III. von Neapel, der Bruder des Verstorbenen, diesem in der Regierung Spaniens folgen, die Herzogthümer Parma und Piacenza an Oesterreich fallen und der bisherige Herrscher dieser Länder, der dritte Bruder, Philipp, zum Ersatz für dieselben Neapel erhalten sollte. Aber König Carl glaubte beim Tode seines Bruders Ferdinand Oesterreich durch den großen Krieg mit Preußen hinlänglich beschäftigt, um ungestraft diesen Punkt des Aachener Friedens zu seinem Vortheil verletzen zu dürfen; er übernahm daher die Regierung Spaniens selbst, übergab Neapel einem seiner Söhne und ließ seinen Bruder Philipp im ruhigen Besitz der genannten Herzogthümer. Vergeblich baute jedoch König Friedrich von Preußen auf diesen Vertragsbruch die Hoffnung, Oesterreich werde sich eine so schreiende Verletzung seines Rechtes nicht gefallen lassen und dadurch in einen Krieg mit Spanien und Neapel verwickelt werden. Der Haß, welchen man in Wien gegen den Räuber Schlesiens empfand, überwog selbst das Gefühl der erlittenen Kränkung; man beschloß, diese Angelegenheit einstweilen auf sich beruhen zu lassen und zunächst den Krieg gegen Preußen mit aller Energie zu Ende zu führen. Auch die Versuche des Königs, Spanien und dann Sardinien zu einem Angriffe auf Oesterreich zu bewegen, scheiterten völlig und der König sah sich daher seinem eigenen Ausdrucke nach beim Beginne des Feldzuges außer England nur auf die Hilfe zweier Bundesgenossen, Tapferkeit und Beharrlichkeit, angewiesen.

Der König versuchte hierauf einen anderen Weg, seine politische Lage zu verbessern und ward in dieser Bemühung von England lebhaft unterstützt.

In Frankreich sah man allmählich immer klarer ein, in welches grenzenlose Elend das Land durch Fortsetzung des Krieges gerathen müsse; besonders schmerzlich aber empfand man die tiefen Wunden, welche die Erfolge der Engländer zur See dem französischen Handel und Frankreichs Colonien geschlagen hatten. Man fing daher an, einer Beendigung des Krieges mit England auch von Seiten der herrschenden Hofpartei sich weniger ungünstig zu zeigen, als bisher, und in der That wurden Vorbereitungen zu einem Frieden zwischen England und Frankreich getroffen. Auch diese scheiterten an der Abneigung des Versailler Hofes gegen das bestimmt ausgesprochene Verlangen Englands, den König von Preußen mit in diesen Frieden eingeschlossen zu sehen. —

So sollte denn abermals das Schwert die Entscheidung bringen. —

Vergegenwärtigen wir uns die Stellung der verschiedenen Armeen beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten, so finden wir zunächst:

Die Armee des Königs selbst in Cantonnirungen zwischen Freiberg, Chemnitz und Nossen, der König hatte den Winter in Freiberg zugebracht;

die Armee des Prinzen Heinrich zwischen dem Lager von Wilsdruf und der Elbe, sich links an die Königliche Armee anschließend; ein Detachement derselben rechts von der Elbe gegen Torgau vorgeschoben;

das Corps des Generals Fouqué längs der schlesischen Grenze von Glatz an bis nach Oberschlesien hinein; im Anschluß an dieses Corps rechts der General von Goltz bei Landshut und Hirschberg, der General von Schmettau bei Görlitz;

die alliirte Armee des Herzogs von Braunschweig im Hessischen, Münsterschen, Osnabrückschen und in Westphalen vertheilt;

endlich ein schwaches preußisches Corps unter dem General von Manteuffel zur Abwehr der Schweden am Peene-Fluß zwischen Anclam und Demmin.

Diesen gegenüberstehend finden wir:

die große russische Armee hinter der Weichsel, in Ostpreußen (Fürst Soltikof);

die österreichische Hauptarmee unter Graf Daun in der nächsten Umgegend von Dresden, zwischen der Elbe und der Weistritz, zu ihr gehörend die Reichsarmee;

das Corps des Generals Laudon, gegenüber dem Fouqué'schen Corps, in Troppau, Teschen, zum Theil auch in Mähren stehend;

das Corps des Generals von Harsch in Böhmen, gegenüber dem preußischen Corps des Generals von Goltz. Diese vier letztgenannten Generale hatten mit einander ein Abkommen getroffen, daß ihre Truppen sich während der Winterzeit gegenseitig nicht beunruhigen sollten;

die französische Armee unter Contades in ihren Winterquartieren am linken Rheinufer und am Main, wie sie am Schlusse des vorigen Paragraphen beschrieben worden;

die Armee des Herzogs von Broglio ebenso hinter der Lahn und dem Main;

endlich die Schweden hinter der Peene.

Was die numerische Stärke der verschiedenen Armeen betrifft, so befand sich der König seinen Feinden gegenüber im unverhältnißmäßigen Nachtheil. Zwar waren bei der Infanterie die Reihen der Regimenter durch freiwillige oder gezwungene Werbungen, Einstellung von Ueberläufern oder Gefangenen wieder vollzählig gemacht; aber die Cavallerieregimenter hatten zum Theil auf die Hälfte herabgesetzt werden müssen und ganz besondere Schwierigkeiten hatte, wie schon erwähnt, der Ersatz der Offiziere gemacht.

Nach den zuverlässigsten Angaben betrug die Stärke sämmtlicher Corps, mit welchen Friedrich in Schlesien, Sachsen und Pommern seinen Feinden die Spitze bieten sollte, kaum 90,000 Mann.

Und diese sollten den Kampf aufnehmen gegen die große österreichische Armee von wenigstens 130,000 Mann zum größten Theile vortrefflicher, durch den Krieg selbst herangebildeter Truppen; gegen das russische Heer,

welches wenigstens auf dem Papiere 120,000 Mann betragen sollte; endlich gegen 20,000 Mann Reichstruppen und 10,000 Mann Schweden.

Dieses ungeheure Mißverhältniß trug wesentlich die Schuld daran, daß der König sich der zwingenden Nothwendigkeit fügen und seinen Feldzugsplan für das Jahr 1760 wesentlich auf die Vertheidigung seiner eigenen Staaten einrichten mußte.

So sollte denn Prinz Heinrich mit 35,000 Mann, unter welchen die besten Regimenter des Königs, die Russen von dem Herzen der preußischen Monarchie abhalten, gleichzeitig aber ihre Vereinigung mit den Oesterreichern verhindern. General Fouqué sollte mit nicht mehr als 10,000 Mann Schlesien, General Jung-Stutterheim mit etwa 5000 Mann Pommern gegen die Schweden decken, während der König selbst mit nur 40,000 Mann der österreichischen Hauptarmee die Spitze bieten und sich wo möglich wieder in den Besitz Sachsens und vornehmlich Dresdens, dessen Verlust der König so schmerzlich empfand, setzen wollte.

Was den Plan der Gegner des großen Königs betrifft, so schien anfänglich bei ihnen dieselbe Uneinigkeit herrschen zu wollen, welche Friedrich schon so oft seine Erfolge erleichtert hatte. Der russische Feldmarschall Soltikof stützte sich auf die im vorigen Jahre von ihm erfochtenen Siege und verlangte von den Oesterreichern, daß auch sie nun erst den König einmal schlagen sollten; Graf Daun blieb seinem alten Principe des Zauderns und Zögerns getreu, konnte sich zu keinem entscheidenden Schritte gegen den König entschließen und suchte nur ängstlich das Eindringen desselben in Böhmen zu verhindern; dem Kurfürsten von Sachsen endlich war vor Allem daran gelegen, sein armes Land, welches von Feind und Freund fast gleichmäßig zu leiden hatte, wo möglich und recht schnell von Beiden befreit zu sehen.

Hauptsächlich den Bemühungen der französischen Militär-Bevollmächtigten im russischen und österreichischen Hauptquartier gelang es endlich, eine Einigung aller so weit auseinander gehenden Bestrebungen herbeizuführen; so wurde denn der Feldzugsplan dahin festgesetzt, daß die Eroberung Schlesiens durch die Russen als der Hauptzweck zu betrachten sei. Die österreichische Hauptarmee unter Daun sollte in Verbindung mit der ebenfalls nach Sachsen beorderten Reichsarmee den König in Sachsen festhalten und ihn verhindern, dem bedrängten Schlesien zu Hilfe zu eilen; General Laudon endlich hatte den Auftrag, in die obere Lausitz einzudringen und die Vereinigung des Königs mit dem Prinzen Heinrich zu verhindern. Sehen wir nunmehr, in welcher Weise der, wie man gestehen muß, mit großer Umsicht angelegte Plan zur Ausführung gelangte.

Erst gegen Ende des Monats Mai setzten sich die feindlichen Heere von allen Seiten in Bewegung. Graf Daun bezog mit der österreichischen Hauptarmee am 1. Juni ein Lager bei Dresden auf beiden Seiten der Elbe, ohne die leichten Truppen und ohne die Besatzung von Dresden etwa 70,000 Mann stark; eine zweite österreichische Armee unter Laudon sammelte sich im Mai in der Gegend von Troppau längs der Grenze von Preußisch-Schlesien und Böhmen; zwei kleinere österreichische Corps unter General Draschkowitz und General Wolfersdorf concentrirten sich um dieselbe Zeit, das erstere in Oberschlesien, das zweite bei Trautenau.

Die große russische Armee endlich überschritt im Anfang des Juni die Weichsel bei Marienwerder und Culm und sammelte sich bei Posen.

Der König hatte andererseits bereits Ende April seine Armee in engen Cantonnirungen hinter der Triebsche zusammengezogen, seinen linken Flügel an das stark verbarrikadirte und besetzte Meißener Schloß gelehnt, seinen rechten Flügel durch das Corps des Generals von Hülsen gedeckt. Leipzig, Torgau und Wittenberg befanden sich in seinen Händen. Zur Sicherung gegen die allmählich heranrückende Reichsarmee war der General Salomon mit seinem Freibataillon und 2 Escadrons Husaren als vorläufig ausreichend erachtet worden.

Prinz Heinrich, dessen Corps mit 7 Bataillonen und 12 Escadrons von der Armee des Königs verstärkt worden war, entsendete schon in der Mitte April den General Forçade mit 4 Bataillonen und 5 Escadrons nach Hinterpommern zur Verstärkung der dort stehenden schwachen Abtheilungen gegen den in Pommern mit 6000 Mann eingerückten russischen General Tottleben; er selbst concentrirte einen großen Theil seiner Truppen Anfang Mai bei Sorau und schickte ein kleineres Corps unter Oberst Thadden nach der Warthe ab, um die Verbindung mit dem General Forçade zu erhalten und die Neumark gegen die Streifereien der Kosaken zu schützen. In dieser abwartenden Stellung wollte der Prinz einmal die Bewegungen der russischen Armee beobachten, andererseits aber eine von ihm befürchtete Diversion der Laudon'schen Armee auf Frankfurt oder Crossen verhindern.

In Schlesien endlich hatte General Fouqué auf besonderen Befehl des Königs, welcher einen Einfall der Oesterreicher in die Oberlausitz befürchtete, schon Ende Januar mit einem Theil seines Corps nach Löwenberg marschiren und dort von Neuem Winterquartiere beziehen müssen, während General Goltz mit 5 Bataillonen und 7 Escadrons in Neustadt, Leobschütz und Ober-Glogau stehen blieb.

Hier sollte denn auch das erste Blut in diesem Feldzuge in einer für die preußische Waffenehre höchst ruhmvollen Weise fließen. General Laudon zog in der Mitte des Monats März, als noch nirgends an eine Wiedereröffnung der Feindseligkeiten gedacht wurde, in aller Stille ein etwa 15,000 Mann starkes Corps zusammen, sagte am 14. März dem in Neustadt stehenden General Goltz die Waffenruhe auf und rückte schon am folgenden Tage in vier Colonnen auf Neustadt vor. General Goltz mußte sich vor dieser Uebermacht eiligst nach Neiße zurückziehen.

Bei dieser Gelegenheit wurde das pommersche Infanterieregiment von Manteuffel, welches unter persönlicher Führung des Generals von Goltz mit 100 Brotwagen den Rückzug nach Neiße antrat, dicht hinter Neustadt von 4 österreichischen Reiterregimentern unter General Laudon von allen Seiten umringt. Zur Uebergabe aufgefordert, wiesen die braven Grenadiere diesen Antrag mit Entrüstung und in derber pommerscher Weise zurück und schlugen mit bewundernswerther Kaltblütigkeit und Tapferkeit die sich unaufhörlich folgenden wüthenden Anfälle der österreichischen Reiter ab. Mit dem Verluste von etwa 140 Mann und 20 Wagen erreichte das tapfere Regiment glücklich Steinau; die österreichische Reiterei büßte dagegen über 300 Todte und Verwundete ein.

Bald sollten diesem Vorspiele wichtigere, blutigere Ereignisse folgen, leider von den traurigsten Resultaten für die preußische Armee. General Fouqué stand noch bei Löwenberg und Greifenberg, den Engpaß von Landshut mit 5 Bataillonen und 4 Escadrons unter dem General Schenkendorf besetzt haltend, als General Laudon im Anfang des Monats Mai seine Truppen in der Stärke von etwa 50,000 Mann bei Skalitz zusammenzog und bereits am 30. Mai in die Grafschaft Glatz einrückte. Hier bezog er bei Frankenstein ein Lager, ließ die Festung Glatz durch einige leichte Truppen einschließen und erregte durch starke Detachirungen in der Richtung auf Breslau in dem preußischen Heerführer die Besorgniß, sich von dieser wichtigen Festung abgeschnitten zu sehen. In der That wäre der Verlust von Breslau für den König ein unersetzlicher gewesen, da mit ihm die Vereinigung der russischen und österreichischen Heere nicht mehr zu hindern gewesen wäre.

General Fouqué handelte mithin als umsichtiger Feldherr ganz richtig und einsichtsvoll, wenn er sich diesem Vorhaben zu widersetzen beschloß. Er zog demgemäß den bei Landshut stehenden General von Schenkendorf am 5. Juni bei Schweidnitz an sich, marschirte mit ihm vereinigt an den folgenden beiden Tagen auf Breslau und bezog ein Lager bei Canth, unweit Breslau.

Aber der österreichische General hatte seinen Gegner nur täuschen wollen; kaum hatte Schenkendorf den wichtigen Posten von Landshut verlassen, so ließ Laudon denselben mit 10 Bataillonen und 2 Cavallerieregimentern unter General Janus besetzen, verstärkte die Besatzung der Pässe von Silberberg und Wartha mit Infanterie und schickte sich mit seinem ganzen übrigen Corps zur Belagerung von Glatz an, zu welcher er das nöthige Belagerungsgeschütz von Königgrätz her erwartete.

König Friedrich war sehr unzufrieden damit, daß Fouqué den Posten bei Landshut verlassen hatte; er befahl ihm auf's Bestimmteste, denselben wieder einzunehmen und auf's Hartnäckigste gegen den Feind zu vertheidigen. Obgleich der verdiente General das Gefährliche seiner Lage bei Landshut so klar einsah, daß er zu seiner Umgebung äußerte:

> „der König hält mich für einen schlechten Kerl, weil ich mich von dem Gebirge zurückgezogen habe; ich werde ihm aber das Gegentheil beweisen, ob ich gleich meinen und so vieler tapferen Leute Untergang dabei voraussehe",

so zögerte er doch keinen Augenblick, dem Befehle des Königs zu gehorchen, vertrieb am 18. Juni nach einem mehrstündigen Geschützkampf das Corps des österreichischen Generals Janus von den Schanzen, setzte dieselben in den nächsten Tagen so gut wie möglich in Stand und zog noch am 19. Juni drei Bataillone an sich, so daß sein Corps nunmehr 14 Bataillone und 14 Escadrons stark wurde, der Zahl nach etwa 10,000 Mann, mit 68 Geschützen. Die Stellung des Fouqué'schen Corps vor Landshut, obgleich durch die auf den Anhöhen befindlichen Schanzen verstärkt, war durch ihre große Ausdehnung, circa 8000 Schritte, für eine so geringe Zahl von Truppen doch sehr gefährlich; das Corps mußte in lauter kleinere Abtheilungen zersplittert werden, zwischen welchen die Verbindung nur durch schwache Cavalleriedetachements erhalten werden konnte.

Als General Laudon die Wiederbesetzung der Stellung von Landshut durch Fouqué erfuhr, beschloß er sofort, das kleine preußische Corps daselbst zu vernichten. Er gab daher vorläufig die Belagerung von Glatz auf, ließ vor der Festung nur ein schwaches Corps von leichten Truppen stehen und eilte mit seiner Hauptmacht nach Landshut; am 22. Juni hatte er daselbst 62 Bataillone und 77 Escadrons, etwa 38,000 Mann, concentrirt und griff mit dieser ungeheuren Uebermacht am 23. Morgens 2 Uhr die preußische Stellung in vier Colonnen an. Vergebens vertheidigten die preußischen Bataillone die Schanzen mit großer Unerschrockenheit und Ausdauer und fügten den anstürmenden Oesterreichern durch ihr Feuer die namhaftesten Verluste bei; sie mußten den stets von frischen Truppen wiederholten Angriffen weichen und sahen sich bald auf die Vertheidigung der Stadt Landshut und der dicht vor dieser gelegenen Höhen beschränkt. Als jedoch General Laudon starke Truppenmassen, besonders Reiterei, auf das linke Boberufer übergehen ließ, um Fouqué den Rückzug über diesen Fluß abzuschneiden, da erkannte dieser, wie geringe Hoffnung ihm für die Rettung seines Corps blieb.

Er befahl daher dem General von Malachowski, mit der Cavallerie des Corps über den Bober zu gehen und sich durch die Feinde einen Ausweg zu bahnen, ein Auftrag, der von diesem General mit großer Entschlossenheit ausgeführt wurde. Zwar verlor die preußische Reiterei 500 Mann nnd der Führer selbst gerieth in Gefangenschaft; der Rest aber unter Major von Owstien durchbrach die Reihen der österreichischen Reiterei und entging glücklich der Vernichtung.

Bis gegen 9 Uhr Morgens vertheidigte General Fouqué den dicht vor Landshut gelegenen Galgenberg gegen die wiederholt anstürmenden Oesterreicher. Erst als um diese Zeit dem noch vorhandenen Reste seiner Infanterie die Munition auszugehen anfing, formirte der General ein großes Viereck, ließ den General Schenkendorf vorläufig noch auf dem Galgenberge stehen und trat den Rückzug über den Bober an; kaum aber war die tapfere Schaar am jenseitigen Ufer angekommen, als sie von allen Seiten von feindlicher Reiterei angegriffen und größtentheils zusammengehauen wurde. Fouqué selbst stürzte schwer verwundet und wurde nur durch die Aufopferung seines treuen Reitknechts Trautschke vom Tode gerettet. Der brave Diener warf sich über den Körper seines Herrn und fing nicht allein die diesem bestimmten Hiebe auf, sondern zog auch durch sein lautes Geschrei:

„Wollt ihr denn den commandirenden General umbringen!“

endlich die Aufmerksamkeit eines österreichischen Stabsoffiziers auf sich, welcher Fouqué vor ferneren Gewaltthätigkeiten rettete und ihn mit aller der Hochachtung behandelte, welche seine heldenmüthige Tapferkeit verdiente.

Auch General Schenkendorf hatte nunmehr dasselbe Schicksal wie Fouqué; auch seine kleine Abtheilung wurde von der Cavallerie auseinandergesprengt und größtentheils niedergehauen; zwar gelang es einer kleinen Schaar unter dem Obersten von Below, den Bober zu überschreiten und sich nach dem Reisdorfer Walde zurückzuziehen; aber kurz bevor sie den schützenden Waldrand erreichte, brachen auch die über den langen Widerstand auf's Höchste erbitterten österreichischen Reiter in das Viereck

ein und der größte Theil der Mannschaften fand seinen Tod durch das Schwert.

So war nach achtstündigem, mit der größten Tapferkeit geführtem Kampfe gegen eine fast vierfache Ueberzahl das Fouqué'sche Corps völlig vernichtet. Nur 3—4000 Mann waren in Gefangenschaft gerathen, alle übrigen lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde; 68 Geschütze, 34 Fahnen und 2 Standarten fielen in die Hände der Sieger.

Aber auch diese hatten durch das Feuer der Preußen gegen 5000 Mann an Todten und Verwundeten verloren. *)

Die nächste traurige Folge der Katastrophe von Landshut war, daß General Laudon somit für's Erste in Schlesien freie Hand gewann und ungestört zur Einnahme von Glatz schreiten konnte. Diese sehr starke und wichtige Festung, in welcher große Kriegsvorräthe lagerten, wurde von dem Oberstlieutenant d'O, einem gebornen Italiener, befehligt und hatte als Besatzung nur ein Grenadierbataillon und 4 sehr schwache, meist aus Ueberläufern und Deserteuren bestehende und daher unzuverlässige Musketierbataillone. Die Festung wurde nach der Vernichtung des Fouqué'schen Corps nunmehr von dem österreichischen General Harsch mit 29 Bataillonen und 5 Reiterregimentern eng eingeschlossen, und als das Belagerungsgeschütz von Königgrätz eingetroffen war, am 20. Juli die Laufgräben gegen den alten Theil derselben eröffnet.

Am 25. waren die österreichischen Batterien fertig und beschossen am 26. die Werke der Festung. Aber nicht im ehrlichen Kampfe, sondern durch Zufall oder Verrath, wie nicht unwahrscheinlich behauptet wird, sollten die Oesterreicher schon an demselben Tage in ihren Besitz gelangen. Aus dem Donjon, dem alten Theile der Festung, war ein Ausfall gemacht worden, um den Bau einer Schanze zu verhindern; die Oesterreicher schlugen diesen Ausfall mit großer Lebhaftigkeit ab und es gelang einem österreichischen Bataillon unter Oberst Rouvroy, gleichzeitig mit den zurückweichenden Preußen in das Innere des Werkes einzudringen. Der unzuverlässige Theil der Besatzung, theils darüber erschrocken, theils wohl auch seit langer Zeit von den Jesuiten und anderen katholischen Geistlichen des Ortes bearbeitet, warf zu Hunderten die Gewehre weg oder lief zum Feinde über und als bei dem unerwarteten Erfolge der Oesterreicher General Harsch mehrere Bataillone rasch zur Unterstützung sendete, öffnete ihnen die pflichtvergessene Besatzung selbst die Thore und der Donjon ging fast ohne Kampf verloren. Zu spät eilte der Commandant mit einigen hundert zuverlässigen Grenadieren zu Hilfe; er fand den Feind bereits im Besitze aller Werke und mußte sich ohne alle Bedingungen ergeben; auch die jenseits der Neiße liegende neue Festung schloß sich diesem schmählichen Acte auf die erste Aufforderung an.

Wir wenden nunmehr zunächst unsere Blicke nach Sachsen, um zu sehen, was in dieser Zeit bei der Armee des Königs vorgefallen ist. Leider

*) General Laudon befleckte seinen Sieg durch die barbarische Behandlung, welche er dem Städtchen Landshut angedeihen ließ. Dieser offene und im größten Wohlstand befindliche Ort wurde völlig wie eine mit Sturm eroberte Festung betrachtet und der Plünderung durch die Kroaten preisgegeben, welche die zügellosesten Schandthaten verübten.

sollte auch hier der Anfang des Feldzugs kein erfreulicher für die preußischen Waffen sein.

Es genügt ein Blick auf die Karte und die im Anfange des Capitels angedeuteten Stellungen der verschiedenen Heere, um die überaus schwierige Lage zu begreifen, in welcher sich der König befand. Gegenüber dem unverhältnißmäßig überlegenen Heere Daun's, so wie der Reichsarmee, konnte Friedrich nur geringe Hoffnung auf die Wiedereinnahme Dresdens, welche er so sehnlichst wünschte, hegen; ebenso wenig entging dem scharfen Blicke des Königs die große Gefahr, in welcher das schwach vertheidigte Schlesien sich befand. Und bei alledem durfte der König kaum wagen, dem bedrängten Schlesien zu Hilfe zu eilen, weil er damit nicht allein Sachsen gänzlich preisgab, sondern auch selbst Gefahr lief, die Armee Daun's hinter sich her zu ziehen und so zwischen diese und die Armee Laudon's zu gerathen.

Lange schwankte der König in dieser schwierigen Lage; als er jedoch erfuhr, daß Laudon die Festung Glatz eingeschlossen habe (noch vor dem Treffen von Landshut), beschloß Friedrich, auf alle Gefahr hin, nach Schlesien zu eilen; er hoffte dabei den Feldmarschall Daun um seine Verbindung mit Böhmen besorgt zu machen und zum Aufgeben seiner Stellung bei Dresden zu veranlassen; zum Schutze Sachsens gegen die langsam heran rückende Reichsarmee sollte ein schwaches Corps unter General von Hülsen zurückbleiben.

So überschritt das Heer des Königs, nachdem zuvor von Torgau her durch den General von Krockow die feindlichen leichten Truppen aus der Gegend von Großenhayn vertrieben worden, am 14. Juni Abends bei Zadel, unweit Meißen, die Elbe theils auf einer Schiffbrücke, theils auf Kähnen; wider alles Erwarten aber störte der rechtzeitig unterrichtete Daun diesen Uebergang in keiner Weise, sondern begnügte sich, von Dresden aus erst am 17. Juni auf der Straße nach Großenhayn vorzugehen, schon eine Meile von Dresden bei Boxdorf ein Lager zu beziehen und das Corps des Generals Lascy noch $^3/_4$ Meile weiter vorzuschieben. Wie gewöhnlich war die Stellung des vorsichtigen österreichischen Feldherrn so günstig gewählt, daß der König, welcher am 18. Juni bis Radeburg gerückt war, es nicht wagen durfte, dieselbe anzugreifen.

Am 24. Juni erhielt König Friedrich hier und zwar zunächst durch die feindlichen Vorposten die Nachricht von dem Unglücke Fouqué's bei Landshut, welche Schrecken und Bestürzung im ganzen Heere verbreitete; gleichzeitig ging auch die Meldung ein, daß die Reichsarmee am 22. Juni im Plauen'schen Grunde bei Dresden angelangt, die Macht seiner Feinde dort mithin auf über 80,000 Mann angewachsen sei.

Weit entfernt aber, den Geist des großen Königs niederzubeugen, dienten diese Unfälle nur dazu, in ihm den Entschluß zu irgend einem außergewöhnlichen Unternehmen, womit er schon so oft seine langsamen Gegner überrascht hatte, zur Reife zu bringen, und nichts erschien dem Könige dazu mehr geeignet, als ein Unternehmen auf Dresden selbst. Indessen alle Versuche, den österreichischen Feldmarschall aus seiner Stellung in den nächsten Tagen heraus zu manövriren, blieben fruchtlos und dem

Könige blieb daher nichts übrig, als sich scheinbar ernstlich zu einem Abmarsche nach Schlesien anzuschicken.

Es würde für den Zweck dieser Blätter zu weit führen, die überaus künstlichen Märsche der verschiedenen Corps hier detaillirt anzuführen. Wir begnügen uns vielmehr mit der Angabe, daß es dem Könige in den Tagen vom 2. bis zum 6. Juli, an welchen er von Radeburg aus bis Mariastern, zwischen Camenz und Bautzen, marschirte, vollständig gelang, sich mit seiner Armee zwischen das österreichische Hauptheer unter Daun und das Corps des Generals Lascy zu schieben, und sich nun mit seiner ganzen Macht plötzlich auf diesen Letzteren werfend, ihn zum schleunigsten Rückzuge über die Elbe und vereint mit der erschrockenen Reichsarmee, zum Zurückweichen bis Dohna, $2^1/_2$ Meilen südöstlich von Dresden, zu bewegen. Feldmarschall Daun aber war so, im blinden Eifer den König von Schlesien zurückzuhalten, marschirt, daß er das Mißgeschick seines Unterfeldherrn gar nicht bemerkt hatte, schon am 8. Juni den Queiß-Fluß bei Naumburg passirte und bei Ottendorf ein festes Lager bezog, ohne einen Feind gegen sich zu haben.

Bei dem Angriffe des Königs auf Lascy kam es hier am 7. Juli bei Gödau zu einem hitzigen Reitergefecht, bei welchem der König selbst in die äußerste Lebensgefahr gerieth. Schon waren zwei feindliche Ulanen, welche sich sehr weit vorgewagt hatten, im Begriff, den König, welchen sie nicht erkannten, vom Pferde zu stechen, als der mit seinem Pferde gestürzte Page des Königs den glücklichen Einfall hatte, ihnen auf polnisch zuzurufen, was sie hier wollten. Die beiden Reiter, den Pagen für einen österreichischen Offizier haltend, entschuldigten sich mit dem Durchgehen ihrer Pferde und kehrten um.

So war der König plötzlich im Besitz des rechten Elbufers und der günstige Augenblick zu einem Versuche auf Dresden war gekommen; denn Daun befand sich über 20 Meilen von Dresden entfernt, und die Reichsarmee hatte sich, wie wir gesehen haben, freiwillig zurückgezogen. Dagegen darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Besatzung Dresdens sehr verstärkt worden war und gegen 14,000 Mann betrug; der General Macquire war Commandant der Festung.

Dresden konnte als Festung nur sehr unbedeutend genannt werden; die Altstadt hatte nicht einmal einen bedeckten Weg, keine Raveline, nur schmale Gräben und die Werke der Neustadt waren sogar ohne alles Mauerwerk, nur durch Pallisaden verstärkt. In der That hatte man österreichischerseits wohl kaum daran gedacht, der König werde in Wirklichkeit die so reiche blühende Königsstadt, angefüllt mit den schönsten Werken der Kunst und des Luxus, den Schrecken eines Bombardements unterwerfen, während der König seinerseits gerade auf diesen Umstand die Hoffnung gebaut hatte, man werde ihm die Stadt gutwillig übergeben, wenn er Ernst zu machen drohe. Beide Theile sollten sich getäuscht sehen.

General Macquire lehnte die Aufforderung zur Uebergabe mit der Bemerkung ab, er werde sich bis auf den letzten Mann wehren, und der König, welcher von seinen Feinden ja auch keine Schonung erwarten durfte, zögerte nun nicht länger, die härtesten Maßregeln gegen die unglückliche Stadt zu ergreifen.

Am 14. und 15. Juli wurde die Stadt auf beiden Seiten der Elbe beschossen, schon am 16. war zwischen dem Pirnaischen und dem Snether Thore eine Breschbatterie, und am 19. alle Wurf-, Demontir- und Ricoschetbatterien fertig, so daß am 20. Juli das eigentliche Bombardement der Stadt begann. Unglücklicher Weise hatten die Belagerten einige alte kleine Kanonen, die auf dem Thurme der Kreuzkirche standen und an Feiertagen zum Salutschießen verwendet wurden, am Anfange mehrmals auf die preußischen Batterien, ganz ohne alle Wirkung, abgefeuert; von diesem Augenblicke an wurde die Kreuzkirche, eine der ältesten und schönsten in ganz Sachsen, als eine feindliche Batterie betrachtet und theils durch die zahllos einschlagenden Geschosse, theils durch Feuersbrunst von Grund aus zerstört.

Das Elend, welches in Folge des Bombardements über die schöne und reiche Hauptstadt Sachsens hereinbrach, wird von Augenzeugen als grenzenlos geschildert. Ganze Straßen mit prächtigen Kirchen und glänzenden Palästen sanken in Trümmer, die schönsten Werke der Kunst und des Luxus, der Wohlstand der Bewohner wurde durch die unaufhörlich in die Stadt geschleuderten Feuergeschosse vernichtet, ein großer Theil der Bewohner selbst durch diese, so wie durch die einstürzenden Mauern ihrer Häuser getödtet. Wer irgend die Mittel fand, flüchtete mit dem Rest seiner Habe aus der Stadt und wurde nicht selten auch dieses kümmerlichen Restes von herumstreifenden Marodeurs beraubt; in der Stadt selbst herrschte die grenzenloseste Verwirrung und Zügellosigkeit unter der österreichischen Besatzung und nicht einmal die zahlreich verhängten Todesstrafen vermochten dem Unwesen zu steuern. Die bombenfesten Keller, in welche viele der reicheren Bewohner ihre Schätze und werthvollste Habe gerettet hatten, wurden von den Soldaten mit Gewalt erbrochen und beraubt; die seltensten Werke der Kunst, die unschätzbarsten Producte der Wissenschaft wurden durch Barbarenhände vernichtet.

Nicht weniger als 6 Kirchen und 416 größtentheils hohe schöne Häuser, Paläste und öffentliche Gebäude wurden in dieser grausamen Belagerung völlig zerstört, der hohe Wohlstand Dresdens für lange Zeit vernichtet. —

Und dennoch sollten alle Bemühungen des Königs, Dresden zu gewinnen, fruchtlos bleiben und konnten bei den obwaltenden Verhältnissen auch füglich nicht zum Ziele führen. Zwar hatte Feldmarschall Daun nach seiner Gewohnheit noch immer gezaudert, umzudrehen, als er des Königs eigentliche Absicht bemerkte; erst am 15. Juni war er wieder nach Görlitz gerückt und am 19. traf er bei Dresden ein; aber der König ließ sich in seiner Belagerung dadurch keineswegs stören, zog nur das kleine Corps des Prinzen von Holstein, leider mit einem Verluste von 700 Mann und 8 Geschützen, auf das linke Elbufer zurück, und bombardirte, wie wir geschildert haben, am 20. die Stadt.

Indessen war von dem Augenblicke an, wo das österreichische Heer bei Dresden anlangte und beliebig die Garnison verstärken oder im Verein mit der Reichsarmee durch einen Angriff auf die preußische Armee die Festung entsetzen konnte, die Belagerung Dresdens für den König hoffnungslos geworden. Unfehlbar wäre Friedrich schon früher zur Aufhebung

der Belagerung genöthigt worden, wenn Feldmarschall Daun wie die Reichsarmee sich zu entscheidenden Schritten hätten entschließen können.

So aber begnügte sich Daun, durch ausgesendete Streifcorps den preußischen Transporten, welche von Magdeburg und Wittenberg her auf der Elbe erwartet wurden, aufzulauern und dieselben abzufangen. In der That wurden am 26. Juli bei Meißen 18 Mehlschiffe, ebenso Tags darauf bei Riesa 17 Schiffe von den Oesterreichern genommen, und 116 Centner Pulver von den Kroaten in die Luft gesprengt, da ihnen der Transport zu beschwerlich erschien. Die Reichsarmee aber blieb in gewohnter Unthätigkeit in ihrer Stellung stehen und unternahm für die Rettung der unglücklichen Stadt nichts.

Selbst die Unternehmungen, zu denen sich Graf Daun entschloß, trugen das Gepräge der Halbheit und Unentschlossenheit und schlugen meistens zum Nachtheil der Oesterreicher selbst aus. So wurden am 21. Juli bei Prießnitz auf zwei Schiffbrücken 9 Bataillone, 10 Grenadiercompagnien und 6 Escadrons über die Elbe entsendet, um die Armee des Königs anzugreifen und so groß war die Hoffnung auf den glücklichen Ausgang dieses Unternehmens im österreichischen Hauptquartier, daß man dasselbe schon vorher mit dem Tage von Hochkirch verglich und mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnete, den König selbst dabei gefangen zu nehmen. In der That hatte König Friedrich sein Hauptquartier in einem Vorwerke nahe bei dem nur schwach besetzten Dorfe Gruna dicht hinter den Vorposten und seine Lage war daher nicht ohne Gefahr. Aber das Unternehmen scheiterte an der Wachsamkeit der preußischen Vorposten, so wie an der zauberhaften Schnelligkeit, mit welcher sich die preußischen Regimenter beim ersten Lärm in Schlachtordnung aufstellten. Mit dem Verluste von 500 Todten und 200 Gefangenen, unter denen der General Nugent, mußten sich die Oesterreicher von einer Unternehmung zurückziehen, welche, von der ganzen österreichischen Armee ausgeführt und von der Reichsarmee richtig unterstützt, den König wahrscheinlich schon jetzt zum Aufgeben der Belagerung genöthigt haben würde.

Charakteristisch und den hohen kriegerischen Geist der preußischen Armee recht kennzeichnend ist die Art und Weise, in welcher der König bei Gelegenheit eines solchen Angriffes das Infanterieregiment Anhalt-Bernburg, eines der ältesten und bravsten Regimenter der Armee, dafür bestrafte, daß es nach seiner Ansicht die Laufgräben nicht mit der Tapferkeit und Standhaftigkeit vertheidigt hatte, welche der König stets und von allen seinen Truppen forderte. Das Regiment mußte nach dem Gefecht antreten und erhielt vom Könige einen sehr harten Verweis über sein Benehmen; sodann aber mußten die Soldaten ihre Seitengewehre, die Offiziere und Unteroffiziere ihre Huttressen ablegen. Bei manchem anderen Heere dürfte möglicher Weise diese Art der Bestrafung als äußerst geringfügig angesehen worden sein; marschirte doch der Soldat ohne das Seitengewehr, welches er kaum jemals brauchte, viel leichter als mit demselben, und das Fehlen der Hutschnuren war auch wenig zu bemerken. Aber bei dem geflissentlich und sorgsam genährten hohen Ehrgefühl der preußischen Soldaten wirkte gerade diese Art von Bestrafung empfindlicher, wie jede andere. Sämmtliche Offiziere des Regiments forderten tief gekränkt ihren

Abschied, der ihnen indessen vom Könige verweigert wurde; das Regiment aber schwur sich zu, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit die verlorene Ehre wieder zu gewinnen oder zu sterben. Wir werden sehen, wie bald sich diese Gelegenheit zeigen sollte, und wie trefflich sie benutzt wurde. —

Die Erfolglosigkeit des Bombardements, die sich oft wiederholenden Ausfälle, welche zwar stets abgewiesen wurden, doch aber jedesmal den Verlust an Mannschaften und häufig auch an Kanonen nach sich zogen, die Wegnahme der Transportschiffe auf der Elbe und endlich die Annäherung der Reichsarmee, welche über Freiberg nach Nossen vorrückte und so die Verbindung des Königs mit seinen Staaten gefährdete, brachten endlich König Friedrich zu dem Entschluß, die Belagerung Dresdens aufzuheben und dem bedrängten Schlesien zu Hilfe zu eilen. Die Nachricht von dem unerwartet schnellen Falle der Festung Glatz diente nur dazu, seinen Entschluß zu kräftigen und zu beschleunigen. Am 29. Juli Abends wurde daher die Einschließung aufgegeben und die Armee hinter die Weistritz gezogen; am 31. Juli concentrirte sich dieselbe in einem Lager bei Meißen, überschritt am 1. August, in der Stärke von 38 Bataillonen und 78 Escadrons, etwa 30,000 Mann, unterhalb Meißen die Elbe und bezog südlich von Großenhayn ein Lager. General von Hülsen nahm zur Deckung des Elbüberganges wieder seine alte Stellung bei Schlettau ein. Feldmarschall Daun dagegen rückte mit der Hauptarmee auf der Straße nach Bautzen bis Bischofswerda vor und ließ vor der Front seiner Armee alle Brücken über die Röder und Spree verbrennen, die Wege vergraben, die Waldungen verhauen, um auf diese Weise dem Könige den Weg nach Schlesien möglichst zu erschweren; General Lascy endlich ging mit der Reichsarmee am 30. Juli wieder bis an den Plauenschen Grund vor, überschritt mit seinem Corps am 1. August bei Uebigau die Elbe und vereinigte sich von Neuem mit der österreichischen Hauptarmee, so daß in den ersten Tagen des Monats August die Stellung aller Armeen fast die nämliche war, wie vor der Belagerung Dresden's.

Diese selbst hatte dem preußischen Heere 1478 Mann an Todten und Verwundeten, so wie 260 Gefangene gekostet, ungerechnet die durch die wiederholte Wegnahme der Transporte entstandenen Verluste an Munition, Lebensmitteln und Material; schwerer als dieses Alles aber fiel der Umstand in die Wagschale, daß der König eine werthvolle Zeit gänzlich verloren hatte.

Daß unter diesen Umständen die Stimmung des Königs in jener Zeit nicht die beste war, ist leicht begreiflich, obgleich es andererseits nicht als bloßer Ausfluß seiner üblen Laune angesehen werden darf, wenn der König die Schuld an dem Mißlingen seinen Offizieren, Ingenieuren und Artilleristen, welche nach seiner Meinung im Fehlermachen gewetteifert hätten, in die Schuhe schob. —

So war denn in dem bisherigen Verlaufe des Feldzugs nicht weniger als Alles zum Nachtheil des Königs ausgefallen; am tiefsten aber empfand Friedrich die gänzlich unerwartete Uebergabe der äußerst starken Festung Glatz. Indessen alle Unglücksfälle konnten den starken Geist des

Königs nicht dauernd beugen; bald hatte er sich gefaßt und äußerte zu seiner Umgebung:

„Mag es doch sein! Wenn Friede wird, werden sie uns Glatz wohl wieder geben. Wir müssen nach Schlesien gehen, damit wir nicht Alles verlieren."

Und in der That, in Schlesien sollte der Stern des Königs nach langer Trübsal von Neuem aufgehen! —

Bevor wir indessen die nun folgenden Ereignisse in Schlesien schildern, wird es zum besseren Verständniß beitragen, vorher flüchtig die Operationen der großen russischen Armee und der ihr entgegen stehenden Armee des Prinzen Heinrich zu erwähnen.

Wir haben den Prinzen zuletzt in der Gegend von Sagan und Sorau verlassen, von welcher Stellung aus er seine Operationen nach denen Laudon's und der großen russischen Armee einzurichten beschloß. Es war, wie wir uns erinnern wollen, dem Prinzen die doppelte Aufgabe zugefallen, einmal den General Laudon an einem Vordringen durch die Lausitz, andererseits die russische Armee in ihren Operationen auf Schlesien, ganz besonders aber die Vereinigung beider Heere zu verhindern.

Die Zusammenziehung des Laudon'schen Corps bei Skalitz im Monat Mai machte dem Prinzen die Absichten dieses Generals auf Schlesien völlig klar; er durfte daher von jetzt ab seine Aufmerksamkeit ungetheilt auf die Russen richten. Um sich diesen mehr zu nähern, marschirte der Prinz im Anfang Juni nach Frankfurt a./O., woselbst er am 15. eintraf, die Hälfte seiner Armee stehen ließ und mit der anderen bis nach Landsberg a./W. vorging. Es war die Absicht des Prinzen, von hier aus durch ein rasches Vordringen in der Richtung auf Conitz nicht blos eines der russischen Corps, welche um diese Zeit einzeln nach Posen marschirten, vielleicht unvermuthet anzufallen und zu vernichten, sondern auch dem weit nach Hinterpommern eingedrungenen General Tottleben den Rückzug abzuschneiden. Der General Forçade hatte zu dem Ende den Befehl erhalten, das Tottleben'sche Corps durch einen verstellten Rückzug wo möglich bis in die Gegend von Labes hinter sich her zu ziehen. Indessen der vorsichtige Russe merkte die ihm gelegte Falle rechtzeitig, zog sich eiligst zurück und der Prinz gab seinen Entschluß nunmehr auf, zog das Corps des Generals Forçade an sich heran und blieb mit seiner Armee bei Landsberg und Zielenzig stehen.

Hier erhielt der Prinz die Nachricht von dem Unglück Fouqué's bei Landshut, und als bald darauf der Fall von Glatz bekannt wurde, eben so von der Armee des Königs immer schlimmere Nachrichten eingingen, da verlor der sonst so entschlossene und standhafte, dem ganzen Kriege aber abgeneigte Prinz alle Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang der Sache seines Königlichen Bruders. Das erfolgreiche Vordringen der Feinde auf allen Seiten ließ den Prinzen den Staat als rettungslos verloren geben und er, der entschlossenste und umsichtigste von Friedrich's Heerführern, er, nach Friedrich's eigenem Ausspruch der einzige Feldherr, der in dem ganzen Kriege keinen Fehler gemacht hatte, er verlor in dieser gefahrvollen Zeit so den Kopf, daß er den König um seinen Abschied bat.

Friedrich aber, dem das Zurücktreten des als Feldherrn höchst verdienstvollen Prinzen wohl empfindlicher gewesen wäre, wie eine verlorene Schlacht, antwortete ihm:

„Es ist nicht schwer, mein lieber Bruder, Leute zu finden, die dem Staate in bequemen und glücklichen Zeiten dienen; gute Bürger aber sind diejenigen, welche ihm in kritischer und unglücklicher Zeit ihre Dienste nicht versagen. Dauernder Ruhm stützt sich auf Ausführung schwieriger Dinge; je mehr sie dies sind, desto mehr ehren sie.

Ich glaube deshalb nicht, daß es Dir Ernst sei mit dem, was Du mir schreibst. Sicherlich können wir Beide für den Ausgang bei der jetzigen Lage der Dinge nicht verantwortlich sein; aber sobald wir Alles gethan haben, was wir vermögen, wird unser Gewissen und die Welt uns Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Diese ernst liebevollen und echt Königlichen Worte gaben dem Prinzen bald seine volle geistige Fassung wieder. —

Das russische Heer hatte sich unterdessen in einem wohl verschanzten Lager bei Posen vereinigt; noch immer zögerte Graf Soltikof, etwas Entscheidendes zu unternehmen, da er bei der ihm wohl bekannten Thatlosigkeit des österreichischen Oberfeldherrn befürchtete, von ihm im Stich gelassen zu werden.

Erst in den letzten Tagen des Juli entschloß sich Soltikof, mit der Armee nach Schlesien zu marschiren, um sich dort mit Laudon, von welchem sogleich die Rede sein wird, zu vereinigen; aber Prinz Heinrich erfuhr die Absicht der Russen rechtzeitig genug durch seine Kundschafter und führte sein Heer in Eilmärschen über Züllichau in die Gegend zwischen Schlawa und Kuttlau, nur zwei Meilen von Glogau entfernt, woselbst er am 31. Juli eintraf. Von hier aus konnte der Prinz je nach Umständen die Russen auf ihrem Marsche auf dem rechten Oderufer anfallen oder aber bei Glogau die Oder passiren und durch das Zurückwerfen Laudon's von diesem Flusse die Vereinigung beider Heere verhindern.

General Laudon, welcher nach dem siegreichen Treffen von Landshut und dem Fall der Festung Glatz völlig freie Hand in Schlesien hatte, faßte zunächst den Entschluß, sich der Hauptstadt des Landes, Breslau, zu bemächtigen. Der große Umfang der Stadt, die schwachen Werke und die noch schwächere Garnison machten den General seiner Sache so sicher, daß er das Ankommen der Russen gar nicht abzuwarten beschloß und sich stark genug hielt, die Belagerung allein zu unternehmen.

In Breslau war der General von Tauenzien Commandant; die Garnison bestand aus dem etwa 1000 Mann starken Leibgardebataillon des Königs und drei schwachen, zum Theil nicht besonders zuverlässigen Bataillonen, in Summa 3000 Mann. Diese wenigen Truppen sollten nicht allein die äußerst weitläufigen Werke gegen ein zahlreiches feindliches Heer vertheidigen, sondern sie hatten auch in der Stadt etwa 9000 österreichische Gefangene zu bewachen und mußten bei der zum Theil trotzigen und renitenten Bürgerschaft Breslau's jeden Augenblick auf den Ausbruch einer Meuterei im Innern gefaßt sein. Glücklicher Weise war General

von Tauenzien der geeignete Mann dazu, alle solche Schwierigkeiten zu überwinden. Er versammelte die Offiziere von der Leibgarde des Königs um sich, machte sie mit den Schwierigkeiten seiner Lage bekannt und sagte ihnen, daß bei der großen Ueberzahl der Feinde die Festung leicht vor der Ankunft der Hilfe seitens des Königs oder des Prinzen Heinrich mit Sturm genommen werden könne. In diesem Fall sei es seine Absicht, mit der Garde des Königs sich in einem Abschnitt auf den Wällen bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, damit die Welt nicht das sonderbare Schauspiel erlebe, die ganze Leibwache des Königs von Preußen gefangen genommen zu sehen. Begeistert von Vaterlandsliebe und kriegerischem Ehrgeiz stimmten sämmtliche Offiziere diesem Entschlusse bei, der indessen glücklicher Weise nicht zur Ausführung kommen sollte.*)

Die Aufforderung Laudon's zur Uebergabe, selbst unter den ehrenvollsten Bedingungen, wurden von dem braven Commandanten hartnäckig abgewiesen; auch die Drohung, die Stadt durch Feuer zu verwüsten und die Garnison über die Klinge springen zu lassen, machte keinen Eindruck auf denselben.

So wurde denn die auf dem linken Oderufer eng eingeschlossene Stadt am 1. August Abends lebhaft bombardirt, wobei der Palast des Königs und ein Quartier der Stadt in Brand geriethen; indessen Tauenzien hatte seine Maßregeln sowohl nach innen wie nach außen hin so vortrefflich genommen, daß nicht allein die Stadt während des Bombardements ruhig blieb, sondern auch gleichzeitig die Versuche der Kroaten, sich während des Geschützkampfes des Ohlauer- und des Ziegelthores zu bemächtigen, völlig fehlschlugen; ja am Tage darauf wurde das Hauptquartier Laudon's aus der Festung mit solchem Erfolge beschossen, daß der General sich genöthigt sah, dasselbe weiter nach rückwärts zu verlegen.

Eine zweite Aufforderung zur Capitulation, deren Bedingungen festzustellen dem General Tauenzien völlig überlassen wurde, ward abermals abgelehnt und eben schickten sich die Oesterreicher zur Eröffnung einer regelmäßigen Belagerung an, als die Annäherung des Prinzen Heinrich Laudon zum Aufgeben seiner Absichten auf Breslau zwang.

Prinz Heinrich erhielt die erste Kenntniß von der Einschließung Breslau's am 1. August in Glogau durch den Major von Owstien, denselben Offizier, welcher sich am Unglückstage von Landshut mit 1200 Reitern durch die österreichische Cavallerie durchgeschlagen und nach Breslau gerettet hatte. Dieser brave Offizier hatte auch jetzt auf Befehl Tauenzien's am 30. Juli Abends mit seinen Reitern die Stadt verlassen und war, um die Verbindung mit dem Prinzen aufzusuchen, auf dem rechten Oderufer nach Glogau marschirt; bei diesem Zuge legte er nicht allein in 36 Stunden 16 deutsche Meilen zurück, sondern wich auch dem Reservecorps Laudon's, welches bei Leubus auf einer Schiffbrücke auf das rechte Oderufer über-

*) Der berühmte Lessing, welcher zu jener Zeit als Privatsecretär in Diensten Tauenzien's stand, konnte die Tapferkeit und Standhaftigkeit dieses Generals nicht treffender bezeichnen, als er es durch die Worte gethan hat:

„Wenn Friedrich's Armee so zusammengeschmolzen wäre, daß sie unter einem Baume Platz hat, Tauenzien hätte gewiß darunter gestanden."

gesetzt war und Breslau von dieser Seite einschließen sollte, sehr geschickt aus und nahm sogar noch ein Piket von 30 österreichischen Dragonern gefangen.

Prinz Heinrich zögerte keinen Augenblick, dem bedrängten Breslau zu Hilfe zu eilen; noch am Abend des 1. August setzte sich die Armee in der Richtung auf Parchwitz in Marsch. Der Prinz zweifelte nicht, daß Laudon auf die Nachricht von seiner Annäherung die Belagerung Breslau's aufgeben, ihm bis an die Katzbach entgegen rücken und dort in einer äußerst günstigen Stellung die Schlacht anbieten werde. Aber er täuschte sich; als seine Avantgarde am 3. August Morgens Parchwitz erreichte, fand sie die Verschanzungen leer und die Brücke über die Katzbach in Flammen, welcher Brand jedoch rasch gelöscht wurde.

In der That hatte General Laudon, sehr bald von der Annäherung des Prinzen Heinrich unterrichtet, beschlossen, die Belagerung Breslau's, zu welchem Unternehmen ihn überhaupt nur sein großes Vertrauen auf das in letzter Zeit ihm treu gebliebene Waffenglück hatte verleiten können, sofort aufzugeben. Schon am 4. August zog er daher das auf das rechte Oderufer detachirte Reservecorps wieder an sich und marschirte in die Gegend von Canth, etwa vier Meilen von Breslau. Der Prinz aber erreichte mit seiner Armee am 5. August Lissa, rückte, da er von hier aus noch immer keine Nachrichten über die Bewegungen der russischen Armee erhalten konnte, am 6. August bis an den Lohe-Fluß, dicht vor Breslau vor, bezog daselbst ein festes Lager und detachirte den General-Lieutenant von Platen mit 8 Bataillonen und 15 Escadrons auf das rechte Oderufer; dieses Corps bezog ebenfalls dicht vor Breslau, hinter der alten Oder, ein Lager und deckte also die Stadt von der anderen Seite.

Als das russische Heer, kurz darauf über Militsch und Trebnitz nach Breslau vorrückend, bei Hundsfeld, eine Meile vor Breslau, ein Lager bezog, war Graf Soltikof nicht wenig erstaunt, statt der mit vollster Sicherheit erwarteten Laudon'schen Armee plötzlich preußischen Truppen gegenüber zu stehen. Von Neuem erwachte in dem russischen Feldherrn Unwillen und Verdacht gegen die Redlichkeit seiner Bundesgenossen und nur mit großer Mühe gelang es dem Marquis Montalembert, diesen Unwillen abermals zu beschwichtigen und den erzürnten Feldmarschall von sofortiger Umkehr nach Polen zurück zu halten.

Wir sehen uns nunmehr wieder nach der Armee des Königs um, welche wir am 1. August in einem Lager südlich von Großenhayn verlassen haben, im Begriff, auch ihrerseits nach Schlesien zu eilen. —

Am 3. August setzte sich die preußische Armee, welche wegen der verarmten Gegenden, durch welche der Marsch sie führte, auf mehr als 1000 Wagen Lebensmittel bis zum 16. August bei sich führte, in drei Colonnen, von denen jede ein Treffen bildete, in der Richtung nach Schlesien in Bewegung. An demselben Tage brach auch die große österreichische Armee nach Bautzen auf, war also der Armee des Königs, welche am ersten Tage bis Königsbrück kam, um einen Marsch voraus, während das Corps des Generals Lascy, durch das plötzliche Umdrehen des Königs in den ersten Tagen des vorigen Monats vorsichtig gemacht, der preußischen Armee in

ehrfurchtsvoller Entfernung folgte. Friedrich selbst sagt über diesen seltsamen Marsch in seinen Werken folgende Worte:

„Hätte ein Fremder den Zug dieser Heere gesehen, so hätte er sich leicht täuschen können; gewiß hätte er geglaubt, daß sie sämmtlich einem Heere gehörten. Daun's Armee würde ihm als der Vortrab des Ganzen erschienen sein, die preußische Armee als der mittlere Theil der Schlachtordnung, das Corps des Herrn von Lascy als der Nachtrab."

Wie gefährlich der Marsch des preußischen Heeres unter solchen Umständen sein mußte, leuchtet ein. In der That hatte der König, dessen schwierige Lage durch das Ausbleiben sicherer Nachrichten über die Bewegungen der beiden Gegner, in deren Mitte er sich befand, noch wesentlich mißlicher wurde, die größtmöglichsten Vorsichtsmaßregeln getroffen, um ein Unglück zu verhüten. Jeden Augenblick mußte die Armee zum Aufmarsch bereit sein, zu dessen Vollendung der König indessen nur eine halbe Stunde Zeit bewilligte; bei der aus leichter Cavallerie bestehenden Avantgarde befanden sich Brückentrains zum etwaigen Ueberbrücken der Flüsse, die schwere Artillerie wurde ganz gegen allen bisherigen Gebrauch batterieweise den Infanteriebrigaden zugetheilt, die Wagen mit Lebensmitteln endlich zu je 50 den Bataillonen der zweiten und dritten Colonne, also des zweiten und dritten Treffens, zugetheilt, die für ihre Fortschaffung verantwortlich waren.

Aller dieser Schwierigkeiten ungeachtet legte die Armee die Strecke bis Bunzlau, 19 Meilen, in fünf Tagen zurück, zwar ohne vom Feinde beunruhigt zu werden, aber nicht ohne bedeutenden Verlust an Deserteurs und Maroden. General Daun hatte in derselben Zeit seine Armee über Bautzen, Görlitz nach dem berühmten und auch in diesen Blättern schon oft genannten Lager von Schmottseifen geführt und sich mit der Armee des Generals Laudon vereinigt; so standen dem etwa 30,000 Mann starken Könige hier nicht weniger wie 95,000 Mann entgegen, wobei das russische Heer, dessen Uebergang über die Oder Prinz Heinrich nur mit Mühe verhindern konnte, noch gar nicht mit in Anschlag gebracht ist.

Die Armee des Königs hatte nur noch für wenige Tage Lebensmittel bei sich und konnte diese nur aus den großen Magazinen in Breslau, Schweidnitz und Glogau ersetzen; der Weg aber nach den beiden ersteren Orten war durch die österreichische Armee verlegt und konnte nur durch eine siegreiche Schlacht geöffnet werden; nach Glogau aber wollte der König sich nicht wenden, weil er sich dadurch zu weit vom Prinzen Heinrich entfernt und diesen der Gefahr ausgesetzt haben würde, von den Oesterreichern und Russen gleichzeitig angegriffen zu werden.

So war in der That die Lage des Königs eine höchst bedenkliche, denn nachdem er in den Tagen vom 9. zum 14. August vergeblich den Versuch gemacht hatte, in überaus beschwerlichen Märschen, erst den rechten, dann aber, als dies sich nicht ausführen ließ, den linken Flügel der österreichischen Armee zu umgehen, um so die Straße nach Schweidnitz zu gewinnen, befand sich das preußische Heer am 14. August in seinem Lager dicht bei Liegnitz nicht allein auf drei Seiten von feindlichen Heeren umschlossen, sondern hatte auch nur noch auf drei Tage Brot bei sich und

mußte jeden Augenblick befürchten, durch ein weiteres Vordringen Laudon's auch noch seiner letzten Verbindung, mit Glogau, beraubt zu werden.

Es war demnach die höchste Zeit, sich durch einen entscheidenden Schritt dieser gefährlichen Lage zu entziehen und bereits hatte der König die nöthigen Dispositionen entworfen, um am Morgen des 15. August mit der Armee aus dem Lager bei Liegnitz abzurücken, nach Parchwitz zu marschiren, sie dort von Glogau aus neu zu verproviantiren und an der Oder die Verbindung mit dem Prinzen Heinrich aufzusuchen, als das gute Glück des Königs, welches ihm so lange den Rücken gekehrt, eine Katastrophe herbeiführte, welche ihn ganz unverhofft aus seiner mißlichen Lage befreite.

Graf Daun, über dessen Unthätigkeit der russische Oberbefehlshaber so unzufrieden war, daß er abermals allen Ernstes drohte, mit der Armee nach Polen umzukehren, wenn man österreichischerseits nicht einen Angriff auf den König unternehmen würde, hatte sich endlich genöthigt gesehen, diesem Drängen nachzugeben, und es war im österreichischen Hauptquartier für den 15. August ein Angriffsplan entworfen, welcher viele Aehnlichkeit mit dem bei Hochkirch befolgten hatte. Nach demselben sollte General Laudon in der Nacht bei Klein-Schildern und Bienowitz über die Katzbach setzen, sich auf den Höhen bei Pfaffendorf aufstellen und dem Könige den Rückzug versperren; Graf Daun selbst wollte mit der österreichischen Hauptarmee die Katzbach bei Kroitsch und Hohendorf passiren und die preußische Armee in ihrem Lager bei Liegnitz in der rechten Flanke angreifen, während General Lasch noch weiter oberhalb über die Katzbach gehen, die preußische Stellung ganz umgehen und sie gleichzeitig von Waldau aus im Rücken angreifen wollte.

So fest war man im österreichischen Lager von dem Gelingen dieses in der That vortrefflichen Planes überzeugt, daß man scherzweise sagte, der Sack wäre nun aufgemacht, in welchem man den König von Preußen und seine ganze Armee fangen wolle, und morgen solle er zugeschnürt werden. Aber am 14. August Nachmittags erfuhr der König durch einen desertirten österreichischen Offizier den ganzen Plan seiner Feinde, sowie auch die eben angeführte Prahlerei; er äußerte selbst scherzend zu seiner Umgebung:

„Die Oesterreicher haben nicht ganz Unrecht; aber ich denke in den Sack ein Loch zu machen, das sie Mühe haben werden, auszubessern."

In den für den Abmarsch der Armee aus dem bisherigen Lager gegebenen Dispositionen des Königs wurde durch die erhaltenen Nachrichten nichts Wesentliches geändert; sei es, daß der König wirklich, wie er selbst laut sagte, den Erzählungen des ohnehin völlig betrunkenen Oesterreichers keinen rechten Glauben schenkte, sei es, daß in den Dispositionen für den Marsch von ihm bereits auf einen Angriff seitens der Oesterreicher Rücksicht genommen war.

Das Einzige war, daß die Armee, anstatt am frühen Morgen des 15. August, schon am Abend des 14. ihren Marsch antrat, in zwei Colonnen das Schwarzwasser überschritt und sich auf den Höhen von Pfaffendorf, nordöstlich von Liegnitz, aufstellte, bereit, wenn ein Angriff erfolgen sollte, diesen nachdrücklich abzuweisen, andernfalls den Marsch auf Parch-

witz fortzusetzen. Zurückgelassene einzelne Husaren mußten in dem verlassenen Lager die Wachtfeuer unterhalten, um so den Glauben zu erwecken, daß die Armee noch ruhig in ihrer alten Stellung sei, eine Täuschung, die auch vollständig gelang.

In der Dunkelheit der Nacht waren die Truppen auf den Pfaffendorfer Höhen etwas durcheinander gerathen und die Generale hatten einige Mühe, die Ordnung wieder herzustellen; der König selbst hatte die zu nehmende Aufstellung angeordnet und befand sich auf dem äußersten linken Flügel beim Grenadierbataillon von Rathenow, wo er, an einem Wachtfeuer sitzend, eingeschlummert war, als plötzlich, — kaum graute der Tag, — der zum Recognosciren vorgeschickte Major Hund von den Ziethen'schen Husaren zurückgesprengt kam und die Meldung brachte, der Feind rücke mit starken Colonnen an und sei kaum noch 400 Schritt vom linken Flügel der Armee entfernt.

In der That waren es die Colonnen Laudon's, welche bei Bienowitz die Katzbach überschritten hatten und nun, zu ihrer eigenen großen Ueberraschung, hier plötzlich auf die Preußen stießen. So sicher hatte Laudon geglaubt, das preußische Heer befinde sich noch ruhig in seinem Lager bei Liegnitz, daß er sogar ohne Avantgarde marschirt war, und noch beim Zusammentreffen so lange glaubte, er habe nur kleine feindliche Abtheilungen vor sich, bis es zum Rückzuge über den Fluß zu spät war.

Mit der Schnelligkeit des Blitzes hatte der König seine Anordnungen getroffen, mit der altpreußischen Genauigkeit und Ordnung wurden sie ausgeführt. Die in der Nähe befindlichen Bataillone und Reiterei wurden sofort dem Feinde entgegengeworfen, der übrige Theil der Armee formirte sich in Schlachtordnung auf den Pfaffendorfer Höhen, Front gegen das Dorf Panten, 2 schwere Zwölfpfünder-Batterien vor sich. Ziethen mußte mit 15 Bataillonen und 43 Escadrons eine Aufstellung auf der Höhe dicht bei Liegnitz nehmen, woselbst er durch seine Geschütze die Zugänge zur Stadt, sowie die Uebergänge über das Schwarzwasser und die Katzbach beherrschte; sein Corps sollte den zu erwartenden Angriff Daun's abweisen und seine Aufstellung bildete daher mit der des Königs einen rechten Winkel.

In wenigen Minuten war die preußische Schlachtordnung vollendet und die mit vieler Bravour anstürmenden österreichischen Colonnen wurden mit einem bei der großen Nähe um so verderblicher wirkenden Geschütz- und Gewehrfeuer empfangen; sie wichen in Unordnung zurück. Vergeblich ordnete General Laudon von Neuem Angriffscolonnen aus den immer frisch ankommenden Truppen und führte sie mit der größten Tapferkeit persönlich gegen die preußischen Linien; sie vermochten dem furchtbaren Feuer der Preußen nicht zu widerstehen. Die preußische Reiterei stürzte sich auf die österreichische und trieb sie in wilder Flucht in die Sümpfe von Schönborn; dann wendete sie sich gegen den rechten Flügel der österreichischen Schlachtlinie und hieb mit dem glänzendsten Erfolge in die durch das preußische Feuer bereits erschütterten österreichischen Bataillone ein, mehrere davon gänzlich auseinander sprengend.

Als nunmehr, etwa gegen 6 Uhr Morgens, die ganze preußische Linie zum Angriff vorging, 4 Bataillone das Dorf Panten angriffen, an welches

sich der linke Flügel der Oesterreicher lehnte, während 4 andere Bataillone dasselbe zu umgehen drohten, da gab Laudon die Schlacht verloren und war nur noch auf Anordnung des Rückzuges mit möglichst geringen Verlusten bedacht. Die österreichischen Colonnen führten diesen Rückzug über die Katzbach unter dem Schutze einer großen schweren Batterie auf der Höhe von Bienowitz aus; der König aber begnügte sich mit dem errungenen Siege und konnte auch die zurückweichenden Oesterreicher nicht weit verfolgen lassen, weil er jeden Augenblick gewärtig sein mußte, von der Armee des Grafen Daun ebenfalls angegriffen zu werden.

So konnte Laudon, von dessen Armee nur etwa 3—4000 Mann nicht mit im Gefecht gewesen waren, so daß also 32,000 Oesterreicher von 14,000 Preußen entscheidend geschlagen worden waren, mit einem Verluste von fast 10,000 Mann, 68 Kanonen und 23 Fahnen die Katzbach wieder passiren und sich nach Striegau zurückziehen; der Weg nach Breslau stand dem Könige nunmehr offen. Der preußische Verlust wird auf etwa 3400 Mann angegeben. Mit ganz vorzüglicher Tapferkeit hatte in der Schlacht das bei Dresden vom Könige so empfindlich bestrafte Regiment Anhalt-Bernburg gefochten; seines Schwures eingedenk, die verlorene Ehre wieder zu gewinnen, hatte sich das Regiment mit gefälltem Gewehr auf ein österreichisches Reiterregiment gestürzt und dasselbe in die Flucht getrieben. Der König nahm nach der Schlacht diese Gelegenheit wahr, das Regiment wieder zu Ehren zu bringen; er ritt an dasselbe heran, belobte es wegen der bewiesenen Tapferkeit, sagte, daß Alles vergeben und vergessen sei, nur den heutigen Tag werde er nie vergessen und verlieh dem Regiment die verlornen Säbel und Abzeichen von Neuem; auch machte der König in einem Parolebefehl der ganzen Armee das tapfere Verhalten des Regiments Anhalt-Bernburg in den ehrendsten Ausdrücken bekannt. Wie traulich und zwanglos sich bei solchen Gelegenheiten der Verkehr zwischen dem Könige und dem gemeinen Soldaten gestaltete, zeigte sich auch hier wieder. Der König nahm es freundlich auf, als nach seiner Anrede der Flügelmann des Regiments vortrat, das Gewehr präsentirte und mit lauter Stimme sagte:

„Ich danke Ew. Majestät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unser Recht widerfahren lassen und wieder unser gnädiger König sein wollen. —

Was aber, fragen wir uns mit Recht, war während der dreistündigen Schlacht bei Liegnitz aus der österreichischen Hauptarmee des Grafen Daun und dem Corps des Generals Lasch geworden?

Beide Generale hatten sich ganz nach der ertheilten Disposition in der Nacht in Marsch gesetzt, um mit Tagesanbruch die Armee des Königs, von dessen Abmarsch aus dem Lager bei Liegnitz sie nicht die geringste Kenntniß hatten, in der rechten Flanke und im Rücken anzugreifen. Erst in der Nacht um 2 Uhr erfuhr Graf Daun durch die leichten Truppen des Generals von Ried, daß das Lager verlassen sei, und nachdem er in der Absicht, sich persönlich zu überzeugen, abermals eine werthvolle Zeit verloren hatte, führte er das Heer auf der Straße nach Liegnitz vor, welche Stadt die Avantgarde erst um 5 Uhr Morgens erreichte.

Der Zufall wollte, daß wegen der herrschenden Windrichtung der Schall von dem bei Panten tobenden Geschützkampfe von dem österreichischen Hauptheere nicht gehört werden konnte; nur die in jener Richtung aufsteigenden Rauchwolken belehrten Graf Daun von der Lage, in welcher Laudon sich befand, einigermaßen.

Aber auch beim besten Willen vermochte Graf Daun nicht, seinem bedrängten Unterfeldherrn zu Hilfe zu kommen; er fand, wie wir wissen, auf den Höhen hinter Liegnitz das Ziethen'sche Corps mit zahlreichem schwerem Geschütz aufmarschirt und alle Versuche, über das ungangbare Schwarzwasser zu setzen und die Höhen zu stürmen, wurden von der preußischen Artillerie und Reiterei blutig zurückgewiesen.

Nur einem österreichischen Husarenregiment gelang es, beim Dorfe Rüstern durch eine Furth zu setzen und die bei Hummel aufgefahrene Bagage des Königs anzufallen; aber auch dieser Angriff wurde vom Hauptmann von Prittwitz vom Gardebataillon mit vieler Tapferkeit abgeschlagen.

Das Salutschießen des preußischen Heeres bei Panten und inzwischen eingetroffene Nachrichten von Laudon belehrten Daun von der Niederlage seines Generals; damit gab auch der Feldmarschall alle weiteren Versuche als hoffnungslos auf, führte sein Heer über die Katzbach zurück und bezog sein altes Lager bei Hochkirch. —

So war König Friedrich durch den glänzenden und denkwürdigen Sieg bei Liegnitz zwar für den Augenblick aus seiner gefahrvollen Lage befreit; mißlich genug blieb dieselbe immerhin noch.

Noch stand Graf Daun mit einem unbesiegten Heere von 60,000 Mann bereit, dem Könige bei jeder Bewegung in die Flanke zu fallen; noch hatte Laudon über 20,000 Mann unter seinem Befehl und brannte vor Begierde, die erlittene Scharte auszuwetzen; noch endlich war das große russische Heer in der Gegend von Breslau zu besiegen oder zu entfernen, ehe der König in Wahrheit freien Athem schöpfen konnte.

Indessen säumte Friedrich keinen Augenblick, die Früchte seines Sieges zu pflücken; noch am 15. August führte er den von ihm befehligten Theil des Heeres nach Parchwitz und Ziethen, welchen der König noch auf dem Schlachtfelde zum General der Cavallerie ernannt hatte, mußte dieser Bewegung noch am Abend folgen. Es ist ein Beweis für die grenzenlose Verwirrung, welche im Laudon'schen Corps herrschen mußte, daß dieses nicht wagte, den höchst gefährlichen Marsch des Königs zu stören; und daß die preußische Armee ungehindert alle eroberten Geschütze und Trophäen, alle Gefangenen und Verwundeten mit sich führen konnte.

In Parchwitz erfuhr der König, daß ein starkes russisches Corps unter dem General Tschernitschef bei Auras auf das linke Oderufer übergegangen und so abermals der Weitermarsch auf Breslau gefährdet sei. Er führte daher am 16. August sein Heer nach Neumarkt und versuchte von hier aus, den russischen General durch eine List zu vertreiben. Der König schrieb an den Prinzen Heinrich, meldete ihm seinen glänzenden Sieg bei Liegnitz, theilte ihm mit, daß er nunmehr über die Oder gehen und die Russen angreifen werde und forderte ihn schließlich auf, auch seinerseits die schon vorher verabredeten Bewegungen pünktlich auszuführen. Durch ein ansehnliches Stück Geld wurde ein Bauer überredet, diesen Brief zu

überbringen, sich aber unterwegs gefangen nehmen zu lassen, so daß der Brief in die Hände des russischen Generals fiel. Die List gelang über alle Erwartung. Tschernitschef ging, um so mehr, da er seit fünf Tagen ohne alle Nachrichten von den Oesterreichern war, sofort über die Oder zurück und der König konnte nunmehr ungestört seinen Marsch auf Breslau fortsetzen und sich mit dem Prinzen Heinrich vereinigen.

Auch Graf Soltikof war im äußersten Grade erzürnt über seine Bundesgenossen. Sie hatten nicht allein den König ungehindert nach Schlesien marschiren lassen, sie hatten trotz dreifacher Ueberzahl sogar eine entscheidende Schlacht verloren und setzten jetzt das russische Heer der Gefahr aus, vom Könige und Prinzen Heinrich gleichzeitig angegriffen zu werden; was aber der Sache die Krone aufsetzte, die Oesterreicher entschuldigten sogar ihre eigenen falschen Maßregeln mit dem Zurückweichen Tschernitschef's über die Oder, während dieser Rückzug doch erst in Folge der Niederlage bei Liegnitz stattgefunden hatte.

Nur mit Aufwand großer Beredtsamkeit und Mühe gelang es abermals dem Marquis Montalembert, den Unwillen des russischen Feldherrn zu besänftigen und den gänzlichen Rückzug des russischen Heeres nach Polen zu verhindern.

Doch konnte er es nicht abwenden, daß das russische Heer, um sich der gefährlichen Nähe des Königs zu entziehen, am 24. und 25. August bis Herrnstadt zurückging. Uebrigens hatte König Friedrich wohl auf ein völliges Zurückweichen der Russen mit Sicherheit gerechnet, denn er zog vom Heere des Prinzen Heinrich, welcher den Russen gefolgt war, 26 Bataillone und 40 Escadrons an sich in das Lager bei Herrmannsdorf und ließ nur den General Goltz mit 16 Bataillonen und 34 Escadrons den Russen gegenüber stehen.

So sah sich König Friedrich am 29. August an der Spitze eines Heeres von über 50,000 Mann, und konnte es jetzt eher verschmerzen, daß der Prinz Heinrich, ernstlich erkrankt, um diese Zeit das Commando seiner Heeresabtheilung dem General Forçade übergab und zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Rheinsberg ging. —

Indessen noch immer standen die Angelegenheiten des Königs so, daß die augenblicklich errungenen Vortheile ihm jeden Tag wieder entrissen, seine Lage schlimmer wie je gestaltet werden konnte. Er selbst schreibt wenige Tage nach der Schlacht bei Liegnitz an den Marquis d'Argens:

> „Ehedem, mein lieber Marquis, würde die Schlacht vom 15. August viel entschieden haben; jetzt aber ist es nur eine kleine Balgerei. Eine große Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu bestimmen."

Und an einer anderen Stelle desselben Briefes heißt es:

> „Ich kenne alle die Gefahren, die den Staat bedrohen, und verhehle sie. Ich behalte alle Besorgniß für mich und theile der Welt nur die Hoffnungen oder die wenigen angenehmen Neuigkeiten mit, die mir zu gute kommen. Wenn der Streich, den ich im Sinne habe, glückt, alsdann, mein lieber Marquis, wird es Zeit sein, sich der Freude zu überlassen, u. s. w." —

Zunächst war freilich für den König der nicht unbedeutende Vortheil errungen, daß die Vereinigung der beiden feindlichen Hauptheere, des russischen und österreichischen, völlig mißlungen war, daß zwischen den Führern derselben Unmuth und gegenseitige Mißstimmung herrschte und auf ein gemeinsames kräftiges Zusammenwirken derselben nach einem bestimmten Plane jetzt weniger als je gerechnet werden konnte.

Diese Uneinigkeit zeigte sich auch in der ersten Zeit nach der Schlacht von Liegnitz sehr deutlich in allen Operationen der Oesterreicher und Russen. Wenige Tage nach der Schlacht schon forderte Daun den Grafen Soltikof auf, zur Belagerung Glogau's zu schreiten, woran das schwache Corps des Generals Goltz allerdings die Russen nicht wohl hätte hindern können; die Ankunft eines österreichischen Belagerungstrains von Ollmütz her wurde dazu in bestimmte Aussicht gestellt; als aber der russische General bereitwillig auf diesen Vorschlag einging und sich am 11. September von Herrnstadt aus in der Richtung auf Carolath, allerdings sehr langsam, in Bewegung setzte, da war man im österreichischen Hauptquartier schon wieder anderer Ansicht geworden, und suchte auch Soltikof für andere Pläne zu gewinnen.

Nach diesen sollte die russische Armee einen Einfall in die fast gänzlich unbeschützten Marken machen, sich Berlins bemächtigen und so den König, der unfehlbar seiner Hauptstadt zu Hilfe eilen werde, aus Schlesien hinweglocken; dadurch aber sollte Feldmarschall Daun in den Stand gesetzt werden, noch im Laufe des Feldzuges Schweidnitz zu erobern.

An das Gelingen dieses Planes glaubte man um so zuversichtlicher, als General Goltz mit seinem schwachen Corps den Marsch der Russen nicht hindern konnte und überdem schon am 6. September auf Befehl des Königs den General Werner mit allen irgend entbehrlichen Truppen zum Entsatze des von den Russen belagerten Colberg, wovon noch die Rede sein wird, hatte detachiren müssen, während er selbst mit ganz geringen Kräften zur Verstärkung der Garnison von Glogau bereit blieb. Ueberdem verpflichtete sich Graf Daun, zu dieser Bewegung ein österreichisches Hilfscorps von 20,000 Mann unter General Lascy zu stellen.

Feldmarschall Graf Soltikof war um diese Zeit heftig erkrankt und hatte, obgleich zunächst bei der Armee verbleibend, doch den Oberbefehl derselben an den General Fermor abgeben müssen. Dieser Letztere wies die Vorschläge Daun's anfänglich ganz zurück und bestand darauf, die früher verabredete Belagerung Glogau's zu unternehmen; er stand von diesem Vorhaben erst ab, als Daun erklären ließ, es hätten sich der Herbeischaffung des Belagerungstrains unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengestellt und von einer Belagerung Glogau's könne also und überdem bei der schon vorgerückten Jahreszeit keine Rede sein. Als aber Graf Daun, dessen Lage, wie wir gleich sehen werden, bei der unmittelbaren Nähe des Königs und dem beginnenden Mangel an Lebensmitteln im Gebirge immer schwieriger geworden war, von dem russischen Feldherrn verlangte, er solle wenigstens mit 25,000 Mann, womöglich aber mit der ganzen russischen Armee bei Steinau über die Oder gehen und sich mit Laudon vereinigen, da erblickte Graf Fermor hierin ganz richtig nur die Absicht des vorsichtigen Daun, sich selbst durch die russische Armee aus

seiner Lage zu befreien, diese aber in die Gefahr zu bringen, eine Schlacht annehmen zu müssen, eine Gefahr, welche, wie wir wissen, der russische Feldherr in dem ganzen Feldzuge bisher auf's Sorgfältigste vermieden hatte.

General Fermor wies daher den Vorschlag Daun's ab, erklärte den Uebergang der russischen Armee über die Oder wegen der mangelnden Subsistenzmittel in dortiger Gegend für unmöglich, und erst, als die französischen Militärbevollmächtigten dringend zu der Annahme des ersten Daun'schen Planes riethen, wahrscheinlich auch in Folge von Anweisungen des Petersburger Hofes, wurde die Expedition auf Berlin beschlossen. —

Bevor wir indessen diese schildern, sehen wir uns nach der österreichischen Hauptarmee um.

Graf Daun hatte nach der Liegnitzer Schlacht mit seiner Armee eine außerordentlich starke und geschützte Stellung, halbkreisartig vor der den Mittelpunkt bildenden Festung Schweidnitz, eingenommen; den äußersten rechten Flügel derselben an den Zobten-Berg gelehnt. In der Absicht, ihn von da zu vertreiben und doch zu schwach, um diese Stellung in der Front anzugreifen, führte der König sein Heer am 30. August in ein Lager bei Grunau unweit Zobten, so nahe bei der österreichischen Stellung, daß er durch diese Dreistigkeit den vorsichtigen Daun völlig einschüchterte und dieser es gar nicht wagte, den König in seiner kühnen Stellung anzugreifen.

Als Daun am anderen Morgen hierzu den Entschluß faßte, war es bereits zu spät; der König hatte in der Nacht sein Heer um den Zobten-Berg herum nach Langen-Seifersdorf*) geführt und stand so, im Laufe des 31. August bei Hennersdorf vorgehend, völlig im Rücken der österreichischen Armee. Daun sah sich durch diesen kühnen Marsch des Königs genöthigt, die Stellung seiner Armee zu verändern; er zog sich mehr nach Freiburg und gab die von Laudon bereits begonnene Einschließung von Schweidnitz auf. Die nächsten Wochen bieten auf diesem Theil des Kriegsschauplatzes weiter keine bemerkenswerthen Ereignisse dar. Der König suchte durch künstliche Hin- und Hermärsche, welche einzeln zu schildern, den Zweck dieser Blätter überschreiten würde, durch Bedrohung seiner Verbindung mit Böhmen, den österreichischen Feldherrn aus seiner günstigen Position im Gebirge herauszumanövriren; Daun dagegen, in dieser Art der Kriegführung Meister, wußte durch ebenso künstliche und geschickte Manöver die Absicht des Königs zu vereiteln und dennoch dabei niemals eine Blöße zu geben, welche ihn zur Annahme einer Schlacht unter ungünstigen Bedingungen hätte nöthigen können. Beide Armeen hatten sich bei diesen Märschen und Contremärschen immer mehr und mehr in das Gebirge hineingearbeitet und standen sich in ihren immer verschanzten Lagern oft so nahe gegenüber, daß sie sich gegenseitig sehr gut mit Geschütz

*) Bei diesem in der Kriegsgeschichte berühmt gewordenen Nachtmarsche ereignete es sich, daß eine Abtheilung österreichischer Reiter auf das Ziethen'sche Husarenregiment stieß, dasselbe in der Dunkelheit der Nacht für Oesterreicher hielt und ganz freundschaftlich mit ihm weiter marschirte. Erst als der Tag anbrach, entdeckten sie den Irrthum, den sie begangen, und entzogen sich mit Verlust von 2 Offizieren und 70 Dragonern der gefährlichen Reisegesellschaft.

beschießen konnten. Dies unterblieb jedoch in stillschweigender Uebereinkunft als gänzlich nutzlos auf beiden Seiten; selbst das Schießen der Vorposten war bei beiden Heeren untersagt und nicht selten verkehrten österreichische und preußische Patrouillen und Vorposten ganz freundschaftlich mit einander und wiesen sich auf den richtigen Weg, wenn sie diesen verfehlt hatten.

Nur durch einzelne kleine, meist für die Preußen glückliche Gefechte wurde diese Art von Waffenruhe unterbrochen. So griff Ziethen am 3. September den österreichischen General Naundorf bei Strigau an und warf ihn mit einem Verlust von 400 Gefangenen nach Hohenfriedberg zurück; so wurde am 12. September der völlig im Gebirge verirrte österreichische General Beck ganz unerwartet angegriffen, wobei 800 Croaten den Preußen in die Hände fielen u. s. w.

Entschieden konnte durch alle diese Gefechte und Operationen nichts werden. Graf Daun vermied nach gewohnter Weise jede Schlacht und der König konnte seinerseits es nicht wagen, unter ungünstigen Umständen ein fast doppelt überlegenes Heer anzugreifen.

Allmählich jedoch wurde diese Lage der Dinge den Oesterreichern, denen bei der lästigen Nähe des Königs die Herbeischaffung der Lebensmittel immer schwieriger ward, unerträglich, und Graf Daun versuchte auf alle Weise, durch Heranziehung der russischen Armee, oder aber durch einen Einfall derselben in die Mark Brandenburg, sich seiner precären Lage zu entziehen. Wir haben gesehen, wie ihm dies schließlich gelang. —

Vorher aber hatten die Russen auf einem ganz anderen, weit vom eigentlichen Kriegsschauplatz entlegenen Punkte, versucht, dem Könige einen empfindlichen Schlag beizubringen.

Schon im Jahre 1758 war, wie im §. 30 erzählt ist, von den Russen ein Versuch gemacht worden, sich in den Besitz der Festung Colberg zu setzen. Für sie war diese Festung allerdings von der höchsten Wichtigkeit, da dieselbe ihnen die Möglichkeit gewährte, alle ihre Kriegsbedürfnisse aus Preußen zur See kommen zu lassen, als Stützpunkt für ihre Operationen in Pommern diente und endlich dem russischen Heere die Nothwendigkeit ersparte, im Winter jedesmal nach Preußen zurückzugehen, also die im verflossenen Feldzuge eingenommenen Provinzen jedesmal wieder zu räumen und überdem eine werthvolle Zeit mit Märschen nach und vom Kriegsschauplatze zu verlieren.

So war denn auch bei Beginn des diesjährigen Feldzuges von der russischen Regierung der Plan zur Eroberung Colbergs von Neuem in's Auge gefaßt worden; nach ihrer Absicht sollte sogar die große russische Armee den Feldzug mit der Einnahme Colbergs beginnen und dann durch die Marken den Oesterreichern in Schlesien die Hand bieten. Dieser Plan wurde aber auf die lebhaften Vorstellungen des Wiener Hofes fallen gelassen und zur Belagerung Colbergs nunmehr eine eigene Expedition ausgerüstet.

Am 26. August erschien auf der Rhede vor Colberg, wo man nicht die geringste Ahnung von der drohenden Gefahr hatte, eine russische Flotte von 24 größeren, 9 kleineren Kriegsschiffen mit 40 Transportfahrzeugen, ankerte am folgenden Tage dicht vor der Stadt und eröffnete am 28. August ein heftiges Feuer auf die Werke der Festung, sowie auf die Stadt selbst.

Am 29. wurde die russische Flotte noch durch 6 schwedische Kriegsfahrzeuge verstärkt; es wurde ein zahlreiches Corps Landungstruppen ausgeschifft, der Platz auch von der Landseite eng eingeschlossen und von allen Seiten die unglückliche Stadt auf's Heftigste bombardirt.

Indessen in Colberg war noch derselbe tapfere von der Heide, jetzt Oberst, Commandant, welcher schon vor zwei Jahren die Festung so ruhm- und erfolgreich vertheidigt hatte; auch der Geist in der braven Colberger Bürgerschaft war noch derselbe, wie 1758. Zwar litt die Stadt unter dem wochenlang fortgesetzten Bombardement sehr bedeutend; aber an den Werken wurde stets in der Nacht wieder hergestellt, was bei Tage zerstört worden war und der Commandant, der als Garnison nur über 2 Bataillone Landmiliz und 800 Mann vom Garnisonregiment von Puttkammer zu verfügen hatte, erwiderte das feindliche Feuer mit großer Unerschrockenheit und Ausdauer.

Demungeachtet wäre das Schicksal Colbergs wohl nicht zweifelhaft gewesen, wenn nicht in der Zeit der höchsten Noth von außen her der Festung ein Retter erschienen wäre.

Auf besonderen Befehl des Königs mußte General Werner mit 3 Bataillonen und 7 Escadrons von dem bei Glogau stehenden Corps des Generals von Goltz der belagerten Festung zu Hilfe eilen. General Werner brach am 6. September auf, marschirte über Beuthen, Crossen, Landsberg a./W., Bernstein, woselbst er 2 Bataillone und 150 Pferde von der Stettiner Garnison an sich zog und traf bereits am 18. September in der nächsten Umgebung von Colberg ein; er hatte 48 Meilen in 13 Tagen zurückgelegt.

Sowohl den Belagerten wie den Russen kam diese Hilfe völlig unerwartet; ebenso großen Jubel, wie die Ankunft des Generals in der schon hart bedrängten Stadt erregte, ebenso groß war der Schrecken darüber in den Reihen der Belagerungsarmee. Als noch am 18. die unaufhaltsam heransprengenden preußischen Husaren die auf der Südseite der Stadt aufgestellten feindlichen Pikets angriffen und größtentheils niederhieben oder gefangen nahmen, als General Werner nunmehr ungehindert in die Stadt zog und sich auf der anderen Seite derselben in Schlachtordnung aufstellte; da warteten die Russen den für den anderen Tag bevorstehenden Angriff gar nicht ab, sondern retteten sich mit Zurücklassung von 22 schweren Geschützen und von zahlreichem Kriegsmaterial auf ihre Schiffe; ja die schwedische Flotte trieb die Angst vor den preußischen Husaren so weit, daß sie noch in der Nacht die Anker lichtete und davon segelte. Die russische Flotte setzte das Bombardement dagegen noch bis zum 21. September fort und ging am 23. unter Segel.

Colberg war durch die tapfere und muthige Vertheidigung seiner Garnison, durch das muthige und standhafte Benehmen seiner Bürgerschaft und durch die außerordentliche Schnelligkeit, mit welcher das Entsatzcorps herbeigeeilt war, abermals gerettet; und so wunderbar erschien der ganzen Provinz Pommern diese Rettung, daß sie zur Erinnerung daran eine Medaille prägen ließ, welche die Tapferkeit von der Heide's und Werner's pries und die ganze Begebenheit als ein „einem Märchen ähnliches Ereigniß" darstellte.

Das Scheitern der Unternehmung auf Colberg machte den russischen Oberbefehlshaber dem Drängen des Grafen Daun zu einem Einfalle in die Marken und einem Versuche, Berlin zu besetzen, geneigter wie bisher; am 26. September setzte sich die große russische Armee in mehreren Colonnen auf Berlin in Bewegung; die Vorhut unter General Tottleben, aus 2000 Grenadieren, 5 Reiter- und 2 Kosakenregimentern, sowie 20 Geschützen bestehend, erreichte bereits am 30. September Beeskow und hielt daselbst Rasttag. Auch von österreichischer Seite hatte man sein Versprechen gehalten und den General Lascy mit einem Corps von 18—20,000 Mann vom Lager bei Waldenburg aus über Bunzlau durch die Lausitz auf Berlin entsendet.

So drohte denn der Hauptstadt des Staates, der alten Königsstadt, dem schon damals in hohem Wohlstand befindlichen Berlin, die Gefahr einer Invasion durch erbitterte und zum Theil halb barbarische Feinde; und der König konnte, so schwer es ihm auch werden mochte, zu ihrem Schutze nichts unternehmen; war es doch seine wichtigste Aufgabe, das ihm gegenüberstehende große feindliche Heer in Schach zu halten, um nicht ganz Schlesien den Feinden preiszugeben. Wie tief der König die Unmöglichkeit beklagte, seinen zahlreichen Feinden an allen und jeden Orten mit Erfolg entgegentreten zu können, wie schmerzlich er die gebieterische Nothwendigkeit empfand, einzelne Theile seines Landes vorübergehend der feindlichen Willkür zu überlassen, um nicht Alles zu verlieren, geht recht deutlich aus einem Briefe hervor, welchen Friedrich um diese Zeit an den Marquis d'Argens schrieb. Es heißt darin:

> „Ich brate an einem langsamen Feuer, ich bin wie ein Körper, dem man jeden Tag ein Glied abschneidet. Der Himmel stehe uns bei! Wir haben es sehr nöthig. Sie sprechen immer von meiner Person. Sie sollten doch wohl wissen, daß es nicht nöthig ist, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Schuldigkeit thue, daß ich mich für mein Vaterland schlage, um es zu retten, wenn es noch möglich ist, u. s. w."

Doch kehren wir zu der Erzählung der über Berlin hereinbrechenden Schreckenszeit zurück.

Wenn auch noch nicht die Weltstadt, wie in unseren Tagen, war Berlin doch bereits damals eine Stadt von so beträchtlichem Umfange, daß die Vertheidigung eben *dadurch* ungemein erschwert werden mußte. Ueberdem war die Stadt so gut wie offen, nur auf dem linken Spreeufer mit einer Mauer, auf dem rechten dagegen nur mit einer Pallisadirung umgeben; an eine ernste Vertheidigung der Stadt selbst konnte also gar nicht gedacht werden, dieselbe konnte vielmehr nur in offener Feldschlacht durch eine große Armee stattfinden. Wo aber diese hernehmen?

In der Stadt befanden sich nur 3 Bataillone Garnisontruppen und außerdem eine große Zahl Verwundeter, besonders von der Kunersdorfer Schlacht her, unter ihnen der Feldmarschall Lehwald, der General Seydlitz und mehrere andere hohe Offiziere. Aber eben diese waren es, welche den Gedanken nicht ertragen konnten, die Hauptstadt des Landes ohne alle Vertheidigung dem Feinde zu überlassen, welche der Ansicht des Commandanten, Generallieutenant von Rochow: man müsse die Stadt der Großmuth des

Siegers empfehlen und ohne Schwertstreich übergeben, die Garnison aber nach Spandau retten, entgegen traten und in allen Gemüthern den Muth zum Widerstande entflammten.

Durch sie wurden die nothwendigsten Vorbereitungen zur Vertheidigung getroffen, an den Thoren wurden Fleschen aufgeworfen und mit Geschützen besetzt, die Mauern mit Schießlöchern versehen und zur Etagen-Vertheidigung eingerichtet und Boten an den bei Templin stehenden Prinzen von Würtemberg, welcher mit einem schwachen Corps die Schweden zurückhalten sollte, entsendet, um ihn zur Rettung der Stadt aufzufordern.

So löblich und patriotisch diese Bestrebungen auch genannt werden müssen, so läßt sich doch nicht ableugnen, daß sie weder vom politischen noch vom militärischen Gesichtspunkte aus richtig waren. Eine Vertheidigung der Stadt mit so geringen Mitteln, wie sie zu Gebote standen, konnte nicht wohl einen anderen Erfolg haben, als den Sieger zu erbittern und das Schicksal der Stadt und ihrer Bewohner nur um so härter zu gestalten.

Zwar säumte der Prinz von Würtemberg keinen Augenblick, der an ihn ergangenen Bitte um Hilfe zu entsprechen, ließ alle seine Unternehmungen gegen die Schweden vorläufig im Stich und erreichte schon am 4. October mit 9 Bataillonen und 7 Escadrons in Eilmärschen Berlin; zwar bewog diese Verstärkung der Garnison den General Tottleben, welcher mit seinen Truppen am 3. October vor dem Halleschen und Cottbusser Thore angelangt war, die Stadt vergeblich zur Uebergabe aufgefordert und dann, wenn auch ohne großen Schaden, beschossen hatte, bis Köpenick zurückzuweichen; zwar erreichte endlich auch General von Hülsen, welcher in fliegender Eile aus Sachsen zu Hilfe kam, am 8. October Berlin, so daß nun die Garnison aus 26 Bataillonen und 41 Escadrons, etwa 14,000 Mann bestand; aber Alles dies konnte das Schicksal der Stadt nicht wenden.

Nachdem schon am 5. October General Tschernitschef zur Unterstützung Tottlebens in Köpenick eingetroffen war, und am 7. October ebendaselbst der russische General Panin anlangte, sahen sich die Russen im Besitze so überlegener Streitkräfte, daß sie für den 9. October einen allgemeinen Angriff beschlossen. Am 8. October traf auch General Lascy mit etwa 14,000 Mann bei Tempelhof ein; General Tottleben rückte abermals in die Gegend des Cottbusser Thores vor, etablirte dort einige Batterien und ließ noch in der Nacht die Stadt mit Granaten bewerfen. Es fanden sich nun vor Berlin etwa 42,000 Mann feindliche Truppen versammelt, denen man nur 13—14,000 Mann entgegenzustellen hatte; überdem waren die Colonnen Fermor's im Anmarsch und hatten schon am 5. October Frankfurt a./O. erreicht.

Der noch am 8. October abgehaltene Kriegsrath erkannte unter diesen Umständen, und da man keinerlei Nachrichten über eine etwaige Annäherung des Königs erhalten hatte, eine fortgesetzte Vertheidigung Berlin's für unmöglich und selbst für die Stadt in hohem Grade gefährlich; es wurde der Beschluß gefaßt, daß die Corps des Prinzen von Würtemberg und des Generals von Hülsen noch in der Nacht nach Spandau abmarschiren und der mit der Garnison zurückbleibende General von Rochow am fol-

genden Morgen mit dem General Tottleben, dessen menschenfreundliche Gesinnungen man von seinem früheren Aufenthalt in Berlin her kannte, eine möglichst günstige Capitulation abschließen solle.

Dieser Beschluß wurde sofort ausgeführt. Die zur Hilfe herbeigeeilten Regimenter verließen noch in der Nacht die Stadt; die enorme Bagage aber, welche sie mit sich führten, war Schuld daran, daß sich die Abfahrt derselben, zu deren Deckung Oberst von Kleist mit den leichten Truppen bestimmt war, bis zum anderen Tage verzögerte. Zwei nachgeschickte russische Küraſſierregimenter holten die Arrièregarde ein und nahmen derselben, die preußische Cavallerie mit Verlust zurückwerfend, einen nicht unbeträchtlichen Theil des Wagentrosses ab.

General von Rochow seinerseits hatte noch in der Nacht mit dem General von Tottleben zu capituliren verlangt; um 4 Uhr Morgens kam der Vertrag, unter günstigeren Bedingungen, wie man erwarten durfte, zu Stande; die Russen besetzten einstweilen die zunächst gelegenen Thore und um 8 Uhr Morgens hielt General Tottleben mit 2 Grenadier- und 1 Dragonerregiment, welche vor dem Königlichen Schlosse ein Bivouac bezogen, seinen Einzug in Berlin.

Die Garnison, sowie alle noch in Berlin weilenden Militärs aller Grade, selbst die Cadetten*) nicht ausgenommen, wurden kriegsgefangen, alles Kriegsmaterial und Staatseigenthum mit Beschlag belegt, die Stadt selbst mußte $1^1/_2$ Millionen Thaler an Kriegscontribution, sowie 200,000 Thaler an Douceur-Geldern zahlen; dafür aber wurde völlige Sicherheit der Personen und des Privateigenthums zugesichert.

Der Unwille Lascy's über diese seiner Ansicht nach viel zu milden Bedingungen war groß; er verleitete ihn sogar zu Gewaltthätigkeiten gegen die eigenen Bundesgenossen, indem er im Unmuth, daß er bei den Vortheilen der Capitulation ganz leer ausgehen solle, die Russen von der am Halleschen Thor belegenen Wache vertreiben ließ. Aber General Tottleben war der Mann dazu, sein gutes Recht zu wahren; er wies nachdrücklich darauf hin, daß die österreichische Regierung im voraus auf alle Vortheile einer etwaigen Einnahme Berlin's verzichtet habe, und murrend mußte sich Lascy mit 50,000 Thalern Douceur-Gelder, die man ihm überließ, begnügen. Auch hielt General Tottleben in der Stadt selbst auf die strengste Mannszucht und schritt gegen vorkommende rohe Ausschweifungen der Oesterreicher selbst mit Waffengewalt ein. Auch das Benehmen der russischen Soldaten in der Stadt war im Allgemeinen gut zu nennen, die eiserne russische Disciplin hielt sie in Schranken. Um so beklagenswerther ist es, daß dagegen die Aufführung der österreichischen Truppen, von denen ganz im Gegensatze zu der abgeschlossenen Capitulation mehrere

*) Das Schicksal dieser armen Knaben, meist im Alter von 9—11 Jahren, die man ihrer großen Jugend halber nicht einmal mit in die Capitulation eingeschlossen hatte, war wahrhaft beklagenswerth. Bei dem eiligen Rückzuge der Russen von Berlin wurden die Cadetten mit fortgeschleppt, mußten marschiren, unter freiem Himmel liegen und liefen Gefahr, Hungers zu sterben, da man in keiner Weise für ihre Verpflegung sorgte und ihnen auf ihre Klagen über Hunger hohnlachend einen Hammel überwies, den die Aermsten weder zu schlachten noch zuzubereiten verstanden. Gar viele der Bedauernswerthen gingen an den Strapazen und Leiden dieses unmenschlichen Zuges zu Grunde.

Corps sich mit Gewalt in der Stadt einquartiert hatten, der ärgsten Barbarenhorden würdig war. Archenholz entwirft in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges ein gar trauriges Bild von den Greuelthaten, welche die österreichischen Truppen, deren Feldherr sich selbst als der erbittertste Feind der Preußen zeigte, in jenen Tagen in Berlin verübten. Er sagt unter Anderm:

„Berlin wurde auf einmal der Tummelplatz von Kosaken, Kroaten und Husaren, die bei hellem Tage in den Straßen und Häusern, wo sie nur hinkamen, raubten, die Menschen prügelten und verwundeten. Wer sich des Abends auf die Gasse wagte, wurde nackend ausgezogen.

282 Häuser wurden erbrochen und ausgeleert. Die Oesterreicher übertrafen in dieser Beziehung die Russen weit; sie folgten nur ihrem Nationalhaß und ihrer Raubsucht u. s. w."

Den österreichischen Generalen und Offizieren gereicht es zur dauernden Schande, daß sie solchen Unfug schweigend duldeten, während General Tottleben, den die Leiden der geängsteten Einwohner dauerten, demselben steuerte, wo er nur konnte und mehr als einmal Feuer auf die plündernden Horden geben ließ.

So wurden im Marstall des Königs die Pferde herausgerissen und geraubt, obgleich die Capitulation diesen besonders schützte, die Wagen ihrer kostbaren Zierrathen beraubt und dann in Stücke geschlagen; die Wohnung des Königlichen Stallmeisters Schwerin geplündert; so wurde das Königliche Schloß in Charlottenburg durch sächsische Truppen, die sich sonst durch hohe Disciplin ausgezeichnet hatten, völlig ausgeraubt und verwüstet; die seltensten Schätze der Kunst, die ausgezeichnetsten antiken Marmorsculpturen, vom Könige mühsam gesammelt und ihrem Werthe nach unersetzlich, wurden im rohsten Muthwillen vernichtet und zertrümmert; die kostbarsten Meubles wurden zerstört, Spiegel und Porzellan zerschlagen, die Tapeten in Fetzen gerissen u. s. w. Ein ähnliches Schicksal hatte das der Königin gehörige Lustschloß Schönhausen.

Nur Potsdam und Sanssouci blieben von diesem Vandalismus verschont. Hier allein rettete der österreichische General Fürst Esterhazy die Ehre der österreichischen Armee, indem er die strengste Mannszucht halten ließ und auf's Eifrigste dafür Sorge trug, daß der Lieblingsaufenthalt des großen Königs mit allen seinen Kunstschätzen unberührt erhalten blieb. Ebenso ehrende Anerkennung verdient auch das Benehmen des russischen Commandanten, Obersten Bachmann.

Uebrigens wurde doch die Stadt bei aller Humanität Tottleben's hinlänglich geängstigt, nicht immer gelang es diesem beim besten Willen, die harten Befehle seines Obergenerals Fermor zu hintertreiben.

So hatte Fermor beschlossen, das herrliche Zeughaus in Berlin in die Luft zu sprengen, und vergeblich war Tottleben bemüht gewesen, diesen entsetzlichen Befehl rückgängig zu machen. Nur ein Zufall rettete das schöne Bauwerk, indem nämlich das russische Commando, welches das zum Sprengen erforderliche Pulver holen sollte, so unvorsichtig dabei zu Werke ging, daß das ganze Pulvermagazin in die Luft flog. Doch wurde das

Zeughaus seines Inhalts beraubt und Alles in die Spree geworfen, was man nicht fortschaffen konnte.

Das Königliche Gießhaus, die Münze, Pulvermühlen und überhaupt alle Königlichen Fabriken wurden völlig ausgeplündert und ruinirt; ein gleiches Schicksal sollte das Lagerhaus und die Gold- und Silbermanufactur haben; aber den eifrigen Bemühungen des Kaufmanns Gozkowski*) gelang es durch die Versicherung, daß die Einnahmen derselben zur Erhaltung des großen Potsdamer Waisenhauses dienten, dieselben zu retten.

Nicht minder wirksam erwies sich die Verwendung Gozkowski's für das Schicksal mehrerer Berliner Zeitungsschreiber, welche unvorsichtig genug gewesen waren, früher über Greuelthaten zu berichten, welche die russischen Truppen begangen hatten und welche jetzt vom General Fermor zum Spießruthenlaufen verurtheilt worden waren. Gozkowski ließ mit Bitten, die wohl auch von Geschenken begleitet sein mochten, nicht nach, bis die Strafe der Unglücklichen, von denen der Eine bereits über 70 Jahre alt war, umgewandelt wurde. Beide wurden blos vor die zum Spießruthenlaufen bestimmte Gasse geführt und dann mit einem scharfen Verweise begnadigt, kamen also mit dem Schrecken und der ausgestandenen Angst davon. —

Indessen nur wenige Tage sollte, zum Glück für Berlin und seine Umgegend, die Herrschaft der Feinde dauern. Bereits am 11. October meldete Feldmarschall Daun, daß der König sich zur Befreiung Berlins in Bewegung gesetzt habe und allein die Kunde von dieser Annäherung reichte hin, die Feinde nach allen Richtungen hin zu verscheuchen. Die Russen verließen Berlin bereits am 12. so eilig, daß sie schon am 13. in Frankfurt, zwölf Meilen davon, standen; General Lasch aber ging ebenfalls am 12. über Trebnitz nach der Elbe zurück, und so war denn nach viertägigem Besitz die Hauptstadt wiederum von ihren Feinden befreit. Wir bemerken hierbei gleich, daß General Fermor die verschiedenen Corps der russischen Armee bei Frankfurt a./O. sammelte und dann dieselbe in die Quartiere zwischen Landsberg und Soldin führte; doch schweiften die leichten russischen Truppen, denen nirgends ein ernster Widerstand geleistet werden konnte, im ganzen Lande herum, durch die Uckermark bis nach dem Havellande hin. Die Greuelthaten, welche in dem unglücklichen flachen Lande durch diese regellosen, halb wilden Schaaren begangen wurden,

*) Wir müssen unserm Leser überlassen, über das Leben und Wirken dieses denkwürdigen Mannes in anderen Büchern Näheres nachzulesen. Hier möge nur die Bemerkung Platz finden, daß Gozkowski, ein reicher und angesehener Kaufmann in Berlin, mit dem rühmlichsten Eifer, gänzlicher Hintenansetzung seiner Person, die er dabei oft in die größte Lebensgefahr brachte, so wie mit Aufopferung seines eigenen Vermögens in dieser für Berlin so schweren Zeit für das Wohl des Staates, der Stadt und seiner Mitbürger wirkte. Seinen unausgesetzten Bemühungen und Verwendungen bei den russischen Befehlshabern verdankte Berlin die Abwendung so mancher harten Maßregel, verdankten Tausende die Bewahrung ihrer Habe, während sein Vermögen dabei zu Grunde ging. Sein König belohnte den Patriotismus Gozkowski's, indem er ihm für sein verlorenes Vermögen 150,000 Thaler auszahlen ließ, welche Gozkowski sofort dazu verwendete, einen Lieblingswunsch des Königs zu erfüllen; er erbaute von diesem Gelde die noch heute bestehende Königliche Porzellanmanufactur, deren Leitung der König ihm übertrug. Seine Mitbürger lohnten dem patriotischen Manne vielfach mit Undank.

übertreffen fast die Verheerungs- und Plünderungszüge der Schweden und Kaiserlichen aus dem dreißigjährigen Kriege; die Feder sträubt sich vor der Schilderung derselben. Auch war in kurzer Zeit der ganze Landstrich, welchen das russische Heer besetzt hielt oder durchstreifen ließ, so total verwüstet, daß die Ernährung des Heeres in demselben völlig unmöglich ward. Feldmarschall Butturlin, welcher im Anfange November an Stelle des noch immer erkrankten Grafen Soltikof den Oberbefehl übernahm, führte daher das Heer in zwei großen Colonnen, theils durch Pommern, theils die Netze entlang, hinter die Weichsel in die Winterquartiere. Leichte Truppen deckten den Marsch gegen den ihnen folgenden General Werner und verübten auch bei diesem Zuge zahllose, alles menschliche Gefühl empörende Greuelthaten.

Wir haben indessen damit den anderweitigen Ereignissen vorgegriffen und sehen uns nun wieder nach der Armee des Königs selbst um.

König Friedrich's schwierige Lage im Gebirge und in unmittelbarer Nähe der großen Daun'schen Armee, welche im Falle seiner Entfernung aus Schlesien diese Provinz ungehindert völlig erobern konnte, haben wir bereits angedeutet. Demungeachtet faßte der König, so wie er von der Vorbewegung der Russen und des Generals Lascy auf Berlin Kenntniß erhielt, den Entschluß, seinen bedrohten Stammlanden zu Hilfe zu eilen. Durfte er auch nicht hoffen, Berlin früher wie diese zu erreichen und vor der Einnahme zu retten, so gedachte er doch der russischen Armee in den Rücken zu marschiren und ihr den Rückzug abzuschneiden; ebenso durfte er hoffen, das Lascy'sche Corps von der großen Daun'schen Armee zu trennen und ihm die Wiedervereinigung mit derselben unmöglich zu machen.

Diesem Plane gemäß zog der König am 7. October die Armee aus dem Gebirge in die Ebene von Schweidnitz, marschirte am 8. nach Striegau, vereinigte sich am 10. mit dem bisher bei Glogau gestandenen Corps des General Goltz und setzte, nunmehr 68 Bataillone und 143 Escadrons stark, in so großer Eile seinen Marsch fort, daß er bereits am 14. bei Guben stand; in sechs Tagen hatte die Armee 26 Meilen zurückgelegt.

Hier erhielt der König die Nachricht, daß Berlin von den Feinden bereits wieder verlassen sei; der Versuch Ziethen's, die Russen mit der Avantgarde einzuholen, scheiterte an der Schnelligkeit, mit welcher diese sich zurückzogen; ebenso kam General von Krockow, welcher das Lascy'sche Corps auf seinem Marsche nach der Elbe anfallen sollte, zu diesem Zwecke zu spät in Luckau an; Lascy hatte bereits Torgau erreicht.

Feldmarschall Daun hatte, als er den Abmarsch des Königs erfuhr, Laudon mit 40,000 Mann in Schlesien zurückgelassen und war mit dem Reste seines Heeres, noch immer über 64,000 Mann stark, über Löwenberg, Görlitz, Camenz der Bewegung des Königs zur Seite gefolgt; leichte Truppen mußten dem preußischen Heere selbst über Bunzlau folgen und seine weiteren Bewegungen beobachten.

Nie war die Lage des Königs verzweifelter wie zu dieser Zeit. Sachsen war nach dem Abmarsche Hülsen's auf Berlin leichten Spieles völlig in die Hände der Reichsarmee gefallen; Dresden, Leipzig, Torgau, Wittenberg waren von ihnen besetzt; Schlesien befand sich ebenso mit Ausnahme weniger Festungen in der Gewalt der Oesterreicher, denen der König keine

Truppen mehr entgegen zu stellen hatte; die Russen standen kaum 20 Meilen weit von Berlin und konnten jeden Augenblick ungehindert den Versuch auf Berlin erneuern; der König selbst befand sich mit der einzigen Armee von Bedeutung, über welche er verfügen konnte, dem überlegenen Heere Daun's gegenüber und konnte durch dieses jederzeit verhindert werden, nach irgend einer anderen Richtung hin seinen Feinden die Spitze zu bieten; wahrlich, die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang schwand mehr und mehr.

In der That sah man zu dieser Zeit in Wien, Petersburg, Paris, ja selbst im eigenen Lande den Untergang des Königs als gewiß an; von allen Seiten drang man in Friedrich, sich der gebieterischen Nothwendigkeit zu fügen und sich den übermüthigen Forderungen seiner Gegner lieber zu unterwerfen, als die ganze Existenz des Staates auf's Spiel zu setzen; selbst die Prinzen des Königlichen Hauses, den sonst so muthigen Prinzen Heinrich an der Spitze, der hohe Adel, die Geistlichkeit, die höchsten Behörden bestürmten den König mit Bitten um Nachgiebigkeit. Aber die Standhaftigkeit Friedrich's, sein fester Glaube an die hohe Zukunft und Bestimmung des preußischen Vaterlandes konnten durch nichts erschüttert werden. Am 24. October schreibt er in dieser bedrängten Zeit an d'Argens:

> „Nie werde ich den Augenblick sehen, der mich nöthigt, einen nachtheiligen Frieden zu schließen; keine Ueberredung, keine Beredtsamkeit werden mich dahin bringen, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder werde ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder ich werde, sollte dieser Trost dem Schicksal, das mich verfolgt, noch zu süß scheinen, mein Unglück zu endigen wissen, wenn es sich nicht mehr ertragen läßt. Immer handelte ich meiner inneren Ueberzeugung und jenem Gefühl der Ehre gemäß, die alle meine Schritte leiten; mein Betragen wird stets mit diesen Grundsätzen übereinstimmen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, die reiferen Jahre meinem Vaterlande geopfert, glaube ich das Recht erworben zu haben, über mein Alter selbst verfügen zu können. Ich habe es Ihnen gesagt und ich wiederhole es Ihnen: nie wird meine Hand einen entehrenden Frieden unterzeichnen. Ich bin fest entschlossen, in diesem Feldzuge Alles zu wagen und die verzweifeltsten Dinge zu versuchen, um zu siegen oder ein ehrenvolles Ende zu finden" u. s. w.

Wer vermöchte solcher Standhaftigkeit seine ganze Bewunderung zu versagen? Wie unendlichen Dank schuldet dem großen Könige das preußische Vaterland, ja ganz Deutschland für diese felsenfeste Charakterstärke!! —

König Friedrich, welcher von den Bewegungen Daun's nur so viel erfahren hatte, daß die österreichische Armee ihm in der Richtung auf Sachsen gefolgt sei, faßte unter den äußerst schwierigen Verhältnissen, in welchen er sich befand, den Entschluß, sich ebenfalls dorthin zu wenden, durch Heranziehung der Corps von Hülsen und des Prinzen von Würtemberg seine Armee möglichst zu verstärken und dann in Sachsen den Feldmarschall Daun zur Annahme einer Schlacht zu zwingen, welche die ge-

wünschte Entscheidung bringen mußte. Dagegen sendete er schon am 19. October den General Goltz mit 12,000 Mann wieder nach Schlesien zurück, um hier den Fortschritten Laudon's, welcher inzwischen einen, wenn auch erfolglosen Versuch auf die Festung Cosel gemacht hatte, kräftiger entgegentreten zu können.

Dem Plane des Königs gemäß setzte sich die Armee, welche am 19. bei Lübben geruht hatte, am folgenden Tage in der Richtung auf Wittenberg in Marsch und bezog am 22. zwischen Jessen und Schweinitz ein Lager, $3^1/_2$ Meilen vor Wittenberg; auf der anderen Seite der Elbe, bei Pratau, dicht gegenüber der Festung, hatte die bei Friedrich's Annäherung schleunigst über die Elbe zurückgegangene Reichsarmee Stellung genommen und beherrschte durch detachirte Abtheilungen die Elbe abwärts bis zur Einmündung der Saale bei Barby.

Dem Könige war diese Stellung der Reichsarmee im höchsten Grade unbequem, da er große Mehltransporte von Magdeburg her auf der Elbe erwartete und doch, so nöthig er dieselben brauchte, nicht wagen durfte, dieselben abgehen zu lassen, ehe die Elbe von den Feinden befreit war.

Er ließ daher den Prinzen von Würtemberg und den General von Hülsen, welche ihre Truppen in einem Lager bei Ziesar stehen hatten, nach Magdeburg rücken, dort über die Elbe gehen, bei Calbe mittelst einer Schiffbrücke die Saale passiren und auf Dessau vorgehen.

Bereits am 25. October trafen beide Corps in Aken und Dessau ein, bei welcher Gelegenheit General von Kleist bei Köthen 1000 Mann würtembergische Truppen gefangen nahm. Als aber gleichzeitig König Friedrich scheinbar Anstalten traf, bei Elster über die Elbe zu gehen, da wich die tapfere Reichsarmee, welche beide Flanken und ihren Rückzug gefährdet sah, in der größten Eile noch in der Nacht vom 25. zum 26. October auf Düben zurück, nicht ohne zuvor die Elbbrücke bei Wittenberg verbrannt zu haben.

König Friedrich aber marschirte die Elbe abwärts bis Roslau, ließ hier am 25. October eine Schiffbrücke über die Elbe schlagen und vereinigte sich am 26. bei Dessau mit dem Corps des Prinzen von Würtemberg und des General Hülsen.

Feldmarschall Daun hatte inzwischen seinen Marsch nach Sachsen so einzurichten gewußt, daß er sich beständig mit seiner Armee zwischen dem Heere des Königs und der Stadt Dresden befand; er hatte am 22. October den General Beck nach Rothenburg zurückgeschickt, um die Bewegungen des vom König nach Schlesien gesendeten Golz'schen Corps zu beobachten; die österreichische Hauptarmee selbst marschirte nach Torgau, passirte dort am 24. October die Elbe und rückte am 26. October bis Eilenburg vor.

Eilenburg und Düben, wo sich an demselben Tage die Reichsarmee befand, liegen nur $2^1/_2$ Meilen auseinander; der König mußte daher glauben, es sei Daun's Absicht, sich mit dieser zu vereinigen und beschloß, diese Vereinigung um jeden Preis zu verhindern. Als er sich zu diesem Zwecke aber am 29. auf Düben in Marsch setzte, wich die Reichsarmee in der größten Bestürzung nach Leipzig zurück, welches sie zu verschanzen anfing. Bei der Vorbewegung des Königs aber war Graf Daun bereits

wieder von Eilenburg nach Torgau zurückmarschirt und hatte hier sein 64,000 Mann starkes Heer auf den Siptitzer Höhen eine außerordentlich feste Stellung beziehen lassen, den rechten Flügel an Zinna, den linken an Siptitz gelehnt; der König fand demzufolge die Oesterreicher bei Eilenburg nicht mehr vor und konnte mehrere Tage lang trotz aller Bemühungen keine sicheren Nachrichten erlangen, wohin sich Graf Daun gewendet. Die dichten Wälder, welche die ganze dortige Gegend zu jener Zeit und theilweise noch heute bedecken, erschwerten den Patrouillendienst um so mehr, als sie voller Croaten und leichter österreichischer Truppen steckten.

Der König vermuthete indessen seinen Gegner bei Schilda; nachdem er bereits am 1. November den General Linden mit 7000 Mann nach Leipzig entsendet hatte, welcher General diese Stadt mit leichter Mühe von den Reichstruppen säuberte (worauf die ganze Reichsarmee bis Chemnitz zurückwich und dort die Winterquartiere bezog), rückte der König selbst am 2. November auf Schilda vor, traf aber beim Dorfe Staupitz schon auf zahlreiche österreichische Cavallerie und erfuhr nun erst von den bei dieser Gelegenheit gemachten Gefangenen die wahre Stellung Daun's bei Torgau, wie wir sie oben angegeben haben.

Noch am 2. bezog König Friedrich nunmehr ein Lager bei Schilda und Probsthayn, also völlig im Rücken der österreichischen Stellung; hier entwarf er die Dispositionen zu der entscheidenden Schlacht des folgenden Tages, der blutigsten aller Schlachten des ganzen Krieges.

Feldmarschall Daun änderte, so wie er die Nachricht von der Ankunft des Königs bei Schilda erhielt, sofort die Stellung seines Heeres, dabei jedoch die Siptitzer Höhen festhaltend. Der rechte Flügel lehnte sich an den durch das Dorf Siptitz fließenden Roergraben und stand auf dem höchsten und am wenigsten zugänglichen Theile des zwischen Siptitz und Zinna sich erstreckenden Höhenzuges, der linke Flügel dehnte sich über das Dorf Zinna hinaus. Vor der Front der österreichischen Armee, und mit dieser fast parallel fließend, hinderte der damals besonders zu nasser Jahreszeit schwer passirbare Roergraben sehr bedeutend die Annäherung und Entwickelung großer Truppenmassen. Nur auf dem schmalen Damm zwischen den vor dem österreichischen rechten Flügel liegenden Schafteichen, auf den Wegen durch das Dorf Siptitz und endlich auf der Straße von Eilenburg nach Torgau, dicht an dem großen Torgauer Teich, in welchen der Roergraben fließt, konnte derselbe überschritten werden. Das Corps des General Lascy schloß sich an den linken Flügel der Armee an und deckte den Raum zwischen Zinna und Torgau; das Corps des Fürsten Löwenstein, ursprünglich zur Reserve bestimmt, blieb vor dem österreichischen rechten Flügel beim Dorfe Großwig stehen und schickte leichte Truppen unter Oberst Normann zum Recognosciren bis Weydenhain vor; ein anderes Detachement leichter Truppen unter General Ried war bei Mokrehna, ein drittes endlich unter Oberst Ferrari weit hinter dem Rücken des Heeres bei Vogelsang aufgestellt, um von allen Seiten vor unerwarteten Angriffen gesichert zu sein. Eine große Menge schwerer Geschütze ließ Feldmarschall Daun, da er dieselben nicht mehr über die Elbe in Sicherheit bringen konnte, wie er es vorsichtiger Weise mit der Bagage gethan,

neben der Straße von Siptitz nach Zinna, in einem Park vereinigt, auffahren; sie sollten ihm am anderen Tage zum Verderben der Preußen nur zu gute Dienste leisten. Im Rücken der österreichischen Stellung und etwa 1000—1200 Schritte von derselben entfernt, erstreckte sich die große Dommitzscher Heide; in ihr befand sich, an den Rohrteich anschließend und quer durch den Wald, fast parallel mit der Stellung laufend, ein großer Verhau, welcher im Jahre 1759 vom Prinzen Heinrich angelegt worden, wegen seiner vielen und großen Lücken aber kein wesentliches Hinderniß bot. Schließlich ist zu erwähnen, daß der aus dem Rohrteich fließende Zeitschkengraben, welcher sich beim Dorfe Zinna östlich wendet und dann bei Wölsau sich in einen todten Elbarm ergießt, wegen seiner sumpfigen Ufer oder zum Theil steilen Ränder auch die Annäherung an diesen Theil der österreichischen Schlachtstellung wesentlich hinderte.

So war die Stellung des österreichischen Heeres eine ungemein starke zu nennen; der Angriff auf dieselbe mußte nothwendiger Weise einen ungewöhnlich großen Verlust an Menschenleben herbeiführen. Aber die Stellung hatte einen Fehler, den des Königs scharfes Auge sofort gewahr wurde; wurde die österreichische Armee in dieser Stellung geschlagen, so war sie auch so gut wie vernichtet; der Rückzug über die Elbe konnte, wenn der Sieger seinen Sieg zu benutzen verstand, nur mit ungeheuren Verlusten ausgeführt werden, wenn er überhaupt möglich war. Daß Feldmarschall Daun die schon von Natur sehr starke Stellung nicht noch durch künstliche Befestigungen verstärkt hatte, wozu es ihm an Zeit nicht gebrach, ist ein bei ihm um so auffallenderer Fehler, als er mit der sonstigen Gewohnheit desselben völlig im Widerspruch steht. —

König Friedrich, getreu seinem Plane, Alles zu wagen, um entweder Alles zu gewinnen oder ehrenvoll unterzugehen, hatte demgemäß seine Dispositionen auf die völlige Vernichtung der Oesterreicher gerichtet.

Er versammelte am Nachmittage des 2. November die Generale des preußischen Heeres um sich und sagte ihnen:

„Ich verlange keines Einzigen Meinung von Ihnen; ich will Ihnen nur sagen, daß Daun morgen angegriffen wird. Er steht zwar auf einem guten Posten, allein, wenn man ihn schlägt, so wird seine Armee nach der gemachten Disposition entweder in die Elbe gesprengt oder gefangen, und dadurch der Krieg, den wohl Jedermann überdrüssig ist, einmal geendigt werden."

Hierauf erhielt jeder der verschiedenen Corpsführer mündlich seine genaueste Instruction, und nach verschiedenen allgemeinen Bemerkungen über die Führung und Verwendung der Truppen bei dem Entscheidungskampfe des anderen Tages, schloß Friedrich mit den Worten:

„Uebrigens verlasse ich mich auf die Bravheit meiner Offiziers und zweifle nicht, daß nicht ein Jeder Alles anwenden sollte, um einen completen Sieg über den Feind zu erfechten." —

Nur der General von Ziethen, welcher beim Könige verbleiben mußte, erhielt die Instruction über den besonderen Auftrag, welcher ihm zu Theil wurde, unter vier Augen, so daß dieselbe genau nie bekannt geworden ist.

Der König fand die Annäherung an die Front der österreichischen Stellung zu gefährlich; er hatte daher den Entschluß gefaßt, das Heer zu

theilen. Mit dem einen Theil der Armee, 41 Bataillonen, 48 Escadrons, so wie 80 Geschützen, wollte er selbst in einem großen Bogen, verdeckt durch die Dommitzscher Heide, um den rechten Flügel der Oesterreicher herum marschiren und die Stellung unerwartet im Rücken angreifen, während General von Ziethen mit 21 Bataillonen und 54 Escadrons, so wie 40 Geschützen, auf dem Wege von Eilenburg nach Torgau vorgehen und dem Feinde, wenn der König ihn geschlagen, den Rückzug abschneiden sollte.

Der Plan des Königs war kühn und in hohem Grade gefährlich; er theilte die Armee fast im Angesicht eines weit überlegenen Gegners in zwei durch dichte Waldungen völlig geschiedene Theile und setzte jeden einzeln der Gefahr aus, angegriffen und vernichtet zu werden; aber Friedrich wußte zu gut, daß der österreichische Feldherr eines so energischen Entschlusses nicht fähig sei, um auf diese Gefahr hin nicht Alles zu wagen.

So brach denn am 3. November, Morgens $^1/_2$7 Uhr, der Theil des Heeres, welchen der König selbst befehligen wollte, aus dem Lager auf und marschirte treffenweise in drei Colonnen, die den Oesterreichern zunächst befindliche erste Colonne, bei welcher der König selbst war, in der Richtung auf Weydenhayn, die beiden anderen in einem noch größeren Bogen nach links, auf die große Dommitz'scher Heide zu. Aber noch vor Weydenhayn stieß die erste Colonne bereits auf die leichten Truppen des Generals Ried, welche zwar durch wenige Kanonenschüsse verjagt wurden und bis Großwig zurückgingen, durch welche aber der Flankenmarsch des Königs dem Grafen Daun noch so rechtzeitig verrathen wurde, daß er seine Maßregeln dagegen nehmen konnte.

Daun ließ, als er nunmehr den Angriff des Königs auf die Siptitzer Höhen in der Richtung von Neiden her erwarten mußte, ohne Zögern seine Armee einen völligen Contremarsch ausführen, so daß abermals der rechte Flügel bei Zinna, der linke auf der Höhe vor den Schafteichen, da, wo bisher der rechte Flügel gewesen war, zu stehen kam. Als aber später, um 1 Uhr Mittags, auch der Vormarsch des Ziethen'schen Corps in der Richtung auf Siptitz gemeldet wurde, ließ Graf Daun sein zweites Treffen abermals die Front verändern, so daß beide Treffen der österreichischen Armee einander den Rücken zukehrten. Die schweren Geschütze des Reserveparks wurden vor der Front des ersten Treffens aufgefahren, um die Preußen zu beschießen, sobald sie aus dem schützenden Walde hervorbrachen.

Mittlerweile hatten die Colonnen des Königs die Dommitz'scher Heide erreicht; gleich hinter Weydenhayn war hier das Kaiserliche Chevauxlegersregiment St. Ignon ganz unerwartet zwischen die preußischen Marschcolonnen gerathen und wurde von dem Ziethen'schen Husarenregimente fast gänzlich zusammengehauen oder gefangen genommen; die Wenigen, welchen die Rettung gelang, bestätigten die Nachricht von dem Marsche eines großen feindlichen Heeres durch den Wald. Aber dieser Marsch selbst stieß auf bedeutend größere Schwierigkeiten, als man anfangs erwartet hatte; die Wege waren schmal und schlecht und beim geringsten Hinderniß geriethen die endlos langen Colonnen in's Stocken; dazu kam,

daß der König selbst die Verwirrung vermehrte, indem er in dem Glauben, mit der ersten Colonne zu nahe an die Oesterreicher gekommen zu sein, mit derselben mehr nach links ausbog und so in den für die zweite Colonne bestimmten Weg gerieth, diese aber in den der dritten Colonne gedrängt wurde.

So kam es, daß die Tête der ersten Colonne, welche, obgleich von allen den kürzesten, doch immer einen Marsch von drei Meilen zu machen hatte, erst um 1 Uhr Mittags am Ausgange des Waldes, in der Nähe des Dorfes Elsnig anlangte, woselbst sie Halt machte, um sich zu sammeln und auch den anderen Colonnen Zeit zum Herankommen zu lassen. — Diese Zeit benutzte der König, um mit einer Abtheilung Husaren vorzugehen und die ihm persönlich wenig bekannte Gegend genauer zu recognosciren. Er erkannte, daß der Angriff auf den österreichischen rechten Flügel wegen des äußerst durchschnittenen Terrains vor Zinna sehr schwierig sein werde, änderte daher seinen Plan und ließ sowohl die Infanterie der ersten, als auch diejenige der inzwischen eingetroffenen zweiten Colonne über den Striebach vorgehen und sich zum Angriff auf den linken österreichischen Flügel formiren. Von der Cavallerie, welche in der dritten Colonne mit 4 Bataillonen marschirte, war um diese Zeit noch nichts zu sehen.

Während die Colonnen des Königs den beschwerlichen Marsch durch den Wald ausführten, war General von Ziethen etwas später aus dem Lager ausgerückt und sehr langsam auf der Schildaer Straße gegen Torgau marschirt, um nicht zu früh die Aufmerksamkeit der Oesterreicher zu erregen. Auch er stieß jedoch sehr bald auf vorgeschobene leichte österreichische Truppen und sah sich sogar genöthigt, gegen dieselben Geschütze auffahren zu lassen, da sie anfänglich hartnäckigen Widerstand leisten wollten. Nach ihrem Zurückweichen setzte das Ziethen'sche Corps in zwei Colonnen seinen Marsch auf und neben der Straße nach Torgau fort und marschirte etwa um 1 Uhr Nachmittags, als der Wald passirt war, dem Lasey'schen Corps gegenüber in Schlachtordnung auf, so daß der rechte Flügel dicht an dem großen Torgauer Teich zu stehen kam.

Dieser Aufmarsch wurde österreichischerseits mit einem sehr lebhaften Geschützfeuer von den Siptitzer Höhen her zu verhindern gesucht, welches zwar der großen Entfernung halber so gut wie gar keinen Schaden that, in seinen Folgen aber dennoch, wie wir gleich sehen werden, für das preußische Heer in hohem Grade verderblich werden sollte. König Friedrich nämlich hörte den Donner dieser von Ziethen kräftig beantworteten Kanonade sehr deutlich, als er gerade die 10 Grenadierbataillone seines ersten Treffens den Striebach passiren ließ; er glaubte nicht anders, als daß Ziethen, entweder seiner Instruction zuwider die Oesterreicher angegriffen habe oder von ihnen angegriffen worden und im heftigsten Kampfe begriffen sei, und ungeduldig auf eine Entscheidung, die ihm schon viel zu lange auf sich warten ließ, befahl der König den Grenadiren den sofortigen Angriff auf die österreichische Stellung, ohne seine Cavallerie abzuwarten.

Mit der größten Unerschrockenheit stürmten die braven Grenadiere gegen die Höhen vor; aber sie wurden aus den schweren Geschützen der Oesterreicher mit einem so furchtbaren Feuer empfangen, daß sie nicht weiter kommen konnten und in kurzer Zeit über zwei Drittel

derselben todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde lag. Das Geschützfeuer war so entsetzlich, daß der König selbst zu seinen Adjutanten sagte:

„Welche furchtbare Kanonade! Haben Sie jemals eine derartige gehört?"

Inzwischen hatte auch die Infanterie des zweiten Treffens den Bach überschritten und sich in Schlachtordnung aufgestellt; der Rest der in Unordnung zurückweichenden Grenadiere wurde von den Brigaden Ramin und Gablenz aufgenommen, die in der Verfolgung derselben begriffenen österreichischen Regimenter mit Verlust zurückgeworfen, und zum zweiten Male avancirte die preußische Infanterie gegen die Tod und Verderben sprühenden Höhen.

In der That gelang es derselben bis auf die Anhöhe zu kommen, und es entwickelte sich dort ein längere Zeit anhaltendes Gewehrfeuer; aber Feldmarschall Daun führte selbst frische Truppen gegen die bereits erschöpften Preußen, und als gleichzeitig die österreichische Reiterei in Flanke und Rücken derselben einhieb, da hielt auch diese brave Infanterie nicht mehr Stand und wich zurück, noch auf dem Rückzuge die Reiter durch wirksame Salven wiederholt abweisend.

Noch einmal ließ der König durch 11 Bataillone des dritten Treffens, unterstützt durch einige inzwischen wieder gesammelte Bataillone, den Angriff unternehmen; abermals kam das Gefecht auf der Höhe zum Stehen; als aber wiederum die österreichische Reiterei durch die Lücken ihrer Infanterie zum Angriff auf die preußische Linie vorging, wurde sie diesmal von der inzwischen auf dem Schlachtfelde eingetroffenen preußischen Cavallerie mit großer Bravour attakirt und zurückgeworfen.

Indessen, die preußische Infanterie war durch den weiten Marsch und stundenlangen Kampf auf's Aeußerste erschöpft; ein großer Theil derselben lag todt oder verstümmelt auf dem Schlachtfelde, darunter viele Generale und hohe Offiziere; ja den König selbst hatte eine matte Kugel mitten auf die Brust getroffen, welche zwar in dem dick wattirten Pelzrocke desselben stecken blieb, aber doch noch Kraft genug besessen hatte, ihn vom Pferde zu werfen und auf kurze Zeit besinnungslos zu machen. Ueberdem brach die Dunkelheit herein und der König sah ein, daß es nicht möglich sein dürfte, noch an diesem Tage die Entscheidung herbei zu führen und die Oesterreicher von den Höhen zu vertreiben; er gab daher Befehl, daß die sehr in Unordnung gerathenen Bataillone sich während der Nacht hinter dem Striebach wieder sammeln sollten, beauftragte hiermit den General von Hülsen und begab sich für seine Person nach Elsnig, wo er sich in der Kirche verbinden ließ und dann seine Befehle für den am anderen Tage zu erneuernden Angriff dictirte. —

König Friedrich hatte ganz richtig vermuthet, daß auch die Oesterreicher nach dem furchtbaren Kampfe kaum in besserer Verfassung sein würden, als die preußischen Truppen. In der That hatten auch sie bei der dicht gedrängten Schlachtordnung, welche das Terrain sie einzunehmen nöthigte, ganz enorme Verluste erlitten und nur ihre große Ueberzahl, welche ihnen gestattete, immer frische Truppen in's Gefecht zu bringen, hatte der unvergleichlichen Tapferkeit der preußischen Infanterie den Sieg streitig machen können. Auch Feldmarschall Daun war gleich im Anfange

wußte, wie das Schlachtloos ausgefallen, so waren beide Theile übereingekommen, sich nach Anbruch des Tages der Macht, die das Feld behauptet hatte, gefangen zu geben." —

Die österreichische Hauptarmee ging indessen noch während der Nacht über die Brücken auf das rechte Elbufer über; nur das Corps des Generals Lascy blieb bei Loswig auf dem linken Ufer stehen. Bei der herrschenden Verwirrung im eigenen Heere wurde dieser Rückzug von den Preußen nicht einmal bemerkt, was um so leichter zu erklären ist, als die Oesterreicher die Wachtfeuer brennend erhalten ließen.

Der König selbst erhielt die Nachricht von der glücklich gelungenen Besetzung der Siptitzer Höhen zwar noch in der Nacht; das Verschwinden der österreichischen Armee aber, durch welches ja der Sieg erst vollständig wurde, bemerkte er erst beim Grauen des anderen Tages, als er sich zur Armee begab, um den Kampf zu erneuern.

Aber dieser Sieg war theuer erkauft mit dem Verluste der Blüthe des preußischen Heeres. Nicht weniger als 10,000 Mann waren todt oder verwundet, unter ihnen mit wenigen Ausnahmen die braven Grenadiere der Brigaden Stutterheim und Syburg, welche den ersten Angriff gemacht hatten; 3—4000 Mann waren in feindliche Gefangenschaft gerathen, unter diesen die Generale von Bülow und Finckenstein, 9 Stabs- und 83 Subalternoffiziere.

Der Verlust, welchen die Oesterreicher erlitten, wird von ihnen selbst nur auf 11,000 Mann angegeben; doch dürfte diese Angabe nicht ganz wahrheitsgemäß sein, da allein fast 8000 Mann sich als Gefangene in preußischen Händen befanden. Von unparteiischen Schriftstellern wird der Verlust der Oesterreicher auf 16—20,000 Mann veranschlagt; darunter 2 Generale und 9 Stabsoffiziere todt, der Feldmarschall,*) 4 Generale und 26 Stabsoffiziere verwundet, 4 Generale, 13 Stabsoffiziere und 202 Subalternoffiziere gefangen; auch verloren sie 45 Kanonen, 29 Fahnen und 1 Standarte.

So war die blutige Schlacht von Torgau zwar nicht ganz so ausgefallen, wie der König es wohl gewünscht hätte; so war die österreichische Armee in derselben zwar nicht, wie es die Dispositionen des Königs bezweckt hatten, völlig vernichtet, stand vielmehr noch immer der preußischen in überlegener Zahl gegenüber; aber dennoch waren die Früchte des Sieges von Torgau in hohem Grade wichtig für die Lage des Königs.

Die österreichische Armee hatte den Muth zu ferneren kriegerischen Unternehmungen für diesen Feldzug völlig verloren; sie setzte in den folgenden Tagen ohne Aufenthalt ihren Rückzug auf Dresden fort und bezog bei dieser Stadt die Winterquartiere, das Lascy'sche Corps zwischen Dres-

*) Feldmarschall Daun, welcher übrigens auf besondere Befehle von Wien her die Schlacht hatte schlagen müssen, verlor durch die erlittene Niederlage nicht einen Augenblick die Gunst seiner Monarchin. Vielmehr fuhr die Kaiserin ihm, als er zu seiner Pflege nach Wien ging, mehrere Meilen entgegen, beglückwünschte ihn auf's "reichste über die glänzenden Verdienste, die er sich auf's Neue erworben und er"ite sich sehr theilnehmend nach seiner Gesundheit. Wer denkt dabei nicht an den "g, welchen der römische Senat dem bei Cannä geschlagenen Consul Varus

den und Dippoldiswalde. Der König aber folgte der Bewegung der Oesterreicher und ließ, da er es nicht wagen konnte, noch in diesem Jahre einen abermaligen Angriff auf Dresden zu unternehmen, überdem auch sein Heer dringend der Ruhe bedurfte, dasselbe sehr ausgedehnte Winterquartiere zwischen Meißen, Chemnitz, Zwickau und Zeitz beziehen; er selbst nahm sein Hauptquartier in Leipzig. Die Reichsarmee hatte zuvor der General von Hülsen aus der Gegend von Chemnitz, woselbst sie seit dem 7. November stand, vertreiben müssen; wie gewöhnlich wartete sie den Angriff nicht ab, sondern ging bei der Annäherung Hülsen's über Zwickau und Oelsnig eiligst nach Hof zurück, wo sie zwischen Hof und Saalfeld die Winterquartiere bezog.

Mit Ausnahme Dresden's war nun wieder ganz Sachsen in den Händen des Königs.

Der Sieg von Torgau gestattete aber dem Könige, auch auf anderen Theilen des Kriegsschauplatzes eine Wendung der Angelegenheiten zu seinen Gunsten herbei zu führen. So konnte er nach der Schlacht den Prinzen von Würtemberg mit 8 Bataillonen und 8 Escadrons nach Pommern entsenden, um von dort die, wie wir bereits erzählt haben, auf's Furchtbarste hausenden russischen leichten Truppen zu verjagen. Als aber der Prinz auf seinem Marsche dorthin über Herzberg, Lübben, Fürstenwalde, Freienwalde am 20. November in Schwedt eintraf, erhielt er die Nachricht, daß die russische Armee inzwischen bereits über die Weichsel zurückgegangen sei; er bezog daher die Winterquartiere in Mecklenburg.

Der Feldzug des Jahres 1760 gegen die Schweden ist gänzlich arm an kriegerischen Ereignissen von irgend einer Wichtigkeit. In den vielen kleinen Gefechten desselben, in den Hin- und Hermärschen, welche die ihm gegenüberstehende schwedische Uebermacht nothwendig machte, erwies sich General Werner, der Befreier Colberg's, als ein kühner und geschickter Parteigänger; am Schlusse des Feldzuges aber standen die beiden Theile einander genau ebenso gegenüber, wie beim Beginn desselben.

In Schlesien war beim Abmarsche des Grafen Daun nach Sachsen der General Laudon mit 40,000 Mann in der Gegend von Freiburg zurückgeblieben. Andrerseits hatte der König, wie bereits erwähnt, vor seinem Abmarsche von Schlesien die Besatzung von Breslau, Brieg und Neiße verstärkt und außerdem den General von Goltz von Lübben aus mit 16 Bataillonen und 35 Escadrons nach Schlesien zurückgeschickt, theils um Glogau gegen eine neue Unternehmung der Russen, welche um diese Zeit noch bei Frankfurt a./O. standen, sicher zu stellen, theils um den Unternehmungen Laudon's nach Möglichkeit entgegenzutreten.

Dieser General hatte sich, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß die Besatzung Breslau's wirklich verstärkt worden und ein Angriff auf diese Stadt bei der Nähe des Goltz'schen Corps keine Aussicht auf Erfolg biete, zu einer Unternehmung auf die Festung Cosel entschlossen, deren wir bereits flüchtig Erwähnung gethan. Er rückte daher nach Oberschlesien, ließ am 22. October bei Cosel Brücken über die Oder schlagen, schloß in den folgenden Tagen die Festung ein und unternahm mehrere Angriffe auf die Brückenschanze und mehrere Außenwerke, welche aber abgeschlagen wurden.

Ebenso schlug eine versuchte Ueberrumpelung der Stadt völlig fehl und auch eine an die größtentheils aus Ueberläufern und angeworbenen Gefangenen bestehende Garnison gerichtete Aufforderung zum Abfall von ihrer Pflicht, auf wenig ehrenvolle Weise durch das Versprechen eines General-Pardons unterstützt, blieb völlig wirkungslos.

General von Goltz aber hatte, so wie er den weiteren Rückzug der Russen nach Pommern erfahren und nunmehr für Glogau nichts mehr zu fürchten hatte, nicht gezögert, der Festung zu Hilfe zu eilen. Die Kunde von seiner Annäherung und der völlige Mangel an Belagerungsgeschütz veranlaßten Laudon, die Einschließung von Cosel aufzugeben und nachdem die Nachricht von der Schlacht bei Torgau eingetroffen war, kam es auch auf diesem Theil des Kriegsschauplatzes zu keinem wichtigen kriegerischen Ereignisse weiter. Beide Theile bezogen in der zweiten Hälfte des November die Winterquartiere, die Oesterreicher in der Grafschaft Glatz und in den zunächst gelegenen Theilen Böhmens; das Corps des Generals von Goltz in Hirschberg, Freiburg, Landshut und Reichenbach; Goltz blieb somit Herr des Gebirges und der durch dasselbe führenden Pässe.

Abermals war somit am Schlusse des Feldzugs auch ganz Schlesien mit Ausnahme von Glatz in der Gewalt König Friedrich's geblieben.

Wir werfen nunmehr zum Schlusse der Schilderung des Feldzugs von 1760 noch einen Blick auf den westlichen Theil des Kriegsschauplatzes, auf den Krieg, welchen dort der Herzog von Braunschweig mit den Franzosen führte.

Der Herzog von Braunschweig hatte im Laufe des Winters sein Heer, welches wir am Schlusse des vorigen Feldzuges in den Winterquartieren in Hessen und Westphalen verlassen haben, durch Verstärkungen aus England, Braunschweig und Hannover, so wie durch Anwerbung einer britischen Freilegion von 5 Bataillonen und 5 Escadrons bis auf die Zahl von 70,000 Mann gebracht.

Dennoch befand sich die alliirte Armee numerisch in großem Nachtheil gegen ihre Gegner, welche, im Anfange des Feldzuges 150,000 Mann stark, hierdurch in der vortheilhaften Lage sich befanden, dem Herzoge von Braunschweig auf mehr wie einem Punkte des Kriegstheaters mit weit überlegenen Streitkräften entgegenzutreten. Die numerische Ueberlegenheit seiner Gegner, die außerordentlich günstige strategische Lage derselben, da sie den ganzen Rhein von Mainz bis Wesel in ihrer Gewalt hatten, und endlich die Nothwendigkeit für den Herzog, beständig Rücksicht nehmen zu müssen auf die Verbindung mit England, von wo her er die Subsistenzmittel für das Heer bezog; Alles dies machte die Lage des Herzogs ungemein schwierig.

Er sollte mit seinen geringen Streitkräften nicht nur Westphalen und Norddeutschland gegen einen Einfall der Franzosen vom Rhein her, Hessen gegen einen Angriff von der Lahn her schützen, sondern mußte bei allen seinen Bewegungen auch darauf bedacht sein, nicht ganz die Verbindung mit dem östlichen Kriegsschauplatze zu verlieren und durfte sich doch endlich nicht zu weit von der See entfernen, um die Häfen nicht in feindliche Hände fallen zu lassen. So ergab sich für den Herzog von Braunschweig

die Nothwendigkeit, in dem ganzen nächsten Feldzuge nur defensiv zu verfahren, von selbst.

Wir schildern nunmehr in ganz flüchtigen Zügen, wie der Herzog seine schwere Aufgabe zu lösen suchte, und wie ihm dies nur theilweise gelang.

Am Ende des Monats April wurde die alliirte Armee in zwei gänzlich von einander gesonderten Heeren zusammengezogen; die Hauptarmee, unter dem Oberbefehl des Herzogs selbst, etwa 50,000 Mann stark, sammelte sich bei Fritzlar, Kirchhayn und Hersfeld und war zur Vertheidigung Hessens bestimmt; ein zweites Corps von etwa 20,000 Mann, unter dem Befehl des Generals Spörken, sollte Westphalen decken und blieb in Cantonnirungsquartieren zwischen Münster, Dülmen und der Lippe stehen.

Die Franzosen, denen es oft an Geld fehlte und bei welchen die Anlage der Magazine an der Lahn, Wetter und am Main, für die damalige Kriegführung eine unerläßliche Nothwendigkeit, sehr viele Schwierigkeiten verursachte, konnten erst im Juni die Feindseligkeiten eröffnen.

Erst in der zweiten Hälfte dieses Monats drang Marschall Broglio mit der französischen Hauptarmee, welche sich bei Wetzlar gesammelt hatte und 119 Bataillone und 115 Escadrons, etwa 107,000 Mann stark war, in Hessen ein. Der Herzog von Braunschweig, welcher lange bei Fritzlar unthätig stehen geblieben war, um die wahren Absichten des Gegners erst klarer hervortreten zu lassen,*) sah sich durch das unerwartete Vordringen der Franzosen von der zur Vertheidigung vorzüglich geeigneten Ohm-Linie abgeschnitten; als er, auf großen Umwegen über Wildungen und Sachsenhausen, Corbach erreichte und sich hier den in der Richtung auf Stadtberge vordringenden Franzosen am 10. Juli entgegenstellte, wurde er mit dem Verluste von 800 Mann und 16 Kanonen geschlagen, und sah sich durch dieses unglückliche Gefecht nicht nur zum weiteren Rückzuge genöthigt, sondern auch von dem Corps des Generals Spörken in Westphalen völlig abgeschnitten.

Ein anderes Gefecht bei Warburg am 31. Juli, bei welchem sich hauptsächlich die englische Reiterei unter Lord Granby auszeichnete, lief zwar für die alliirte Armee günstig ab und kostete den Gegnern 1500 Todte und Verwundete, sowie 2200 Gefangene und 13 Geschütze; das Schicksal Hessens konnte jedoch durch dasselbe nicht abgewendet werden; die festen Plätze Marburg, Dillenburg, Ziegenhayn fielen nach einander in die Hände der Franzosen und mit der Besetzung von Cassel sahen sich diese im Monat September im Besitze von ganz Hessen. In vielen kleinen Gefechten hatte sich übrigens die innere Ueberlegenheit der alliirten Armee über die französische glänzend bewährt und nur der numerischen Schwäche der ersteren darf die Schuld beigemessen werden, wenn sie ihre Aufgabe nicht zu erfüllen vermochte.

Uebrigens war die Lage der französischen Armee in Hessen keine glänzende zu nennen; sie litt an allem Nöthigen Mangel und fand es ganz

*) Wie seine Feinde behaupten, weil der Herzog sich nicht den Vergnügungen im Hauptquartier zu Wabern zu früh entziehen wollte. Sie nannten Wabern das Capua des Herzogs.

besonders schwer, die 60,000 Pferde, welche sie mit sich führte, zu ernähren. Der Marschall war daher schon Willens gewesen, bis hinter die Eder zurückzugehen und dachte schon jetzt ernstlich daran, die Winterquartiere zu beziehen; nur der bestimmte Befehl seines Hofes hatte ihn verhindert, Cassel aufzugeben.

Mehr Unternehmungslust hatte dagegen der Herzog von Braunschweig. War es ihm gleich nicht gelungen, Hessen gegen die Franzosen zu decken, so wollte er doch durch eine Diversion am Niederrhein seinen Gegner um die Verbindung mit dem Rhein besorgt machen und ihn auf diese Weise zum Verlassen Hessens verleiten. Der Herzog hatte hierzu eine plötzliche Belagerung der Festung Wesel ausersehen und insgeheim alle Vorkehrungen zu derselben getroffen.

Zwar ist diese Expedition auf Wesel vielfach von den Gegnern des Herzogs getadelt worden — auch König Friedrich selbst mißbilligte sie —; jedenfalls aber wurde dieselbe mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Schnelligkeit ausgeführt, scheiterte nur an nicht vorher zu sehenden Zufällen und die geniale Art und Weise, wie sich der Erbprinz von Braunschweig nach dem Mißlingen des Versuchs seiner äußerst schwierigen Lage zu entziehen wußte, verdient die entschiedenste Bewunderung. Während der Herzog in den letzten Tagen des September scheinbar alle Anstalten traf, an der Weser und Diemel nur rein defensiv zu verfahren, während die Franzosen dadurch wirklich völlig getäuscht wurden, war der Erbprinz von Braunschweig plötzlich mit 26 Bataillonen und 18 Escadrons in Eilmärschen nach Wesel abmarschirt, woselbst er am 1. October eintraf, ehe noch die Franzosen auch nur seinen Marsch in Erfahrung gebracht hatten. So wäre es dem Erbprinzen unzweifelhaft gelungen, die Festung, in welcher sich nur gegen 1500 Mann Besatzung fanden, rasch einzunehmen, wenn nicht verschiedene unglückliche Zufälle das Unternehmen vereitelt hätten. Erstens trafen die zur Belagerung bestimmten Geschütze aus Münster wegen der durch wochenlange Regengüsse völlig verdorbenen Wege Westphalens so spät vor Wesel ein, daß der günstige Augenblick zur Beschießung bereits vorüber war; ferner befand sich gerade zu dieser Zeit eine Abtheilung französischer Ersatztruppen unter dem Marquis de Castries auf dem Marsche nach dem Niederrhein, und stellte sich, vom Marschall Broglio durch Eilboten benachrichtigt, dem Erbprinzen, welcher inzwischen auf einer Schiffbrücke bei Cleve über den Rhein gegangen war, mit 31 Bataillonen und 32 Escadrons entgegen, und endlich zerriß ein Orkan die mit großer Mühe zu Stande gekommene Schiffbrücke, als eben nur 18 Bataillone und 16 Escadrons des Erbprinzen über den Strom gesetzt waren; der Prinz sah sich daher mit einer ganz geringen Macht dem fast doppelt so starken Corps de Castries gegenüber, hinter sich den Rhein und eine feindliche Festung, aber keine Brücke.

In dieser schwierigen Lage konnte dem Prinzen nur ein kühner Entschluß Rettung bringen. Er griff am 16. October, Morgens 2 Uhr, die Franzosen gänzlich unerwartet bei Kloster Camp an und fügte denselben zwar sehr große Verluste bei *); aber vor der Uebermacht derselben mußte

*) Bei diesem Ueberfall ist die heldenmüthige Aufopferung des französischen Chasseurs-Capitain, Ritter Assas, zu bemerken, welcher mit den Jägern der Brigade Auvergne den Posten bei Campesbrok besetzt hatte. Als die alliirten Truppen in der

er schließlich doch zurückweichen. Obgleich nun bereits am 17. die Brücke eine halbe Meile unterhalb Wesel wieder hergestellt war und dem Belagerungscorps noch eine Verstärkung von der Armee des Herzogs zugeführt worden, so betrachtete doch der Erbprinz den Versuch auf Wesel als für dies Jahr gescheitert. Am Morgen des 18. October um 3 Uhr ging er, gedeckt durch 24 Geschütze, welche die Brücke und den Brückenkopf bestrichen, über den Rhein zurück, ohne einen Mann zu verlieren; die Franzosen verstärkten die Besatzung Wesel's mit 7 Bataillonen und nahmen die Brücke fort, als einzige Trophäe, welche sie hatten erringen können. Beide Theile unternahmen in diesem Feldzuge nichts von Bedeutung mehr gegen einander. Der Erbprinz sendete seine Belagerungsgeschütze unter sehr starker Escorte nach Münster zurück und bezog sodann Ende November die Winterquartiere bei Coesfeld; der Marquis de Castries wagte, obgleich nach dem Entsatze von Wesel fast dreimal so stark, als sein Gegner, doch keinen Angriff auf denselben; auch er ließ seine Truppen auf dem linken Rheinufer in die Winterquartiere rücken.

Dasselbe geschah zu derselben Zeit bei den beiderseitigen Hauptarmeen in Hessen.

Der Herzog von Braunschweig, welcher noch einen Versuch gemacht hatte, sich des von den Franzosen stark befestigten Göttingen zu bemächtigen, hob am 12. December, als der Winter in seiner ganzen Strenge eintrat, dann aber kurz darauf das Thauwetter alle Wege verdarb und im Heere Mangel und Krankheit einriß, die Blokade dieses Ortes auf und führte dasselbe in die Winterquartiere im Münsterschen, Paderbornschen und Lippeschen. Der Erbprinz übernahm den Oberbefehl über alle diese auf dem linken Weserufer stehenden Truppen. Der Herzog selbst, welcher in Folge der verunglückten Unternehmung auf Wesel einen sehr unangenehmen, gegenseitige Verstimmung erzeugenden Briefwechsel mit dem Könige gehabt hatte, blieb auf dem rechten Weserufer in Uslar, Wangenheim und Lindau stehen.

Die Franzosen begnügten sich, ein starkes Corps in und bei Cassel stehen zu lassen und mit der Hauptmacht hinter die Eder und noch weiter rückwärts in weitläuftige Winterquartiere zurückzugehen. Ein französisches Corps unter dem Grafen von der Lausitz dehnte sich bis Gotha und Eisenach aus; ein anderes an der Wipper und Ruhr erhielt die Verbindung mit den Truppen auf dem linken Rheinufer aufrecht.

Ein noch kurz vor Jahresschluß unternommener Versuch der Franzosen, den General Luckner in Heiligenstadt zu überfallen und aufzuheben, wozu nicht weniger als 14,000 Mann von allen Seiten gegen diesen Ort vorrückten, scheiterte an der Wachsamkeit und Umsicht dieses Generals.

Dunkelheit gegen diesen Posten anrückten und derselbe Feuer gab, riefen sie ihm zu, nicht zu schießen; sie wären Franzosen. Capitain Assas ging ihnen hierauf allein entgegen und sah sich plötzlich in der Gewalt der Feinde, welche ihn beim ersten Laut mit dem Tode bedrohten. Dennoch zögerte der Brave keinen Augenblick, mit lauter Stimme zu rufen: „Tirez chasseurs, ce sont les ennemis", und sank, von Bajonetstichen durchbohrt, todt nieder. Der Verlust beider Theile in diesem blutigen Gefechte war sehr bedeutend; der der Franzosen betrug 921 Todte, 1800 Verwundete und 400 Gefangene; auch die Alliirten verloren über 1500 Mann an Todten und Verwundeten.

Derselbe entzog sich der ihm gelegten Schlinge auf einem bis dahin für ungangbar gehaltenen Wege, der noch heute den Namen „der Luckner Weg" führt, und besetzte Heiligenstadt am anderen Tage, nachdem es die Franzosen verlassen, von Neuem. —

§. 17.

Erneuerte Friedensverhandlungen.

Der Schluß des Jahres 1760, des fünften Kriegsjahres bereits, unter welchem die Völker seufzten, fand zwar noch immer die Macht des Königs von Preußen ungebrochen, obgleich schon längst seine mächtigen Gegner zuversichtlich auf seine völlige Vernichtung gerechnet hatten; der beendigte Feldzug, so unglücklich er begonnen, ließ zwar den König wie zuvor im fast alleinigen Besitze Sachsens und Schlesiens; — — aber die Kräfte des Königs näherten sich, wie er selbst am besten erkannte, allmählich ihrem Ende; die Mittel zu fernerem Widerstande versiegten mit jedem Jahre mehr und mehr. Friedrich selbst, so sorgfältig er auch seine trüben Befürchtungen vor der Welt verheimlichte, fing an, an der glücklichen Lösung seiner Aufgabe zu verzweifeln. Nur an seine vertrautesten Freunde schüttete der König sein Herz aus; so schreibt er zu dieser Zeit an d'Alembert:

> „Ich sehe ohne zu zittern Alles was da kommen wird, fest entschlossen, dabei unterzugehen, oder mein Vaterland zu retten. Wenn man nicht mehr Herr der Ereignisse ist, so bleibe man wenigstens Herr seiner selbst und entehre sich nicht durch eine feige Anhänglichkeit an diese Erde, welche man ja doch eines Tages verlassen muß." u. s. w.

In der That war es dem Könige noch niemals so schwer geworden, die zur ferneren Führung des Krieges nöthigen Mittel an Geld, Menschen und Material herbeizuschaffen, wie jetzt. Das reiche Sachsen war in den letzten fünf Jahren derartig ausgesogen worden, daß die früher reichlich zufließenden Geldmittel desselben fast gänzlich versiegt waren; nicht besser sah es in den Erbländern des Königs aus. Ostpreußen war schon lange völlig von den Russen occupirt; Schlesien, die Mark Brandenburg und Pommern hatten durch den Krieg so gelitten, daß sie nur noch einen geringen Theil ihrer Steuern aufzubringen vermochten; auch an Menschen begann es allmählich zu mangeln; in den rheinischen Besitzungen Preußens hausten die Franzosen und aus Westphalen konnten Menschen und Geld nur sehr vorübergehend bezogen werden. Dabei stockten Handel und Gewerbe gänzlich, der Ackerbau lag aus Mangel an Arbeitskräften und Vieh darnieder; ansteckende Krankheiten, die in vielen Gegenden des Landes wütheten, trieben Elend und Verzweiflung auf die höchste Stufe. Kostete doch schon der Wispel Roggen 168 Thaler (allerdings sehr schlechtes Geld); und doch mußte der Landmann ihn für 36 Thaler in die Königlichen Magazine liefern.

So mag in Wahrheit die Noth den König entschuldigen, dessen Herz gewiß empfänglich für die Leiden seines Volkes war, wenn wir ihn zu den

härtesten Maßregeln greifen sehen, um sich die Mittel zur Fortsetzung des Kampfes zu verschaffen, um die gelichteten Reihen seines Heeres wieder zu ergänzen.

Nur 17,000 Mann Infanterie und 14,000 Reiter zählte die Armee, mit welcher der König Sachsen besetzt hielt und auf alle Weise, so lautete der bestimmte Befehl des Königs, sollten die Regimenter sich bis zum Frühjahr auf ihre vorgeschriebene Stärke hin ergänzen. So wurde denn der Menschenraub in fremden Ländern, deren Fürsten zu Friedrich's Feinden zählten, förmlich systematisch organisirt; auf Streifzügen in Sachsen, in den anhaltinischen, mecklenburgischen und anderen Ländern wurden die Menschen mit Gewalt zusammengetrieben und mit Kriegsgefangenen und Deserteuren in die preußischen Regimenter gesteckt. Die Listen derselben aus jener Zeit weisen ein gar buntes Gemisch von Landeskindern (der Zahl nach kaum ein Drittel), Sachsen und Ausländern nach. In ähnlicher Weise wurden überall von besonders beauftragten Detachements Contributionen, oft mit Gewalt, erhoben und weder Freund noch Feind damit verschont; besonders wurden zu diesen Streifzügen die vom Könige errichteten Freibataillone verwendet, und daß es dabei nicht gerade zu streng mit der Disciplin genommen wurde, läßt sich leicht denken. Schreibt doch der König selbst in einer Ordre an den Major von Anhalt:

> „Bei Erfurt herum können sich die Regimenter etwas Douceur thun, welches ich, jedoch ohne Excesse, erlauben will; absonderlich können sie sehen, ob sie noch Pferde für mich vor die Artillerie kriegen können, wenn nämlich dergleichen noch da sind; sind solche nicht da, so muß es bleiben." —

Die preußische schwere Cavallerie wurde mit Pferden aus Mecklenburg und Holstein, die leichte mit polnischen Pferden, welche die Märkte in Breslau und Brieg lieferten, beritten gemacht; die Husarenregimenter wurden zu einer Stärke von 1500 Pferden vermehrt, ebenso wurde das bis dahin nur 200 Mann starke Jägercorps bis auf 500 Mann vergrößert und viele sogenannte Freibataillone und Freiescadrons theils neu geschaffen, theils bedeutend verstärkt, um so den Nachtheil auszugleichen, in welchem noch immer die preußischen Corps den leichten Truppen der Oesterreicher gegenüber gestanden hatten. Das bedeutendste dieser Freicorps war das des Majors Quintus Icilius, welchem der König für jedes der von ihm zu errichtenden 7 Freibataillone 24,000 Thaler auszahlte, wofür dann allerdings das ganze Bataillon angeworben und ausgerüstet werden mußte.

Uebrigens dienten diese Freitruppen zwar dazu, die Armee des Königs der Zahl nach zu vervollständigen; von großem Nutzen waren sie derselben nicht. Sie zeichneten sich meistens durch schlechtes, zügelloses Betragen, Plünderungssucht und Ungehorsam aus, schlugen sich schlecht und gingen oft haufenweise während des Gefechts zum Feinde über.

Zahlreiche, noch vorhandene Briefe von verdienten Offizieren jener Zeit können nicht lebhaft genug schildern, wie sehr der innere Werth des preußischen Heeres gesunken, wie der hohe Geist der Ehre, der stets in ihm gewaltet, in dieser traurigen Zeit geschwunden war.

Daß trotz der inneren Desorganisation des Heeres dasselbe auch in den nächsten Feldzügen noch immer Rühmliches leistete und ungleich überlegenen Gegnern die Spitze bot, das erklärt sich nur durch das Genie des großen Königs, der es meisterhaft verstand, selbst der bunt zusammengewürfelten Menge Muth und Zuversicht einzuhauchen, der selbst ein solches Heer unter seiner persönlichen Führung zu den rühmlichsten Thaten und Anstrengungen begeisterte. —

Betrachten wir gegenüber der unzweifelhaft gesunkenen inneren Tüchtigkeit des preußischen Heeres nun noch den Zustand der feindlichen Armeen, so erscheint durch eine solche Prüfung die Lage des Königs nur noch bedenklicher.

Das österreichische Heer, dessen durch den Krieg entstandene Lücken aus den weiten, meist reich bevölkerten Staaten der Kaiserin stets mit Leichtigkeit ersetzt werden konnten, vervollkommnete sich, wie dies schon früher angedeutet, in dem lange dauernden Kriege, von Jahr zu Jahr an militärischer Tüchtigkeit; selbst König Friedrich stellt der Vortrefflichkeit der österreichischen Kriegsheere jener Zeit in seinen nachgelassenen Werken ein höchst ehrenvolles Zeugniß aus. Dazu kommt, daß die Kaiserlichen Staaten vom Kriege wenig oder gar nicht gelitten hatten, also völlig in der Lage waren, die Bedürfnisse für den Krieg mehr als ausreichend zu beschaffen.

Das zahlreiche französische Heer, obgleich in der traurigsten Weise angeführt, war dennoch an und für sich von vortrefflicher Beschaffenheit, nicht entfernt mehr zu vergleichen mit den Franzosen, welche sich bei Roßbach in so schmählicher Weise hatten schlagen lassen. Napoleon sagt in seinen Betrachtungen über den siebenjährigen Krieg von dieser Armee, daß ihre Cavallerie schön, gut beritten und geschult, ihre Artillerie vorzüglich, ihr Geniecorps das gelehrteste in Europa und ihre Infanterie nicht schlecht gewesen sei; letzteres allerdings ein etwas zweifelhaftes Lob. Jedenfalls war es ein großes Glück für König Friedrich, daß das schwere Gewicht, welches eine solche Armee unter einem talentvollen Heerführer hätte in die Wagschale werfen können, völlig paralysirt wurde durch die gänzliche Unfähigkeit der französischen Generale, welche durch die Hofintriguen und den Willen der allmächtigen Pompadour an ihre Spitze gestellt wurden.

Das russische Heer, so seltsam es durch seine noch halb asiatische Cultur, durch seinen ungeheuren Wagentroß, seine zahlreichen, halbwilden leichten Truppen, die alle Gegenden verwüsteten, welche das Heer durchzog, mit allen übrigen europäischen Heeren jener Zeit contrastirte, war dennoch nicht blos furchtbar für die armen Bewohner des Kriegsschauplatzes; es war auch ein nicht zu verachtender Gegner in der Schlacht, wie König Friedrich zu seinem Schaden bei Kunersdorf erfahren hatte. Durch ausdauernde Tapferkeit, durch stoische Gleichgültigkeit gegen Tod und Gefahr zeichnete sich schon der damalige russische Soldat aus.

Von der Reichsarmee, aus aller Herren Länder bunt zusammengesetzt und von unfähigen Führern befehligt, kann nur gesagt werden, daß sie sich noch immer in derselben erbärmlichen Verfassung befand, die sie schon längst zum Spott des Volkes gemacht hatte. Selbst tüchtige Kaiserliche Generale, die man an ihre Spitze stellte, vermochten die Leistungsfähigkeit

dieses Heeres nicht zu erhöhen; die zahlreichen Ausreißer derselben ergänzten vielfach die Lücken der preußischen Regimenter und wurden durch die straffe preußische Zucht und Disciplin meistens bald gute und brauchbare Soldaten.

Die schwedische Armee endlich, wenn auch noch immer von der Tapferkeit beseelt, welche sie im vorigen Jahrhundert zum Schrecken Europa's gemacht hatte, war doch bei ihrer Art der Kriegführung, welche nur den persönlichen Vortheil der Generale im Auge hatte, kein bedeutender Gegner zu nennen; wir haben im ganzen Kriege gesehen, wie wenige preußische Bataillone hinreichten, die ganze schwedische Armee in ihren Fortschritten zu hemmen.

Was die numerische Stärke der gegenseitigen Streitkräfte beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten betrifft, so war es dem Könige durch seine unausgesetzten Bemühungen und ausdauernde Thätigkeit gelungen, seine Heere auf die Gesammtstärke von 160—170,000 Mann zu bringen, wobei jedoch die Armee des Herzogs von Braunschweig, aus Hannoveranern, Hessen, Engländern und nur zum kleinsten Theil aus Preußen bestehend, mit etwa 70,000 Mann mitgezählt ist.

Ihnen gegenüber hatten die Verbündeten mehr als das Doppelte an Streitern auf die Beine gebracht. Allein die russischen Heere, die wir in diesem Feldzuge werden öfter auftreten sehen, zählten zusammen über 100,000 Mann, dazu kamen die österreichische Armee unter Graf Daun mit 60,000 Mann, die des General Laudon, im Laufe des Feldzuges bis auf 70,000 Mann verstärkt, die Reichsarmee mit 18—20,000 Mann, die Schweden mit etwa 8000 Mann und endlich die beiden großen französischen Heere mit 140—150,000 Mann.

So sah sich der König auf allen Seiten von überlegenen Feinden umringt und hatte alle Ursache, zuweilen selbst an der Möglichkeit eines glücklichen Ausganges zu verzweifeln. Auch versäumte Friedrich in der That nichts, was seine politische Lage verbessern, seinen Gegnern neue Feinde erwecken konnte.

Wir sehen ihn in dieser Absicht in lebhafte diplomatische Verhandlungen mit dem Hofe von Constantinopel treten und sich eifrig bemühen, den türkischen Sultan zu einem Kriege gegen Rußland und Oesterreich aufzureizen; wirklich kam auch noch im Sommer 1761 der Abschluß eines Freundschaftsbündnisses mit der Pforte zu Stande, und wenn auch für's Erste eine directe Unterstützung des Königs durch die Türken nicht wohl zu erwarten stand, so wurde doch die Hoffnung lebendig erhalten, in künftiger Zeit die Türkei in den allgemeinen Krieg hineingezogen zu sehen.

Wir sehen den König sogar eine Gesandtschaft in die entfernten Ebenen der Tartarei, bis wohin der Kriegsruhm der Preußen bereits gedrungen war, entsenden, um den Tatar-Chan zu Baktschisaray zur Entsendung eines Hilfscorps zu bewegen. Kerim-Gheray, der Groß-Chan der Tartarei, erwiderte die mit reichen Geschenken begleitete Aufmerksamkeit des Königs durch Absendung einer Gesandtschaft, welche wir im Laufe des Sommers noch bei Friedrich werden eintreffen sehen und mit welcher wirklich ein Vertrag zu Stande kam, vermittelst desselben sich der Groß-Chan zur Absendung eines Hilfscorps von 16,000 Mann Bogenschützen

bis zum März 1762 verpflichtete. Glücklicher Weise für das arme Schlesien traf diese Barbarenschaar, deren kriegerische Hilfe doch wohl ziemlich werthlos gewesen wäre, niemals ein; auch hatten die Ereignisse bis dahin bereits eine Wendung genommen, welche den König diese verdächtige Unterstützung gern entbehren ließ.

Inzwischen eröffnete sich, bevor noch die Kriegsfurie von Neuem über die verwüsteten Staaten losbrach, ganz unerwartet eine Aussicht, den langen Streit der Fürsten friedlich beigelegt zu sehen.

In Frankreich, welches Land zwar bisher unmittelbar durch den Krieg wenig gelitten, dessen überseeische Besitzungen aber an das zur See so mächtig überlegene England allmählich ganz verloren gegangen waren, dessen Handel bei Fortsetzung des Krieges gänzlich unterzugehen drohte, war es, wo die öffentliche Meinung immer stärker und ungestümer auf die Wiederherstellung des Friedens zu dringen begann. Wir haben bereits früher erwähnt, daß es eigentlich nur die bei Hofe allmächtige Partei der durch Friedrich persönlich gekränkten Favorite des Königs Ludwig war, welche den Krieg gegen Preußen und England betrieb. War doch in den Augen des größten Theils des französischen Volkes der König von Preußen ein bewunderter Held, hatte doch seine Vorliebe für französische Sprache und Sitten die eitlen Franzosen zu seinen eifrigsten Verehrern gemacht. Immer lauter und vernehmlicher wurde in Frankreich der Ruf nach Beendigung des den Wohlstand und Reichthum vernichtenden Krieges und die Hofpartei konnte sich diesem Rufe endlich nicht länger gänzlich entziehen. Dem schwachen, gänzlich in den Banden der Pompadour verstrickten Könige wurde nunmehr vorgestellt, wie sein Ruhm unendlich erhöht werden müßte, wenn es ihm gelang, den Völkern Europa's den so lange ersehnten Frieden wiederzugeben, und er unterzog sich dieser neuen Aufgabe mit derselben Bereitwilligkeit, mit welcher er bisher die Anstalten zum Kriege betrieben hatte.

Schon am Schlusse des Jahres 1760 sahen wir den Versailler Hof Versuche machen, sich durch einen Separatfrieden mit England dieses gefährlichsten seiner Gegner zu entledigen; diese Versuche scheiterten damals nur an der Redlichkeit des englischen Premierministers Pitt, der mit Entrüstung alle Vorschläge zu einem Frieden von sich wies, in welchen nicht auch der König von Preußen eingeschlossen werden sollte. Gegenwärtig aber hatten sich die Verhältnisse in England bedeutend geändert und eine Erneuerung der früheren Anträge gab eine größere Wahrscheinlichkeit des Gelingens wie früher.

König Georg II. war am 25. October 1760 gestorben; die Regierung auf seinen Enkel, einen Jüngling von 17 Jahren, übergegangen. Zwar blieb Pitt zunächst am Ruder des Staates und auch der junge König schien anfänglich geneigt, die auswärtige Politik Englands in denselben Bahnen weiter zu führen, wie es sein Großvater gethan, also das Bündniß mit dem Könige von Preußen aufrecht zu erhalten; aber im Lande selbst begann sich ein Umschwung der Meinung zu bilden, welchen die niemals ganz verschwundene Friedenspartei am englischen Hofe geflissentlich, vornehmlich durch die Presse, hervorgerufen hatte.

Man begann auch in England, in welchem Lande schon zu jener Zeit die Presse eine gewaltige Macht ausübte, laut nach dem Frieden zu ver-

langen und die Opfer, welche England für den Krieg bringe, der doch nur für das Interesse Preußens geführt werde, zu groß zu finden; der junge König, selbst friedliebender Natur, schloß sich immer mehr und inniger an den ehrgeizigen, aber talentlosen Grafen Bute, den heftigsten Gegner Pitt's, an; und der kluge Minister konnte sich bald der Ueberzeugung nicht mehr verschließen, daß seine Stellung unhaltbar zu werden beginne und bei erster Gelegenheit sein Rücktritt werde erfolgen müssen. In dieser Ueberzeugung nahm Pitt die Anträge König Ludwig's, mit ihm vereint dem Blutvergießen auf dem Festlande ein Ende zu machen und auch die anderen Gegner des Königs von Preußen, Rußland und Oesterreich, zum Aufgeben ihrer weitgehenden feindlichen Pläne gegen denselben (wie wir wissen, völlige Demüthigung des Königs, Theilung seiner Länder) zu veranlassen, beifällig auf; konnte er bei der Lage der Dinge doch nur durch einen raschen Friedensschluß das Gewonnene zu erhalten hoffen.

Der Kaiserin Maria Theresia war der gleichzeitig an alle betheiligten Höfe gerichtete Antrag Frankreichs auf Eröffnung eines Friedenscongresses ebenso unerwartet, wie unerwünscht. Zwar stets durch des Königs Waffen besiegt, waren ihre Hilfsquellen noch lange nicht erschöpft; die schwierige Lage Friedrich's war ihr nur zu wohl bekannt, ihr Haß gegen denselben, den sie noch immer als den Räuber Schlesiens, als den Empörer gegen Kaiser und Reich betrachtete, noch zu glühend, um nicht noch einmal Alles zu wagen und ihre Rache zu befriedigen. Auch Maria Theresia empfand jedoch die Nothwendigkeit, wenigstens den Schein der Mäßigung anzunehmen; sie wies die französischen Vorschläge daher nicht zurück und schlug sogar die Stadt Augsburg zur Abhaltung des Friedenscongresses vor.

Weniger Anklang fanden die Anträge Frankreichs in Petersburg. Die Kaiserin selbst, alt und stumpf geworden, hätte sich einem Frieden mit Preußen wohl nicht widersetzt, wenn nicht die am Hofe befindliche Kriegspartei, vor der Hand noch die mächtigere, ihren persönlichen Haß gegen König Friedrich durch immer neu eingeflößte Verdächtigung desselben rege erhalten hätte. So wurde denn auch vom russischen Hofe die Beschickung des Friedenscongresses zwar zugesagt, aber mit dem Vorbehalt, daß während desselben die Feindseligkeiten ungestört ihren Fortgang haben sollten. Derselbe Vorbehalt war auch von Maria Theresia gemacht worden, in der Hoffnung, daß eine einzige glückliche Schlacht ja plötzlich die Sachen ganz anders entscheiden könne. Ebenso geringe Neigung zum Frieden zeigte sich in der schwedischen Regierung, am meisten jedoch beim Könige von Polen und Kurfürsten von Sachsen, der sein schönes blühendes Land nun schon seit Jahren von Freund und Feind gleichmäßig verwüstet und verheert sehen, die reichen Einnahmen aus demselben entbehren mußte.

Was endlich König Friedrich betrifft, so war von allen am Kriege betheiligten Fürsten er wohl derjenige, der am aufrichtigsten die Wiederherstellung des Friedens herbeisehnte; aber wir wissen schon, daß er fest entschlossen war, nur in einen für Preußen ehrenvollen Frieden zu willigen und darunter verstand der König vor allen Dingen, daß er nicht gesonnen sei, auch nur einen Fuß breit seiner Länder abzutreten.

So willigte auch Friedrich in die Beschickung des Friedenscongresses, ohne Hoffnung jedoch, daß auf demselben der Friede wirklich zu Stande

kommen werde. Einen Beweis dafür finden wir in einem Schreiben des Königs an Marquis d'Argens vom 13. Mai, worin es heißt:

„Ich werde den Congreß beschicken, allein ich glaube ebenso wenig daran als an die Transsubstantiation" u. s. w.

Und der König hatte richtig vermuthet. Der Congreß zerschlug sich, kaum zusammengetreten, hauptsächlich an den unverschämten Forderungen, welche die Feinde des Königs ihm zu stellen wagten, und wir dürfen hinzusetzen, zur größten Freude der gegen ihn verbündeten großen Mächte.

Noch einmal sollte das Schwert die Entscheidung bringen. —

§. 18.

Der Feldzug des Jahres 1761. Bunzelwitz. Schweidnitz. Colberg. Bellinghausen.

Der Feldzug des Jahres 1761 hat im Allgemeinen wenig kriegerische Ereignisse von Bedeutung aufzuweisen. Zwar hatten die Gegner des großen Königs mehr als jemals den ernsten Willen, die Macht desselben nunmehr endlich einmal und zwar vollständig zu brechen — und hierauf waren auch ihre Operationspläne, von denen wir gleich sprechen werden, eingerichtet —; aber an allerlei Umständen und Verhältnissen scheiterte die Ausführung. Der König dagegen mit seinen verhältnißmäßig so geringen Streitkräften war gezwungen, äußerst vorsichtig zu Werke zu gehen; er durfte einen entscheidenden Schlag gegen den Gegner nur führen, wenn er des Gelingens völlig sicher war.

Der Angriffsplan der Feinde Friedrich's war in diesem Jahre auf allen Punkten des Kriegsschauplatzes auf eine kräftige Offensive berechnet. Es sollte ein russisches Corps von 40,000 Mann unter Romanzof, unterstützt durch eine russisch-schwedische Flotte, abermals Colberg angreifen und sich in Pommern festsetzen; die russische Hauptarmee unter Butturlin's Oberbefehl sollte sich wiederum, etwa 60,000 Mann stark, nach Schlesien wenden und, vereinigt mit dem österreichischen Corps des Generals Laudon, welches bis auf 70,000 Mann vermehrt war, dieses Land völlig erobern.

Graf Daun mit der in Sachsen stehenden österreichischen Armee von 60,000 Mann sollte eine zuwartende Stellung einnehmen, wie sie seinem Charakter auch am besten zusagte und war bestimmt, entscheidende Schläge überall dahin zu richten, wo die Ereignisse die Gelegenheit dazu boten.

Der Reichsarmee wurde klüglicher Weise keine hervorragende Rolle zugetheilt; sie sollte im Wesentlichen die Verbindung mit dem westlichen Kriegsschauplatz unterhalten und Thüringen, sowie die sächsischen Länder gegen die Streifzüge der leichten preußischen Truppen decken. Wie unfähig sie auch zur Erfüllung dieser Aufgabe war, beweist der glänzende Angriff, welchen der General von Schenkendorf in der ersten Hälfte des Monats März und zwar auf besonderen Befehl des Königs auf die Quartiere der Reichstruppen machen mußte, mit der ausdrücklichen Weisung, ihnen recht viele Gefangene abzunehmen, da die preußischen Regimenter noch immer nicht vollzählig seien. General von Schenkendorf führte diesen Auftrag, bei welchem sich abermals die preußischen Husaren auszeichneten, so vortrefflich aus, daß er der Reichsarmee gegen 4000 Gefangene und 16 Ka-

nonen abnahm und die von panischem Schrecken ergriffenen Reichsvölker in wilder Unordnung bis Bamberg zurückwichen, woselbst sie alle Straßen nach Sachsen sorgfältig verbarrikadirten und erst nach mehreren Monaten sich so weit von ihrem Schrecken erholt hatten, daß sie wieder an den Ereignissen Theil nehmen konnten. Ein fernerer großer Vortheil, welcher dem Könige aus dieser hier nur flüchtig erwähnten Expedition erwuchs, war es, daß durch sie über eine Million Thaler an Kriegssteuer, sehr große Vorräthe an Kriegsmaterial und eine so große Zahl von Pferden und Rekruten in die Hände des Königs fiel, daß selbst die Regimenter in Pommern und Schlesien davon einen nicht unbedeutenden Antheil erhielten. —

Die französische Hauptarmee, wieder unter dem Oberbefehl des talentlosen Prinzen Soubise, sollte, 110,000 Mann stark, in Westphalen eindringen und sich dieser Provinz bemächtigen; eine kleinere französische Armee, 40,000 Mann unter Broglio, hatte den Auftrag, das Kurfürstenthum Hannover zu besetzen. Die Schweden endlich sollten wie gewöhnlich von Stralsund aus ihre Operationen beginnen; doch war bei der Art und Weise ihrer Kriegführung, durch welche sie schon längst die Verachtung von Freund und Feind auf sich gezogen hatten, auf ihre Mitwirkung nicht sonderlich gerechnet worden.

So zog sich denn um die Staaten des Königs der Kreis seiner Feinde völlig zusammen, alle bereit, ihn zu verderben, alle begierig, bei dem bevorstehenden Umsturz der preußischen Monarchie ein Stück von der Beute an sich zu reißen.

In diesen vielseitigen Interessen und selbstsüchtigen Zwecken seiner Gegner indessen lag gerade ein nicht zu verachtender Vortheil für König Friedrich, den sein Genie in vollem Maße zu benutzen verstand. Den Russen lag *viel* mehr daran, ihre Erwerbungen in Preußen zu sichern und festen Fuß an der pommerschen Küste zu fassen, als an der Eroberung Schlesiens; ihre Mitwirkung dazu war voraussichtlich wie gewöhnlich unbedeutend und energielos, um so mehr, da die russischen Oberbefehlshaber schon lange ihren Bundesgenossen den Vorwurf machten, daß sie selbst nichts thäten. Ueberdem begann ein neues Interesse Einfluß auf die Handlungsweise der russischen Generale auszuüben; es war der Gedanke an den voraussichtlich bald zu erwartenden Tod der Kaiserin und an die bekannte glühende Verehrung und Bewunderung des russischen Thronfolgers für den König von Preußen und Alles, was preußisch war.

Was die österreichischen Generale betrifft, so hatte General Laudon, unzweifelhaft der fähigste und talentvollste von allen, doch einen sehr schweren Stand an seiner Stellung bei Hofe. Nur mit Mühe war es dem Fürsten Kaunitz gelungen, ihm, dem Emporkömmlinge, ein selbständiges Commando von eben solcher Bedeutsamkeit zu verschaffen, wie es Graf Daun, der Mann von uraltem österreichischem Adel und noch dazu der besondere Liebling der Kaiserin, hatte. Zwischen beiden österreichischen Feldherren bestand daher schon längst eine fortgesetzte Eifersüchtelei und mit dem größten Unwillen sah Laudon alle seine Schritte beständig durch den Wiener Hofkriegsrath überwacht und durch Befehle und Instructionen desselben oft gehindert. —

Der König, welcher für den bevorstehenden Feldzug im Wesentlichen auf die Defensive angewiesen war, hatte einen Operationsplan entworfen, der sich durch Klarheit und Kürze auszeichnet.

Er selbst behielt sich mit einer Armee von etwa 50,000 Mann die Vertheidigung Schlesiens vor; General Goltz mit einem besonderen Corps von 12,000 Mann war speciell zur Deckung Glogau's bestimmt. Die Vertheidigung Sachsens und die Beobachtung der dort stehenden Daun'schen Armee vertraute der König dem Prinzen Heinrich mit einer Armee von etwa 30,000 Mann an, unter der aber nicht weniger als 14 Freibataillone waren; er hatte den Befehl, der österreichischen Armee zu folgen, wenn diese sich zur Unterstützung Laudon's nach Schlesien wenden sollte und für diesen Fall den General von Hülsen mit einem schwachen Corps zur Deckung Sachsens gegen die Reichstruppen zurückzulassen. Der Prinz von Würtemberg, welcher am Schlusse des Feldzuges von 1760 mit seinem Corps die Winterquartiere in Mecklenburg bezogen hatte, war zur Abwehr eines etwaigen neuen russischen Angriffs auf Colberg bestimmt; er mußte zu diesem Behufe bei Colberg ein wohlverschanztes Lager anlegen.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze sollte der Erbprinz von Braunschweig das Münsterland gegen die Franzosen decken, Herzog Ferdinand aber eine Stellung bei Paderborn einnehmen, von wo aus er je nach Umständen den Erbprinzen unterstützen oder sich einem Vordringen Broglio's auf Hannover entgegenstellen konnte.

Wir betrachten nunmehr den allgemeinen Gang der kriegerischen Begebenheiten auf den verschiedenen Theilen des Kriegsschauplatzes — jedoch, um den eigentlichen Zweck dieser Blätter nicht aus den Augen zu verlieren, nur in ihren Hauptzügen.

In Schlesien war es, wo, nicht ohne Verletzung der zwischen General Laudon und General von Goltz bis zum 19. April abgeschlossenen Waffenruhe, die ersten Feindseligkeiten vorfielen. Der Prinz von Bernburg überfiel in den ersten Tagen des März, ohne die vorgeschriebene viertägige Aufkündigung der Waffenruhe zu beachten, die österreichischen Quartiere bei Silberberg, nahm den Oesterreichern 8 Kanonen weg und hob in der Grafschaft Glatz, ehe noch die überraschten Feinde sich zum Widerstande sammeln konnten, eine große Zahl Rekruten aus. General Laudon forderte vergeblich die Herausgabe der Geschütze und Mannschaften und revanchirte sich für den unerwarteten und unrechtmäßigen Angriff durch einen Ueberfall auf Frankenstein, dessen Besatzung, 1 Bataillon und 1 Escadron, völlig in seine Hände fiel.

Von da an wurde nunmehr die Convention von beiden Theilen pünktlich inne gehalten.

Am 19. April kündigte General Laudon die Waffenruhe und brach am 23. in drei großen Colonnen in Schlesien ein; aber General von Goltz war vorsichtig gewesen; er hatte bereits Tags zuvor sein ganzes Armeecorps in Cantonnirungsquartieren bei Schweidnitz versammelt und nahm in dieser Gegend eine solche Aufstellung, daß er von derselben aus die aus dem Gebirge führenden Straßen beherrschte. Laudon, obgleich fast doppelt so stark, als sein Gegner, wagte dennoch nicht, aus dem Gebirge hervorzubrechen, aus Besorgniß, zu große Verluste dabei zu erleiden und seinen

Widersachern in Wien neuen Anlaß zu Klagen über ihn zu geben; ebenso wenig gelang es ihm, den General von Goltz durch allerlei künstliche Manöver aus seiner vortheilhaften Stellung heraus zu locken; so blieben denn beide Theile einander gegenüber stehen, bis am 13. Mai die Ankunft des Königs aus Sachsen die Verhältnisse völlig veränderte.

König Friedrich hatte kaum die Aufkündigung der Waffenruhe in Schlesien erfahren, als er auch anfing, seine Truppen in Sachsen zusammenzuziehen und seinem Operationsplane gemäß in Bewegung zu setzen. Das Corps, mit welchem der König selbst nach Schlesien gehen wollte, versammelte sich, 32 Bataillone und 63 Escadrons stark, am 2. Mai in der Gegend von Strehla, überschritt am folgenden Tage auf einer Schiffbrücke die Elbe und erreichte, in 10 Tagen einige dreißig Meilen zurücklegend, über Bautzen, Görlitz, Löwenberg, Goldberg am 13. Mai Schweidnitz, woselbst die Vereinigung mit dem General von Goltz erfolgte.

In der österreichischen Armee des Grafen Daun war noch Alles ruhig, als dieser Abmarsch des Königs nach Schlesien erfolgte; auch wurde derselbe durchaus nicht behindert; nur einige leichte Truppen des Generals Beck begleiteten in ehrfurchtsvoller Entfernung seitwärts das preußische Heer bis Zittau. Erst am 8. Mai sendete Graf Daun die Generale Sincère und Odonnel dem Könige mit 20 Bataillonen und 40 Escadrons nach; auch diese wagten in keiner Weise den Marsch der preußischen Armee zu stören und blieben längere Zeit bei Zittau und Friedland unthätig stehen.

General Laudon war bei der Annäherung des Königs in die Gegend von Braunau zurückgewichen; als der König daher am 13. bei Schweidnitz anlangte, fand er das Gebirge zwischen sich und dem Feinde und beide Heere blieben nunmehr längere Zeit einander gegenüber, ohne daß etwas Anderes als kleine Vorpostengefechte und Scharmützel bei ihnen vorfielen, bei welchen die Ueberlegenheit des österreichischen Heeres an leichten Truppen nur zu deutlich hervortrat. Laudon hütete sich wohl, vor Ankunft der Russen den König anzugreifen, und dieser selbst hatte in der ernsten Lage, in welcher er sich befand, der Ursachen nur zu viele, um nicht von seiner alten Gewohnheit, den Gegner selbst in den günstigsten Positionen anzugreifen, für jetzt abzuweichen.

Auch hatte der König sich kaum nach seiner Vereinigung mit dem Goltz'schen Corps schon wieder von demselben trennen müssen; die Armee, welche vereinigt 66 Bataillone und 108 Escadrons stark war, zählte nur noch 48,000 Mann, nachdem General von Goltz am 17. Mai mit 15 Bataillonen und 26 Escadrons nach Glogau abmarschirt war, um von dort aus den Anmarsch der russischen Armee zu beobachten und nöthigenfalls Glogau zu decken. Ja noch mehr, als General von Goltz im Anfang Juni meldete, daß die russische Armee die Weichsel überschritten habe und sich in drei Colonnen langsam Posen nähere, als er hieran den Vorschlag knüpfte, die vorderste Colonne der Russen, die den beiden anderen weit voraus wäre, auf dem Marsche zu überfallen, ging der König auf diesen Vorschlag ein und verstärkte das Corps des Generals von Goltz bis auf 20,000 Mann. Bevor indessen die Expedition noch zur Ausführung kam, erkrankte General von Goltz in Glogau äußerst heftig, und als General

von Ziethen am 29. Juni zur Uebernahme des Commandos daselbst eintraf, fand er ihn bereits todt.

Die Expedition, welche ohnehin zu spät angeordnet worden war, verzögerte sich durch diesen Zwischenfall noch mehr und mißlang vollständig. Der russische Feldherr, welcher jederzeit über alle Bewegungen des preußischen Heeres vortrefflich unterrichtet war, hatte den Marsch aller seiner Colonnen auf's Aeußerste beschleunigen lassen und General von Ziethen, welcher am 30. Juni bis gegen Schmiegel vorging, stieß hier bereits auf leichte russische Truppen. Als er diese zurückwerfen ließ, erkannte er, daß bereits der größte Theil der russischen Armee in der Richtung auf Breslau im Marsche sei. Ziethen machte daher einen Seitenmarsch über Storchnest und Punitz nach Bojanowo, um sich zwischen Breslau und die Russen zu schieben; auf Befehl des Königs ging er jedoch am 12. Juli mit dem Corps nach Breslau selbst, worauf ein Theil desselben hinter der alten Oder ein verschanztes Lager beziehen, Ziethen selbst über die Oder zurückgehen mußte, um hier entweder den Oderübergang zu vertheidigen, oder aber zur Armee des Königs abzumarschiren. In den wiederholt vorgefallenen kleinen Gefechten, sowie durch Desertion u. s. w. hatte das Corps bei dieser völlig fehlgeschlagenen Unternehmung an 1600 Mann verloren.

Die russische Armee aber richtete ihren Marsch nicht, wie erwartet worden war, auf Breslau; sie bog vielmehr weiter links aus, betrat den schlesischen Boden am 15. Juli und dirigirte sich über Polnisch-Wartenberg nach Namslau, woselbst sie am 20. Juli eintraf und längere Zeit stehen blieb, um die Schritte der Laudon'schen Armee, behufs einer Vereinigung beider Heere in Oberschlesien, abzuwarten. Zwischen beiden Heerführern war die Verabredung getroffen, daß nach erfolgter Vereinigung der Generalfeldzeugmeister Laudon, welchen die Russen wegen seiner bei Kunersdorf bewiesenen Tapferkeit und weil er überdem der russischen Sprache mächtig war, außerordentlich hochschätzten, den Oberbefehl über beide Heere führen solle. Mittlerweile wurde durch die leichten russischen Truppen das unglückliche Land rechts von der Oder bis nach Cosel hin ausgeplündert und zur Wüste gemacht.

Am 20. Juli wurde das Corps des Generals Laudon durch den bisher bei Zittau stehen gebliebenen General Okelly bis auf 72,000 Mann verstärkt, nachdem Laudon schon in den ersten Tagen des Juli seine alte Stellung bei Braunau verlassen, von Neuem in Schlesien eingerückt war und dadurch dem Könige die Besorgniß eingeflößt hatte, von Neiße abgeschnitten zu werden, und eine Vereinigung beider feindlichen Heere zwischen Breslau und Neiße dann nicht mehr hindern zu können. Um sich davor zu sichern, hatte der König schon am 7. Juli ein festes Lager bei Pilzen bezogen, welche Stellung ihn in den Stand setzte, allen weiteren Operationen der Oesterreicher hindernd in den Weg zu treten.

Es folgt nunmehr eine Reihe von überaus künstlichen und wohl berechneten Hin- und Hermärschen beider Armeen; von Seiten Laudon's behufs der Vereinigung mit den Russen, von Seiten des Königs aber unternommen, um diese Vereinigung zu verhindern. Wir müssen darauf verzichten, dieselben hier ausführlich zu schildern.

Zwar gelang es dem Könige, welcher in dieser ganzen Periode des Krieges bitter den Mangel an leichten Truppen und, durch diesen Umstand bedingt, auch den Mangel an zuverlässigen Nachrichten über den Feind und dessen Bewegungen empfand, durch einen Eilmarsch nach Neiße der österreichischen Armee in der Richtung auf Oppeln zuvorzukommen und die beabsichtigte Vereinigung mit der russischen Armee, welche bei Oppeln die Oder passiren sollte, in Oberschlesien zu verhindern; ebenso wurde ein Versuch der Russen, zwischen Breslau und Brieg überzugehen, vereitelt und das Corps des österreichischen Generals Draskowitz bei Neustadt von Ziethen angegriffen und zurückgedrängt; schließlich sollte doch alle Bemühung des Königs vergeblich sein. Während der König, durch die geschickten Manövers Laudon's getäuscht, immer noch in dem Wahne stand, beide Heere wollten sich in Oberschlesien vereinigen, war die russische Armee aus ihrem Lager bei Namslau aufgebrochen, in den ersten Tagen des August plötzlich vor Breslau erschienen und hatte einen vergeblichen Versuch auf diese Stadt gemacht, schließlich aber sich begnügen müssen, das preußische Lager hinter der alten Oder unter General von Knobloch heftig, aber ohne Erfolg, zu beschießen. Von da wendeten sich die Russen nach Leubus, schlugen hier in der Nacht vom 10. zum 11. August drei Brücken über die Oder, überschritten diesen Fluß am 11. und besetzten noch an demselben Tage Liegnitz. General Laudon war, ohne daß König Friedrich diese Bewegung rechtzeitig gewahr wurde, inzwischen nach der Gegend von Freiburg marschirt, während der König sich auf Strehlen dirigirt hatte, in der vergeblichen Hoffnung, dort die österreichische Armee zu finden und sie zur Annahme einer Schlacht zu zwingen, nach deren glücklichem Ausgange die Russen dann von selbst wohl zurückgegangen sein würden.

Auch daß der König mit dem größten Theile seiner Armee den Russen bis in die Gegend von Wahlstadt entgegenrückte, konnte die Vereinigung des russischen und österreichischen Heeres nicht mehr verhindern; die Stellung brachte sogar den König selbst in die Mitte zwischen beide feindliche Heere und setzte ihn nicht allein der Gefahr aus, von beiden Seiten mit überlegener Macht angegriffen zu werden, sondern flößte ihm auch die ernstesten Besorgnisse für Schweidnitz ein, eine Festung, an deren Erhaltung dem Könige außerordentlich viel gelegen war.

So mußte der König auf's Ernstlichste darauf bedacht sein, eine Stellung einzunehmen, in welcher er nicht allein im Stande war, den vereinten Angriffen der ihm so ungeheuer überlegenen Heere der Russen und Oesterreicher die Spitze zu bieten, sondern von welcher aus er nach Umständen Schweidnitz und, wenn es nöthig wurde, selbst Breslau zu Hilfe kommen könnte.

Friedrich führte daher am 20. August sein Heer in das berühmt gewordene Lager von Bunzelwitz, eine Meile nördlich von Schweidnitz, und verlor keinen Augenblick Zeit, dasselbe durch künstliche Befestigungen so stark und unangreifbar als möglich zu machen. In wenigen Tagen war das Lager auf allen Seiten in eine kolossale Festung umgewandelt; mächtige Wälle von 16 Fuß Dicke, verstärkt durch Pallisaden und umgeben von 12 Fuß tiefen und 16 Fuß breiten Gräben, deckten die dahinter lagernden Truppen; vor ihnen waren Wolfsgruben und Flatterminen angelegt,

an passenden Stellen Eingänge für Reiterei und Fußvolk gelassen, welche durch spanische Reiter geschlossen wurden. Zwei Hügel in der Mitte des ungeheuren Lagers wurden vollständig in Festungswerke umgeschaffen und mit schweren Geschützen aus Schweidnitz besetzt. Alle Zugänge zum Lager lagen entweder im Bereich der preußischen Batterien, oder waren durch Verhaue, Schanzen u. dgl. m. ungangbar gemacht. Und diese ganze ungeheure Arbeit, in welcher der König auf wahrhaft bewundernswürdige Weise die natürlichen Vortheile des Terrains mit den Grundsätzen der Befestigungskunst in Einklang zu bringen verstanden, war in drei Tagen vollendet.

Noch ehe die Vereinigung der russischen und österreichischen Heere völlig erfolgt, die Ordnung und Aufstellung der verschiedenen Corps beendigt war, noch ehe Laudon und Butturlin sich über einen Angriff auf das verhältnißmäßig so kleine Heer des Königs einigen konnten, stand dasselbe ihnen bis an die Zähne verschanzt gegenüber und ein Sturm auf dieses Lager konnte, wenn überhaupt, nur mit den schwersten Verlusten gelingen.

Auch ein plötzlicher Ueberfall auf die preußische Stellung hatte bei den vortrefflichen Anordnungen des Königs wenig Aussicht auf Erfolg. In der ersten Zeit brach die preußische Armee jeden Abend ihre Zelte ab und blieb während der Nacht unterm Gewehr stehen, während sie bei Tage der Ruhe pflegte und nur durch ihre Vortruppen bewacht wurde; später ließ der König zur Schonung seiner Armee dieselbe erst jeden Morgen um 2 Uhr in Schlachtordnung antreten. Er selbst theilte redlich alle Anstrengungen und Entbehrungen seiner Soldaten und verbrachte gewöhnlich die Nacht in einer Verschanzung beim ersten Treffen seines Heeres, ohne weitere Bequemlichkeiten als einige Bunde Stroh; mehr als einmal wurden auch diese vergessen oder waren nicht zu beschaffen.

So standen sich die beiderseitigen Heere bis zum 10. September in unmittelbarer Nähe gegenüber; von den höher gelegenen Stellen des preußischen Lagers konnte jede bedeutende Bewegung in den feindlichen Lagern bemerkt werden. Einen ernstlichen Angriff auf die preußische Stellung wagte Laudon nicht allein zu unternehmen; ebenso wenig gelang es ihm, den russischen Oberbefehlshaber zu einer Betheiligung an demselben zu überreden; es fielen daher in dieser ganzen Zeit nur kleine unbedeutende Scharmützel zwischen den beiderseitigen Vorposten oder beim Begegnen von Streifparteien, welche Schlachtvieh und Lebensmittel zusammentreiben sollten, vor.

Erst die Noth um die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, welche sich in den vereinigten Heeren zuerst fühlbar machte, konnte dieser Lage der Dinge eine Wendung geben.

Während die preußische Armee ungehindert aus den großen, wohlgefüllten Magazinen in Schweidnitz wenigstens das Nothwendigste beziehen konnte, Brot für die Mannschaften und Futter für die Pferde, gestaltete sich die Herbeischaffung dieser Bedürfnisse bei den Oesterreichern und Russen von Tage zu Tage schwieriger. Mangel und Elend wurden in den vereinigten Heeren täglich größer; bösartige ansteckende Krankheiten waren die gewöhnliche Folge davon. Dem russischen Oberfeldherrn wurde dieser

Zustand zuerst unerträglich. Indessen war es wohl nicht die schwierige Verpflegung seines Heeres allein, welche in ihm den Entschluß hervorrief, sich wiederum von den Oesterreichern zu trennen; es wirkte dabei in nicht geringem Grade die alte Eifersüchtelei zwischen beiden Feldherren mit.

Einmal hatte der Russe kein so warmes Interesse wie der Oesterreicher an der völligen Vernichtung des Königs von Preußen; er gab daher allen Plänen Laudon's zum Angriff auf das Bunzelwitzer Lager nur zögernd seine Zustimmung; sodann aber befolgte er auch jetzt seinen alten Grundsatz, durchaus nichts zu wagen und sich keinen bedeutenden Verlusten auszusetzen; mit solchen aber mußte der Angriff nothwendig verbunden sein. Endlich aber, als Laudon sich bereit erklärte, den gefährlichsten Theil der Blutarbeit der österreichischen Armee zu übertragen und von den Russen nur eine ganz geringe Unterstützung zu verlangen, fühlte sich wieder der Stolz des russischen Generals über die ihm zugemuthete Nebenrolle verletzt und abermals kam keine Einigung zu Stande. Der König aber gewann durch dieses Zögern und diese Uneinigkeit seiner Gegner das, was ihm in diesem Feldzuge zu gewinnen das Werthvollste war, nämlich Zeit. —

Im preußischen Lager erregte es großen Jubel, als man am Morgen des 10. September bemerkte, daß in der Nacht die russische Armee wirklich aufgebrochen und in der Richtung auf Jauer abmarschirt sei. Die Freude der Armee war fast so groß, als wenn eine bedeutende Schlacht gewonnen worden wäre, und in der That, man konnte weder den Offizieren noch Soldaten diese Freude verargen. Wochenlang hatte die auf allen Seiten eingeschlossene Armee fast nur von Brot leben müssen; denn nur selten war es den mit großer Gefahr ausgesendeten Streifparteien gelungen, Schlachtvieh und andere Bedürfnisse in genügender Menge aufzutreiben; wochenlang hatte die Armee der nöthigen Ruhe entbehrt und Nacht für Nacht in beständiger Gefechtsbereitschaft stehen müssen; in nothwendiger Folge davon waren auch im preußischen Lager bösartige Krankheiten eingerissen und hatten die Reihen des Heeres gelichtet. Ein Jeder fühlte sich daher wie von einer ungeheuren Last befreit, als die Kette von Feinden um das Lager sich löste.

Gleichzeitig mit den Russen verließen auch die österreichischen Corps ihre Stellung. Laudon ging etwa eine Meile in seine alte Stellung auf den Bergen bei Freiburg zurück, woselbst ein etwa 12,000 Mann starkes russisches Corps unter Tschernitschef, welches bestimmt war, für die Dauer des Feldzuges die österreichische Armee zu verstärken, zu ihm stieß. Das Corps des Generals Brentano ging bis Hohenfriedberg, General Draskowitz marschirte nach Wartha und Silberberg zurück.

Der König blieb vorläufig noch in seinem Lager bei Bunzelwitz stehen, doch wurden alle das Lager im Rücken deckenden Werke sofort demolirt, der Armee die nöthigen Bedürfnisse nunmehr in reichlicher Fülle aus Breslau zugeführt und ihr die nöthige Ruhe gegönnt.

Mehrere Husarenregimenter mußten der russischen Armee folgen und ihren ferneren Marsch beobachten. Als diese noch am 10. Abends meldeten, daß die Armee nach Wahlstatt marschirt und von dem leichten österreichischen Corps des Generals Beck begleitet sei, wurde der König

besorgt, die Russen möchten einen Angriff auf das nur schwach besetzte Glogau unternehmen; er entsendete daher noch in der Nacht den General von Platen mit einem Corps von 10,000 Mann in Eilmärschen über Breslau mit dem Auftrage, die bei Gostin befindlichen großen russischen Magazine anzugreifen und zu zerstören. Er hoffte durch diese Diversion die Aufmerksamkeit der Russen von Glogau abzuziehen und erreichte diese Absicht in der That vollständig. General von Platen meldete schon am 18. September dem Könige, daß er die große, wohlverschanzte und durch 4000 Mann vertheidigte Wagenburg der Russen bei Gostin angegriffen und zerstört habe. 5000 Wagen mit Vorräthen aller Art, 3 große Magazine waren bei dieser Gelegenheit von Platen verbrannt und zerstört, überdem 1900 Gefangene gemacht worden.

Der Rückzug der russischen Armee wurde durch diesen kühnen Zug des Generals von Platen, welcher dabei sogar ihre Hauptmagazine bei Posen bedrohte, beschleunigt. Bereits am 13. September war dieselbe zwischen Köben und Steinau wieder auf das rechte Oderufer zurückgegangen und hatte ihren Marsch nach Polen fortgesetzt; wenige Tage später war Schlesien von der russischen Hauptarmee gänzlich geräumt und der König konnte nunmehr allen Ernstes daran denken, seinen anderen und gefürchteteren Gegner, Laudon, aus seiner unangreifbaren Stellung bei Freiburg zu locken und zu schlagen.

Bemerkt möge hier jedoch noch werden, daß General von Platen nach dem glücklichen Gelingen seiner Unternehmung auf Gostin anfänglich sich auf Posen dirigirte, um auch hier die russischen Magazine zu zerstören. Bei dem raschen Anmarsche der hierdurch auf's Aeußerste um ihre Subsistenz besorgten Russen gab er jedoch diesen Plan auf und da es ihm nicht mehr wohl möglich war, die Armee des Königs in Schlesien zu erreichen, der König überdem ihm in richtiger Voraussicht für diesen Fall freigestellt hatte, sich über Frankfurt nach Glogau oder nach Pommern zu wenden, so wählte der General dies letztere, entzog sich mit vieler Geschicklichkeit den ihn bedrohenden russischen Corps und erreichte am 22. September die Stadt Landsberg a./W., die Warthe auf einer rasch geschlagenen Schiffbrücke passirend. Wir werden ihn und seine tapfere Schaar noch bei der wackeren, wenn auch diesmal leider vergeblichen Vertheidigung Colberg's wiederfinden. —

Zunächst aber wenden wir uns wieder nach Schlesien zurück, wo den König nunmehr ein äußerst empfindlicher, alle Früchte des bisherigen Feldzuges in Frage stellender Schlag treffen sollte, um so empfindlicher, als das Unglück nur in Folge strafbarer Sorglosigkeit und Nachlässigkeit geschah und daher gänzlich unerwartet eintrat. Wir meinen die Ueberrumpelung und Einnahme der Festung Schweidnitz durch General Laudon.

Um Laudon aus seiner fast unangreifbaren Stellung bei Freiburg zu locken, hatte König Friedrich sich den Anschein gegeben, als ob er durch Oberschlesien einen Einfall nach Mähren zu machen beabsichtige; er war zu diesem Behufe am 26. September in drei Colonnen vom Lager bei Bunzelwitz aufgebrochen und bei Schweidnitz vorbei in der Richtung auf Nimptsch und Münsterberg abmarschirt. Am 30. stand die Armee in einem Lager auf den Höhen von Groß-Nossen und als am 2. October ein

sehr starker Schneefall und strenge Kälte eintrat, faßte der König den Entschluß, noch an demselben Tage nach der Gegend von Neiße zu marschiren und dort die Truppen zwischen Neiße und Ottmachau in Cantonnirungsquartiere zu legen.

Bevor jedoch dieser Marsch angetreten wurde, erhielt der König durch einen gefangenen österreichischen Dragoner die ihn tief erschütternde Nachricht, daß in der Nacht vom 1. zum 2. October General Laudon die Festung Schweidnitz überfallen und nach einem dreistündigen Kampfe eingenommen habe. Nur zu bald wurde die traurige Nachricht durch den aus der Festung entflohenen Bedienten eines preußischen Offiziers bestätigt.

General Laudon hatte sich durch die Bewegung des Königs nach Oberschlesien nicht verleiten lassen, ihm zu folgen; er hatte sich begnügt, dem König in großer Entfernung ein Corps leichter Truppen nachzusenden und die Entfernung des Königs von Schweidnitz inzwischen benutzt, sich in den Besitz dieser wichtigen Festung zu setzen. Der Umstand, daß zur Zeit der Ausführung König Friedrich etwa 8 Meilen von Schweidnitz entfernt war, der Festung also unmöglich rechtzeitig zu Hilfe kommen konnte, die genaue Bekanntschaft mit der großentheils mangelhaften Beschaffenheit der Festungswerke von den früheren Belagerungen her und mit der nachlässigen Art und Weise, in welcher die überdem nicht zahlreiche und wenig zuverlässige Garnison den Dienst betrieb; Alles dies hatte dem österreichischen General die größte Zuversicht auf das Gelingen seines Unternehmens eingeflößt. Der Gedanke, sich mit leichter Mühe in den Besitz einer so wichtigen Festung zu setzen, welche ihm dann gestattete, für diesmal die Winterquartiere in Schlesien nehmen zu können, überwog bei ihm die Besorgniß, was wohl der Hofkriegsrath in Wien zu einem Unternehmen sagen würde, zu welchem er nicht die ausdrückliche Erlaubniß gegeben hatte. Diese aber einzuholen, war nicht wohl möglich, denn Schnelligkeit der Ausführung und strenge Geheimhaltung bis zur Ausführung erschienen Laudon mit Recht als die vornehmsten Bedingungen eines glücklichen Gelingens. So wurde denn am 30. September Vormittags die Festung auf allen Seiten, aber in beträchtlicher Entfernung, von einer doppelten Postenkette von leichten Truppen umschlossen, welche den strengsten Befehl hatten, Niemandem mehr den Eintritt in dieselbe zu gestatten; ein Theil der Armee mußte noch an demselben Tage sich auf Reichenbach in Marsch setzen, um die Besatzung in völlige Sicherheit zu wiegen. Abends 6 Uhr sammelten sich in Kunzendorf die zum Sturm bestimmten Colonnen, 4 an der Zahl, jede aus 5 Bataillonen und 2 Grenadiercompagnien bestehend, und mit Sturmleitern, Petarden, Brechinstrumenten und allem Nöthigen reichlich versehen; der Generalfeldzeugmeister selbst hielt hier eine begeisternde Anrede an die Soldaten und verhieß ihnen reichliche Belohnungen für den Fall des glücklichen Gelingens. Sodann setzten sich die Colonnen in möglichster Stille in Bewegung nach den ihnen angewiesenen Sammelplätzen; auch 800 russische Grenadiere betheiligten sich an der Unternehmung.

In der Festung selbst ahnte man von der drohenden Gefahr nichts. Generalmajor von Zastrow, der Commandant von Schweidnitz, hatte bei der beständigen Nähe der Armee des Königs einen Angriff auf die ihm

anvertraute Festung so wenig für möglich gehalten, daß er so gut wie nichts gethan hatte, um die Werke in vertheidigungsfähigen Zustand zu versetzen und sturmfrei zu machen. In Schweidnitz befanden sich 5 schwache, nicht sehr zuverlässige Bataillone als Garnison; an schweren Geschützen, Munition u. dgl. war kein Mangel, desto größerer dagegen an sachverständigen Händen zur Bedienung der Geschütze; nur etwa 90 Artilleristen zählte die Garnison und man hatte sich daher genöthigt gesehen, Mannschaften von der Infanterie zu Hilfe zu nehmen.

So geheim nun auch die Oesterreicher ihr Unternehmen gehalten hatten, so war doch durch Landleute, denen es gelungen war, sich durch die Croatenposten durchzuschleichen, dem Commandanten die Mittheilung gemacht worden, daß sich etwas Ungewöhnliches gegen die Festung vorzubereiten scheine. General von Zastrow hatte diese Mittheilungen zwar sehr ungläubig aufgenommen, schließlich sich aber doch bewogen gefunden, gegen Abend die Garnison unter die Waffen treten zu lassen und 2 Cavalleriedetachements vorzusenden, welche die Umgegend während der Nacht abpatrouilliren mußten, bei der nachlässigen Art indessen, wie sie diesen Dienst betrieben, nichts vom Feinde entdeckten. Die Besatzung brachte die Nacht auf den Werken zu,*) ein Theil derselben, etwa 1400 Mann stark, stand zur Reserve zwischen der Stadt und den Werken, ein Bataillon in der Stadt selbst, woraus schon hervorgeht, daß die Werke selbst nur sehr unvollständig besetzt sein konnten; auch fehlte es durchaus an genügenden Instructionen für die einzelnen Befehlshaber, so daß, als der zu erwartende Angriff wirklich erfolgte, nicht nach einem bestimmten Plane gehandelt wurde und jeder einzelne Führer auf sich selbst angewiesen war.

Um 2 Uhr des Morgens erfolgte der Angriff der österreichischen Sturmcolonnen, welchen es gelungen war, unentdeckt bis unmittelbar an die Werke zu gelangen, und zwar gleichzeitig auf alle vier Forts der Festung. Erst im letzten Augenblicke gewahrte ein Posten auf dem Fort IV die feindlichen Colonnen und gab Feuer; beim Lichte der sofort geworfenen Leuchtkugeln erkannte man die nahe Gefahr und löste die auf den Wällen befindlichen Geschütze; aber die österreichischen Grenadiere hieben mit Leichtigkeit die nur mangelhafte Pallisadirung des bedeckten Weges nieder, sprangen in den bedeckten Weg, von da in die trockenen Gräben und erstiegen auf den mitgebrachten Leitern die nur unzureichend besetzten Wälle. Zwar wehrte sich die Besatzung zum Theil mit großer Tapferkeit und wies wiederholte Angriffe an einzelnen Stellen nachdrücklich ab; besonders hartnäckig vertheidigte Oberstlieutenant von Plotho das Fort Nr. IV. Als aber der österreichische Oberst Graf Wallis, welcher hier den Angriff

*) General von Zastrow scheint demnach nicht in so hohem Grade schuldig gewesen zu sein, als es Archenholz und Andere schildern. Der König, der ihn sehr gern hatte, schrieb ihm Anfangs einen sehr freundlichen Brief, worin er unter Anderem sagte: „Ihr könnt nach diesem Vorfall das zu mir sagen, was Franz I. nach der Schlacht von Pavia an seine Mutter schrieb: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht.“ — Später scheint indessen der König doch anderer Meinung geworden zu sein, denn Zastrow wurde, aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, zwar nicht vor ein Kriegsgericht gestellt, aber doch aus dem Dienste entlassen. Er ging später in kurhessische Dienste und starb als Generallieutenant.

leitete, sich an die Spitze des Bataillons Laudon stellte und dasselbe mit den Worten zum Sturm führte:

„Kinder, wir müssen die Festung ersteigen oder ich muß umkommen. Ich habe es unserem Chef versprochen, unser Regiment führt seinen Namen. Laßt uns siegen oder sterben",

da vermochte nichts mehr der wilden Tapferkeit der auf's Höchste entflammten Grenadiere Widerstand zu leisten; das Fort wurde genommen, die Besatzung, so viel davon noch übrig war, ergab sich.

Um 6 Uhr Morgens befand sich ganz Schweidnitz in den Händen der Oesterreicher und wurde vier Stunden lang von denselben geplündert. Erst um 10 Uhr Vormittags erschien Fürst Lichtenstein mit 4 Escadrons Dragonern und stellte die Ordnung wieder her; in rühmlichster Weise zeichneten sich hierbei die russischen Grenadiere aus, welche, anstatt deutschen Truppen bei der Plünderung einer deutschen Stadt zu helfen, mit dem Gewehr im Arm auf den von ihnen erstiegenen Werken stehen blieben und die strengste Mannszucht hielten.

Mit dem Falle der Festung geriethen 1 General, 13 Stabs-, 96 Subalternoffiziere, so wie 3500 Mann in österreichische Kriegsgefangenschaft; auch fielen den Siegern 346 Geschütze, 1200 Centner Pulver und sehr bedeutende Kriegsvorräthe aller Art in die Hände. Aber auch sie hatten bedeutende Verluste erlitten und nicht weniger als 67 Offiziere und über 1400 Mann, theils todt, theils verwundet, zeugten von der Tapferkeit, mit welcher sich die Garnison vertheidigt hatte.

Die Einnahme von Schweidnitz am Schlusse eines Feldzuges, welcher bisher so wenig erfreulich für die österreichischen Waffen gewesen war, änderte mit einem Schlage die Verhältnisse so außerordentlich zu Gunsten der Oesterreicher, daß diese zum ersten Male daran denken konnten, im feindlichen Lande die Winterquartiere zu nehmen; auch erregte dieselbe in Wien große Freude, trotz des Umstandes, daß der Hofkriegsrath seine Erlaubniß dazu nicht gegeben hatte. Zwar versuchten Laudon's Feinde von Neuem, ihn bei dieser Gelegenheit anzuschwärzen, seine Handlungsweise als willkürlich und als Ungehorsam zu bezeichnen; indessen der kräftigen Fürsprache des Fürsten Kaunitz, des alten Fürsten von Lichtenstein gelang es, für diesmal alle solche Stimmen zum Schweigen zu bringen.

Die Kaiserin verlieh dem Feldzeugmeister nicht allein den Militär-Theresien-Orden, sondern ehrte ihn auch ganz besonders mit dem Geschenk ihres Bildnisses; auch die unteren Führer bei diesem sehr durchdacht angelegten und mit großer Bravour ausgeführten Unternehmen wurden belohnt und ausgezeichnet; jeder Grenadier aber, der den Sturm mitgemacht hatte, erhielt von der Kaiserin ein Geldgeschenk von 13 Gulden ausgezahlt.*) —

Der Fall von Schweidnitz verlieh nothwendiger Weise dem noch übrigen Theil des Feldzuges in Schlesien eine völlig andere Gestaltung. Hatte

*) Hierdurch dürfte die Behauptung vieler Schriftsteller und selbst österreichischer Blätter, man habe bei Hofe in Wien die Nachricht von der Erstürmung von Schweidnitz mit Unwillen aufgenommen und Laudon sei mit Mühe der ihn bedrohenden Ungnade der Kaiserin und gänzlichen Enthebung von seiner Stelle entgangen, in das richtige Licht gesetzt sein.

der König bisher die Hoffnung gehabt, den General Laudon aus seiner Stellung heraus zu manövriren und dann zu schlagen, so mußte er jetzt vor allen Dingen darauf bedacht sein, die noch in seinem Besitz befindlichen Festungen Schlesiens, vor Allem Breslau, Neiße und Glogau zu decken. Er verstärkte daher die Besatzung von Neiße mit 3 Bataillonen und 5 Escadrons und marschirte mit der Armee am 6. October in die Gegend von Strehlen, woselbst er die Truppen Quartiere beziehen ließ und bis zum 3. December stehen blieb; des Königs Hauptquartier befand sich im Dorfe Woißelwitz, welches unmittelbar an Strehlen grenzt.

Die österreichische Armee hatte zu derselben Zeit ebenfalls Quartiere in Schweidnitz und dessen Umgebung bezogen.

Wir verlassen beide Heere für kurze Zeit in dieser Stellung, um nunmehr zunächst einen flüchtigen Blick auf die Ereignisse in Pommern zu werfen. —

Schon zweimal, wie wir seiner Zeit erzählt haben, hatten die Russen den Versuch gemacht, sich in den Besitz von Colberg zu setzen; wir haben gesehen, wie beide Versuche an der Tapferkeit und Entschlossenheit des Commandanten, an der Standhaftigkeit und Ausdauer der Colberger Bürgerschaft scheiterten, wie schließlich die Russen am Ende des Jahres 1760 ganz Pommern geräumt hatten, nur einige leichte Truppen unter General Tottleben auf dem linken Weichselufer zurücklassend, während die Armee selbst auf dem rechten Ufer dieses Flusses die Winterquartiere bezog.

Auch für das Jahr 1761 war abermals ein Angriff auf Colberg in Aussicht genommen und der Ernst, mit welchem man dieses Mal russischerseits zu Werke ging, die bedeutenden Streitkräfte und Mittel, welche in diesem Jahre gegen die Festung verwendet wurden, bezeugen deutlich den hohen Werth, welchen die Russen, und mit Recht, auf die Einnahme derselben legten.

Die Feindseligkeiten wurden von den leichten Truppen des Generals Tottleben in diesem Feldzuge sehr frühzeitig eröffnet. Bereits im Anfange des Monats Januar drangen verschiedene Detachements in Pommern ein und besetzten, ohne Widerstand zu finden, die Städte Stolpe, Conitz, Friedland und andere mehr. Die wenigen, zur Deckung Pommerns bestimmten preußischen Truppen unter Oberst Courbière, überhaupt nur 4 Bataillone und 7 Escadrons stark, concentrirten sich bei dem Vordringen der Russen zwischen Cöslin und Belgard, sahen sich indessen durch das Bedrohen ihrer Flanke sehr bald genöthigt, noch weiter zurückzuweichen und wurden endlich in mehreren kleinen Gefechten bis hinter die Rega zurückgedrängt, so daß die Städte Treptow, Regenwalde, Plate nach einander in die Hände der Russen fielen und von denselben stark gebrandschatzt wurden. Die Verbindung zwischen Colberg und Stettin war damit völlig unterbrochen.

Es gab in der That eine Partei am Wiener Hofe, welche die Kaiserin zu so schnödem Undank bewegen wollte; doch Kaunitz, Lichtenstein und selbst Kaiser Franz, für die Ehre ihres Hofes besorgt, wußten durch kräftiges Auftreten diese nichtswürdige Kabale zu hintertreiben. Kaunitz richtete bei dieser Gelegenheit ein Gratulationsschreiben an die Kaiserin, welches mit den Worten schloß: „Gott erhalte Ew. Majestät Ihren Josuah" (Laudon's Vorname).

Indessen war General Werner, welcher mit seinem Corps in Winterquartieren in Mecklenburg stand, bei der Nachricht von dem Einfalle der Russen, allerdings zunächst nur mit 3 Bataillonen und 5 Escadrons, von dort aufgebrochen; bei seiner Annäherung zogen sich die Russen zurück, General Werner vereinigte sich mit den Truppen des Obersten Courbière und traf am 11. Februar in Colberg ein.

Obgleich an Zahl den Streitkräften des Generals Tottleben noch immer nicht gewachsen, drängte General Werner die Russen dennoch allmählich bis Stolpe zurück, worauf von beiden Theilen eine Convention abgeschlossen wurde, nach welcher die Waffen bis zum 27. Mai ruhen sollten.*)

Demgemäß fielen auch in dieser ganzen Zeit keinerlei Feindseligkeiten zwischen den beiderseitigen Truppen vor; General Tottleben hielt mit seinen regulären Truppen die Stadt Stolpe und Umgegend besetzt, seine Kosaken schweiften bis nach Conitz und Friedland hin, woselbst sich russische Magazine befanden; General Werner vertheilte die 6 Bataillone und 15 Escadrons, über welche er verfügen konnte, längs des Wipper-Flusses in einer sehr ausgedehnten Linie von Rügenwalde bis nach Draheim.

Als jedoch im Anfange des Monats Mai das Corps des Generals Romanzof von der Weichsel aufbrach und sich nach Stolpe zu in Bewegung setzte, als russische Schiffe mit Mehl, Getreide und Munition bei Leba anlangten, und ein großer Artillerie- und Belagerungstrain bei Elbing ausgeschifft wurde, da wurde die Absicht der Russen, von Neuem einen Angriff auf Colberg zu unternehmen, völlig klar. Der Prinz von Würtemberg, welchen wir am Schlusse des Jahres 1760 in den Winterquartieren in Mecklenburg verlassen haben, hatte für diesen vom Könige vorgesehenen Fall seine besondere Instruction erhalten. Nach derselben zog er sein bei Güstrow cantonnirendes Detachement, 5 Bataillone und 5 Escadrons, am 18. Mai zusammen und marschirte mit demselben nach Colberg, woselbst er am 4. Juni eintraf und vor Colberg auf dem rechten Ufer der Persante ein Lager bezog, dessen rechte Flanke sich an den Fluß lehnte, während die linke an ein großes sich bis zum Meer erstreckendes Bruch stieß und die Festung selbst den Rücken deckte.

Wenige Tage später langte auch der General von Thadden mit 4 Grenadierbataillonen aus Glogau zur Unterstützung der Festung an und nachdem auch das Corps des Generals Werner, vor den anrückenden Russen zurückweichend, bei Colberg eingetroffen, fanden sich daselbst außer der in der Stadt befindlichen Garnison 16 Bataillone und 20 Escadrons unter dem Befehl des Prinzen von Würtemberg zur Vertheidigung der Festung bereit. Leider waren indessen die Bataillone nichts weniger als

*) Dem sonst so entschlossenen und raschen General Werner wird hierbei, und nicht mit Unrecht, der Vorwurf großer Langsamkeit und Lässigkeit im Verfolgen gemacht. Er brauchte 20 Tage Zeit, um von Demmin nach Colberg, etwa 40 Meilen, zu marschiren, und die 12 Meilen lange Strecke von Colberg nach Schlawe erforderte gar 12 Tage, weil Werner in Cöslin Ruhetag hielt und so die Russen Zeit gewannen, die Brücke über die Grabow bei Nemitz abzubrechen. Der Umstand, daß General Werner 6 Tage Zeit zu ihrer Wiederherstellung brauchte, rettete die Russen aus großer Verlegenheit, da auch sie bei ihrem weiteren Rückzuge in Schlawe die Wipperbrücke fortgerissen, das Thal überschwemmt fanden und nun genöthigt waren, den großen Umweg über Rügenwalde zu nehmen.

vollzählig, das ganze Corps zählte zusammen nur 12,000 Mann, und noch schlimmer war es, daß eigentlicher Verlaß nur auf die Grenadierbataillone und die Cavallerie war, während auf die anderen, meistens aus Gefangenen und Ueberläufern bestehenden Bataillone wenig gerechnet werden konnte.

Nach Anordnung des Generals von Thadden wurde das Lager überaus stark befestigt und bei dem großen Eifer, mit welchem man daran arbeitete, stand schon nach kurzer Zeit neben der eigentlichen Festung Colberg eine zweite von Erdwällen erbaute, die aber doch so stark und zweckmäßig angelegt war, daß die Russen ihr die Ehre einer besonderen förmlichen Belagerung erwiesen.

Ein großer Fehler war es, daß der Prinz von Würtemberg dem anfänglich nur sehr schwachen russischen Angriffscorps nicht entgegenging, sondern sich von Hause aus bei Colberg verschanzte; der ganze reiche Landstrich bei Cöslin und nach der Persante zu fiel dadurch sofort in die Hände der Russen und gewährte ihnen reiche Existenzmittel,*) während die Magazine von Colberg nichts weniger als wohlgefüllt waren. Vorläufig bezog die Garnison sowohl wie das Deckungscorps noch ihre Bedürfnisse aus der Gegend zwischen Colberg und Stettin; als aber General Romanzof, durch nachrückende Truppen bis auf 15,000 Mann verstärkt, dicht an die preußische Stellung heranrückte, sich ebenfalls verschanzte und die russischen leichten Truppen auf dem linken Ufer der Persante weithin bis nach Kammin, Naugard u. s. w. schwärmten, so die Verbindung mit Stettin unterbrechend, sollte bald der begangene Fehler sich in sehr schmerzlicher Weise fühlbar machen.

Am 24. August erschien eine 40 Segel starke russische Flotte auf der Rhede vor Colberg und schloß die Festung von der Seeseite ein; am 27. vereinigte sich mit dieser eine kleinere schwedische Flotte und es wurde nunmehr sowohl von der See wie von den russischen Batterien am Lande ein sich täglich wiederholendes heftiges Feuer auf die Festung wie auf das preußische Lager bei derselben gerichtet. Allein am 18. September wurden von den Bombardierprahmen, welche die Flotte weiter vorgeschickt hatte, während die Schiffe selbst sich sorgsam außer Schußweite hielten, über 250 Bomben in die Stadt geworfen, so daß an verschiedenen Orten Feuer ausbrach; im Ganzen aber richtete das Bombardement wenig Schaden an.

Nicht der Gewalt der Waffen sollte die schon zweimal ruhmvoll vertheidigte Festung endlich erliegen; ein unerbittlicherer und gefährlicherer Feind, gegen welchen alle Tapferkeit nichts hilft, sollte ihren Fall herbeiführen, der Hunger.

Mit der unterbrochenen Verbindung mit Stettin stieg die Noth der Belagerten, und das Corps des Prinzen von Würtemberg muß ja auch zu diesen gezählt werden, von Tage zu Tage höher; ganz besonders fehlte es an Futter für die Pferde bald gänzlich. Der Prinz entschloß sich da-

*) Unbegreiflich erscheint es, daß man in Belgard sehr bedeutende Vorräthe an Roggen liegen ließ, blos aus dem Grunde, weil es an Geld fehlte, dieselben den Eigenthümern zu bezahlen; man kann doch annehmen, daß dieselben sich mit einem Bon begnügt haben würden und im Kriege kennt überdem Noth kein Gebot. Die Russen waren weniger bedenklich und nahmen die Vorräthe einfach fort.

her, die Cavallerie unter Führung des Generals Werner, von etwas Infanterie und einigen Geschützen begleitet, zu einer Unternehmung auf die Magazine bei Cöslin und Zanow, im Rücken der russischen Armee, zu entsenden. Aber diese Unternehmung endete in hohem Grade unglücklich. Der Aufbruch des Generals Werner am 11. September Abends wurde von den leichten Truppen des Feindes sofort bemerkt und ein ihm bei Weitem überlegenes Detachement mußte noch in der Nacht nach Treptow abrücken, um das preußische Corps daselbst aufzuheben. Leider trug die Sorglosigkeit des Generals nicht wenig dazu bei, das Unternehmen der Russen zu erleichtern. Die in weitläufigen Quartieren zerstreuten Truppen wurden von den Russen überfallen und nach tapferer Gegenwehr auseinandergesprengt oder gefangen genommen. Der General selbst fiel, nachdem sein verwundetes Pferd mit ihm gestürzt, in die Hände der Russen. Indessen der größte Theil der preußischen Reiter sammelte sich wieder und nahm den Russen sogar noch 100 Gefangene ab; Oberst von Massow führte dieselben nach Naugard und vereinigte sich später, am 25. September, in Freienwalde mit dem Corps des Generals von Platen, welcher, von seinem siegreichen Zuge nach Gostin*) in Landsberg a./W. eingetroffen, von hier aus dem bedrängten Colberg zu Hilfe zog.

General von Platen sollte nach der Absicht des Prinzen von Würtemberg ebenfalls, wie vorher in kleinerem Maßstabe der General Werner, eine Diversion in den Rücken des Romanzof'schen Corps machen, welche der Prinz seinerseits durch einen Angriff in der Front unterstützen wollte; dieser Plan mußte jedoch aufgegeben werden, weil ein russisches Corps unter General von Berg den Platen'schen Truppen zur Seite gefolgt war und ihnen den Weg versperrte.

General von Platen marschirte daher auf einem Umwege über Soldin und Romahn, bestand am 30. October ein hartnäckiges Gefecht bei Cöslin und erzwang sich am 1. November mit vieler Tapferkeit den Weg durch das von 4—5000 Russen und zahlreichem Geschütze vertheidigte Defilé beim Dorfe Spie,**) wodurch die Vereinigung mit dem Corps des Prinzen bei Colberg erreicht war.

Zwar war durch das glückliche Eintreffen Platen's das preußische Corps um 14 Bataillone, 25 Escadrons und 26 Geschütze stärker geworden; aber eine eigentliche Hilfe sollte der Festung durch diese Verstärkung nicht zu Theil werden. Der Prinz hatte sich der Idee völlig hingegeben, daß bei der eintretenden Winterkälte die Russen von selbst die Belagerung aufheben würden und diese Idee ließ den Prinzen nicht zu dem Entschluß einer kräftigen Offensive kommen, welche doch allein Rettung bringen konnte. Allerdings mag die schlechte Beschaffenheit und geringe Zuverlässigkeit seiner Truppen den Prinzen in seiner Absicht nur bestärkt haben.

Indessen stieg die Noth in der Festung wie in dem eingeschlossenen Lager von Tage zu Tage höher; die Verbindung mit Stettin war völlig unterbrochen, und wenn auch die russische Flotte wegen der eingetretenen

*) Siehe im Anfange des Paragraphen.
**) 1 Meile von Colberg.

Winterstürme das Bombardement aufgegeben und die Rhede von Colberg verlassen hatte, so genügten doch die wenigen zurückgelassenen Schiffe völlig, um der Festung jede Zufuhr von der Seeseite her abzuschneiden. In der That fielen ohne Ausnahme alle Schiffe, welche den Versuch machten, sich Colberg zu nähern, als willkommene Beute den Russen in die Hände.

So mußte denn nothwendig etwas geschehen, um eine Aenderung der Dinge herbeizuführen. Getreu seiner Idee, daß die Winterkälte die Russen schon von selbst vertreiben werde, suchte der Prinz auch jetzt noch in dem Versuche, der Festung von Stettin aus bedeutende Vorräthe zuzuführen und die Transporte durch starke Truppencorps zu decken, die Rettung.

Aber alle diese Versuche scheiterten. So wurde am 13. October ein Transport von 1000 Wagen, welchen Oberst von Kleist mit zwei Bataillonen und einigen Hundert Pferden decken sollte, als er die Stadt Gollnow eben verlassen, von der Cavallerie des Generals von Berg auf's Wüthendste angefallen. Letzterer hatte, in der Neumark stehend, durch seine vortrefflichen leichten Truppen Kenntniß von diesem Transport erhalten und war in Eilmärschen nach Gollnow aufgebrochen, um sich desselben zu bemächtigen. Dies letztere gelang nun zwar nicht; Oberst von Kleist ließ, als er nach tapferer Gegenwehr die Unmöglichkeit erkannte, den Convoi durchzubringen, denselben umdrehen und erreichte glücklich und ohne große Verluste Damm, aber der eigentliche Zweck, die Verproviantirung, war immerhin doch verfehlt.

Ein zweiter Versuch, dem Transport den Weg nach Colberg zu öffnen, welchen General von Platen mit 8 Bataillonen und 42 Escadrons, zusammen kaum 5000 Mann stark, unternahm, scheiterte an dem unglücklichen Zufall, daß der Feldmarschall Butturlin, welcher die große russische Armee nach Polen führte und am 13. October in Dramburg stand, den General Fermor mit 12,000 Mann entsendete, um die Verproviantirung Colberg's von Stettin her zu verhindern. General Platen stieß daher bei Gollnow auf sehr bedeutende russische Truppenmassen, da sich Fermor mit den Truppen des Generals von Berg vereinigt hatte und so über 27,000 Mann stark war; er bestand mit seinem schwachen Corps zwar mehrere rühmliche Gefechte gegen diese Uebermacht, ohne jedoch dem Convoi den Weg nach Colberg öffnen zu können. Dieser kehrte wiederum nach Damm um und General Platen bezog mit seinen erschöpften Truppen Quartiere bei Damm. Das für Colberg bestimmte Vertheidigungscorps war damit um 5000 Mann geschwächt, während General Romanzof durch wiederholt anlangende Truppen seine Streitkräfte allmählich bis auf 40,000 Mann anwachsen sah.

Auch General von Knobloch, welcher mit 3 Bataillonen und einiger Cavallerie in Treptow stand, um von da aus dem erwarteten Transporte den Anmarsch zu erleichtern, sah sich in diesem Orte am 21. October von überlegenen Streitkräften angegriffen und wurde nach der tapfersten Gegenwehr, mehr durch Hunger und Noth, als durch die feindlichen Waffen, am 25. zur Capitulation genöthigt.

Unter diesen Umständen erkannte endlich der Prinz von Würtemberg, daß er zur Rettung Colbergs nichts mehr zu unternehmen im Stande sei; er beschloß, die Festung ihrem Schicksale zu überlassen und de

nige wo möglich das schwache Corps zu erhalten, über welches er noch verfügte. Mögen alle die Vorwürfe, welche man dem Prinzen über die Verkehrtheit der Maßregeln, mit welchen er die Belagerung verhindern wollte, gemacht hat, noch so gerecht sein, so macht doch die Art und Weise, in welcher er sich und sein Corps der überaus schwierigen Lage bei Colberg entzog, seinen militärischen Talenten alle Ehre.

Nachdem der Prinz noch am 14. November Vormittags eine Aufforderung Romanzof's zur Capitulation abgelehnt hatte, verließ er mit seinem Corps des Abends in aller Stille das bisher inne gehabte Lager, marschirte durch Colberg und führte dasselbe auf einem äußerst beschwerlichen und gefahrvollen Wege, meilenweit durch Sümpfe führend, am Meeresstrande entlang nach dem Dorfe Rohe. Zurückgebliebene Abtheilungen, welche nach einigen Stunden als Nachhut folgten, mußten, um den Feind irre zu führen, die Wachtfeuer unterhalten und sich von Stunde zu Stunde anrufen, und die Täuschung gelang so vollständig, daß der Prinz bereits am anderen Morgen glücklich und ohne Verlust bei Treptow stand, ehe die Russen noch seinen Abmarsch bemerkt hatten.

Von hier aus versuchte der Prinz, welcher sich bei Treptow wieder mit dem Platen'schen Corps vereinigte, nochmals durch einen Angriff auf das Romanzof'sche Belagerungscorps die Festung zu entsetzen. Aber dieses war, wie wir wissen, inzwischen bis auf 40,000 Mann angewachsen, während der Prinz zwar den Befehl über 33 Bataillone und 51 Escadrons führte, in Wirklichkeit aber nur etwa 12,000 Mann bei sich hatte. Ueberdem waren diese Truppen durch Hunger und Kälte erschöpft, schlecht bekleidet, fast ohne Schuhzeug und allmählich in so elende Verfassung gerathen, daß sie zu keinem Kampfe mehr fähig waren. Demungeachtet und gegen den Rath aller seiner Generale rückte der Prinz über Regenwalde und Labuhn gegen Belgard vor; das Unternehmen endete indessen ganz so, wie namentlich General von Platen es vorausgesehen hatte; das Corps litt durch Hunger und Kälte, durch Desertion und tägliche blutige Gefechte gegen einen überlegenen Gegner derartig, daß der Prinz zur Umkehr gezwungen wurde und nach großen Verlusten am 30. November Naugard erreichte.

Von der elenden Verfassung der Truppen des Prinzen, von dem schlechten Geiste, welcher bei denselben durch das Elend und die Entbehrungen eines zehnmonatlichen Feldzuges eingerissen war, entwirft ein Augenzeuge, der General von Gaudi, ein treffendes Bild.

Er berichtet über den gänzlich gesunkenen kriegerischen Sinn der Truppen unter Anderem wie folgt:

> „Die Husaren und Dragoner flüchteten, wenn sie nur Kosaken sahen und die Infanterie war, wenn diese anprellten, kaum in Ordnung zu halten; dies hatte die feindlichen Truppen bis zum Erstaunen dreist gemacht, sie näherten sich den Bataillonen bis auf Flintenschuß und würden noch mehr gewagt haben, wenn sie nicht das Artilleriefeuer gefürchtet hätten, was bei solchen Gelegenheiten immer das Beste thun mußte" u. s. w. —

Und dennoch mußte der Prinz auf den ausdrücklichen und bestimmten Befehl des Königs nochmals den Versuch machen, der belagerten Festung,

in welcher die Noth auf's Höchste gestiegen war, Vorräthe zuzuführen. In Stettin wurde abermals ein großer Transport zusammengebracht und unter vielen Gefahren und heißen Gefechten gelang es in der That, am 8. December Treptow zu erreichen und die 2000 Mann starke russische Besatzung der Stadt zu überraschen und zu werfen. Als aber Tags darauf der Weitermarsch auf Colberg angetreten wurde und das Corps des Prinzen bereits bis auf eine Meile unter beständigen Gefechten sich der Festung genähert hatte, fand man auf den Höhen von Pretmin einige 20,000 Mann unter General Romanzof in Schlachtordnung aufmarschirt. Diese anzugreifen, durfte der Prinz selbstverständlich nicht wagen; der bis zu dieser Zeit in Treptow zurückgebliebene Transport erhielt daher Befehl umzudrehen und nach Kammin zurückzufahren, *) und der Prinz gab nunmehr jeden Versuch auf, der Festung fernerhin durch Unternehmungen von seiner Seite zu helfen. In den letzten drei Tagen hatte das ohnehin schwache Corps durch das Schwert des Feindes, Mangel an allem Nöthigen, hauptsächlich aber durch die grimmige Kälte, mehr als 1900 Mann verloren. Sollte dem Könige von diesem Corps irgend etwas gerettet werden, womit er im nächsten Jahre den Feldzug wieder eröffnen konnte, so war es vor Allem nothwendig, die Truppen in die Winterquartiere zu legen, ihnen Ruhe und Erholung zu gestatten und die verloren gegangene Zucht und Ordnung wieder herzustellen. —

Demzufolge ging der Prinz mit dem Corps bis nach Stargard, und durch die Russen auch von dort verdrängt, über die Oder zurück; General von Platen wendete sich von Stargard aus südlich und überschritt die Oder bei Schwedt, General von Schenkendorf marschirte über Stettin nach Angermünde, General von Thadden endlich ging in kleinen Märschen nach der Lausitz.

Colberg war somit seinem Schicksal überlassen; der Fall der Festung nicht mehr zweifelhaft. Um so weniger kann man dem braven Oberst von der Heide seine Bewunderung versagen für die Standhaftigkeit und Ausdauer, mit welcher er, ohne Aussicht auf fernere Hilfe, die Vertheidigung der ihm anvertrauten Feste bis zum 16. December fortsetzte. Erst auf die zehnte Aufforderung zur Uebergabe kam an diesem Tage eine Capitulation zu Stande, am 17. December wurde die Festung übergeben, die Besatzung wurde kriegsgefangen.

Zum ersten Male wurde es nunmehr den Russen möglich, in den Staaten des Königs die Winterquartiere zu beziehen, ganz Pommern und die Neumark befanden sich in ihren Händen; immer finsterer zogen sich

*) Sollte man es für möglich halten, daß man in jener Zeit so wenig für die Bedürfnisse der Soldaten sorgte, wie es hier der Fall war? Es wurde Befehl gegeben, die Vorräthe des Convois zu verkaufen, aber das Commissariat stellte so hohe Preise, daß der arme Soldat davon nichts erstehen konnte. Darauf wurden sämmtliche Vorräthe einem Speculanten verkauft, welcher sie als Vorrath für — die Russen aufkaufte!!

Als jedoch die Wagen zu diesem Behuf nach Schwirsen abfahren wollten, stürzten sich die erbitterten Soldaten, bei welchen alle Disciplin längst geschwunden war, auf dieselben und plünderten sie aus; viele starben in Folge der bei dieser Gelegenheit begangenen Unmäßigkeit.

die Wolken über den unglücklichen preußischen Staat zusammen, immer drohender schien sich das Schicksal des Königs zu gestalten!

Zu diesem kehren wir nunmehr zurück.

Wir haben den König und die von ihm persönlich befehligte Armee in den Cantonnirungsquartieren in und um Strehlen verlassen, während das österreichische Heer die ersten Früchte des Sieges bei Schweidnitz pflückte und in der dortigen reichen Gegend Ruhe und Erholung suchte. — König Friedrich selbst hatte sein Hauptquartier in dem Dorfe Woiselwitz, dicht vor Strehlen und zwar in dem der Stadt zunächst gelegenen, bescheidenen Hause des Bauinspector Bruckampf genommen; seiner Gewohnheit nach ließ er sich in Woiselwitz nur von einer Grenadiercompagnie bewachen.

Hier war es, wo der große König um ein Haar das Opfer des schwärzesten Verrathes geworden wäre. Ein schlesischer Edelmann, der Baron Heinrich Gottlob von Warkotsch, vielfach mit Gütern in Schlesien angesessen und durch die Abtretung Schlesiens preußischer Unterthan geworden, entwarf im Verein mit dem katholischen Pfarrer Schmidt in Siebenhuben den teuflischen Plan, den König durch Verrath in die Hände der Oesterreicher zu liefern, und so fein wurde das Bubenstück angelegt, daß die Rettung des Königs aus der drohenden Gefahr fast wie ein Wunder erscheinen muß. Wie würde sich wohl das Schicksal unseres Vaterlandes, ja das Geschick ganz Europa's anders gestaltet haben, wenn nicht die göttliche Vorsehung über den König und seine hohe Bestimmung gewacht, die Pläne seiner Feinde nicht gestört hätte.

Baron von Warkotsch war mit dem Kaiserlichen Obersten Graf Wallis, der sich nicht scheute, durch Theilnahme an so schwarzem Verrathe die Ehre der Kaiserlichen Armee und seinen eigenen guten Namen zu compromittiren*), in Verbindung getreten und hatte mit ihm verabredet, daß an einem noch zu bestimmenden Tage ein gut berittenes Detachement österreichischer Husaren unter dem Schutze des Waldes sich heimlich bis dicht an Woiselwitz heranschleichen solle. Ein Theil des Commandos sollte in der Dunkelheit der Nacht das nur schlecht bewachte Haus des Königs überfallen, den König festnehmen und nach dem nahen Walde schleppen, wo man ihn zwingen wollte, ein bereit gehaltenes Pferd zu besteigen und in der Finsterniß und auf engen, nur den Verräthern bekannten Waldungen davon eilend, jeder Verfolgung spotten zu können glaubte.

Warkotsch selbst lieferte dem Obersten Wallis noch am 29. November, nachdem er einen Besuch im Hauptquartier gemacht hatte und von dem nichts ahnenden Könige wie immer mit Wohlwollen empfangen worden war, brieflich eine genaue Beschreibung und Zeichnung des vom Könige bewohnten Hauses und seiner Umgebung und gab nochmals genau die Mittel und Wege an, wie man sich des Königs bemächtigen könne. Die Nacht des 30. November war zur Ausführung des verbrecherischen Planes bestimmt; Alles war auf das Genaueste verabredet, nichts schien den König von dem ihm drohenden Schicksal retten zu können, denn selbst vor

*) Die reiche und angesehene Familie des Grafen Wallis erklärte nachmals in öffentlichen Blättern, daß der bei dem Verrath gegen den König von Preußen betheiligte Oberst Graf Wallis in keinem Verwandtschaftsverhältnisse zu ihr stehe.

dem Morde Friedrich's bebte der gewissenlose Bösewicht nicht zurück; todt oder lebendig, lautete die Verabredung.

Aber das Auge der Vorsehung wachte über dem großen Könige und schützte ihn vor der Gefahr, als Gefangener im österreichischen Lager und vor der stolzen Kaiserin in Wien erscheinen zu müssen, ein Schicksal, welchem der König sicherlich und ohne Zaudern den Tod vorgezogen haben würde. Fast im entscheidenden Augenblicke wurde der Verrath entdeckt. Der Jäger des Barons, Kappel, welcher häufig Briefe seines Herrn an den Pfarrer Schmidt in Siebenhuben überbringen mußte, hatte sich fast vollständig in den Besitz des Geheimnisses zu setzen verstanden, da der Baron die Gewohnheit hatte, die von ihm geschriebenen Briefe durch den Jäger siegeln zu lassen und Kappel keinen Anstand genommen hatte, dieselben vorher zu lesen. So befand sich Warkotsch völlig in der Gewalt seines Jägers, welcher, trotzend auf diesen Umstand, seinem Herrn nur gerade so viel Dienste leistete, als ihm gut dünkte. Als nun in der Nacht des 29. November, an welchem Tage der Baron und sein Jäger im Gefolge des Markgrafen Carl und des Königlichen Generaladjutanten Krusemark einen sehr ermüdenden Ritt in der Umgegend gemacht hatten, der Baron den fest schlafenden Kappel weckte und ihm befahl, abermals und sofort einen Brief nach Siebenhuben zu bringen, weigerte sich der erbitterte Jäger anfänglich ganz und gehorchte dem wiederholten und mit Drohungen begleiteten Befehl seines Herrn endlich nur mit Widerstreben.

Aufgebracht über die Härte des Barons, vielleicht auch in seinem Gewissen getroffen und gemahnt an die Schändlichkeit des Planes, den er befördern half, brachte Kappel den Brief aber diesmal nicht an den Pfarrer Schmidt, die Mittelsperson zwischen Warkotsch und Graf Wallis, sondern lieferte ihn in die Hände des lutherischen Pastors Gerlach in Schönbrunn, *) eines allgemein verehrten und würdigen Mannes, demselben von dem gottlosen Vorhaben seines Herrn dabei Kenntniß gebend.

Gerlach nahm in Folge dieser Mittheilung des Jägers keinen Anstand, den Brief zu eröffnen und fand in demselben die genaueste Instruction für die Entführung des Königs in der nächsten Nacht, wie wir dies bereits oben erwähnt.

Auf's Aeußerste erschrocken über die furchtbare Gefahr, in welcher der König schwebte, verlor Gerlach doch keinen Augenblick die Fassung. Er redete dem bereits reuigen Jäger so mächtig in's Gewissen, daß dieser endlich einwilligte, ohne Zögern in das Hauptquartier des Königs zu eilen und den verhängnißvollen Brief dort abzugeben. So scheiterte zum Heil des Vaterlandes der teuflische Plan fast im Augenblick der Ausführung. Uebrigens gelang es den sofort ausgesendeten Husaren-Patrouillen nicht, der Verräther habhaft zu werden; rechtzeitig gewarnt, konnten sich sowohl der Baron, als auch sein Mitschuldiger Schmidt der Verhaftung durch eilige Flucht in's österreichische Lager entziehen.

*) Das Schloß des Barons Warkotsch, in welchem schon früher ein Versuch gemacht werden sollte, sich der Person des Königs zu bemächtigen; derselbe scheiterte an dem unerwarteten Eintreffen des Ziethen'schen Husarenregiments in Schönbrunn.

Doch wurde durch das Oberamtsgericht in Breslau der Baron Warkotsch zum Verlust des Adels, Zerbrechen seines Wappens durch Henkershand, Confiscation des Vermögens und lebendig geviertheilt zu werden, verurtheilt. Derselbe Richterspruch verdammte den Pfarrer Schmidt zur Enthauptung und Viertheilung seines Leichnams. Der König bestätigte dieses barbarische Urtheil, dessen härtester Theil ja nicht vollzogen, sondern nur an den Bildnissen der beiden Verbrecher vollstreckt werden konnte, scherzend mit der Bemerkung:

„Die Bildnisse würden wohl nicht mehr werth sein, wie die Originale." *) —

Wenige Tage nach dem verunglückten Attentat begab sich der König nach Breslau, woselbst er für den Winter sein Hauptquartier nahm; die Armee verließ in den Tagen vom 3.—7. December die Gegend von Strehlen und bezog in Breslau und Umgegend, einzelne Theile bei Glogau, andere bei Brieg, die Winterquartiere.

General Laudon, welcher es nicht wagte, nochmals etwas gegen die Armee des Königs zu unternehmen, um nicht von Neuem sich den Unwillen des Wiener Hofkriegsraths zuzuziehen, folgte dem Beispiele der Preußen und legte seine Armee in die Quartiere bei Schweidnitz, Frankenstein, Reichenbach, Striegau, Silberberg u. s. w. Das russische Corps des Generals Tschernitschef cantonnirte in der Grafschaft Glatz.

Eine zwischen beiden Theilen getroffene Uebereinkunft sicherte den Truppen gegenseitig die Winterruhe.

Wir betrachten nunmehr noch flüchtig die Ereignisse in Sachsen und den Krieg, welchen der Herzog von Braunschweig mit den Franzosen zu führen hatte. In Sachsen zunächst blieb der Feldzug des Jahres 1761 gänzlich arm an kriegerischen Begebenheiten von irgend welcher Wichtigkeit.

Prinz Heinrich, welchem der König bei seinem Abmarsche nach Schlesien im Anfang Mai den Oberbefehl über das zur Vertheidigung Sachsens bestimmte Heer übergeben hatte, war demnach in der Lage, mit einer Armee von nur 30,000 Mann der großen Armee des Feldmarschalls Daun, etwa 70,000 Mann stark, die Spitze bieten und gegen dieselbe ein Land vertheidigen zu müssen, dessen Hauptpunkt, Dresden, in den Händen des Feindes war. Dabei sollte der Prinz aber auch noch die etwa 15 bis 20,000 Mann starke Reichsarmee in Schach halten und dem Grafen Daun, wenn derselbe Miene machen sollte, nach Schlesien zu marschiren, dorthin folgen.

In der Natur der dem Prinzen gestellten Aufgabe lag es demgemäß, daß er für seinen Theil die strengste Defensive inne hielt. Prinz Heinrich concentrirte daher seine Truppen mit Ausnahme von wenigen Bataillonen,

*) Baron Warkotsch kehrte, nachdem die Preußen die Gegend verlassen hatten, in Begleitung österreichischer Husaren nach Schönbrunn zurück, um die dort versteckten Schätze und Kostbarkeiten zu heben; er sah sich aber durch seine Begleiter hierin in sehr unwillkommener Art unterstützt und rettete von seinem Eigenthum nur wenig. Er lebte, von aller Welt verachtet, kümmerlich von einer Pension von 300 Gulden, welche ihm die mitleidige Kaiserin gab, in Ungarn und starb in hohem Alter. Kappel erhielt eine Försterstelle bei Oranienburg; Gerlach blieb unbelohnt, wahrscheinlich im Drange jener Zeit vergessen.

welche in Leipzig standen, so wie der Garnisonen von Torgau und Wittenberg, in der äußerst festen Stellung hinter der Triebsche, deren von den Oesterreichern im Herbste 1760 zerstörte Verschanzungen im Winter sorgfältig wiederhergestellt worden waren. Der rechte Flügel lehnte sich somit bei Nossen an die Mulde, der linke bei Meißen an die Elbe.

Das österreichische Heer begann bei den ersten Bewegungen der Preußen sich ebenfalls in engere Quartiere zusammenzuziehen, und hatte am 9. Mai folgende Stellungen eingenommen. Die Hauptarmee unter Daun stand dicht bei Dresden, mit dem rechten Flügel an die Friedrichsstadt gelehnt, das tief eingeschnittene und fast unzugängliche Thal der Weistritz vor der Front, im Lager; das Corps des Generals Macquire deckte in einer verschanzten Stellung bei Dippoldiswalde den linken Flügel der großen Armee; das Corps des Generals Lascy stand auf dem rechten Elbufer bei Baxdorf, ebenfalls verschanzt; General Guasco mit etwa 12,000 Mann endlich befand sich bei Eröffnung der Feindseligkeiten noch in der Gegend von Eger.

Was die Reichsarmee betrifft, so wissen wir aus dem Anfange des Capitels, daß dieselbe durch den kühnen Zug des Generals von Schenkendorf aus dem Thüringischen verjagt worden und voller Schrecken bis Bamberg zurückgewichen war. Dieselbe war mit ihren Vorbereitungen für den Feldzug noch im Monat Mai so weit im Rückstande, daß ein Eingreifen derselben in die Operationen sobald nicht zu erwarten stand.

Diese Operationen selbst blieben, wie bereits oben angedeutet, während des ganzen Feldzuges ohne alle Bedeutung. Zwangen den Prinzen Heinrich die Verhältnisse, seinerseits nichts Entscheidendes gegen den Feind zu unternehmen, so hatte andrerseits Graf Daun von seinem Hofe strenge Verhaltungsbefehle, nicht eher angriffsweise in Sachsen aufzutreten, bis in Schlesien die Entscheidung erfolgt sei, und daß diese völlig zu Ungunsten des Königs ausfallen würde, daran zweifelte in Wien Niemand. Uebrigens sagte dem österreichischen Feldmarschall die ihm aufgedrungene Rolle des unthätigen Abwartens viel zu gut zu, als daß er die erhaltenen Instructionen nicht gern gewissenhaft erfüllt hätte.

So war es natürlich, daß die beiderseitigen Hauptarmeen in ihren festen Stellungen sich fast sieben Monate hindurch wie im Frieden einander gegenüber standen und nur ein von beiden Theilen mit abwechselndem Glück geführter Vorposten- und Detachements-Krieg die Einförmigkeit unterbrach. Mehrere dieser Unternehmungen, bei welchen sich preußischerseits besonders der General von Seydlitz und der Oberst von Kleist auszeichneten, waren gegen die Reichsarmee gerichtet, welche endlich zu Ende Juli mit ihrer Ausrüstung so weit zu Stande gekommen war, daß sie sich zu einem Eindringen in Thüringen entschloß und die rechte Flanke der preußischen Stellung bedrohte. Doch hüteten sich die tapferen Reichstruppen sorgfältig vor einem ernstlichen Zusammentreffen mit den Preußen und wichen auf die bloße Nachricht von dem Anrücken derselben stets in großer Eile zurück.

Dennoch wurde die Lage des Prinzen Heinrich gegen Ende des Feldzugs eine recht mißliche. Die Reichstruppen waren im Anfange October bis Halle vorgedrungen und brandschatzten den preußischen Saalkreis; ein

französisches Corps unter dem Prinzen Xaver von Sachsen erschien gleichzeitig vor Wolfenbüttel und flößte dem Prinzen die größte Besorgniß für Magdeburg ein; nach der Trennung der russischen Armee von der österreichischen und auf dem Rückmarsche der ersteren mußte jeden Augenblick befürchtet werden, daß sich dieselbe von Neuem auf Berlin werfen werde, und gegenüber allen diesen Ereignissen, welche den Prinzen zu vielfachen Detachirungen zwangen und sein ohnehin schwaches Corps in bedenklicher Weise verringerten, wurde die österreichische Armee in Sachsen noch durch den Feldmarschall-Lieutenant Buttler aus Schlesien her verstärkt, so daß sie am 1. November reichlich 65—70,000 Mann zählte.

So kann es nur als ein Glück für den Prinzen Heinrich betrachtet werden, daß Graf Daun sich bis zum Eintreffen der Verstärkung immer noch nicht überlegen genug zu entscheidendem Auftreten glaubte; ebenso, daß schlechtes Wetter und der frühzeitig eintretende Winter alle größeren Unternehmungen sehr bald verbot.

Zwar griffen die Oesterreicher am 5. November noch die preußischen Vorposten auf der ganzen Linie mit überlegenen Kräften an und warfen sie zurück, bei welcher Gelegenheit es bei Nossen, Roßwein und Döbeln zu hitzigen Gefechten kam; indeß zeigte es sich bald, daß auch diesem Unternehmen nur noch die Absicht zu Grunde lag, der Armee bessere Winterquartiere zu verschaffen und Graf Daun auch jetzt noch an keine ernsteren Operationen denke.

In den ersten Tagen des Monats December bezogen sämmtliche Truppen die Winterquartiere und zwar die Armee des Prinzen Heinrich in den Dörfern zwischen Meißen, Lommatsch, Mügeln und Döbeln, die österreichische Hauptarmee in der Gegend von Dresden, Tharandt, Freiburg und Nossen, so wie rückwärts im Erzgebirge bis Zwickau hin, das Corps des Generals Lascy auf dem rechten Elbufer bei Großenhayn, Radeburg und Stolpe, die Reichsarmee endlich in der Gegend von Jena, Weimar und Erfurt. —

Die alliirte Armee des Herzogs von Braunschweig haben wir am Schluß des verflossenen ungünstigen Feldzuges in den Winterquartieren in der Gegend von Münster, Paderborn, so wie auf dem rechten Weserufer bei Uslar und Lindau verlassen; ganz Hessen hatte der Herzog vor der Uebermacht der Franzosen räumen müssen; französische Truppen unter dem Grafen von der Lausitz dehnten sich im Winter bis nach Gotha und Eisenach aus, so die Verbindung mit dem östlichen Theile des Kriegsschauplatzes sichernd.

Auch hier schien die Sache des Königs mehr und mehr sich einem unglücklichen Ausgange zu nähern; selbst der im Ganzen glückliche Verlauf des Feldzuges 1761 konnte nur wenig dazu beitragen, ihr eine bessere Wendung zu geben.

Mit großer Mühe war es dem Herzoge gelungen, während des Winters seine Armee wieder vollzählig zu machen und alles zur Fortsetzung des Krieges Nöthige herbeizuschaffen. Die Ersatzmannschaften aus England langten wegen der weiten Entfernung sehr spät an; noch schlimmer sah es mit der Ergänzung der hessischen Truppen aus, da das ganze Land

vom Feinde besetzt war und der Ersatz der zu Grunde gegangenen Pferde verursachte in dem pferdearmen Lande die allergrößten Schwierigkeiten.

Demungeachtet zählte das verbündete Heer beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten etwa 88,000 Mann, von denen indessen nach Abzug der nöthigen Besatzungen für die festen Plätze Münster, Lippstadt, Hameln, Nienburg, Hannover u. s. w. höchstens 70,000 Mann im Felde verwendet werden konnten.

Die französische Regierung ihrerseits hatte sehr große Anstrengungen gemacht, um in dem nächsten Feldzuge mit möglichst großer Ueberlegenheit auftreten zu können; nicht weniger wie 100,000 Mann unter dem Prinzen Soubise sollten so früh als möglich und bevor noch die Rüstungen des Herzogs von Braunschweig vollendet, in Westphalen einbrechen, 50,000 Mann unter Marschall Broglio das Kurfürstenthum Hannover bedrohen.

Indessen vielerlei Umstände wirkten dahin, daß wie so oft schon, die Ausführung weit hinter der Absicht zurückblieb. Die Ausrüstung der französischen Truppen verzögerte sich bis in den Monat Juni hinein und dies gewährte dem Herzoge Zeit, die nöthigen Rüstungen seinerseits in aller Ruhe zu vollenden; auch konnten sich beide feindlichen Heerführer über den auszuführenden Operationsplan nicht einigen, während die Vertheidigungsmaßregeln des Herzogs von Braunschweig diesmal sogar die Billigung der englischen Regierung erhielten, derselbe sich also in dem bevorstehenden Feldzuge durch die Instructionen aus England in seinen Anordnungen nicht gehemmt fand.

Erst in der Mitte des Monats Juni war die große französische Rhein-Armee des Prinzen von Soubise mit ihren Vorbereitungen so weit, daß sie aus ihren Lagern bei Rees, Wesel und Düsseldorf in drei großen Colonnen in Westphalen einbrechen konnte, während gleichzeitig Marschall Broglio von Cassel aus sich in Bewegung setzte und die an der Diemel stehenden Truppen des Generals Spörken zurückwarf. Er überschritt sodann den Fluß bei Stadtberge und Warburg und suchte sich in der Richtung auf Soest mit dem Prinzen zu vereinigen, welcher bis Dortmund vorgedrungen war.

Der Herzog von Braunschweig hatte seinerseits bei den ersten Bewegungen der Franzosen am Rhein seine Armee zwischen Paderborn und Brakel concentrirt, während der Erbprinz mit 21,000 Mann sich auf Hamm zu in Bewegung setzte und General von Spörten mit 13,500 Mann die Uebergänge über die Diemel vertheidigen sollte, was ihm indessen, wie wir so eben gesehen haben, nicht gelang.

Die Richtung, welche Marschall Broglio nach dem Ueberschreiten der Diemel einschlug, gab dem Herzog von Braunschweig die Ueberzeugung, daß der Marschall vorläufig wenigstens keine Absichten auf Hannover habe und nur die Vereinigung mit dem Prinzen von Soubise erstrebe. Er beschloß daher, diesen Letzteren trotz seiner großen Ueberlegenheit anzugreifen und zu schlagen, bevor die Vereinigung erfolgt sei. Aber der Prinz wich ihm stets entweder geschickt aus oder er fand ihn in so vortrefflichen festen Stellungen, daß er bei seiner numerischen Schwäche an keinen Angriff denken konnte; auch gelang es dem Herzoge nicht, die Ver-

einigung seiner Gegner zu hindern, sie kam am 4. Juli in der Gegend von Soest zu Stande und der Herzog sah sich nunmehr genöthigt, auf Lippstadt zurückzugehen und daselbst vorwärts Lippstadt und Hamm eine feste Stellung einzunehmen. Die Armee des Herzogs selbst lagerte zwischen Illingen und der Ahse, während der Erbprinz Wambeln, Scheidingen und Werl besetzt hielt und General Granby ein Lager zwischen Vellinghausen und Kirchdünkern, vorwärts der Ahse, bezog. General Spörken, welcher sich durch eine Division des Broglio'schen Corps in der Gegend von Paderborn festgehalten fand, erhielt den Befehl, auf einem großen Umwege zur Armee des Herzogs zu stoßen; er traf am 10. Juli ein und bezog ein Lager bei Hoffstadt.

In dieser zwar sehr guten, aber, da der Lippe-Fluß im Rücken der Armee lag, auch für den Fall eines Unglücks sehr gefährlichen Stellung sah sich der Herzog am 16. Juli vom Marschall Broglio in der Front angegriffen, während der Prinz Soubise seine rechte Flanke bedrohte. Beide feindlichen Heerführer handelten indessen nicht in der nöthigen Uebereinstimmung und die alliirte Armee erfocht daher einen glänzenden Sieg bei Vellinghausen, welcher den Franzosen gegen 5000 Mann kostete und sie zum Rückzuge auf Soest nöthigte. Bei dem höchst entschlossenen Angriffe der Engländer und der anhaltischen Infanterie unter Lord Granby auf das Dorf Vellinghausen wurde unter anderen das ganze französische Regiment Rougé mit allen dazu gehörigen Fahnen und Geschützen gefangen genommen, so wie auch 5 schwere Kanonen erobert.

Der Sieg bei Vellinghausen war zwar kein entscheidender zu nennen; denn der Herzog war bei der Schwäche seines Heeres nicht einmal im Stande, den geschlagenen Feind zu verfolgen; dennoch blieb er nicht ohne den wesentlichsten Einfluß auf den ferneren Verlauf des Feldzuges. Beide französische Heerführer beschlossen unter gegenseitigen Vorwürfen über die bei Vellinghausen begangenen Fehler, sich von Neuem zu trennen, welcher Entschluß, als er von der französischen Regierung gemißbilligt wurde, bereits ausgeführt war.

Marschall Broglio, vom Heere des Prinzen Soubise durch 30,000 Mann verstärkt, richtete seinen Marsch nun in die Gegend von Paderborn, um von hier aus bereit zu sein, entweder Hessen zu decken oder seinen Lieblingsplan auszuführen und auf das rechte Weserufer überzugehen. Prinz Soubise dagegen, späterhin, als der eben angedeutete Entschluß des Marschalls wirklich zur Ausführung gelangte, abermals um 10,000 Mann geschwächt, blieb anfänglich in einem festen Lager bei Neheim stehen, wendete sich aber zu Ende des Monats August über Recklinghausen und Dülmen nach Münster, welches er eng einschließen und seine leichten Truppen nach Hamm, längs der Ems und bis ins Osnabrück'sche streifen ließ.

Der Herzog von Braunschweig folgte mit der Hauptarmee dem Marschall Broglio und ließ nur den Erbprinzen mit seinem Corps zur Beobachtung der Soubise'schen Armee zurück. Als aber Broglio am 18. August bei Höxter wirklich über die Weser ging, rief der Herzog den Erbprinzen zurück und führte selbst mit der kleineren Hälfte seines Heeres eine Diversion auf Hessen aus, indem er die Diemel überschritt und durch

rasches Vordringen auf Cassel seinen Gegner um die Verbindung mit Hessen besorgt machte. Außer einigen kleineren Gefechten, künstlichen Hin- und Hermärschen fiel jedoch in dem ganzen Feldzuge nichts von Bedeutung weiter vor; wir verzichten aus bereits mehrfach erwähnten Gründen darauf, dieselben hier einzeln zu erzählen und begnügen uns mit der Bemerkung, daß auch der Feldzug von 1761 von den Franzosen mit Recht als ein völlig verfehlter angesehen wurde und daß sie keinen einzigen Vortheil von Bedeutung in demselben errungen hatten. Am Schlusse des Jahres bezogen die beiderseitigen Heere fast dieselben Stellungen, welche sie im Winter von 1760—1761 inne gehabt hatten. —

Den Kampf des Jahres 1761 gegen die Schweden können wir billiger Weise gänzlich mit Stillschweigen übergehen; wenige preußische Regimenter unter General von Belling genügten vollständig, jedes weitere Vordringen der Schweden erfolgreich abzuwehren. Der König selbst äußerte scherzweise, daß er selbst ja gar keinen Krieg mit den Schweden führe; das sei ja nur sein General Belling, welcher mit den Schweden allerlei Händel habe. —

§. 19.

Politische Veränderungen.

In keinem der vorhergegangenen Feldzüge hatten die Feinde des großen Königs so riesige Anstrengungen gemacht, noch niemals war ihr Auftreten auf den verschiedenen Theilen des Kriegsschauplatzes so durch ein planmäßiges Zusammenwirken aller Kräfte geleitet worden, als in dem soeben geschilderten Feldzuge des Jahres 1761.

Und dennoch war auch in diesem Jahre der gemeinsame Zweck, die völlige Vernichtung des preußischen Königreichs, nicht erreicht worden; noch immer stand Friedrich unbesiegt und zu neuem Kampfe bereit da. Aber der Staat blutete aus tausend Wunden und trotz aller heldenmüthigen Anstrengungen des Königs wie des opferwilligen Volkes schien das Ende nahe zu sein.

Preußen, zum ersten Male auch Pommern und die Neumark befanden sich in der Gewalt der Russen und konnten nichts mehr beitragen, um die dringenden Bedürfnisse an Geld, Menschen, Pferden und Kriegsmaterial zu befriedigen; in Schlesien sah sich der König fast auf den ärmsten Theil der Provinz, auf das Land am rechten Oderufer, beschränkt, während die Oesterreicher Meister des ganzen schlesischen Gebirges und des größten Theils der Fürstenthümer Liegnitz, Jauer, Schweidnitz, sowie der ganzen Grafschaft Glatz waren. Auch in Sachsen hatten sich die Oesterreicher mehr und mehr ausgebreitet, das ganze Erzgebirge und ein Theil des Vogtlandes, die Oberlausitz zwischen der Spree und dem Queiß waren in ihren Händen, während die Reichsarmee die reichen Gegenden von Erfurt, Weimar, Jena, Zeitz, Naumburg, Freiburg, Weißenfels u. s. w. besetzt hielt, die Armee des Prinzen Heinrich dagegen sich auf den Besitz eines kleinen Theils von Sachsen links von der Elbe von Meißen bis Döbeln beschränkt sah. Auch diese bisher so reichlich fließende Quelle drohte für den König gänzlich zu versiegen.

Wir haben schon früher angedeutet, daß König Friedrich selbst seine Lage als hoffnungslos, den Untergang des Staates als unvermeidlich anzusehen angefangen. Schon während des verflossenen Feldzuges hatte der König in einem Briefe an den Marquis d'Argens, datirt aus Kunzendorf vom 3. Juni, diesem vertrauten Freunde offen eingestanden, daß er für das folgende Jahr keine Hoffnungen mehr habe. Er schreibt darin:

„Verläßt mich das Glück nicht, so werde ich mich, so gut es gehen will, aus der Affaire ziehen. Allein wie soll es werden, wenn ich auch im nächsten Jahre noch auf dem Seile tanzen und den Salto mortale machen muß, sobald es Ihren Apostolischen, Allerchristlichsten, Allermoskowitischsten Majestäten zu sagen beliebt: Springen Sie, Markgraf! Ach, wie hartherzig sind die Menschen. Man sagt: Du hast ja Freunde. Ja, schöne Freunde, die mit übereinander geschlagenen Armen zu einem sagen: In der That, ich wünsche Ihnen alles nur mögliche Gute — „Aber ich ertrinke! so werft mir doch ein Seil zu." — „O nein, Sie werden nicht ertrinken." — „Gewiß, im Augenblicke sinke ich unter." — „O, wir hoffen das Gegentheil; sollte es indessen geschehen, so seien Sie versichert, wir werden Ihnen einen schönen Grabstein setzen." — u. s. w.

Und der König hatte Recht; auch der letzte dieser zweideutigen Freunde, England, sollte am Schlusse des Jahres ihn völlig seinem Schicksale überlassen.

Der politischen Veränderung, welche sich in England seit dem Tode König Georg's II. vorbereitete, haben wir schon erwähnt.

Zwar hatte der junge König Georg III. noch bei der Eröffnung des Parlaments im December 1760 feierlich erklärt: „er werde die Bundesgenossenschaft mit dem Könige von Preußen aufrecht erhalten", worauf das Unterhaus geantwortet hatte:

„Wir können die unerschütterliche Standhaftigkeit des Königs von Preußen, unsers Bundesgenossen, und die unerschöpflichen Hilfsmittel seines Geistes nicht genug bewundern; von ganzem Herzen und ohne Verzug bewilligen wir die Hilfsgelder zu seiner Unterstützung."

Zwar war noch immer in dem bei Weitem größeren Theile des englischen Volks die höchste Bewunderung und Verehrung für den König vorhanden; aber demungeachtet gelang es den ehrgeizigen Bestrebungen des Grafen Bute, des unfähigen und gewissenlosen Günstlings des Königs, seinen Gegner, den Minister Pitt, zu stürzen. Dieser große Staatsmann und aufrichtige Freund Preußens, der in dem engen Anschluß Englands an Preußen das wahre Wohl seines Vaterlandes erblickte, während Graf Bute nur dahin strebte, die Grenzen der Königlichen Macht in England zu erweitern, und dem also der Frieden um jeden Preis wünschenswerth erschien, sah sich genöthigt, am 5. October 1761 von seinem Platze als Premierminister abzutreten.

Auf den im §. 17 erwähnten Friedensconferenzen hatte nämlich Frankreich im Auftrage Spaniens von England wegen einiger vorgefallenen Beleidigungen Genugthuung gefordert, und zwar war dies in einer für Eng-

land so kränkenden Form geschehen, daß der englische Minister sofort auf eine Kriegserklärung gegen Spanien drang. Im Parlament gelang es Pitt mit seiner Ansicht durchzudringen, nicht so beim Könige und den anderen, von Graf Bute bereits gewonnenen Mitgliedern des Ministeriums. Unter dem Wehklagen der ganzen Nation trat Pitt aus dem Ministerium aus und machte seinem Nebenbuhler Platz.

Die Folgen dieses Ereignisses für Preußen ließen nicht lange auf sich warten; eine der ersten Regierungshandlungen Bute's bestand in dem Befehl, die Subsidiengelder an Preußen ferner nicht zu zahlen.

So sah sich König Friedrich am Ende des Jahres 1761 auch von dem einzigen Bundesgenossen verlassen, welcher ihm in dem ungleichen Kampfe zur Seite gestanden hatte. In Wien aber erregte die Nachricht von diesem Ereigniß die größte Freude; jetzt war der Untergang des Königs ja unvermeidlich, nur noch einer geringen Anstrengung schien es zu bedürfen, um auch den letzten Widerstand zu brechen. Ja, so gewiß war man in der stolzen Wiener Hofburg seiner Sache, daß man, um der auch hier eingetretenen dringenden Geldnoth zu begegnen, die Armee um 20,000 Mann reducirte. Bei jedem Regimente wurden 3 Compagnien ganz eingezogen, selbst die leichte Cavallerie, welche der österreichischen Armee ein so großes Uebergewicht im kleinen Kriege gegeben, wurde vermindert, über 500 der brauchbarsten Offiziere wurden entlassen*). Zu spät sollte die verblendete österreichische Regierung einsehen, welchen verhängnißvollen Mißgriff sie gethan. Uebrigens darf nicht unbemerkt bleiben, daß viele wahre und einsichtsvolle Patrioten der Kaiserin dringend von diesem Schritte abgerathen hatten; viele österreichische Generale äußerten laut ihren Unwillen über denselben und der Fürst von Löwenstein wagte sogar bei der Parade ganz laut die Worte auszurufen: „Bedauernswürdige Monarchin, wie schlecht wird Dir gerathen!“**)

Es muß indessen zugegeben werden, daß die Verhältnisse die Siegeszuversicht des Wiener Hofes einigermaßen rechtfertigten. Der König am Ende seiner Kräfte und Hilfsquellen, ohne Bundesgenossen; die Russen in Pommern und der Neumark, den neuen Feldzug jedenfalls mit der Belagerung von Stettin oder Cüstrin beginnend; zahlreiche Heere der Oesterreicher von Schlesien und Sachsen aus gegen das Herz der Monarchie vordringend, wer sollte da an dem Untergange derselben noch zweifeln?

Auch die Hoffnung, welche der König allen Ernstes auf die Hilfe der Türken und Tartaren gesetzt hatte, zerschlug sich gänzlich. Zwar war ein Bündniß mit dem Sultan zu Stande gekommen, welcher in der That ein Heer von 110,000 Mann bei Belgrad versammelte und eine drohende Stellung an der Grenze Ungarns einnahm; aber durch die Vermittelung des französischen Gesandten wurde der ohnehin friedliebende Großherr bald bewogen, dem Bündnisse mit Preußen zu entsagen und die Aussicht, einen großen Theil des österreichischen Heeres gegen die Türken verwendet zu

*) Nach Archenholz sogar 1500. Sowohl diese wie der größte Theil der Mannschaften traten mit Kaiserlicher Erlaubniß in spanische Dienste, als trotz des Abtretens Pitt's der Krieg zwischen Spanien und England dennoch ausbrach.

**) Als Urheber dieser Maßregel wird vielfach Graf Daun bezeichnet. Ob mit Recht?

In England endlich zeigte sich Lord Bute zwar zur Wiederherstellung des Friedens geneigt; aber seine gänzliche, bei einem so hohen Staatsmanne wahrhaft unverantwortliche Unkenntniß von den freundlichen Gesinnungen des russischen Kaisers für Preußen, verleitete den ersten Minister des stolzen Englands zu einem großen Fehler, welcher in seinen Folgen dem Minister selbst Beschämung, dem Lande eine arge Demüthigung zuzog. Lord Bute erbot sich nämlich gegen den Fürsten Galitzin, russischen Botschafter in London, er wolle dem Kaiser behilflich sein, die im Kriege eroberten preußischen Provinzen beim Friedensschluß zu behalten, wenn der Kaiser sich verpflichten wolle, seine Armee noch ferner gegen Preußen fechten zu lassen. Peter gab auf diese schändliche Treulosigkeit die verächtliche Antwort, welche sie verdiente, und ließ die Originalschreiben Lord Bute's dem Könige ausliefern. Noch bitterere Demüthigung mußte England erleiden, als der unbesonnene Minister sich ganz ohne Vorwissen des Königs von Preußen in Wien anbot, den Frieden zwischen beiden Mächten zu vermitteln, wobei er nichts weniger als sparsam mit der Weggabe preußischer Provinzen auftrat. Fürst Kaunitz sah darin nur einen Versuch Englands, die Höfe von Wien und Versailles zu entzweien, wies den Vorschlag hochmüthig zurück und erklärte, die Kaiserin, seine Herrin, sei mächtig genug, um ihre Ansprüche allein geltend zu machen; auch sei es unter ihrer Würde, zur Wiederherstellung des Friedens die Vermittelung Englands in Anspruch zu nehmen. —

Als Kaiser Peter III. mit seinen Anträgen auf einen allgemeinen Friedensschluß sich abgewiesen sah, entschloß er sich, mit dem Könige von Preußen allein einen Separatfriedensvertrag abzuschließen. Es war dies übrigens ein Ereigniß, welches die verstorbene Kaiserin Elisabeth richtig vorausgesehen hatte; noch auf ihrem Todtenbette hatte der russische Senat ihr einen feierlichen Schwur leisten müssen, niemals seine Einwilligung zu einem Frieden mit Preußen zu geben, an welchem sich nicht auch Rußlands Bundesgenossen betheiligten. Wie schnell sollte dieses Versprechen vor dem despotischen Willen des neuen Kaisers in den Staub sinken! —

Die Unterhandlungen zwischen Rußland und Preußen stießen bei dem beiderseitigen guten Willen auf keine Schwierigkeiten. Bereits am 16. März wurde in Stargard zwischen dem Fürsten Wolchonski, dem russischen Oberbefehlshaber in Pommern (an Stelle Romanzof's), und dem Herzoge von Bevern ein Waffenstillstand abgeschlossen. In demselben wurde bestimmt, daß bis zur definitiven Unterzeichnung des Friedens die Oder bis Cüstrin aufwärts die Grenze für beide Armeen bilden solle; alle Kriegsgefangenen wurden ohne Lösegeld freigegeben, dem Könige sollte gestattet sein, in Pommern und auch in Preußen ungehindert Rekruten für seine Regimenter auszuheben. Noch wichtiger war es und verfehlte nicht, in Wien das tiefste Entsetzen hervorzurufen, daß auch das Corps des Generals Tschernitschef Befehl zum Rückmarsch nach Polen erhielt. Derselbe brach in der That am 24. März aus der Grafschaft Glatz auf, überschritt die Oder bei Steinau und marschirte über Thorn nach dem jetzigen Westpreußen.

Diesem Waffenstillstande folgte am 6. Mai der wirkliche Abschluß des Friedens zu Petersburg. Der Kaiser gab in demselben nicht nur alle während des Krieges gemachten Eroberungen ohne alle Entschädigung an

Allerdings hatte der neue Kaiser von Rußland schon als Großfürst unverhohlen seine Verehrung für den König von Preußen, seine unbegrenzte Vorliebe für alles Preußische gezeigt; war doch der Großfürst geflissentlich bemüht gewesen, sich niemals an Beschlüssen der Regierung zu betheiligen, welche gegen Preußen gerichtet waren, man durfte sich daher wohl mit vollem Recht der Hoffnung hingeben, daß der Thronwechsel eine für Preußen im Ganzen günstige Aenderung herbeiführen werde; indessen fehlte es doch zunächst an jeglicher Gewißheit für die zukünftige Haltung der neuen russischen Regierung. Noch fuhr dieselbe fort, in Pommern große Magazine errichten zu lassen und zahlreiche schwere Geschütze zu Wasser und zu Lande nach dieser Provinz zu senden; Alles, was König Friedrich daher zunächst hoffen durfte, war die Aussicht auf Gewinn an Zeit; denn auch seine Gegner waren genöthigt, sich von den ferneren Absichten des russischen Kaisers zu vergewissern, ehe sie einen neuen Operationsplan gegen den König beschließen konnten.

Indessen diese Ungewißheit sollte nicht lange dauern, die kühnsten Erwartungen Preußens sollten übertroffen werden. Nachdem König Friedrich durch ein eigenhändiges Glückwunschschreiben an den Kaiser den ersten Schritt zur Annäherung gethan, erschien Mitte Februar der russische Oberst Gudowitzsch als Abgesandter des Kaisers in Breslau, um dem Könige im Namen seines Herrschers die Achtung und Freundschaft zu versichern, welche dieser für ihn fühle. Der König verfehlte nicht, in seiner Antwort diese Höflichkeit zu erwidern und erklärte sich gern zu einem Frieden mit Rußland bereit, falls ihm nicht Bedingungen gestellt würden, welche die Ehre ihm anzunehmen nicht gestatte; als Beweis seiner aufrichtigen Friedensliebe hatte der König schon am 3. Februar den Befehl ertheilt, keine Feindseligkeiten mehr gegen die russischen Vorposten auszuüben. Durch den preußischen Oberst von Goltz, welcher demnächst mit Gudowitzsch nach Petersburg gesendet wurde, sollten die weiteren Verhandlungen zum Frieden geführt werden.

Kaiser Peter hatte in seiner Freundschaft für den König in der That nichts Geringeres im Sinne, als auch die bisherigen Bundesgenossen Rußlands zur Wiederherstellung des Friedens mit Preußen zu bewegen. Bereits unterm 23. Februar richtete der Kaiser daher an alle kriegführenden Mächte eine Note, in welcher er die Fürsten beschwor, an das Heil ihrer Völker zu denken und ihnen den lang entbehrten Frieden wieder zu schenken. Er selbst erklärte sich bereit, alle im Kriege gemachten Eroberungen wieder herauszugeben und hoffte von den betheiligten Regierungen ein Gleiches. — Indessen die Bemühungen des Kaisers sollten nirgends Anklang finden.

In Wien hatte man sich von dem ersten Schrecken über den plötzlichen Tod der Kaiserin Elisabeth erholt; der Haß gegen König Friedrich, das Gefühl der durch ihn erlittenen Kränkung war in der Seele Maria Theresia's noch immer zu lebendig, der Wunsch nach Rache an dem Räuber Schlesiens zu tief, als daß man auf Friedensvorschläge hätte eingehen können.

Der Versailler Hof erwiderte sehr hochfahrend, daß nicht die Beförderung des Glückes der Unterthanen, sondern die gewissenhafte Erfüllung der mit den Bundesgenossen geschlossenen Verträge die erste Pflicht der Fürsten sei und wies die Friedensanträge des Kaisers ebenfalls zurück.

30,000 Reiter und 8000 Mann Artillerie mit zusammen 667 Geschützen zu Gebote standen. Rechnet man hierzu das russische Hilfscorps, welches am 1. Juli sich in Schlesien mit der Armee des Königs vereinigte*), so sah sich der König bei Beginn der Feindseligkeiten an der Spitze von 137,000 Mann, und durfte sich wohl der frohen Hoffnung hingeben, nunmehr auch mit den Oesterreichern und Reichstruppen fertig zu werden. Im ganzen preußischen Volke, vorzüglich in den Reihen der Armee, belebten sich Muth und Zuversicht von Neuem, der bei so vielen Unglücksfällen im Schmerz schon fast untergegangene Enthusiasmus für den Heldenkönig Friedrich erfüllte von Neuem alle Herzen und mit dankbarer Rührung erblickte man in dem unerwarteten Ereigniß den Finger der göttlichen Vorsehung, welche den preußischen Staat so wunderbar aus den schwersten Gefahren gerettet.

Um so größer waren der Schrecken und das Entsetzen, welches alle diese unerwarteten Veränderungen in Wien hervorriefen; zu spät sah man ein, wie thöricht man gehandelt hatte, indem man der Armee jetzt im entscheidenden Augenblick eine so große Zahl kriegsgeübter Offiziere und Soldaten entzogen. Wie durfte man hoffen, unter so veränderten Verhältnissen, jetzt allein den großen König zu besiegen, nachdem dies vorher in Verbindung mit Rußland und Schweden trotz aller Anstrengungen nicht gelungen war.

Zwar waren die österreichischen Heere trotz der erwähnten Reduction, trotz der zahlreichen Opfer, welche in den letzten Winterquartieren durch ansteckende Krankheiten dahin gerafft worden, der preußischen Armee noch immer an Zahl um fast 30,000 Mann überlegen; aber Muth und Siegesgewißheit waren hier in demselben Grade gesunken, wie sie dort zugenommen hatten. Und wer bürgte denn dafür, daß bei dem grenzenlosen Enthusiasmus Kaiser Peter's für Preußen dieser nicht mit seiner ganzen Macht sich an dem Kampfe betheiligen werde, ein Ereigniß, welches unfehlbar stattgefunden haben würde, wenn der Kaiser nicht ein so rasches und schreckliches Ende genommen hätte. Als ein großer beklagenswerther Verlust für die österreichische Armee muß es ferner bezeichnet werden, daß General Laudon, ohne Zweifel der fähigste und vom Könige selbst als der am gefährlichsten bezeichnete österreichische Befehlshaber, im Unmuth über so manche kränkende Zurücksetzung sein Commando niederlegte und den Dienst verließ.

Berücksichtigt man alle diese Verhältnisse und Veränderungen genauer, so wird man es ganz begreiflich finden, daß beide Theile in dem nächsten Feldzuge die Rollen gewechselt zu haben schienen. Wir sehen in demselben

*) Man kann sich den Schrecken lebhaft vorstellen, welchen die in Breslau als Gefangene weilenden österreichischen Offiziere empfanden, als sie plötzlich den General Tschernitschef und andere hohe russische Offiziere, welche in so manchem Feldzuge mit ihnen gefochten, in Breslau als Freunde der Preußen erscheinen sahen. Man hatte ein solches Ereigniß für ganz unmöglich gehalten und suchte den allgemeinen Schrecken durch die Versicherung zu betäuben, daß das gar keine Russen, sondern verkleidete Preußen seien und daß die ganze Komödie nur erfunden sei, um den gesunkenen Muth der preußischen Truppen wieder zu beleben.

Als ob der Charakter Friedrich's einer solchen jämmerlichen Täuschung fähig gewesen wäre!

den König als Angreifer auftreten, bemüht, die verloren gegangenen Festungen und die von diesen abhängigen Landestheile wiederzugewinnen, während in den letzten Feldzügen die Nothwendigkeit ihn zur strengsten Defensive gezwungen hatte.

Bei den Gegnern des Königs aber war der früher befolgte gemeinsame Operationsplan, von allen Seiten gegen das Herz der preußischen Monarchie vorzudringen und den König gemeinschaftlich zu erdrücken, völlig einer verzagten und muthlosen Defensive gewichen. Hatte doch Graf Daun im Kriegsrath in Wien geradezu erklärt, an einen Angriffskrieg gegen den König sei bei den veränderten Verhältnissen gar nicht zu denken, und ein auf etwas größere Thätigkeit gegründeter Plan des Generals Lasch wurde auf Daun's Betreiben als zu gefährlich verworfen.

Gehen wir indessen nunmehr zur Schilderung der letzten Ereignisse in dem Kampfe, welcher nun schon im siebenten Jahre die Welt bewegte und mit Schrecken erfüllte, über. —

§. 20.

Der Feldzug des Jahres 1762. Burkersdorf und Leuthmannsdorf. Schweidnitz. Freiberg. Wilhelmsthal. Cassel.

Das österreichische Heer in Schlesien, dessen Oberbefehl nach dem Abtreten Laudon's abermals Graf Daun übernommen hatte, sah sich durch die übereilte Entlassung von 20,000 Mann kriegserfahrener Truppen, durch den Ende März erfolgten Abmarsch des Tschernitschef'schen Corps, sowie endlich durch bösartige Krankheiten in so bedenklicher Weise geschwächt, daß Graf Daun zunächst darauf bedacht sein mußte, die entstandenen Lücken auszufüllen. Der Feldmarschall zog daher ungesäumt die Corps der Generale Beck, Odonnel, Haddik, Sincère und Lasch aus der Lausitz und Sachsen nach Schlesien und sah sich in Folge dieser Maßregel im Laufe des Monats April an der Spitze eines Heeres von etwa 88,000 Mann, ungerechnet die Besatzungen von Glatz und Schweidnitz, während in Sachsen nunmehr nur noch, ohne die starke Besatzung Dresdens, etwa 45,000 Mann österreichische Truppen zurückblieben, über welche der General Serbelloni den Oberbefehl führte. Schon Ende März, gleich nach dem Abmarsche der Russen, war übrigens das österreichische Heer in enge Cantonnements längs des schlesischen Gebirges zusammengezogen worden, in welcher Stellung dasselbe lange Zeit unthätig stehen blieb und das Eintreffen der Truppen aus Sachsen und der Lausitz erwartete.

Auch dem Könige von Preußen war diesmal der Gewinn an Zeit das zunächst Wichtigste. Nichts konnte ihm erwünschter sein, als die Eröffnung der Feindseligkeiten so lange hingehalten zu sehen, bis seine Armee in Schlesien durch die in Pommern und Mecklenburg stehenden Regimenter, sowie durch das im Anmarsche von der Weichsel her begriffene russische Hilfscorps verstärkt war. So wurden ein Theil des Corps vom General Schmettau aus der Niederlausitz, ein Theil des Platen'schen Corps aus der Gegend von Leipzig, das Corps des Prinzen von Würtemberg aus Mecklenburg, endlich nach dem Friedensschluß mit Schweden auch die Be-

satzung von Stettin unter dem Herzoge von Bevern*) nach Schlesien gezogen und vereinigten sich bei Breslau mit der Armee des Königs. Am 15. Juni trafen diese letzten Truppen, welche den weiten Marsch von Stettin bis Breslau, 56½ Meilen, in 15 Tagen zurückgelegt hatten, in der Gegend von Breslau ein und nunmehr sah der König hier ein Heer von etwa 78,000 Mann mit 216 Geschützen versammelt. Noch war die theils bei Breslau, theils bei Brieg cantonnirende preußische Armee in ihrer Formation, ein Theil der nach Schlesien berufenen Truppen noch auf dem Marsche dorthin begriffen, als das österreichische Heer seine Stellung im Gebirge verließ und sich am 16. Mai so vor der Festung Schweidnitz aufstellte, daß der König sie nothwendiger Weise zuvor angreifen und schlagen mußte, ehe er an die Belagerung dieser ihm so wichtigen Festung denken konnte. Gleichzeitig ließ Graf Daun auf's Eifrigste an der Wiederherstellung der Festungswerke arbeiten, wozu das Landvolk aus der ganzen Umgegend zusammengetrieben wurde, auch löste er die bisherige Besatzung von Schweidnitz durch 9000 Mann der auserlesensten Truppen ab. Andere Abtheilungen des österreichischen Heeres hielten die Pässe von Wartha und Silberberg besetzt, während der General Bethlehem, dessen Corps gleichzeitig durch den General Beck bis auf 9000 Mann verstärkt wurde, in Neustadt in Oberschlesien stand, um die Einfälle des preußischen Generals Werner, welcher bei Cosel 6 Bataillone und 15 Escadrons vereinigt hatte, in Mähren zu verhindern.

Indessen der König kannte die Unthätigkeit seines Gegners zu genau, als daß er sich durch die drohende Vorwärtsbewegung desselben hätte verleiten lassen, die Feindseligkeiten früher zu eröffnen und die Ruhe seiner Armee früher zu unterbrechen, als es in seiner Absicht lag. Er begnügte sich daher, die Vorposten seines Heeres in angemessener Weise durch Cavallerie zu verstärken und blieb seinem Entschlusse, die Oesterreicher nicht eher anzugreifen, als bis das russische Hilfscorps eingetroffen sei, getreu. Der Erfolg zeigte, wie richtig der König geurtheilt hatte, denn auch Graf Daun dachte nicht daran, den König anzugreifen. Lange Zeit fiel zwischen beiden Heeren nichts weiter vor, als kleine Recognoscirungsgefechte und ähnliche Unternehmungen, in welchen die Preußen meistens die Oberhand behielten und besonders die leichte Cavallerie derselben allmählich ein großes Uebergewicht über die österreichische, bisher so gefürchtete Reiterei erlangte, welches ihr auch bis zum Ende des Krieges verblieb. Nach dem Eintreffen des Herzogs von Bevern bei Breslau übergab der König diesem den Befehl über das Corps des Generals Werner in Oberschlesien, welches gleichzeitig bis auf 14,000 Mann verstärkt wurde und die Bestimmung erhielt, durch einen Einfall in Mähren die Aufmerksamkeit des Grafen Daun nach dieser Gegend hinzulenken und ihn zu Detachirungen dorthin zu veranlassen. Die Expedition erreichte indessen ihren Zweck nur sehr unvoll-

*) Der Herzog von Bevern, am Tage nach der unglücklichen Schlacht von Breslau, am 22. November 1757, wohl nicht ohne seine Absicht, von den Oesterreichern gefangen genommen, wurde nach seiner Auswechselung vom Könige als Commandant nach Stettin geschickt. Erst im Feldzuge von 1762 gelang es ihm, die Gunst des Königs wieder zu erwerben.

ständig und gewährte keine anderen Vortheile, als reiche Beute an Schlachtvieh und Fourage.

Inzwischen erfolgte nunmehr die längst ersehnte Ankunft des Generals Tschernitschef. Derselbe war am 2. Juni von Thorn abmarschirt, hatte am 14. Posen erreicht, passirte die Oder bei Auras auf einer Schiffbrücke, welche der König hatte schlagen lassen, am 30. Juni und bezog am folgenden Tage ein Lager bei Lissa, woselbst der König mit großer Huld das russische Corps begrüßte. Die preußische Armee hatte sich um dieselbe Zeit näher um Canth zusammengezogen, das russische Corps bildete so bei Lissa den äußersten rechten Flügel derselben.

Die Zeit des Handelns für den König war nunmehr gekommen.

Das Ziel, welches König Friedrich durch seine nächsten Operationen zu erreichen suchte, war die Wiedereroberung von Schweidnitz. Da indessen Graf Daun in einer festen Stellung nordöstlich dieser Festung, mit dem Zobten-Berge als Stützpunkt, die Annäherung verhinderte, so wurde es nothwendig, entweder zuvor die österreichische Armee anzugreifen und zu schlagen, oder sie durch geschickte Manöver so weit von Schweidnitz weg zu locken, daß ihre Verbindung damit unterbrochen war. Trotz der Uebermacht, welche der König nach dem Eintreffen der Russen hatte, entschloß er sich dennoch zu dem letzteren Verfahren, weil nothwendiger Weise selbst eine siegreiche Schlacht große Opfer gekostet haben würde und der König sich sehr wohl bewußt war, daß er den jetzigen Feldzug mit seinen letzten Mitteln führe; auch schien dabei die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges größer.

Demgemäß wurde der General Graf von Neuwied mit einem Corps von 25 Bataillonen und 26 Escadrons, sowie 38 Geschützen über das Schweidnitzer und Strigauer Wasser vorgesendet, um über Strigau die österreichische Stellung in der linken Flanke und im Rücken zu bedrohen, während der König die Hauptarmee in einem Nachtmarsche in der Richtung auf den linken Flügel der Oesterreicher bei Hohen-Poseritz bis dicht an die österreichische Stellung führte und so dieselben am Morgen des 2. Juli überraschend anzugreifen hoffte. Aber Feldmarschall Daun war durch einen desertirten Bosniaken von der drohenden Gefahr unterrichtet, hatte die Stellung verlassen und sich von Neuem, nunmehr westlich von Schweidnitz, auf den bedeutenden Höhen zwischen Freiburg und Ober-Bögendorf aufgestellt. Auch diese Position erschien dem Könige zu stark, um dieselbe mit Aussicht auf Erfolg angreifen zu können; er wiederholte daher das schon einmal mit Erfolg angewendete Mittel und ließ durch das Corps des Generals Neuwied den linken Flügel der Oesterreicher über Hohenfriedberg und Alt-Reichenau umgehen und so die Verbindung des Grafen Daun mit seinem Hauptmagazin in Braunau bedrohen. Der König selbst folgte der Bewegung mit dem zweiten Treffen der Armee, während General von Ziethen Befehl hatte, die Front der österreichischen Armee festzuhalten und, wenn sie ihre feste Stellung verlassen sollte, diese sofort selbst zu besetzen.

Auch diese Operation hatte den gewünschten Erfolg. Zwar sah sich das Corps des Generals Neuwied, welches schon bei Reichenau auf feindliche leichte Truppen gestoßen war, bei Adelsbach am 6. Juli in ein nach-

theiliges Gefecht mit dem Corps des Generals Haddik verwickelt und fand es nicht möglich, über Gottesberg und Friedland auf Braunau durchzudringen; aber das Erscheinen eines so starken preußischen Corps hatte doch den Grafen Daun so besorgt um seine Verbindung mit Braunau gemacht, daß er abermals seine Stellung in der Nacht räumte und eine neue auf den hohen Bergen von Dittmannsdorf und Reußendorf, Burkersdorf und Weistritz nahm, in welcher das österreichische Heer nicht allein die genaue Verbindung mit Schweidnitz, sondern auch mit der Festung Glatz hatte.

Die Stellung der Oesterreicher war außerordentlich gut gewählt und sowohl von Natur wie durch die Kunst wohl befestigt. Die Infanterie des österreichischen Heeres stand auf hohen und zum Theil fast unersteiglichen Bergen, hatte ihren rechten Flügel an den Godenwald angelehnt, während der linke Flügel, auf welchem auch hauptsächlich die Reiterei lagerte, sich bis gegen Wäldchen und die Straße nach Braunau erstreckte; das tiefe und lange Thal von Dittmannsdorf und Reußendorf befand sich vor der Front der Armee, das Dorf Schenkendorf im Rücken derselben. Auf dem rechten Flügel, als dem zunächst an Schweidnitz befindlichen, befanden sich die äußerst schwer zugänglichen Pässe von Burkersdorf und Leuthmannsdorf; ihre Bewachung war besonderen Corps unter General Ziegan und Oberst d'Alton anvertraut. Endlich war dem Corps des Generals Brentano, welches bei Friedland, so wie dem des Generals Ellrichhausen, welches bei Lang-Waltersdorf stehen geblieben war, die Sicherung der Verbindung mit Braunau übertragen.

Vergeblich versuchte der König, den Grafen Daun auch aus dieser festen Stellung durch Bedrohung seiner Verbindungen mit Böhmen herauszulocken. General Graf Neuwied warf zwar beim Vordringen auf Friedland, den 8. Juli, die leichten Truppen des Generals Brentano zurück, stieß aber dort auf so bedeutende feindliche Kräfte, daß er die Unmöglichkeit erkannte, hier durchzudringen. In den nächsten Tagen mußte der General nunmehr in Böhmen eindringen, in der Gegend von Schatzlar und Trautenau bedeutende Contributionen ausschreiben, das Vieh zusammentreiben und die ganze Umgegend durch Streifparteien in Schrecken setzen. Indessen auch dieser Versuch scheiterte gänzlich an der stoischen Ruhe, mit welcher Daun die unglücklichen Landleute ihrem Schicksal überließ; und der König sah sich genöthigt, zu anderen Mitteln zu greifen, wenn er seinen Zweck, die Belagerung von Schweidnitz, erreichen wollte.

Demgemäß entschloß sich König Friedrich, nunmehr die rechte Flanke der Oesterreicher anzugreifen, sie dadurch von Schweidnitz zu trennen und mehr in das Gebirge zurückzuwerfen, und sich demnächst mit der preußischen Armee zwischen sie und die Festung zu schieben. Freilich mußte der Angriff auf die Pässe von Burkersdorf und Leuthmannsdorf voraussichtlich mit schweren Opfern verknüpft sein; aber der König sah kein anderes Mittel, seinen Zweck zu erreichen und er sagte in seinen Befehlen an die Generale ausdrücklich, die Höhen mit ihren Verschanzungen müßten genommen werden, es koste, was es wolle; denn heute müsse es biegen oder brechen. —

Am 18. Juli, noch bevor der neue Angriffsplan des Königs zur Ausführung gelangt war, erhielt der König durch den General Tschernitschef die Nachricht von einem Ereignisse, welches, wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, alle Hoffnungen des großen Königs von Neuem zu vernichten drohte. Wir meinen die Nachricht von der plötzlichen Entthronung des Kaisers Peter III. von Rußland und gestatten uns, diese dunkle Episode der russischen Geschichte hier in kurzen Umrissen einzuschalten.

Obgleich von dem redlichen Willen beseelt, seine Unterthanen glücklich zu machen und mehr und mehr europäische Bildung und Gesittung in das noch halb barbarische Rußland einzuführen, fehlte es doch dem Kaiser an vielen zu so großem Unternehmen hoch nöthigen Eigenschaften. Anstatt mit Ruhe und Besonnenheit, mit Kraft, aber weiser Mäßigung sein Volk von Stufe zu Stufe auf der eingeschlagenen Bahn fortzuführen, verletzte Peter die tiefsten Eigenthümlichkeiten des russischen Volkes dadurch, daß auf sein bloßes Machtwort hin wie mit einem Zauberschlage deutsche Sitten und Gesetze an die Stelle der altrussischen, durch tausendjährige Gewohnheit mit dem Volke verwachsenen, treten sollten. Was half es dem Kaiser, daß er Tausende von Unglücklichen, die in den vorigen Regierungen in die Einöden Sibiriens verwiesen worden, zurückrief und begnadigte, daß er in Rußland die Justiz verbesserte und, seinem großen Vorbilde Friedrich folgend, die Tortur aufhob; was halfen dem Kaiser alle die vielen guten und zweckmäßigen Einrichtungen, mit denen er insbesondere die Lage seiner ärmeren Unterthanen zu verbessern suchte? Durch die Ueberstürzung und Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Kaiser zu Werke ging, ging der Zweck der Verbesserungen nicht allein völlig verloren, sondern der es mit seinem Volke so wohlmeinende Kaiser hatte in kurzer Zeit alle Parteien, alle Stände der Nation zu seinen erbitterten Feinden gemacht.

Die altrussischen Großen verletzte Peter auf's Tiefste durch die offen zur Schau getragene Verachtung der alten russischen Sitten, durch die kränkende Bevorzugung, welche der Kaiser für alles Deutsche zeigte, durch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er, ohne den Senat zu fragen, die wichtigsten Reformen im Reiche einführte. Die russische Geistlichkeit war im höchsten Grade aufgebracht, als der Kaiser, in seiner Eigenschaft als Oberhaupt der russischen Kirche hierzu allerdings der Form nach berechtigt, auch auf diesem Gebiete ohne Weiteres die wesentlichsten Veränderungen befahl, und das Vermögen der Geistlichkeit fortan von seinen Beamten verwalten ließ. Die Armee endlich grollte dem Kaiser, weil er derselben ganz sichtbar seine Geringschätzung im Vergleich zu den preußischen Heereseinrichtungen zeigte, weil er dieselbe ganz nach preußischem Muster und Zuschnitt umzuformen begann, sogar seine russische Leibwache entließ und durch ein neu angeworbenes deutsches Regiment aus Holstein ersetzte, ja seine Verachtung alles Russischen so weit trieb, daß er selbst seinen Truppen sich fast nur in der ihnen tief verhaßten preußischen Uniform zeigte.

Vergeblich hatte König Friedrich, mit scharfem Blicke deutlich den Abgrund erkennend, welchem der Kaiser unaufhaltsam entgegeneilte, sich wiederholentlich bemüht, denselben zu größerer Mäßigung zu bewegen; vergeblich hatte er ihn wiederholt gebeten, in seinem Auftreten vorsichtiger zu sein und vor Allem an seine eigene Sicherheit zu denken; vergeblich

theiliges Gefecht mit dem Corps des Generals Haddik verwickelt und ...ers es nicht möglich, über Gottesberg und Friedland auf Braunau ... dringen; aber das Erscheinen eines so starken preußischen Cor... ...ahnt, doch den Grafen Daun so besorgt um seine Verbindung mit ...ihrem gemacht, daß er abermals seine Stellung in der Nacht räum... ...ungen neue auf den hohen Bergen von Dittmannsdorf und Reußend... ...e War- dorf und Weistritz nahm, in welcher das österreichische H... ...r Hofe zu- die genaue Verbindung mit Schweidnitz, sondern auch ... ...ine Gemahlin, Glatz hatte. ...II., eine Tochter

Die Stellung der Oesterreicher war außerordentl... ...als in preußischen sowohl von Natur wie durch die Kunst wohl befes... ...des Kaisers herbei. des österreichischen Heeres stand auf hohen und zur ...ie auf die brutalste lichen Bergen, hatte ihren rechten Flügel an der ...ang, seiner Geliebten, während der linke Flügel, auf welchem auch ...en Katharinenorden zu lagerte, sich bis gegen Wäldchen und die Straß... ...sich von ihr zu trennen das tiefe und lange Thal von Dittmannsdorf ...zuschließen. Bereits war vor der Front der Armee, das Dorf Schen... ...ihr Leben in strengster Auf dem rechten Flügel, als dem zunächs... ...muthige und entschlossene befanden sich die äußerst schwer zugänglic... ...zuvorzukommen beschloß. Leuthmannsdorf; ihre Bewachung war ...ß gegen den Kaiser um so Ziegan und Oberst d'Alton anvertrau... ...und Anhänger zu finden, als Generals Brentano, welches bei Fr... ...Zeit so weit gegangen war, Ellrichhausen, welches bei Lang-W... ...unbeliebten Krieg gegen Däne- Sicherung der Verbindung mit Br... ...Fürstenhauses*) zu beschließen

Vergeblich versuchte der Kön... ...einer Kopfsteuer zu belegen. festen Stellung durch Bedrohung ...der Kaiser am 8. Juli nach zulocken. General Graf Neuw... ...die entschlossene Kaiserin die Ver- land, den 8. Juli, die leichte... ...Thrones und der Regierung ent- stieß aber dort auf so bedeu... ...in Petersburg unter dem Namen keit erkannte, hier durchzu... ...erin Rußlands ausrufen; Senat, General nunmehr in Böh... ...mit Jubel. Der schwache Kaiser und Trautenau bedeutende... ...an der Spitze seiner deutschen treiben und die ganze U... ...eine andere Wendung geben Indessen auch dieser V... ...ergab sich willenlos in das Schicksal, welcher Daun die un... ...bereitet hatte. der König sah sich ...Kaiser Peter III. auf dem Landhause seinen Zweck, die Be... ...Grafen Rasumofski, durch den Fürsten

Demgemäß en... ...Orlof und Templof in unmenschlicher Weise der Oesterreicher a... ...wurde dieser Todesfall, „als an der Kolik mehr in das Geb... ...gewaltsamen Entthronung Kaiser Peter's III. ßischen Armee z... ...Tschernitschef am 18. Juli durch einen Courier der Angriff auf ... sichtlich mit sch... anderes Mittel ...Kaiserfamilie. an die Genera... ...über den ihm wohl nicht unerwartet gekommenen genommen we... ...schweige still, aber ich trauere vor aller Welt oder brechen. ...erwiesen, daß die Ermordung Peter's auf Befehl ...Gemahlin erfolgt ist.

mit dem Befehl erhielt, sofort mit dem der Armee des Königs von Preußen zu rschiren. Man kann sich vorstellen, der Dinge erschrocken war. Zwar die Kaiserin sei entschlossen, den Frieden aber selbst angenommen, daß dieser so verursachte doch der plötzliche Abmarsch bedeutende Lücke im preußischen Heer, daß führung begriffene wichtige Operation fast un- den Augenblick glaubte sich der König, selbst wenn reicher zu schlagen und von Schweidnitz zu ver- stark genug, gleichzeitig Schweidnitz zu belagern den Daun an dem Entsatz der Festung zu hindern. — an den Prinzen Heinrich und an den Herzog von Empfang der unheilvollen Kunde geschrieben, zeigen schlagend dieselbe auf den König wirkte; zugleich kann ersteren nicht ohne Bewunderung ersehen, wie des Königs scher Geist selbst in einem so schweren Augenblick schon neuen Hilfsmitteln sucht, um seine üble Lage zu verbessern. Neuem setzt Friedrich seine Hoffnung auf das Erscheinen der empfiehlt dem Herzoge von Bevern, sich bis zum Herannahen in Oberschlesien zu halten und Cosel zu decken, bis das Eintreffen tischen Heeres wieder die Offensive gestatte.

Indessen die anfängliche Bestürzung des Königs verschwand bei gerem Nachdenken schon nach wenigen Tagen mehr und mehr. Der nig gab sich der Hoffnung hin, daß er im Stande sein werde, die Oester- cher zu schlagen, wenn es ihm nur gelänge, den Abmarsch des Tscher- nitscheff'schen Corps so lange zu verzögern, daß dasselbe bei dem bevor- stehenden Angriffe auf die österreichische Stellung, wenn auch nicht thätig mitwirken, so doch durch sein bloßes Erscheinen den Grafen Daun nöthigen müsse, einen bedeutenden Theil seiner Streitkräfte gegen dasselbe bereit zu halten. Mit Recht folgerte er, daß dem österreichischen Obergeneral, wenn er auch Kunde von den wichtigen Ereignissen in Rußland hatte, doch der Befehl zum sofortigen Abmarsche des russischen Corps verborgen geblieben sein müsse.

In der That gelang es bei der außerordentlichen Hochachtung und Zuneigung, welche der russische Feldherr für König Friedrich empfand, der Beredtsamkeit des Letzteren, ihn zu einem mehrtägigen Verweilen bei der preußischen Armee zu bewegen. Als Vorwand dazu mußte die Nothwendigkeit dienen, die nöthigen Verpflegungsanstalten für den Abmarsch der russischen Armee vorzubereiten; dennoch wußte General Tschernitscheff sehr wohl, daß er bei der Einwilligung in des Königs Verlangen um seinen Kopf spiele.

Rühmend muß hervorgehoben werden, daß der nicht schwer auszuführende Gedanke, das russische Hilfscorps zu entwaffnen und so den bisherigen Bundesgenossen, welcher sich jederzeit in einen Feind verwandeln konnte, wenigstens unschädlich zu machen, auch nicht einen Augenblick in des großen Königs Seele aufstieg. —

hatte König Friedrich sogar in schonender und zarter Weise des Kaisers Benehmen gegen seine Gemahlin Katharina berührt und ihn ermahnt, dieselbe, wenn auch nicht mit Liebe und Zärtlichkeit, so doch mit der ihrem Range schuldigen Achtung und Rücksicht zu behandeln; alle Vorstellungen blieben wirkungslos und der leicht reizbare Kaiser wies endlich alle Warnungen, die der König ihm durch Vertraute am Petersburger Hofe zugehen ließ, in schroffer Weise ab.

Die Härte und Strenge, mit welcher der Kaiser seine Gemahlin, die späterhin so berühmt gewordene Kaiserin Katharina II., eine Tochter des Prinzen Christian August von Anhalt-Zerbst, Generals in preußischen Diensten, behandelte, führte endlich den Untergang des Kaisers herbei. Peter, welcher seine Gemahlin offenbar haßte und sie auf die brutalste Weise vor ihrem ganzen Hofe kränkte, indem er sie zwang, seiner Geliebten, der Gräfin Woronzof, öffentlich den ihr verliehenen Katharinenorden zu überreichen, hatte den Entschluß gefaßt, sich gänzlich von ihr zu trennen und sogar ihren Sohn von der Thronfolge auszuschließen. Bereits war das Kloster bezeichnet, in welchem die Kaiserin ihr Leben in strengster Einsamkeit beschließen sollte, als dieselbe, eine muthige und entschlossene Frau, behufs der eigenen Rettung ihrem Gemahl zuvorzukommen beschloß.

Es konnte ihr bei dem allgemeinen Haß gegen den Kaiser um so weniger schwer werden, zahlreiche Freunde und Anhänger zu finden, als Peter in seiner Verblendung in der letzten Zeit so weit gegangen war, einen im ganzen russischen Reiche durchaus unbeliebten Krieg gegen Dänemark lediglich im Interesse des holsteinischen Fürstenhauses*) zu beschließen und dazu die unteren Volksklassen mit einer Kopfsteuer zu belegen.

Während einer Lustpartie, welche der Kaiser am 8. Juli nach Oranienbaum machte, versammelte die entschlossene Kaiserin die Verschworenen, erklärte den Kaiser für des Thrones und der Regierung entsetzt und ließ sich selbst am 9. Juli in Petersburg unter dem Namen Katharina II. als rechtmäßige Beherrscherin Rußlands ausrufen; Senat, Volk und Armee begrüßten das Ereigniß mit Jubel. Der schwache Kaiser aber, welcher im Anfange der Empörung an der Spitze seiner deutschen Leibgarde den Ereignissen wohl noch hätte eine andere Wendung geben können, verlor den Muth gänzlich und ergab sich willenlos in das Schicksal, welches ihm seine entschlossenere Gemahlin bereitet hatte.

Am 17. Juli 1762 wurde Kaiser Peter III. auf dem Landhause eines der Mitverschworenen, des Grafen Rasumofski, durch den Fürsten Baratinski und die Grafen Orlof und Templof in unmenschlicher Weise erwürgt; den fremden Höfen wurde dieser Todesfall, „als an der Kolik erfolgt", mitgetheilt.**) —

Die Nachricht von der gewaltsamen Entthronung Kaiser Peter's III. war es, welche der General Tschernitschef am 18. Juli durch einen Courier

*) Aus diesem stammt die russische Kaiserfamilie.

**) König Friedrich schreibt über den ihm wohl nicht unerwartet gekommenen Tod des Kaisers an d'Argens: „Ich schweige still, aber ich trauere vor aller Welt um den ehrlichen und lieben Kaiser."

Uebrigens ist es durchaus nicht erwiesen, daß die Ermordung Peter's auf Befehl oder auch nur mit Wissen seiner Gemahlin erfolgt ist.

aus Petersburg gleichzeitig mit dem Befehl erhielt, sofort mit dem russischen Hilfscorps sich von der Armee des Königs von Preußen zu trennen und nach Polen zurückzumarschiren. Man kann sich vorstellen, wie der König über diese Wendung der Dinge erschrocken war. Zwar versicherte General Tschernitschef, die Kaiserin sei entschlossen, den Frieden mit Preußen aufrecht zu erhalten; aber selbst angenommen, daß dieser Entschluß nicht geändert wurde, so verursachte doch der plötzliche Abmarsch der russischen Truppen eine so bedeutende Lücke im preußischen Heer, daß die schon halb in der Ausführung begriffene wichtige Operation fast unmöglich erschien; ja im ersten Augenblick glaubte sich der König, selbst wenn es ihm gelänge, die Oesterreicher zu schlagen und von Schweidnitz zu vertreiben, gar nicht mehr stark genug, gleichzeitig Schweidnitz zu belagern und das Heer des Grafen Daun an dem Entsatz der Festung zu hindern. — Briefe des Königs an den Prinzen Heinrich und an den Herzog von Bevern, gleich nach Empfang der unheilvollen Kunde geschrieben, zeigen deutlich, wie niederschlagend dieselbe auf den König wirkte; zugleich kann man aus dem letzteren nicht ohne Bewunderung ersehen, wie des Königs reicher schöpferischer Geist selbst in einem so schweren Augenblick schon wieder nach neuen Hilfsmitteln sucht, um seine üble Lage zu verbessern.

Von Neuem setzt Friedrich seine Hoffnung auf das Erscheinen der Türken und empfiehlt dem Herzoge von Bevern, sich bis zum Herannahen derselben in Oberschlesien zu halten und Cosel zu decken, bis das Eintreffen des türkischen Heeres wieder die Offensive gestatte.

Indessen die anfängliche Bestürzung des Königs verschwand bei ruhigerem Nachdenken schon nach wenigen Tagen mehr und mehr. Der König gab sich der Hoffnung hin, daß er im Stande sein werde, die Oesterreicher zu schlagen, wenn es ihm nur gelänge, den Abmarsch des Tschernitschef'schen Corps so lange zu verzögern, daß dasselbe bei dem bevorstehenden Angriffe auf die österreichische Stellung, wenn auch nicht thätig mitwirken, so doch durch sein bloßes Erscheinen den Grafen Daun nöthigen müsse, einen bedeutenden Theil seiner Streitkräfte gegen dasselbe bereit zu halten. Mit Recht folgerte er, daß dem österreichischen Obergeneral, wenn er auch Kunde von den wichtigen Ereignissen in Rußland hatte, doch der Befehl zum sofortigen Abmarsche des russischen Corps verborgen geblieben sein müsse.

In der That gelang es bei der außerordentlichen Hochachtung und Zuneigung, welche der russische Feldherr für König Friedrich empfand, der Beredtsamkeit des Letzteren, ihn zu einem mehrtägigen Verweilen bei der preußischen Armee zu bewegen. Als Vorwand dazu mußte die Nothwendigkeit dienen, die nöthigen Verpflegungsanstalten für den Abmarsch der russischen Armee vorzubereiten; dennoch wußte General Tschernitschef sehr wohl, daß er bei der Einwilligung in des Königs Verlangen um seinen Kopf spiele.

Rühmend muß hervorgehoben werden, daß der nicht schwer auszuführende Gedanke, das russische Hilfscorps zu entwaffnen und so den bisherigen Bundesgenossen, welcher sich jederzeit in einen Feind verwandeln konnte, wenigstens unschädlich zu machen, auch nicht einen Augenblick in des großen Königs Seele aufstieg. —

Der Angriff auf die österreichische Stellung wurde nunmehr ganz nach den früher gegebenen Dispositionen auf den 21. Juli festgesetzt. In der Nacht vom 19. zum 20. brach das Corps des Grafen von Neuwied aus dem Lager bei Kunzendorf auf und zog in einem großen Bogen nördlich um Schweidnitz herum, sich dann den von den Oesterreichern besetzten Bergen wieder nähernd; am Morgen des 20. hatte die Infanterie des Corps Esdorf, Schwengfeld, Creisau, Gräditz und Faulbrück besetzt, ohne daß diese Bewegung vom Feinde bemerkt worden wäre; die Cavallerie deckte den Rücken des Corps gegen die Festung.

In derselben Weise hatte auch General von Möllendorf mit seiner Brigade und 50 schweren Geschützen den rechten Flügel der österreichischen Stellung umgehen müssen; er erreichte am Morgen des 20. Schwengfeld und bemächtigte sich des Dorfes Polnisch-Weistritz, neben demselben sein Lager aufschlagend. Die schweren Geschütze, welche der General bei sich führte, wurden verdeckt hinter dem Lager der Brigade aufgefahren, die Cavallerie deckte dasselbe gegen einen Angriff von der Ebene her. In der Nacht vom 20. zum 21. mußte General von Möllendorf für seine schweren Geschütze starke Batterien aufwerfen lassen, welche unter sich durch Laufgräben verbunden und so angelegt waren, daß man von ihnen aus nicht allein die vorliegenden Höhen mit ihren Verschanzungen im Granatfeuer halten, sondern auch das Weistritzthal der Länge nach mit schwerem Geschütz bestreichen konnte, so das Herannahen von Verstärkungen verhindernd.

Die Oesterreicher bemerkten am Morgen des 21. die während der Nacht entstandenen Bauten zwar; da sie aber weder Pferde noch Munitionswagen bemerkten, welche vorsichtiger Weise hinter dem Schlosse von Burkersdorf aufgestellt worden waren, so hielten sie die Batterien für unbesetzt und glaubten, die ganzen Bauten wären nur unternommen, um die Verbindung mit Schweidnitz zu sichern. Von der Anwesenheit des Neuwied'schen Corps, von der Absicht des Königs, die Leuthmannsdorfer Höhen anzugreifen, hatten sie noch am Abend des 20. Juli so wenig eine Ahnung, daß Graf Daun dem Abends 10 Uhr eintreffenden General Brentano ausdrücklich untersagte, mit seinen sehr ermüdeten Truppen noch bis Leuthmannsdorf vorzugehen.

Am Morgen des 21. mußten sämmtliche im Gebirge stehenden preußischen Truppencorps gegen die österreichische Stellung vorrücken und ein heftiges Feuer auf dieselbe eröffnen; das russische Hilfscorps rückte zwar der getroffenen Verabredung gemäß nicht aus seinem Lager aus, trat aber in's Gewehr und lenkte so einen bedeutenden Theil der österreichischen Streitkräfte von den übrigen Vorgängen ab. Gleichzeitig eröffneten die Batterien Möllendorf's und die Geschütze des Grafen Neuwied ein furchtbares Granat- und Kanonenfeuer auf die Verschanzungen und unter dem Schutze derselben erstieg die Infanterie mit der heldenmüthigsten Tapferkeit eine Schanze, einen Verhau nach dem anderen. In kurzer Zeit waren die Pässe besetzt und Graf Daun sah sich mit einem Verlust von 2—3000 Mann genöthigt, sich tiefer in's Gebirge zurückzuziehen. Die wichtige Stellung, welche dem König die Möglichkeit sicherte, Schweidnitz ungestört zu belagern, war in wenigen Stunden mit einem Verluste von 1500 Mann an Todten und Verwundeten gewonnen.

Die Rolle, welche General Tschernitschef in dem blutigen Drama gespielt hatte, war nunmehr überflüssig geworden und dem Abmarsche des russischen Corps stand nichts mehr entgegen. Der König entließ den russischen General mit reichen Geschenken und vielen Beweisen seiner Huld; auch Tschernitschef, sowie die meisten der russischen Offiziere trennten sich nur sehr ungern von der Armee König Friedrich's; wo durften sie wohl jemals hoffen, eine bessere Schule des Krieges durchzumachen, als unter seiner genialen Führung. Am 22. Juli, noch vor Tagesanbruch, marschirte das Corps über Freiburg und Zirlau durch Schlesien nach Polen zurück; so lange dasselbe noch auf preußischem Boden stand, wurden die russischen Truppen auf besonderen Königlichen Befehl völlig auf Friedrich's Rechnung bewirthet.

Es dürfte hier wohl der geeignete Ort sein, zu erwähnen, wie sich die ferneren Beziehungen zwischen dem Könige und der neuen Beherrscherin Rußlands gestalteten.

Der König hatte in der That gar nicht unrichtig geurtheilt, wenn er den Versicherungen Tschernitschef's, seine Kaiserin wolle den mit Preußen geschlossenen Frieden anerkennen, kein zu großes Vertrauen schenkte. Wirklich waren auch die ersten Handlungen Katharina's wenig dazu geeignet, diese Versicherung ihres Feldmarschalls zu bestätigen. Von Neuem wurde in den von den russischen Truppen noch nicht völlig geräumten preußischen Provinzen den Unterthanen und Behörden befohlen, der Kaiserin zu huldigen, die Einnahmen der bereits wieder eingeführten preußischen Kassen wurden von Neuem mit Beschlag belegt, die bereits ausgehobenen Rekruten mußten wieder entlassen werden und bald schien Alles wieder auf demselben feindlichen Fuße zu sein, wie zur Zeit des Krieges. Aber auch hier sollte bald ein Umschwung der Dinge eintreten.

Sei es nun, daß es der Kaiserin von vorne herein nicht so ganzer Ernst mit ihren kriegerischen Drohungen gegen Preußen gewesen ist; sei es, daß die Art und Weise, wie der König das Tschernitschef'sche Corps in voller Huld in Frieden ziehen ließ, einen überaus günstigen Eindruck auf Katharina gemacht habe; sei es endlich wahr, was von einigen Schriftstellern erzählt wird, daß die Kaiserin in dem Nachlasse des ermordeten Gemahls Briefe des Königs von Preußen an diesen gefunden und aus denselben zu ihrer grenzenlosen Ueberraschung ersehen habe, wie König Friedrich dem unglücklichen Kaiser stets zur Mäßigung in seinen Handlungen gerathen und ihm insbesondere ein achtungsvolles Betragen gegen seine Gemahlin zur Pflicht gemacht habe: genug, die Kaiserin bestätigte den von ihrem Vorgänger abgeschlossenen Frieden mit Preußen in allen Theilen und gab Befehl, alle feindlichen Maßregeln rückgängig zu machen und die preußischen Staaten zu räumen. Doch ging es damit etwas langsam; denn erst am 10. August verließen die russischen Truppen Colberg, nicht ohne sämmtliche metallene Geschütze und Kriegsvorräthe, was freilich gegen die Friedensbedingungen verstieß, mitzunehmen. —

König Friedrich schritt nunmehr ungesäumt zur Einschließung und Belagerung von Schweidnitz.

Die Beschädigungen, welche diese große und starke Festung bei der Leitererersteigung des vorigen Jahres durch die Sprengung eines Forts er-

litten hatte, waren von den Oesterreichern mit vielem Fleiße ausgebessert worden, so daß die Festung mit ihrer über 12,000 Mann starken Besatzung, unter welcher 9000 Mann der auserlesensten Truppen sich befanden, wohl in der Lage war, eine lange und hartnäckige Belagerung auszuhalten. Commandant derselben war der General Guasco, einer der besten österreichischen Generale; unter ihm stand der als Ingenieur und Artillerist eines gleich hohen Rufes genießende General Gribauval, welchen die französische Regierung eigens ihrem Bundesgenossen überlassen hatte, um die Vertheidigung von Schweidnitz zu leiten. Auch der Wiener Hof legte auf die Erhaltung von Schweidnitz einen so hohen Werth, daß er den Grafen Daun ausdrücklich anwies, diesen Ort unter allen Umständen zu behaupten, selbst wenn er zu diesem Zwecke eine Schlacht wagen müsse.

Nicht minder fest indessen war der König entschlossen, die Festung wiederzugewinnen. Bereits am 22. Juli wurde die Stadt durch Cavalleriecorps von allen Seiten eingeschlossen und ihr die fernere Zufuhr abgeschnitten; am 2. August trafen bedeutende Belagerungsparks aus Breslau und Neiße ein und am 4. August erfolgte die Einschließung der Stadt durch ein aus 22 Bataillonen und 20 Escadrons bestehendes Belagerungscorps, zu dessen Leitung der König besonders den General Tauenzien aus Breslau berufen hatte; leider waren die Bataillone so schwach, daß die gesammte Infanterie nicht über 10,000 Mann zählte, also von geringerer Stärke war, als die Besatzung des Platzes. Ein beachtenswerther Umstand bei dieser denkwürdigen Belagerung war es, daß auch auf preußischer Seite ein Franzose, der Major Lefebvre, den Dienst als oberster Ingenieur that. Beide Franzosen hatten sich schon in früheren Zeiten in gelehrten Schriften bekämpft, jeder von ihnen mit gleicher Hartnäckigkeit die Richtigkeit seiner Theorien verfochten, die des Gegners angegriffen; es sollte ihnen nun die Gelegenheit werden, in der Praxis zu beweisen, wer von ihnen Recht habe und der Erfolg zeigte, daß, wie immer, die Dinge in der Wirklichkeit sich doch ganz anders gestalten, wie in Büchern und mathematischen Formeln.

Zunächst pflichtete indessen der König dem von seinem Ingenieur entworfenen Plane bei und in der Nacht vom 7. zum 8. August wurden die Laufgräben gegen das Jauernicker Fort eröffnet; durch einen Ausfall der Besatzung wurden jedoch am Tage die erst halb fertigen Arbeiten zum Theil wieder zerstört und mußten in der nächsten Nacht erneuert werden. Gleichzeitig wurden 5 Batterien fertig erbaut, die am 9. August ein furchtbares und den ganzen Tag anhaltendes Geschützfeuer auf die Stadt eröffneten, in welcher an mehreren Stellen Feuer ausbrach. —

Der schwerste Theil der Aufgabe für den König bestand indessen in der Nothwendigkeit, die Belagerungsarbeiten gegen einen plötzlichen Angriff des Feindes sicher zu stellen, bei der Nähe der großen Daun'schen Armee eine leicht zu befürchtende Gefahr. Bei der Stellung indessen, welche die preußische Armee nach dem glücklichen Gefechte von Burkersdorf und Leuthmannsdorf im Gebirge inne hatte, urtheilte der König ganz richtig, wenn er einen Angriff Daun's auf die Belagerung nur von Silberberg über Reichenbach her für möglich annahm und traf demgemäß seine Maßregeln. Die preußische Hauptarmee, unter dem Befehle des

Königs selbst blieb im Gebirge stehen und besetzte alle durch dasselbe führenden Pässe; der Prinz von Würtemberg wurde mit 9 Cavallerieregimentern in die Ebene nach Peiskersdorf und Peterswaldau, unweit Reichenbach, vorgesendet, um von dort aus die im Eulengebirge bei Silberberg stehenden Oesterreicher zu beobachten; General von Gablenz wurde in gleicher Absicht mit 5 Bataillonen und 10 Escadrons nach Landshut detachirt; auch sollte dieser General den Requisitionen, welche österreichische Streifcorps in jener Gegend vollstreckten, ein Ende machen.

Als die Anzeichen sich mehrten, daß die Oesterreicher über Reichenbach her einen Angriff auf das Belagerungscorps machen würden, ließ der König am 3. August dem Herzog von Bevern, welchen wir mit 14,000 Mann zuletzt in Oberschlesien verlassen haben, den Befehl zugehen, mit seinem Corps sich über Neiße der Armee zu nähern. Der dem Herzog zu Theil gewordene Auftrag, durch Einfälle in Mähren die Aufmerksamkeit des Grafen Daun auf sich zu ziehen und ihn zu Detachirungen dorthin zu verleiten, war demselben, wie bereits erwähnt, nicht sonderlich gelungen; in Folge der letzten Ereignisse hatte sich der Herzog sogar genöthigt gesehen, bis auf Cosel zurück zu gehen, während General Werner nach Leobschütz zurückgewichen war. Um so besser sollte es dem Herzog von Bevern jetzt glücken, die verlorene Gunst des Königs wiederzugewinnen. Nicht ohne die Gefahr, sich von dem Corps des Generals Beck von seiner Verbindung mit dem Könige abgedrängt zu sehen, erreichte der Herzog in zum Theil sehr anstrengenden Märschen über Neiße, Münsterberg, Nimptsch am 13. August Abends die Gegend von Reichenbach, woselbst er sein Corps auf den Höhen hinter dem Dorfe Peile ein Lager beziehen ließ.

In dieser Stellung sah sich der Herzog, welcher nach dem Abrücken des Generals Werner zur Armee des Königs kaum 7000 Mann stark war, von der ganzen österreichischen Macht, 47—48,000 Mann, unter dem Grafen Daun am Nachmittage des 16. August angegriffen. Mit vieler Standhaftigkeit und Ausdauer vertheidigte der Herzog, der mit Sicherheit auf Hilfe von Seiten des Königs rechnete, seine Stellung und achtete es selbst nicht, daß eine der österreichischen Colonnen seinen auf den Fischerberg gestützten linken Flügel völlig umging und dann die Stellung im Rücken angriff. Das Vertrauen sollte nicht getäuscht werden. Um 6 Uhr Abends erschien der König, welcher, um den Ereignissen näher zu sein, schon am 13. sein Hauptquartier nach Peterswaldau verlegt hatte, mit einer bedeutenden Truppenmasse in der linken Flanke der Oesterreicher; die an der Tête marschirende und sich rasch formirende Cavallerie warf sich mit Ungestüm auf die österreichischen Reiter und schlug dieselben völlig aus dem Felde, und als Graf Daun sich überzeugte, daß auch preußische Infanterie von Peterswaldau her im Anzuge sei, brach er das Gefecht ab und trat mit einem Verluste von 800 Mann an Todten und Verwundeten, sowie 300 Gefangenen den Rückzug an.

Am folgenden Tage blieben die beiderseitigen Truppen in ihren Stellungen einander gegenüber stehen; vergeblich jedoch erwartete der König die Wiederholung des Angriffs, schon in der nächsten Nacht zogen die Oesterreicher, ohne verfolgt zu werden, ab und nahmen eine neue

Stellung bei Wartha. Theile derselben blieben indessen im Gebirge bei Silberberg, das Corps des Generals Brentano bei Schönwalde stehen.

Der Feldmarschall Daun gab nach dem Verluste des Gefechts bei Reichenbach jeden ferneren Versuch auf, die Belagerung von Schweidnitz zu stören; er begnügte sich, in der Besorgniß, daß der König nach der Einnahme dieser Festung wohl noch daran denken könne, einen Einfall in Böhmen zu machen, durch Aufstellung eines Corps bei Trautenau dies zu verhindern.

Indessen die Einnahme von Schweidnitz verzögerte sich länger, als man erwartet hatte. Von beiden Seiten wurde der Kampf mit gleicher Geschicklichkeit und Ausdauer geführt; der Plan des preußischen Ingenieurs Lefebvre, die Festungswerke durch Minen in die Luft zu sprengen und so eine gangbare Bresche herzustellen, wurde durch die Aufmerksamkeit und Thätigkeit seines zum Mindesten eben so geschickten Gegners beständig vereitelt, und lange Zeit hindurch hatte der hier tief unter der Erde geführte Krieg keinen wesentlichen Erfolg. Lefebvre sah sich endlich dem Könige gegenüber zu dem Geständniß genöthigt, daß er mit seinen Mitteln zu Ende sei und ihm die weiteren Maßregeln anheim stellen müsse. Aber auch in der Festung war die Noth groß; denn neben dem unterirdischen Minenkriege fand unausgesetzt ein Kampf über der Erde statt und die schweren Geschütze des Belagerers setzten der Stadt hart zu und hatten bald ganze Straßen in Trümmer gelegt.

Schon am 28. August ließ General Guasco durch einen Parlamentair dem Könige die Uebergabe der Festung mit sämmtlichen Geschützen und Vorräthen gegen freien Abzug der Garnison antragen; die Unterhandlungen zerschlugen sich jedoch, weil der König darauf bestand, daß die Besatzung sich als kriegsgefangen ergeben solle. Am 13. September wurde dieser Antrag von dem österreichischen General mit dem Bemerken wiederholt, daß der König bei fortgesetzter Vertheidigung schließlich nur eine völlig zerstörte Festung und Stadt und in derselben ein Lazareth und leere Magazine erobern werde. Auch diesmal ließ der König eine abweisende Antwort ertheilen und bestand hartnäckig auf seiner Forderung; jedoch gab er zu bedenken, daß die Garnison auf keinen Entsatz zu rechnen habe und Graf Daun selbst von ihr nicht mehr verlangen würde, als was sie bereits geleistet. So dauerte denn der Kampf fort.

Ein zufälliges Ereigniß beschleunigte endlich den Fall der Festung. Am 8. October Mittags schlug eine Bombe aus einer der preußischen Batterien in ein Pulvermagazin des Jauernicker Forts, zündete die daselbst lagernden 11 Centner Pulver an und sprengte das Magazin derartig in die Luft, daß nicht allein die auf dem Wall befindlichen 5 Offiziere und 200 Mann getödtet, sondern auch die Bekleidungsmauer umgestürzt und so eine völlig gangbare Bresche hergestellt wurde.

General Guasco erkannte nunmehr die fernere Vertheidigung für unmöglich, verlangte am 9. October zu capituliren und übergab am 11. October Morgens die so lange und tapfer vertheidigte Festung. Die noch aus 3 Generalen, 17 Stabsoffizieren, 219 Offizieren und 8784 Mann bestehende Garnison ergab sich als kriegsgefangen, ungeheure Vor-

räthe an Geschützen, Munition, Pulver, Proviant und sonstigem Kriegsmaterial fielen in die Hände des Königs.

Wegen der bereits eingetretenen rauhen Witterung ließ Friedrich nicht allein das ganze Belagerungscorps, sondern auch den größten Theil der übrigen Truppen enge Quartiere in und um Schweidnitz beziehen; nur 26 Bataillone, 20 Escadrons und 48 Geschütze, über welche der König am 14. October dem Herzoge von Bevern den Oberbefehl ertheilte, blieben im Gebirge stehen.

Ein Corps von 20 Bataillonen, 55 Escadrons und 60 Geschützen mußte sich am 17. bei Hirschberg sammeln, um am 19. October unter Befehl des Generals Neuwied seinen Marsch nach Sachsen zur Unterstützung des Prinzen Heinrich anzutreten. Der König selbst, als er sich überzeugt hatte, daß auch die feindliche Armee sich anschickte, die Winterquartiere zu beziehen, überließ das Commando in Schlesien dem Herzoge von Bevern und reiste selbst nach Sachsen ab. Auch dort war inzwischen bereits die Entscheidung erfolgt und haben wir die Ereignisse daselbst kurz nachzuholen. —

Wir haben den Prinzen Heinrich am Schlusse des Feldzuges von 1761 in den Winterquartieren zwischen Meißen, Lommatsch, Mügeln und Döbeln, also beschränkt auf einen kleinen und noch dazu verarmten und ausgesogenen Theil Sachsens, verlassen. General von Seydlitz stand mit 4 Bataillonen und 12 Escadrons dicht bei Leipzig und versuchte, als das Corps des Generals von Platen zu seiner Unterstützung aus Pommern angelangt war, im Verein mit diesem schon im Anfange des Januar die Reichstruppen an der Saale und die Oesterreicher aus der Gegend von Altenburg zu vertreiben und so einen größeren und reicheren Landstrich zur besseren Verpflegung der preußischen Truppen, die in den von den Einwohnern fast ganz verlassenen Dörfern an allem Nöthigen Mangel litten, zu gewinnen. Dieser Versuch hatte indessen bei der großen Ueberlegenheit des Feindes nur einen sehr vorübergehenden Erfolg, der General sah sich sehr bald wieder in die Gegend zwischen Leipzig und Grimma zurückgedrängt und auch alle später wiederholten Versuche, sich weiter auszubreiten, scheiterten an dem nämlichen Umstande.

Die Oesterreicher hatten während des Winters mit großem Eifer daran gearbeitet, die schon von Natur sehr starke Stellung am linken Ufer der Mulde durch Verschanzungen zu verstärken. So befanden sich von der Mündung der Zschopau bis nach Döbeln hin 7 Redouten; die Höhen von Roßwein waren stark befestigt, hinter Nossen endlich ein Retranchement angelegt, in welchem 15 Bataillone Platz hatten und auch die Stellung bei Freiberg, welche der ganzen Linie als Hauptstützpunct dienen sollte, war durch viele Verschanzungen und durch das Verhauen des Spittelwaldes stark befestigt.

Als aber im Laufe des Monats April bedeutende Theile der österreichischen Streitkräfte von Sachsen nach Schlesien abrücken mußten und der österreichische Befehlshaber, Graf Serbelloni, demungeachtet die sehr weitläuftige Linie an der Mulde festhielt, glaubte Prinz Heinrich sich stark genug, um mit Erfolg einen Angriff auf die nunmehr nur unzulänglich

besetzte Stellung zu unternehmen. Am 11. Mai des Abends versammelten sich die dazu bestimmten Truppen, 21 Bataillone und 52 Escadrons stark, in 4 Colonnen, näherten sich während der Nacht auf verschiedenen Puncten in aller Stille der Mulde, und als sie bei Tagesanbruch gewahr wurden, daß der Feind die Schanzen verlassen, um in die Quartiere zurückzukehren, überschritten sie plötzlich den Fluß und setzten sich in den Besitz der Verschanzungen. Der Angriff glückte auf allen Puncten vollständig; überall wurden die Abtheilungen, welche aus den Quartieren herbei eilten, mit Verlust zurückgeschlagen; Oberst von Kleist überfiel selbst die Quartiere der österreichischen Reiter bei Greiffendorf, nahm einen Theil derselben gefangen und zerstreute den Rest; in größter Eile und Unordnung wichen die geschlagenen Abtheilungen auf Freiberg zurück.

Fünfundvierzig Offiziere, worunter 1 General und 1436 Mann, so wie 3 Geschütze und eine große werthvolle Bagage fiel in die Hände der Preußen, welche ihrerseits an diesem Tage nur 2 Offiziere und 61 Mann verloren. —

Bereits am 14. Mai wichen die Oesterreicher auch von Freiberg nach der festen Stellung bei Dippoldiswalde zurück und mit dem Eintreffen des Prinzen Heinrich in Freiberg sah sich somit der größte Theil der Reichsarmee, welcher in der Gegend von Chemnitz stand, völlig von den Oesterreichern getrennt. Prinz Stolberg, welcher den Oberbefehl über diese Reichstruppen führte, marschirte am 13. von Chemnitz nach Zschopau, konnte indessen durch diese Bewegung die Vereinigung nicht wieder erreichen.

Längere Zeit hindurch fiel nunmehr zwischen den beiden Hauptarmeen in Sachsen nichts von Bedeutung vor; die vielen stattfindenden Vorpostengefechte und anderweitigen Unternehmungen des kleinen Krieges können füglich hier mit Stillschweigen übergangen werden. Erst in der zweiten Hälfte des Monats Juli erhielt General von Seydlitz den Auftrag, die Reichsarmee aus Sachsen herauszudrängen. Er vollführte diesen Auftrag mit der ihm eigenen Geschicklichkeit und Entschlossenheit und bereits am 23. Juli sehen wir die eilig zurückweichenden Reichstruppen bei Hof, am 24. schon in einem festen Lager bei Baireuth stehen. Da ein Angriff auf dieses nicht thunlich erschien, das Seydlitz'sche Corps überdem darauf bedacht sein mußte, sich nicht allzuweit von der Armee des Prinzen Heinrich zu entfernen, so ließ General von Seydlitz den General von Belling mit einem schwachen Corps zur Beobachtung der Reichsarmee bei Zwickau stehen und wendete sich im Verein mit dem General von Kleist nach Böhmen, um dort die Magazine im Rücken der österreichischen Armee zu bedrohen.

Am 2. August jedoch stieß das preußische Corps in der Gegend von Teplitz auf überlegene feindliche Streitkräfte unter dem Fürsten von Löwenstein und vermochte trotz aller Tapferkeit, mit welcher es denselben angriff, nicht durchzudringen; mit einem Verluste von fast 600 Mann sah sich Seydlitz genöthigt, zurückzuweichen und in Folge eines Befehls vom Prinzen Heinrich wieder nach Sachsen zu marschiren; das Mißlingen der Expedition wird von Vielen der Unentschlossenheit des Generals von Seydlitz zugeschrieben, welcher dem Zureden des Generals von Kleist, die Verwir-

wieb und marschirte unter Zurücklassung aller bei seinem Corps befindlichen Freibataillone, so wie seiner schweren Geschütze, mit seinen übrigen Truppen zur Armee des Prinzen Heinrich ab.

So verstärkt, glaubte der Prinz den Versuch unternehmen zu können, durch einen Einfall in Böhmen den Feind um seinen Rückzug und seine Magazine besorgt zu machen und dadurch vielleicht zur völligen Räumung Sachsens zu bewegen. Während General von Platen am 2. November den noch immer bei Frauenstein lagernden Prinzen Stolberg beschäftigen und um seine linke Flanke besorgt machen mußte, rückte General von Kleist mit 4 Bataillonen und einer sehr zahlreichen leichten Reiterei über Sayda und Einsiedel in Böhmen ein, warf ein sich ihm entgegenstellendes Detachement österreichischer Husaren zurück und erreichte noch am 3. Brüx. Auch General Neuwied hatte, um die Aufmerksamkeit des Feindes von Böhmen abzuziehen, gegen den Tharandter Wald vorgehen und die Vorposten angreifen müssen. Er sowohl wie General von Platen gingen noch an demselben Abend in ihre Stellungen zurück; doch hatte diese Demonstration immerhin die Wirkung, daß das Corps des Prinzen Stolberg bis Altenberg, ein österreichisches Corps unter General Buttlar bis Dippoldiswalde zurückwich.

Die Expedition des Generals von Kleist vermochte zwar nicht, die Oesterreicher aus Sachsen hinwegzulocken; doch gelang es diesem General, am 4. November in Saatz ein großes Magazin von über 600,000 Gulden an Werth zu nehmen und zu zerstören. Nachdem er die ganze Umgegend mit beträchtlichen Requisitionen und Brandschatzungen heimgesucht, ging General von Kleist am 7. wieder nach Sachsen zurück und erreichte ohne Unfall Annaberg.

Am 6. November langte König Friedrich, welcher die Nachricht von dem glänzenden Siege seines Bruders auf der Reise von Schlesien nach Sachsen erhalten hatte, in Meißen an; am 9. besichtigte Friedrich das Schlachtfeld von Freiberg und ertheilte sowohl seinem Bruder, wie allen Generalen seines Heeres, ganz besonders Seydlitz, die schmeichelhaftesten Lobsprüche über ihr Verhalten in der Schlacht. Darauf ließ der König die sämmtlichen Truppen der Armee, außer den Vorposten, in Quartiere bei Freiberg, bei den Katzenhäusern und bei Meißen rücken; er schloß ganz richtig, daß die Oesterreicher, ohnehin des Krieges ebenso überdrüssig, wie er selbst, bei der vorgerückten Jahreszeit und bei den jetzt für die Preußen so viel günstigeren Verhältnissen die Ruhe ohne die dringendste Veranlassung nicht mehr stören würden.

In der That war man auch in Wien endlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß eine längere Fortsetzung des Krieges schwerlich zu dem Wiedererwerb Schlesiens führen werde. War es im Bunde mit Rußland und Frankreich, Schweden und dem Reiche nicht gelungen, den großen König zu besiegen, so mußte die Hoffnung dazu jetzt, nachdem Rußland und Schweden sich bereits ganz zurückgezogen hatten, Frankreich aber im Begriff stand, das Gleiche zu thun, völlig aufgegeben werden. Es gab leider nur einen Punct dabei, der die österreichische Regierung in die größte Verlegenheit setzte. Man hatte beim Beginn des Krieges den Fürsten des Reiches gegenüber die feierliche Verpflichtung übernommen, sie und alle

Reichsstände für alle während des Krieges entstandenen Kosten völlig schadlos zu halten; wie aber konnte es dem Wiener Hofe möglich werden, eine so kolossale Verpflichtung zu erfüllen, wenn man nicht als Sieger aus dem Kampfe hervorging und dem Besiegten die Kosten auferlegen konnte?

Unter diesen schwierigen Umständen war es der österreichischen Regierung ganz erwünscht, daß der König, seinerseits in der Absicht, die Reichsfürsten zu züchtigen und sie zur Neutralität zu zwingen, durch den General von Kleist einen Einfall in Franken ausführen ließ. Gelang es dem Könige, durch diese Maßregel die Reichsfürsten so zu schrecken, daß sie sich aus eigener Veranlassung vom Kriege zurückzogen, so war Oesterreich seiner lästigen Verpflichtung los und ledig und der Abschluß des Friedens fand keine weiteren Hindernisse.

Hierdurch allein erklärt es sich, daß man den Prinzen Stolberg so lange in Sachsen zu verweilen nöthigte, bis die Erlaubniß, zum Schutze des Reichs nach Franken aufzubrechen, von Wien aus eintraf, daß dann die befohlene Verstärkung seines Heeres durch österreichische Truppen derartig verzögert wurde, daß der Auftrag des Generals von Kleist bereits in der glänzendsten Weise vollzogen war, als der Prinz in forcirten Märschen durch Böhmen nach der Oberpfalz zog. Hierdurch erklärt es sich ferner, daß in einer am 27. November zu Wilsdruf geschlossenen Convention, welche die gegenseitigen Winterquartiere regelte und den Preußen dazu mit Ausnahme eines kleinen Theils südlich von Dresden und um Dresden herum fast ganz Sachsen anwies, von den Truppen des Reiches gar nicht die Rede war. Man wollte eben in der alten österreichischen Weise den bisherigen Bundesgenossen zu einem übereilten Schritte verleiten, um sich der eigenen Verpflichtung zu entledigen.

Das Unternehmen des Generals von Kleist glückte, wie eben erwähnt, vollständig. Derselbe rückte mit seinem Corps am 13. November von Chemnitz ab und marschirte in den folgenden Tagen über Zwickau, Plauen, Hof, Culmbach nach Thurnau, woselbst er am 19. eintraf. Am 20. wurde Bamberg besetzt und der Stadt selbst eine bedeutende Contribution auferlegt; auch mußten viele kleine Detachements, welche sich sämmtlich für die Avantgarde eines größeren Corps ausgaben, das ganze Land bis nach Würzburg hin durchstreifen und überall Contributionen und Geißeln eintreiben. Nur die Stadt Windheim wagte Widerstand zu leisten; aber bald waren die Thore von den Husaren und Dragonern gesprengt und eine mehrstündige Plünderung bestrafte die arme Stadt. Am 28. November brach General von Kleist mit Zurücklassung einer Besatzung von nur 300 Mann von Bamberg nach Nürnberg auf; auch diese Stadt wollte sich anfänglich widersetzen; als aber Geschütze gegen das Frauenthor aufgefahren wurden, öffnete sie dasselbe lieber gutwillig. Auch Nürnberg mußte eine schwere Summe bezahlen, auch hier wurde die ganze Umgegend in Schrecken gesetzt; aus dem Zeughause in Nürnberg wurden 12 metallene Kanonen und eine große Zahl Gewehre mitgenommen. Am 8. December trat General von Kleist mit reichen Schätzen, zahlreichen Geißeln für die Summen, welche man nicht gleich hatte aufbringen können, Geschützen u. s. w. den Rückmarsch an; am 10. langte er in Schleusingen an, und

rückte in den folgenden Tagen, ohne vom Feinde gehindert worden zu sein, über Ilmenau, Erfurt, Weimar nach Zeitz, woselbst das Corps am 21. die Winterquartiere bezog; an demselben Tage erreichte der zu Hilfe eilende Prinz Stolberg, allerdings zu spät, die Stadt Nürnberg. Uebrigens hatte dieser höchst ergiebige Streifzug auch den, vom Könige erwarteten und gewünschten Erfolg, daß in der That mehrere Fürsten und Städte des Reiches sofort ihre Truppen von der Reichsarmee abberiefen.

Die Feindseligkeiten hatten somit ihr Ende erreicht, die Truppen aller am Kriege Betheiligten bezogen die Winterquartiere, König Friedrich nahm sein Hauptquartier in Leipzig.

Auch auf dem nordwestlichen Kriegsschauplatze war es inzwischen bereits zur Einstellung der Feindseligkeiten gekommen, worauf demnächst der definitive Abschluß des Separatfriedens zwischen England und Frankreich erfolgte. Es bleibt uns noch übrig, in Kürze die hier vorgefallenen kriegerischen Ereignisse des Jahres 1762 zu erzählen.

Um diese indessen in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen, wird es zuvor nothwendig, für einen Augenblick auf die politische Stellung der auf diesem Theil des Kriegsschauplatzes zumeist betheiligten Mächte zurückzukommen.

In dem neuen englischen Ministerium, dessen Chef nur dem Namen nach der Graf von Egremont, in Wahrheit aber der allmächtige Günstling des Königs, Graf Bute war, wurde, wie bereits berichtet, der Krieg auf dem Continent seit längerer Zeit mit so mißgünstigen Augen angesehen, daß man schon im verflossenen Jahr dem Bundesgenossen die Zahlung der Subsidiengelder verweigert, dem eigenen Heere die nothwendigsten Mittel zur Ausrüstung und Completirung nur auf's Spärlichste bewilligt und so den Herzog von Braunschweig nicht unwesentlich in seinen Operationen gehemmt hatte.

Durch das zwischen Frankreich und Spanien am 15. August 1761 abgeschlossene Bündniß, den sogenannten bourbonischen Familienpact, *) sah sich die englische Regierung trotz ihrer Friedensliebe in die Nothwendigkeit versetzt, mit dem Beginn des neuen Jahres an Spanien den Krieg zu erklären und seinem von Spanien bedrohten Bundesgenossen Portugal durch englische Truppen, so wie durch Uebersendung geeigneter Führer **) und Instructeure für die völlig untaugliche portugiesische Armee zu Hilfe zu kommen. Die Aufmerksamkeit der englischen Regierung wurde durch diesen neuen Krieg noch mehr von dem Kriegsschauplatz im nordwestlichen Deutschland abgelenkt und immer zögernder und widerwilliger wurde von dem englischen Ministerium Alles behandelt, was die Aus-

*) Dieser Familienpact war ein Bündniß sämmtlicher regierenden Häuser bourbonischen Stammes, also von Frankreich, Spanien, Neapel und Parma; sie garantirten sich durch denselben für ewige Zeiten den gegenseitigen Besitzstand. Für ewige Zeiten!!

**) Führer und Organisator der portugiesischen Armee wurde Graf Wilhelm von Bückeburg, ein durch hohe kriegerische Eigenschaften ausgezeichneter General aus der Schule des Herzogs von Braunschweig. Er leitete die Kriegsereignisse in Portugal trotz der großen Ueberlegenheit der spanisch-französischen Heeresmacht mit großem Geschick und mit dem glücklichsten Erfolge.

rüstung und Ergänzung der Truppen, die Herbeischaffung der zur Fortsetzung des Krieges in Deutschland nothwendigen Mittel betraf.

In gänzlicher Verkennung der wahren Interessen des Landes unterhandelte das englische Cabinet schon längst mit dem französischen wegen des Abschlusses eines Separatfriedens; jedes in gleicher Weise bereit, die bisherigen Bundesgenossen ihrem Schicksale zu überlassen. Diese Verhandlungen wurden zwar vorläufig noch sorgsam vor dem Könige und dem Herzoge von Braunschweig verborgen gehalten, denn bei der noch immer in England herrschenden Stimmung des Volkes mußte die Regierung in große Verlegenheit zu gerathen fürchten, wenn der König von Preußen laut und öffentlich über das Verfahren seines Verbündeten Beschwerde führte; indessen auch diese Verheimlichung dauerte nicht lange an, und noch während beide Heere sich bekämpften, sehen wir einen englischen Gesandten in Paris, einen französischen in London ganz officiell um den Frieden unterhandeln.

Die Lage des Herzogs von Braunschweig war unter solchen Umständen eine äußerst schwierige; sie wurde noch mißlicher, als nach Abschluß des rasch vorübergehenden Bündnisses Preußens mit Rußland ernstlich davon die Rede war, eine russische Armee von 20,000 Mann, durch preußische Truppen verstärkt, zu der alliirten Armee stoßen zu lassen, ein Unternehmen, welches von England mit aller Bestimmtheit abgelehnt worden wäre, hätte es nicht die plötzliche Umgestaltung in Rußland schon im Keime erstickt.

So war der Herzog von Braunschweig auf allen Seiten von Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten umringt und konnte wohl mit Recht an einen vertrauten Freund schreiben: „Ich wünschte, daß ich endlich aus dieser verdammten Galeere befreit wäre.“ — Um so größeren Ruhm bringt es dem Herzoge, daß er gleichwohl unverzagt alle Pflichten seiner Stellung auf's Sorgfältigste erfüllte, alle Schwierigkeiten seiner Lage überwand und in dem Kampfe des Jahres 1762 Lorbeeren auf Lorbeeren zu erringen verstand.

Hierbei kam dem Herzoge allerdings ein glücklicher Umstand zu Hilfe. Marschall Broglio, der einzige französische General, der bisher mit Erfolg dem Herzoge von Braunschweig entgegenzutreten vermocht hatte, war beim Hofe in Ungnade gefallen. Den Intriguen seines von der Pompadour begünstigten Gegners, des Prinzen von Soubise, gelang es, sich selbst den Oberbefehl über das Heer zu verschaffen; ein vom Marschall eingereichtes Memoire, in welchem er die Unfähigkeit des Prinzen klar bewies, hatte keine andere Folge, als daß er mit seinem Bruder auf seine Güter in der Normandie verwiesen wurde. Dagegen entblödete man sich nicht, den von Broglio entworfenen Operationsplan anzunehmen. Frankreich sollte bald die schweren Folgen dieses Verfahrens gewahr werden. —

Nach diesem Operationsplan sollte wiederum das französische Heer von zwei Seiten aus zum Angriff vorgehen. Das Hauptheer, 100,000 Mann unter dem Doppelbefehl des Prinzen Soubise und des Marschalls d'Etrées sollte von Hessen aus in der Richtung auf Paderborn und Bielefeld vordringen, den Herzog von Braunschweig zurückdrängen und demnächst durch eine geeignete Aufstellung die Belagerung von Lippstadt decken, welche

Belagerung dem vom Niederrhein in Westphalen eindringenden Prinzen Condé mit 45,000 Mann übertragen wurde. Sobald Lippstadt gefallen, wollte man mit Condé vereinigt auf Minden marschiren und hier den Herzog zur entscheidenden Schlacht nöthigen.

Dieser Letztere hatte indessen sehr bald vollständige Kenntniß von dem Plan seiner Gegner erhalten und zur Vereitelung desselben den Entschluß gefaßt, selbst angriffsweise zu Werke zu gehen. Der Herzog selbst wollte mit der Hauptarmee auf dem linken Ufer der Weser in Hessen eindringen und die französische Armee von dort nach dem Main zurückdrängen, während der Erbprinz mit einem gesonderten Corps Westphalen gegen die Angriffe des Prinzen Condé zu decken bestimmt war.

Der vortrefflich angelegte Plan des Herzogs wurde mit der größten Genauigkeit von Seiten der Heerführer, mit der größten Tapferkeit von Seiten der Truppen ausgeführt und eine siegreiche Schlacht, ein glückliches Gefecht folgte in diesem Feldzuge dem anderen.

Nachdem in der Mitte des Monats April der Erbprinz mit einem kleinen Corps von Münster aus ganz unerwartet vor der Festung Arnsberg erschienen war und sich nach kurzer Beschießung in den Besitz derselben gesetzt, dadurch aber die kürzeste Verbindung zwischen beiden französischen Heeren vernichtet hatte, versammelte der Herzog in den ersten Tagen des Juni seine Armee in der Gegend von Brakel und überschritt am 24. Juni in sieben Colonnen den Diemel-Fluß, in der Richtung auf Cassel vorgehend. Das französische Hauptheer, welches bei Wilhelmsthal unweit Cassel lagerte, wurde durch den Angriff völlig überrascht. Vergeblich opferten sich die besten Regimenter des französischen Heeres, die Grenadiers royaux und de France, die Regimenter Aquitanien und Poitou auf, um dem auf beiden Flanken umgangenen Heere den Sieg zu erringen; ihre Tapferkeit vermochte nur dem geschlagenen Heere den Rückzug zu erkämpfen und mit einem Verluste von 1500 Todten und Verwundeten, etwa 4000 Gefangenen, 3 Kanonen und 7 Fahnen wich die französische Armee in Unordnung bis hinter die Verschanzungen des Kratzenberges bei Cassel zurück. Der Verlust der Alliirten in der Schlacht von Wilhelmsthal betrug nur 486 Mann an Todten und Verwundeten; der hauptsächlichste Vortheil aber, welchen sie durch diese glückliche Schlacht erreichten, bestand darin, daß sogleich beim Beginn der Feindseligkeiten die geringe Thatkraft der beiden feindlichen Heerführer, die Zuversicht der französischen Offiziere und Soldaten in demselben Maße sanken, wie sie in der Armee des Herzogs von Braunschweig gehoben wurden.

Aber durch die Stellung des Herzogs bei Cassel sahen die französischen Marschälle ihre Verbindung mit dem Main, von woher sie die Subsistenzmittel für die Armee bezogen, auf's Aeußerste gefährdet. Anstatt den unter solchen Umständen einzig richtigen Entschluß zu fassen und durch einen kräftigen Angriff den Herzog von Braunschweig über die Diemel zurückzuwerfen, begnügten sich die Marschälle, die Stellung hinter der Fulda so stark zu verschanzen, daß dieselbe bald unangreifbar erschien, und unternahmen gegen den Herzog nichts weiter, als eine schlecht angelegte und daher auch mißlingende Demonstration auf Hannover, welche Prinz Xaver

von Sachsen ausführen mußte, um dadurch den Herzog für diese Residenz besorgt zu machen und zum Aufgeben seiner Stellung zu nöthigen.

Um so größere Thätigkeit entwickelte dagegen die alliirte Armee; eine Reihe von glücklichen Gefechten und Unternehmungen des kleinen Krieges erhöhte nicht allein von Tage zu Tage die moralische Ueberlegenheit der Armee über ihre Gegner, und verschaffte derselben bedeutende materielle Vortheile durch Wegnahme von Magazinen, Eroberung von werthvoller Bagage u. s. w., bei welchen Gelegenheiten sich ganz besonders die Husaren des Oberstlieutenants von Riedesel hervorthaten; sondern sie brachten auch das französische Heer mehr und mehr in die Lage, seine Verbindungen mit Marburg und Gießen, woselbst sich bedeutende Magazine befanden, unterbrochen zu sehen. Wir müssen uns des Raumes halber versagen, auf diese kriegerischen Ereignisse hier näher einzugehen.

Schon im Anfange des Monats Juli baten die Marschälle ihre Regierung um die Genehmigung zu einer rückgängigen Bewegung nach dem Main zu; statt derselben traf indessen der bestimmte Befehl ein, um jeden Preis sich in Hessen zu halten; eine Aufgabe, deren Lösung von Tage zu Tage bedenklicher wurde.

Nachdem schon am 30. Juni Lord Granby den französischen General Rochambeau bei Homberg angegriffen, geschlagen und über die Fulda zurückgedrängt hatte, wodurch die bedeutenden Magazine in Rothenburg in die Hände der Alliirten fielen, wurde am 23. Juli das Corps des Prinzen Xaver von Sachsen in der für unangreifbar gehaltenen Stellung bei Lutternberg, hinter der Fulda zwischen Cassel und Münden, mit bedeutenden Verlusten in die Flucht geschlagen; ebenso gelang es dem Prinzen Friedrich von Braunschweig, die Franzosen aus ihrem festen Lager am Kratzenberge bei Cassel ohne ernstlichen Kampf mit dem Verluste vieler Gefangenen zu vertreiben und somit sahen sich die französischen Marschälle völlig hinter die Fulda zurückgedrängt und ihre Verbindung mit dem Main und dem Heere des Prinzen Condé am Niederrhein gestört. Nur 8 Bataillone blieben als Besatzung in Cassel zurück; Prinz Friedrich aber zerstörte, so gut es in der Eile gehen wollte, die vortrefflich angelegten Verschanzungen auf der Westseite der Stadt.

Sich mit dem Heere des Prinzen Condé zu vereinigen, war nunmehr das hauptsächliche Bestreben der französischen Marschälle; nur so konnten die erlittenen Nachtheile wieder gut gemacht werden. Prinz Condé erhielt daher den Befehl, in Eilmärschen nach Hessen zu rücken, sah sich aber an dieser Bewegung durch den Erbprinzen von Braunschweig aufgehalten. Dieser Prinz griff am 30. August das Heer Condé's trotz dessen großer Ueberlegenheit in der Gegend von Friedberg, südlich von Gießen, an, errang zwar anfänglich Vortheile, wurde aber schließlich doch mit bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen und selbst schwer verwundet.

Nach diesem unglücklichen Gefechte sah sich der Herzog fernerhin außer Stande, die Vereinigung des Condé'schen Heeres mit der großen französischen Armee, welche sich genöthigt gesehen hatte, Cassel ganz zu verlassen und sich über Hersfeld und Fulda nach dem Main zurückzuziehen, zu verhindern; dieselbe erfolgte am Tage nach dem Gefechte bei Friedberg und somit sahen sich die französischen Marschälle an der Spitze

so überlegener Streitkräfte, daß sie nunmehr ernstlich daran denken konnten, die Offensive wieder zu ergreifen, und zwar zunächst das inzwischen vom Prinzen Friedrich von Braunschweig eingeschlossene Cassel zu befreien.

Als das französische Heer sich hierzu in den ersten Tagen des September in Bewegung setzte, sah sich der Herzog von Braunschweig zum ersten Male in diesem Feldzuge in die Nothwendigkeit versetzt, eine rückgängige Bewegung zu machen, da er befürchten mußte, durch die Franzosen von Cassel abgedrängt zu werden. Er führte daher die alliirte Armee, nachdem er das Corps des Erbprinzen mit derselben vereinigt, in eine sehr günstige Stellung hinter der Ohm zurück, und sah sich in derselben am 21. September von den Franzosen mit großer Heftigkeit angegriffen. Den ganzen Tag lang wogte der Kampf um den Uebergang über den Ohm-Fluß bei dem festen Schlosse Amöneburg, ohne daß die Franzosen, welche nach und nach ihre gesammte Infanterie zum Angriffe auf die Brücke verwendeten, dieselbe zu erobern im Stande waren. Bei den fortgesetzten Angriffen auf die Brücke und das Schloß verloren sie gegen 2000 Mann an Todten und Verwundeten, da sie alle Angriffe unter dem wirksamsten Geschützfeuer unternehmen mußten. Aber auch die alliirte Armee erlitt in dem hartnäckigen Kampfe schwere Verluste; auch sie hatte im Laufe des blutigen Tages allmählich ihre ganze Infanterie zur Besatzung einer Redoute verwenden müssen, von welcher wesentlich der Besitz der Brücke abhing. Erst die Dunkelheit machte dem Blutvergießen ein Ende. Das Städtchen und Schloß Amöneburg, welches den ganzen Tag über aus 30 schweren Geschützen beschossen worden, und dessen nur 600 Mann starke Besatzung unter dem tapferen Capitain Kruse die wiederholten Stürme von 15 feindlichen Bataillonen abgeschlagen hatte, capitulirte am anderen Morgen; doch blieb die alliirte Armee im Besitz aller Uebergänge über die Ohm und versperrte so nach wie vor den Franzosen den Weg nach Cassel.

Indessen die Feindseligkeiten sollten nunmehr auch auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes ihr Ende erreicht haben. Bereits waren die heimlich zwischen England und Frankreich gepflogenen Friedensverhandlungen so weit gediehen, daß kriegerische Ereignisse von entscheidender Wichtigkeit, sei es auf welcher Seite es wolle, den Abschluß der Verhandlungen nur erschweren und verzögern konnten. Entblödete sich doch die englische Regierung nicht, die Selbstsucht ihrer Politik so weit zu treiben, daß sie durch ihren heimlichen Gesandten in Paris nachdrücklichst vorstellen ließ, wie bei der Unthätigkeit der französischen Marschälle die alliirte Armee, also das eigene Heer, nothwendiger Weise Erfolge erringen müsse, welche den Abschluß des Friedens leicht in Frage stellen dürften. Bald werden wir diese Treulosigkeit des englischen Ministeriums gegen den eigenen Bundesgenossen noch deutlicher erkennen.

Die Stellung des Herzogs von Braunschweig hinter der Ohm war eine so starke und zugleich so günstig ausgewählte, daß sie einen Angriff auf die Front derselben, wie die Marschälle bereits zu ihrem Schaden erfahren, nicht rathsam erscheinen ließ, daß in derselben aber auch zu jeder Zeit die Armee sich rasch und leicht nach jedem der Flügel concentriren konnte, wenn die Franzosen es unternehmen sollten, einen derselben mit

Uebermacht anzugreifen. Indessen die ohnehin niemals groß gewesene Unternehmungslust des Prinzen Soubise war gegenwärtig, wo man jeden Augenblick den Abschluß des Friedens erwarten durfte, völlig auf Null herabgesunken; zu einem energischen Angriffe fand man französischerseits die Thatkraft nicht mehr und überließ so Cassel, welche Stadt vom Prinzen Friedrich von Braunschweig eng eingeschlossen und seit dem 16. October förmlich belagert wurde, seinem Schicksale.

Dies konnte bei solcher Unthätigkeit der französischen Hauptarmee nicht lange zweifelhaft sein. Der in Cassel commandirende Oberst Diesbach sah sich, mehr durch den bald in der Stadt überhand nehmenden Mangel und durch die dringenden Bitten der hessischen Regierung, als durch die Fortschritte der Belagerer, bereits am 1. November zur Capitulation genöthigt, da er auf Hilfe von außen nicht rechnen konnte. Es war das letzte kriegerische Ereigniß von Bedeutung.

Wenige Tage später wurde dem Herzog von Braunschweig von den französischen Marschällen mitgetheilt, daß die Friedenspräliminarien zwischen England und Frankreich abgeschlossen seien. Am 15. November wurde zwischen beiden Heeren eine Waffenruhe vereinbart; unmittelbar darauf begannen die Truppen die Winterquartiere zu beziehen. Der definitive Abschluß des Friedens, dessen Bedingungen bisher nur zwischen den Bevollmächtigten von England, Frankreich und Spanien festgestellt waren, wurde bis zu dem Zeitpunkt verschoben, wo auch die Streitigkeiten zwischen Preußen und seinen Gegnern ausgeglichen sein würden; bevor wir aber zu der Schilderung dieses allgemeinen Friedensabschlusses übergehen können, bleibt uns noch zu beschreiben, in welcher selbstsüchtigen, nur auf den eigenen Vortheil Bedacht nehmenden Art und Weise die englische Regierung abermals den König im Stich ließ. Obgleich in den zwischen England und Preußen geschlossenen Verträgen ausdrücklich festgesetzt war, daß kein Theil ohne Zuziehung des anderen weder Frieden noch Waffenstillstand schließen solle, obgleich beide Mächte sich gegenseitig feierlich alle ihre Besitzungen gewährleistet hatten, zögerte England dennoch keinen Augenblick, allen diesen Verträgen zum Hohn Friedrich's Interessen dem eigenen Wohle aufzuopfern. Lord Bute schloß die Friedensbedingungen nicht allein ohne Zuziehung des Königs ab, wogegen Friedrich durch seinen Gesandten in London als gegen einen offenen Verrath feierlich protestiren ließ; er trieb die Treulosigkeit sogar so weit, daß er in den Präliminarien mit der französischen Regierung zwar feststellte, daß die französischen Truppen die rheinischen Besitzungen des Königs zu räumen verpflichtet seien, ihnen hierzu aber keine Frist gestellt wurde.

In Folge dieses unredlichen Benehmens sah sich der König zu derselben Zeit, wo die englischen Truppen bereits Anstalten trafen, den Continent zu verlassen, wo die Franzosen nach und nach alle Gebiete des deutschen Reiches zu räumen begannen, während die hannöverschen, hessischen, braunschweigischen Truppen in ihre Länder zurückkehrten, in die Nothwendigkeit versetzt, zum Schutze seines treulos preisgegebenen Eigenthums noch kriegerische Vorkehrungen zu treffen. In der That erschienen diese rheinischen Besitzungen Preußens bedroht genug, denn die in den österreichischen Niederlanden stehenden Kaiserlichen Truppen unter Befehl

des Generals Pisa versammelten sich bei Roermonde, etwa 3000 Mann stark, um sich in den Besitz von Wesel, Cleve und Geldern zu setzen, und sich dieser Länder bei den bevorstehenden Friedensverhandlungen als Aequivalent zu bedienen, sobald die Räumung derselben durch die Franzosen erfolgt wäre. Diese Letzteren aber schienen gar nicht abgeneigt zu sein, die festen Plätze Preußens am Rhein in die Hände der Kaiserlichen zu liefern.

Dem aber mußte unter allen Umständen vorgebeugt werden. So schickte denn der König auf Anrathen des Herzogs von Braunschweig vertraute und zuverlässige Männer nach Wesel und Geldern, welche insgeheim die Bürgerschaft dieser Städte verpflichten mußten, sich nach dem Abzuge der Franzosen sofort zu bewaffnen und ihre Thore keinen anderen als den preußischen Truppen zu öffnen. Um aber im geeigneten Augenblick rasch genug bei der Hand zu sein, wurden alle bei der alliirten Armee befindlichen preußischen Truppen unter Befehl des Obersten Bauer in der Gegend von Münster und Hamm concentrirt und durch 2—3000 Mann, welche der Herzog von Braunschweig persönlich angeworben hatte und jetzt dem König überließ, sowie durch Theile der Garnison von Magdeburg verstärkt.

Absichtlich verzögerten die Franzosen unter allerlei nichtigen Vorwänden ihren Abmarsch, augenscheinlich nur in der Absicht, die Festung den Oesterreichern, welche bereits Truppen in jene Gegend detachirten, zu übergeben. Schon drohte von Neuem hier die Fackel des Krieges aufzulodern, als es endlich am 20. Januar 1763 dem Obersten Bauer gelang, mit dem die französischen Truppen am Niederrhein commandirenden General Montenard einen Vertrag abzuschließen, der den Preußen den Besitz der Festungen wenigstens indirect sicherte und die Franzosen verpflichtete, das von ihnen besetzte Gebiet zu räumen, sobald es die Jahreszeit gestattete. Gleichzeitig wurde durch die in London geführten diplomatischen Verhandlungen die englische und französische Regierung verpflichtet, dem Könige von Preußen den Besitz seiner Länder am Rhein zu garantiren, wogegen König Friedrich die Neutralität der österreichischen Niederlande anzuerkennen versprach; erst der allgemeine Friedensschluß regelte indessen auch diese schwierigen Verhältnisse in bindender Weise.

Der Unwille König Friedrich's über das unredliche und wenig ehrenhafte Benehmen Englands war ebenso groß als gerechtfertigt und erzeugte in ihm eine so tief gehende Mißstimmung gegen dieses Land, daß sie ihn sein ganzes Leben nicht wieder verließ. Daß der König die Fehler, welche jene treulose Regierung verschuldet, dem ganzen englischen Volke zur Last legte und seine Abneigung auch auf dieses übertrug, bleibt dagegen beklagenswerth.

In sehr deutlicher und offenherziger Weise spricht der König seine Entrüstung über Englands Benehmen in seinem vertrauten, höchst interessanten Briefwechsel mit der feingebildeten und den König hoch verehrenden Herzogin von Gotha aus. Unter Anderem schreibt er derselben aus Leipzig, am 6. December:

> „Die Herren Engländer verrathen mich nun vollends; der arme Herr Mitchell ist vom Schlage gerührt worden, es ist dies ein

entsetzlicher Umstand; allein ich werde nicht mehr darüber sprechen", u. s. w.

Als die Herzogin, eine Schwägerin der Prinzessin von Wales, den Versuch macht, die englische Regierung gegen die Vorwürfe des Königs in Schutz zu nehmen, antwortet ihr Friedrich bereits am 11. December:

. . . . „Um Ihnen eine Vorstellung von meiner Lage England gegenüber zu geben, so werden Sie wissen, Madam, daß unsere Verträge sehr verschieden sind von dem Benehmen, welches das britische Ministerium gegenwärtig gegen mich beobachtet. Es war darin bestimmt, daß weder Friede, noch Waffenstillstand ohne Zustimmung seiner Verbündeten gemacht werden sollte. Das Uebrige betraf eine feierliche und gegenseitige Gewährleistung aller unserer Besitzungen. Ich bin der Einzige von den Verbündeten Englands, dessen Interessen es aufopfert; denn die Franzosen sind im Begriff, sich in den Besitz des Herzogthums Cleve zu setzen und Herr Bute unterhandelt nach allen Seiten hin, um mir Feinde zu erwecken und mich zu einem erniedrigenden und nachtheiligen Frieden zu zwingen. Sie würden der Prinzessin von Wales nicht so herbe Wahrheiten sagen können, ohne daß sie sich dadurch verletzt fühlen dürfte; deshalb halte ich es für das Beste, nicht davon zu sprechen*), um so mehr, als die Interessen Deutschlands und der protestantischen Religion Argumente sind, auf welche der verwünschte Bute nichts giebt. Er hat sogar erklärt: man müsse als Grundsatz aufstellen, daß England bei jeder Gelegenheit seine Alliirten den Nationalinteressen aufopfern müsse. Was bleibt uns, Madam, nach diesem noch zu sagen übrig, außer: daß ein Verräther, welcher auf die Gefühle der Ehre und Rechtschaffenheit Verzicht leistet, Treulosigkeiten ohne zu erröthen unter dem Schutze der Ungestraftheit, welche ihm sein Amt verleiht, begehen kann." —

Vernichtender und treffender als durch diese Worte konnte in der That das Benehmen Englands nicht verurtheilt werden. —

§. 21.

Der Friedensschluß von Hubertsburg.

Mit der Einstellung der Feindseligkeiten am Rhein schwand für Oesterreich und seine Bundesgenossen im Reich der letzte Schimmer von Hoffnung, den Krieg gegen den großen König zu einem glücklichen Ausgange führen zu können.

*) Die Herzogin hatte sich angeboten, die Vermittlerin zwischen dem Könige und der englischen Regierung zu sein, der König hatte diesen Antrag erst abgelehnt, um die von ihm hochgeschätzte Freundin nicht mit ihren Verwandten zu entzweien. Später ging der König darauf ein; indessen dürfte er den Abschluß eines vortheilhaften Friedens wohl weniger der Einwirkung der Herzogin, als seinem energischen und klugen Auftreten zu danken haben.

Nicht weniger erschreckt durch den bereits geschilderten Streifzug des Generals von Kleist bis nach Nürnberg, wie durch das Zurückweichen der Franzosen über den Rhein, beeilten sich die Fürsten und Stände des Reichs nunmehr, ihren Frieden mit dem unbesiegbaren Preußenkönige, so gut es gehen wollte, und ohne Rücksicht auf Oesterreich, zu schließen. Die ersten Fürsten, welche, ohne auf den Widerspruch der Reichsgenerale zu achten, ihre Truppen von der Reichsarmee abriefen und den König förmlich um Frieden baten, waren die Kurfürsten von Baiern und von der Pfalz; ihnen folgte in kurzer Zeit der Kurfürst von Mainz, die Bischöfe von Würzburg, Bamberg und viele Andere; Oesterreich stand mit dem neuen Jahre allein und verlassen dem Könige gegenüber.

Wir haben indessen bereits erwähnt, daß man in Wien diesen Abfall der Bundesgenossen gar nicht ungern sah; die Hoffnung auf Sieg war auch hier längst aufgegeben und durch den Rücktritt der Reichsstände vom Kriege war man wenigstens der drückenden Verpflichtung überhoben, dieselben für die gehabten Kriegskosten entschädigen zu müssen. Dem Abschlusse des Friedenswerkes stand nunmehr nichts im Wege. —

Der edle Kurprinz von Sachsen, der mit tiefem Schmerze schon längst das tiefe Elend beklagt hatte, welches der unselige Krieg über sein heimathliches Land gebracht, war es, welcher das Vermittleramt bei König Friedrich übernahm; er fand denselben, wie erwähnt, gern bereit, auf ehrenvolle Weise den Krieg zu beschließen. So trat denn bereits im December 1762 auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg ein Friedenscongreß zusammen, zu welchem von preußischer Seite der Cabinetsrath von Herzberg, von Oesterreich der Kaiserliche Hofrath von Callenbach, von Sachsen der Geheimrath Fritsch entsendet wurde.

Noch einmal versuchte der Habsburgische Familienstolz, mit unangemessenen Ansprüchen das Recht des Königs von Preußen zu schmälern. Oesterreich forderte, daß der König ihm die Grafschaft Glatz, zur Zeit allerdings im Besitz österreichischer Truppen, überlasse, sowie, daß er sich verpflichte, die im Besitze einer Seitenlinie des Hohenzollern'schen Hauses befindlichen Fürstenthümer Anspach und Baireuth nicht mit dem in Preußen regierenden Herrscherhause zu vereinigen, falls der Mannesstamm in der ersteren Linie aussterben sollte.

Aber diese kläglichen Versuche, aus dem erlittenen Schiffbruche noch zu retten, was irgend möglich sei, und der ferneren Machtentwickelung des preußischen Königshauses hindernd in den Weg zu treten, scheiterten an der unerschütterlichen Festigkeit des großen Königs. Verzichtete derselbe zwar darauf, in sieben blutigen und für ihn siegreichen Feldzügen fernere Eroberungen zu machen, so war er doch andererseits nicht gesonnen, von seinen Ländern auch nur ein Dorf abzutreten, seine wohlerworbenen Rechte auch nur im Geringsten schmälern zu lassen. Oesterreich mußte sich dem festen Willen des Königs fügen und so wurde denn am 15. Februar 1763 zu Hubertsburg der Frieden zwischen Preußen, Oesterreich und Sachsen unterzeichnet.

Im Wesentlichen waren demselben die Friedensschlüsse von Breslau, 1742, und von Berlin, 1745, welche die beiden ersten schlesischen Kriege

beendet hatten, zu Grunde gelegt. Die wichtigsten Punkte des Friedensvertrages waren folgende:

Beide Theile (Preußen und Oesterreich) entsagten gegenseitig allen Ansprüchen auf die Staaten und Besitzungen des Anderen; demnach blieb also der König im unbestrittenen Besitz der ihm 1742 und 1745 von Oesterreich abgetretenen Gebietstheile.

Die Grafschaft Glatz mit der Festung gleichen Namens wurde von Oesterreich an Preußen zurückgegeben; die Räumung aller fremden Gebietstheile sollte gegenseitig innerhalb 21 Tagen erfolgt sein.

Oesterreich garantirte dem Könige von Preußen seine sämmtlichen Länder; dieser dagegen der Kaiserin ihre deutschen Besitzungen.

Oesterreich willigte in die Auslieferung der Festungen Wesel und Geldern an Preußen und erkannte die geschlossene Convention über die Nachfolge Preußens in Jülich*) an, wogegen der König alle Verleihungen von Pfründen und Beneficien, welche während des Krieges von Seiten der Kaiserin in Cleve und Geldern gemacht worden waren, bestätigte.

Das Reich wurde mit in den Frieden eingeschlossen.

Endlich verpflichtete sich der König in einem geheimen Artikel, dem Erzherzoge Joseph, späteren Kaiser Joseph II., bei der bevorstehenden Kaiserwahl seine Stimme als Kurfürst des Reiches zu geben.

Mit dem Könige von Polen und Kurfürsten von Sachsen, welcher sein Land während des ganzen Krieges nicht gesehen und sich in Warschau allen von ihm so hoch geschätzten sinnlichen Genüssen hingegeben hatte, wurde ein besonderer Friedensvertrag abgeschlossen, im Wesentlichen auf der Grundlage des Friedens von Dresden**).

König Friedrich gab in diesem Friedensvertrage Sachsen seinem Herrscher wieder zurück und versprach, das Land so bald es irgend thunlich sei, von seinen Truppen zu räumen; auch wurde dem Kurfürsten wegen seines Verhältnisses zu Polen der freie Durchmarsch für seine Truppen durch Schlesien nach Polen gestattet.

Wenige Tage vor dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens, am 10. Februar 1763, war auch der Frieden zwischen England und Portugal einerseits, Frankreich und Spanien andererseits, ratificirt worden; Vortheil aus demselben zog nur allein England, obgleich Frankreich sich noch immerhin Glück wünschen konnte, in dem englischen Premierminister einen so wohlwollenden Feind gefunden zu haben, daß es einen großen Theil seiner verloren gegangenen Besitzungen in West- und Ostindien zurück erhielt. Dennoch waren die Verluste Frankreichs ansehnlich genug. Es mußte ganz Neu-Schottland und seine sämmtlichen Besitzungen in Canada, die

*) Siehe den Streit über die Jülich-Cleve'sche Erbschaft, in Folge der zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg im Jahre 1666 geschlossenen Erbverbrüderung.

**) Der Frieden von Dresden, geschlossen am 25. December 1745, beendete den zweiten schlesischen Krieg und stellte die Bedingungen des Friedens zwischen Preußen und Sachsen fest.

Insel Cap Breton, alle Inseln, Küsten und Ufer des St. Lorenz-Stroms und Golfs, die Inseln Grenada, St. Vincent, Dominique und viele andere an England abtreten, und sich verpflichten, die hannöverschen, hessischen und Lippe-Bückeburgischen Länder in demselben Zustande wieder zurückzugeben, wie sie vor der Eroberung waren.

So war der unheilvolle Krieg, welcher sieben Jahre lang die Völker in Schrecken gesetzt und unabsehbares Elend über die Länder gebracht, welcher Hunderttausenden von Menschen das Leben gekostet und den Wohlstand ganzer Länder auf lange Jahre vernichtet, Handel und Gewerbe gänzlich zu Grunde gerichtet hatte, denn geschlossen, ohne daß der Territorialbesitz der an dem Kriege betheiligten Staaten im Wesentlichen verändert worden war.

Dagegen hatten alle an dem Kriege betheiligten Länder in materieller Beziehung unendlich gelitten. Nach einer ungefähren Berechnung betrugen die von der Krone Frankreich allein aufgewendeten Kriegskosten nicht weniger als 677 Millionen Francs, eine zu jener Zeit ungeheure Geldsumme, wenn man bedenkt, daß die ganze Jahreseinnahme des Königreichs damals nur 307 Millionen betrug. Berechnet man dabei die ungeheuren Verluste, welche der gänzlich vernichtete französische Handel erlitten, so erscheint die Aeußerung Voltaires völlig gerechtfertigt:

> „Frankreich war durch seine Verbindung mit Oesterreich in sechs Jahren mehr an Geld und Menschen erschöpft worden, als durch alle Kriege gegen Oesterreich in einem Zeitraum von 200 Jahren."

Nicht weniger traurig sah es in den deutschen Ländern, ganz besonders in den vom Kriege unmittelbar berührten, aus. Ganze Provinzen waren verheert und zu Einöden gemacht worden; in vielen sonst fruchtbaren Gegenden sah man kaum noch Spuren davon, daß die Felder früher bebaut gewesen. Dabei fehlte es an Saatgetreide, an Vieh, ja in manchen sonst dicht bevölkerten Gegenden an Menschenhänden zu den nöthigen Arbeiten; war es doch nichts Ungewöhnliches, Weiber und Mädchen hinterm Pfluge gehen und die schwersten ländlichen Arbeiten verrichten zu sehen; kam es doch vor, daß ein Offizier in einer früher sonst wohlhabenden Gegend Hessens durch sieben Dörfer ritt und erst in dem letzten einen Menschen vorfand.

Am schrecklichsten hatte wohl das reiche, blühende Sachsen gelitten. Sieben schreckliche Jahre lang war es nicht allein von zahlreichen Heeren aller Theile besetzt gewesen und hatte dieselben ernähren müssen, wobei Freund und Feind gleichmäßig schonungslos gegen das arme Land verfahren; sondern zahllose und immer wieder sich erneuernde Lieferungen an Geld und Material aller Art hatten die Kräfte des armen Landes auf's Aeußerste erschöpft. Hauptsächlich aus Sachsen bezog König Friedrich während des ganzen Krieges die Subsistenzmittel für sein Heer und die eigene bittere Noth zwang den König, dessen Herz gewiß die Leiden des Volkes mitfühlte, zu den härtesten Maßregeln, zu der unerbittlichsten Strenge gegen dasselbe. Verschonte doch der König bei diesem Verfahren, gewiß schweren Herzens, nicht die eigenen besten Freunde. So schreibt Friedrich an die Herzogin von Gotha, als diese ihn um Erlaß der in ihren und den Weimar'schen Ländern ausgeschriebenen Kriegscontributionen gebeten:

„Hundertmal fällt mir jener Brief Heinrich's IV. ein, in welchem er einem seiner Freunde schreibt, er möge ihm Geld verschaffen, da sein Wamms zerrissen sei, er weder Sattel noch Pferd habe und seine Dienerschaft Geld von ihm verlange, ohne daß er wisse, woher er es nehmen solle. Man versteht dergleichen Dinge nicht, bevor man sich nicht in derselben Lage befunden hat und sich fast wie der heilige Crispin dahin gebracht sieht, das Leder zu stehlen, um den Armen Schuhe zu geben. Dies, Madam, ist der Grund von so manchem strengen Verfahren und traurigen Manövers, zu denen mich eine gebieterische Nothwendigkeit zwingt."

Dieselbe traurige Nothwendigkeit war es, welche den König noch während der Friedensverhandlungen und bevor seine Truppen das occupirte Sachsen verließen, zwang, alle rückständigen Contributionen mit der äußersten Strenge und Härte einzutreiben. Allein der Leipziger Kreis schuldete noch 2 Millionen Reichsthaler baares Geld und einige Tausend Wispel Getreide; die so oft schon schwer in Anspruch genommene Stadt Leipzig sollte noch 400,000 Ducaten bezahlen. Der preußische General Graf Lottum mußte auf wiederholten strengen Befehl des Königs mit Plünderung drohen, falls die Forderungen nicht berichtigt würden; auch wurde wirklich in einigen Dörfern in der Umgegend Leipzigs damit begonnen und erst der wirksamen Vermittelung des schon rühmlichst erwähnten Kaufmanns Gotzkowski, der auch bei dieser Gelegenheit wieder sein eigenes Vermögen nicht schonte, gelang es, das größte Unheil von der Stadt und dem Kreise abzuwenden. Auf seine dringenden Bitten ermäßigte König Friedrich seine Forderungen und für das, was in baarem Gelde nicht aufzubringen war, gab Gotzkowski Wechsel*).

Der größte Jammer aber brach über das unglückliche Sachsen herein, als nach dem Abmarsch der preußischen Truppen der eigene Landesfürst zurückkehrte. Anstatt durch eigene Sparsamkeit und weise Maßregeln die Wunden allmählich zu heilen, welche der Krieg geschlagen, die Leiden, welche das Volk erlitten, vergessen zu machen, war König August nur darauf bedacht, sich möglichst rasch schadlos zu halten für die so lange entbehrten Einkünfte aus seinem Stammlande und mit der äußersten Grausamkeit dem armen Volke das Letzte noch abzunehmen, was ihm der Krieg gelassen.

König Friedrich selbst äußert sich über dieses unmenschliche und unkluge Verfahren des sächsischen Hofes in mehreren Briefen an d'Argens und an die Herzogin von Gotha mit dem größten Unwillen. In einem derselben heißt es:

„Kaum verlassen wir die Städte, kaum haben wir die Dörfer geräumt, so erscheint auf der Stelle die sächsische Execution und

*) Auch bei dieser Gelegenheit erntete der menschenfreundliche Gotzkowski wiederum den schnödesten Undank. Als die zur Eintreibung der Forderungen bestimmten Truppen abgezogen waren, gab man ihm Schuld, daß er sich mit der Bewilligung der geforderten Summen übereilt habe. Man sagte, man hätte nur aushalten sollen, die Executionsmaßregeln hätten doch ein Ende nehmen müssen; so habe Gotzkowski die Stadt ruinirt.

Gotzkowski starb 1775 in Berlin, in Folge der in Holland ausgebrochenen Bankerotte, in Dürftigkeit.

schreit: Bezahlt! Bezahlt! der König von Polen braucht Geld! Das Volk fühlt das Unmenschliche in diesem Verfahren, es befindet sich im Elende und anstatt ihm Erleichterung zu verschaffen, beschleunigt man sein Verderben."

In einem anderen Briefe schreibt der König:

„Man erwartet die Rückkehr des Hofes nach Dresden wie ein Hagelwetter, welches das wenige, vom Mißwachs verschonte, Getreide niederschlägt, wie ein Gewitter, wie die Pest, welche die Großen und das Volk auf gleiche Weise trifft, Alles verwüstet und ausrottet."

Auch der preußische Staat war durch den unheilvollen Krieg auf's Tiefste berührt worden. Gab es doch keine einzige Provinz desselben, welche nicht wiederholt vom Feinde heimgesucht worden, welche nicht der Schauplatz blutiger Kämpfe gewesen wäre. Wir werden im nächsten Capitel näher auf den Zustand der preußischen Länder nach dem Kriege eingehen, dabei aber zugleich mit hoher Bewunderung und voll stolzer Freude sehen, mit welcher unausgesetzten Sorgfalt und hoher Weisheit Preußens großer Fürst bemüht war, das Verlorengegangene wieder zu gewinnen, den Wohlstand wieder herzustellen, das Errungene mit starkem Arm und hellem Blicke sicher zu stellen gegen alle Stürme zukünftiger Zeiten.

Was aber auch Land und Volk in dem langjährigen Kriege an materiellen Gütern verloren haben mochte, wie viele Tausende von Menschen auch zum Opfer gefallen waren oder das Ihrige eingebüßt hatten — das Alles kann nicht in Betracht kommen gegen das Eine, was Preußen in diesem Kriege gewann. Die Spuren des Krieges sehen wir schon nach wenigen Jahren in überraschender Weise verwischt; das, was das preußische Volk und der preußische Staat in diesem Riesenkampfe gegen eine halbe Welt errungen, ist ihm geblieben und wird ihm bleiben, so Gott will, bis an das Ende aller Tage.

Es ist das seit dieser Zeit unendlich gehobene Nationalbewußtsein des preußischen Volkes, der berechtigte freudige Stolz darauf, ein Preuße zu sein; es ist die Stellung des preußischen Staates fortan neben den mächtigsten Staaten Europa's, die errungene Ebenbürtigkeit mit den übrigen Großmächten, die Unabhängigkeit vom österreichischen Kaiserhause. —

Und nicht allein für Preußen war dieser Riesenkampf der heranwachsenden preußischen Monarchie gegen das selbstsüchtige, nur den persönlichen Vortheil der eigenen Dynastie suchende Habsburgische Kaiserhaus von hoher Bedeutung, sondern im weiteren Sinne für das ganze deutsche Volk. Was wäre wohl aus Deutschland geworden, wenn König Friedrich der Macht Oesterreichs unterlegen wäre? Hatte nicht auch in diesem Kampfe das Haus Habsburg von Neuem gezeigt, daß es ihm nicht um das Wohl des deutschen Reiches und Volkes, sondern um die eigene Vergrößerung und Machterweiterung zu thun, daß es stets bereit sei, um des letzteren Zweckes willen Stücke des Reichs dem Auslande zu überantworten, wie es zu des Reiches Schaden dies im Laufe der Zeiten so oft schon gethan!

Gelang es Oesterreich, die aufstrebende junge Macht des preußischen Königshauses zu brechen, so war es vorbei in Deutschland mit der mühsam

in der Reformation und im 30jährigen Kriege errungenen geistigen Freiheit; von Neuem wären die deutschen Völker der geistigen Knechtschaft Roms verfallen, der leiblichen Herrschaft Oesterreichs unterworfen worden; und wahrscheinlich für lange, lange Zeiten; denn welches Volk hätte nach solcher Machtvergrößerung Oesterreichs noch einmal den Kampf gegen dasselbe unternehmen wollen und können! In diesem Sinne betrachtet, erscheint der siebenjährige oder dritte schlesische Krieg nicht allein als ein Kampf um den Besitz Schlesiens, sondern so recht eigentlich als ein Kampf des zum Bewußtsein erwachten deutschen Volkes für seine heiligsten Rechte, für seine geistige Freiheit, als ein Kampf des Fortschritts gegen den Stillstand, des Lichtes gegen die Finsterniß.

Heil dem deutschen Vaterlande für den glücklichen Ausgang dieses Streites; Preis und Ehre vor Allem dem großen Preußenkönige, der mit hoher Weisheit, nie gebeugtem Muthe und unveränderlicher Ausdauer sein treues opferwilliges Volk durch den Kampf mit halb Europa dem Siege zuführte*).

*) Nach mehr als 100 Jahren mußte Preußen diesen Riesenkampf gegen Oesterreich abermals durchfechten. Abermals handelte es sich um die Frage, wer fortan in Deutschland herrschen sollte, abermals galt es von Seiten Oesterreichs und seiner süddeutschen Bundesgenossen die Zertrümmerung der preußischen Monarchie. Abermals erfocht Preußen zum wahren Heile Deutschlands in unglaublich kurzer Zeit die herrlichsten Siege und demüthigte seine Gegner.

Capitel V.

Die fernere Regierungszeit Friedrich's des Großen.

§. 22.

Des Königs Rückkehr nach Berlin. Seine Sorgen für das Land.

Am 5. März 1763 war in Berlin der Abschluß des Friedens durch Königliche Herolde unter dem Jubel des Volkes feierlich verkündet worden. Seitdem rüstete sich die Hauptstadt mit dem größten Eifer, dem rückkehrenden Könige, dem ruhmgekrönten Sieger, einen seiner würdigen Empfang zu bereiten.

Indessen dergleichen rauschende und glänzende Feierlichkeiten sagten dem durch die Stürme der Zeit ernster gewordenen Sinne des Königs wenig zu; er ließ daher in den Berliner Zeitungen seine Rückkehr officiell auf den 2. April verkündigen, wie er sich scherzhaft äußerte, nicht auf den 1. April, damit der schon zu jener Zeit bekannte Berliner Volkswitz nicht sagen könne, der König sei in den April geschickt worden, und traf ganz unerwartet bereits am Abend des 30. März in Berlin ein. Wie geheim aber auch der König den Tag seiner Ankunft gehalten hatte, das Gerücht von seiner Annäherung aus Schlesien war dennoch nach Berlin gedrungen; Friedrich fand, als er des Abends 8 Uhr in einem offenen Wagen mit dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig und dem General Lentulus durch das Frankfurter Thor fuhr, eine große Anzahl von Bürgern mit Fackeln zu seinem Empfange bereit, die ganze Stadt prangte im Festkleide und unter dem vieltausendstimmigen rauschenden Jubelrufe des herbeiströmenden Volkes hielt der König seinen Einzug in die so lange nicht gesehene Hauptstadt.

Wohl mochten es tiefe, wunderbare Gedanken sein, welche im Rückblick auf die erlebten großen Ereignisse durch die Seele des Königs zogen und feierlichen Ernst auf seine Stirne zauberten; wer will es dem so schwer geprüften Helden verargen, daß er sich so rasch als möglich dem ihn umrauschenden Festjubel entzog und auf einem Nebenwege sein einsames Schloß erreichte!

Die Stürme der 7 Kriegsjahre, die erlittenen Anstrengungen und Beschwerden, vor Allem die unaufhörliche schwere Sorge und geistige Aufregung waren in der That nicht ohne Einfluß auf des Königs Gemüth wie auf seinen Körper geblieben. Wir finden zahlreiche Beweise dafür in

Briefen, die der König kurz vor seiner Rückkehr nach Berlin an Freunde schrieb und in welchen allen tiefer Ernst und oftmals Schwermuth hervorleuchtet. So heißt es in einem Briefe an d'Argens:

„Ich armer, alter Mann, ich kehre nach einer Stadt zurück, wo ich nur noch die Mauern kenne, wo ich Niemanden von meinen Bekannten antreffe, wo unzählige Arbeiten mich erwarten und wo ich in Kurzem meine alten Knochen in einer Freistätte lassen werde, die weder durch Krieg, noch durch Trübsale oder Bosheit beunruhigt werden wird." —

In einem anderen Briefe an denselben sagt der König:

„Ich arbeite hier im Stillen an der Einrichtung der Provinzen; die Hauptverfügungen wegen der Armee sind schon getroffen. — Ich strebe nach Beruhigung meines Geistes und nach einer kleinen Entledigung von Geschäften, um mir frohe Tage zu machen, indeß meine Leidenschaften stille sind, über mich selbst nachzudenken, in dem Inneren meiner Seele verschlossen zu sein und mich von allem Prunk zu entfernen, der mir, aufrichtig gesprochen, von Tage zu Tage unerträglicher wird." —

Mehr als Scherz und gutmüthigen Spott über sich selbst dürfen wir die Worte auffassen, welche der König in einem Briefe an die von ihm sehr hochgeschätzte verwittwete Oberst Camas, die Oberhofmeisterin der verwittweten Königin, eine sehr würdige alte Dame, mit welcher er einen sehr lebhaften Briefwechsel unterhielt, schrieb:

— — „Mich werden Sie gealtert und fast schwachsinnig geworden finden, grau wie meine Esel, alle Tage einen Zahn verlierend, durch die Gicht halb invalid, allein Ihre Nachsicht wird die Schwäche des Alters ertragen und wir wollen von vergangenen Zeiten schwatzen." — —*)

Wenige Tage nach seinem Eintreffen in Berlin ließ sich der König in der Schloßkirche zu Charlottenburg das berühmte Tedeum von Graun aufführen; außer ihm selbst durften nur die Königlichen Sänger und Musiker dabei zugegen sein; von ihnen wird erzählt, daß der König, als die mächtigen Töne brausend durch die Capelle wogten, tief ergriffen sein Haupt geneigt habe und in Thränen ausgebrochen sei.

Aber auch sein Volk ließ der König in würdiger Weise Gott die Ehre geben für den so glücklich beendeten Krieg, den Dank aussprechen für die Segnungen des wiedergewonnenen Friedens; am 4. April wurde in allen Kirchen des preußischen Landes ein feierlicher Dankgottesdienst gehalten, der Tag selbst in allen Schichten der Bevölkerung durch frohe Feste gefeiert. —

Des Königs geistige Thatkraft und Rührigkeit hatte jedenfalls in der verflossenen Sturm- und Drang-Periode nicht gelitten, mochten die Ereignisse gleich manche Falte in sein Antlitz gegraben, seinen Rücken gebeugt, seine Gemüthsstimmung ernster gemacht haben; die hohe Weisheit und unausgesetzte Sorgfalt, mit welcher Friedrich sich bemühte, sein Volk die

*) Der König war zu jener Zeit erst 51 Jahre alt, mithin viel jünger als die Oberstin Camas, welche er auch in allen seinen Briefen stets seine gute Mama zu nennen pflegte.

Leiden des Krieges vergessen zu machen und den tief gesunkenen Wohlstand seines Landes wieder zu heben, die rastlose Thätigkeit, mit welcher sich der König dieser von ihm für die wichtigste seines ferneren Lebens erkannten Aufgabe unterzog, sie geben ein beredtes Zeugniß dafür.

Kaum schien dem Könige der Abschluß des Friedens gesichert, so beschäftigte sich sein nie rastender Geist schon mit den Mitteln, die ihn zu diesem schönen Ziele führen sollten und als Prinz Heinrich ihn in einem Briefe über den geschlossenen Frieden beglückwünscht, da kann der König dem Bruder bereits antworten:

„Ich hoffe, daß in zwei Jahren keine Spur mehr vom Kriege zu bemerken sein soll; Alles ist schon fest geordnet, vertheilt und vorgeschrieben. Wenn der Staat einige Provinzen mehr gewonnen hätte, so wäre das wohl ein Vortheil gewesen, aber das hat nicht von mir, sondern vom Geschick abgehangen und soll mir meine Ruhe nicht stören. Wenn ich nur die Uebel des Krieges wieder gut machen kann, so werde ich immer zu etwas gut gewesen sein, und darauf soll sich mein Ehrgeiz beschränken." —

Es war in der That keine leichte Arbeit, die Wunden, welche der Krieg auch den preußischen Ländern geschlagen, in so kurzer Zeit zu heilen; sie bedurfte der ganzen Energie und Weisheit des großen Königs. Wie dankte dieser jetzt dem strengen Vater für die harte Schule des Leidens, zu welcher er ihn in der Jugend gezwungen, in welcher sich der König aber unschätzbare Kenntnisse über die genauesten Details des Ackerbaues, der Viehzucht, der Forstcultur u. s. w. erworben hatte, Kenntnisse, die ihm jetzt trefflich zu Statten kamen.

Augenzeugen schildern uns, daß zu jener Zeit die ganze Mark, vorzüglich die Neumark, in welcher die Russen gehaust hatten, ganz Hinterpommern, in welcher Provinz das russische Heer sogar im letzten Winter Quartiere gehabt hatte, nicht viel besser als Einöden gewesen seien. Die Städte durch die schweren Contributionen und Requisitionen verarmt, ihr Handel, ihr Gewerbe vernichtet; die Dörfer, zum großen Theil niedergebrannt, vielfach von ihren Bewohnern verlassen, Pferde und Vieh weggetrieben, die Felder zerstampft oder aus Mangel an Saatkorn und Arbeitskräften unbebaut geblieben, überall die Blüthe der männlichen Bevölkerung durch den Krieg hinweggerafft. Nicht viel besser stand es in anderen preußischen Provinzen. Schlesien, in welchem es zur Zeit des Ueberganges in preußischen Besitz noch traurig genug aussah, wo die Häuser in den Dörfern nichts Besseres waren als Blockhäuser aus Baumstämmen erbaut, während der Ackerbau sich im traurigsten Zustande befand, ganze Strecken culturfähigen Bodens mit nichts als Maulwurfshaufen und Disteln bedeckt lagen, wo vor Allem das arme Landvolk sich seinen meist despotischen Gutsherren gegenüber in der allertraurigsten und abhängigsten Lage befand, — dies jetzt so schöne, reiche, blühende Land war 7 Jahre lang der Schauplatz blutiger Kämpfe, der Aufenthalt zahlreicher Heere gewesen. Oesterreicher, Russen und Preußen hatten 7 Jahre lang von dem unglücklichen Lande gezehrt und dasselbe geschädigt, den unter des Königs weiser Verwaltung bereits im Emporblühen begriffenen Wohlstand desselben fast völlig vernichtet. Am wenigsten von allen Provinzen des preußischen Staates hatte Ostpreußen gelitten. Jahrelang

im Besitz der Russen, war dieses Land von der russischen Regierung bereits als sichere Kriegsbeute, als Bestandtheil des russischen Reiches angesehen und demgemäß verhältnißmäßig schonend behandelt worden.

Zwei äußerliche Umstände waren es, welche dem Könige jetzt trefflich zu Statten kommen sollten. Während alle anderen am Kriege betheiligten Nationen in Folge ihrer schlechten, unordentlichen Wirthschaft auf's Tiefste in Schulden gerathen waren, sah sich der preußische Staat am Schlusse des unheilvollen Kampfes noch immer in der Lage, keine Schulden zu haben. Nur der weisen Sparsamkeit seines Königs, nebenbei freilich auch den sehr bedenklichen Finanzoperationen desselben, sowie seiner unerbittlichen, aber durch die Nothwendigkeit auferlegten Härte, womit er den Krieg auf Kosten des Feindes zu führen wußte, war dieses glückliche Resultat zu verdanken. In derselben weisen Voraussicht hatte sich der König während des Winters in den Besitz der Mittel gesetzt, den Krieg, wenn es nöthig sei, noch ein Jahr fortzuführen; mit der größten Zufriedenheit konnte er jetzt die erhaltenen Summen zum Besten seines Landes verwenden.

So erhielt die Provinz Schlesien 3 Millionen Thaler, Pommern und die Neumark 1,400,000 Thaler, Preußen 800,000 Thaler, die Kurmark 100,000 Thaler, Cleve ebenfalls 100,000 Thaler; so konnten ferner der Stadt Berlin die von den Russen ihr auferlegte Contribution von fast 2 Millionen Thalern, für welche zum Theil Wechsel gegeben worden waren,*) erstattet werden; so wurde es dem Könige möglich, in den am meisten verwüsteten Provinzen in den nächsten zwei Jahren allein 15,000 neue Häuser, darunter nicht wenige von Stein und mit Ziegeln gedeckt, zu erbauen und überall, wo es Noth that, mit großen Summen den Gewerbefleiß und den Handel zu unterstützen und neu zu beleben.

Dabei wurden die für den bevorstehenden Feldzug reich gefüllten Magazine geöffnet und viele tausend Scheffel Getreide und Mehl unentgeltlich an die Bauern vertheilt; in derselben Weise wurde dem Ackerbau durch die Vertheilung von 35,000, bei der Armee entbehrlich oder unbrauchbar gewordenen Pferden aufgeholfen, der Mangel an Arbeitskräften durch die Entlassung von 37,000 Mann aus den Reihen des Heeres, wenigstens so gut es ging, ausgeglichen.

Die in Cüstrin erworbenen landwirthschaftlichen Kenntnisse nützte der König auf's Trefflichste zum Besten des Landes aus; oft mußte hierbei der Starrsinn der Bauern, welche jede Neuerung mit mißtrauischen Blicken betrachteten, durch strenge Königliche Befehle überwunden werden. Schon beim Beginn des siebenjährigen Krieges waren die Bauern zum Anbau der Kartoffeln gezwungen worden; jetzt wurden diese Befehle erneuert, nebenbei Eichenwälder angelegt, Maulbeerbäume gepflanzt, um Seide im Inlande zu gewinnen, sogar Weinberge wurden angelegt und Prämien

*) Der König hatte anfänglich nach dem Abzuge der Russen von Berlin befohlen, daß diese Wechsel, als erzwungen, gar nicht bezahlt werden sollten, worauf die russische Regierung drohte, dies Verfahren der Berliner Kaufmannschaft öffentlich in allen Ländern Europa's als ehrlos bekannt zu machen. Erst die Vorstellungen Gozkowski's, daß dadurch der Credit der Berliner Kaufleute auf ewige Zeiten untergraben sein werde, konnte den König, welcher von der Natur der Wechselgeschäfte wohl wenig unterrichtet war, anderen Sinnes machen.

für dieselben ausgesetzt.. In Schlesien, wo man bisher nur kleine, schwache Pferde, magere Kühe und Schafzucht fast gar nicht gekannt hatte, wurden die schon damals als vortrefflich bekannten Pferde aus Ostpreußen, ebenso starkes, schönes Vieh aus den fetten Weidegegenden dieses Landes, endlich einschürige Schafe eingeführt.

Gleichwie der König sich um die geringsten Details der Wirthschaft kümmerte und mit großer Strenge darauf hielt, daß seine Befehle genau befolgt wurden, so gab er auch allen seinen Unterthanen ein leuchtendes Beispiel von eigener strenger Sparsamkeit. Von der Summe, welche aus den Einkünften des Staates für den Unterhalt des Königlichen Hofes ausgesetzt war, brauchte er kaum ein Drittel; alles Uebrige verwendete er zum Besten Hilfsbedürftiger und zum Wohle des Landes. Wohl berechtigt konnte der große König in sein Testament die Worte setzen:

„Nie war ich weder geizig, noch reich. Ich habe die Einkünfte des Staates als die Bundeslade des Herrn betrachtet, welche nie eine ungeweihte Hand berühren durfte; die öffentlichen Einkünfte wurden nie zu meinem Privatgebrauch verwendet, die jährlichen Ausgaben für mich haben nie die Summe von 220,000 Thalern überstiegen; daher läßt meine Verwaltung mir ein ruhiges Gewissen und ich würde nicht fürchten, öffentlich Rechenschaft davon abzulegen." —

Bei solcher Fürsorge konnte es nicht ausbleiben, daß die preußischen Länder sich ungleich rascher von den Folgen des Krieges erholten, als viele andere, die nicht einmal wie jene durch denselben verheert worden waren.

Wir werden in einem späteren Paragraphen noch einmal in eingehenderer Weise darauf zurückkommen, wie der König bis in seine letzte Lebenszeit unausgesetzt bemüht war, die materielle Wohlfahrt seines Landes zu heben.

Zu den schwersten und die schlimmsten Folgen nach sich ziehenden Uebelständen, welche der Krieg über das Land gebracht, gehörte der allmählich immer geringer gewordene Werth des Geldes. Durch die Nothwendigkeit, immer neue Summen für die dringendsten Bedürfnisse des Heeres zu beschaffen, gezwungen, das Geld immer leichter prägen zu lassen, war es allmählich dahin gekommen, daß nach dem Kriege ein vollwichtiger Dukaten, dessen wirklicher Werth in Silber $3^1/_4$ Thaler betragen sollte, mit 9 Thaler und mehr bezahlt werden mußte.

Der König kannte, wie man eingestehen muß, in diesem Punkte keine Bedenken; Alles mußte der eisernen Nothwendigkeit weichen, Geld zur Fortsetzung des Krieges zu schaffen; aber er war weise genug, diese immerhin nicht ehrlichen Finanzoperationen so einzurichten, daß der daraus hervorgehende Nutzen ihm allein zu Gute kam, während der Schaden nicht blos seine Unterthanen, was nicht zu vermeiden war, sondern auch seine Nachbarn und Feinde traf.

So ließ der König nicht allein das von England herüberfließende schöne vollwichtige Geld so umprägen, daß er den ganzen Werth desselben verdoppelte, sondern er trug auch kein Bedenken, fremde Münzstempel, besonders polnische, russische, sächsische, Danziger und andere nachmachen und mit denselben Geld von ganz geringem Werthe prägen zu lassen,

mit welchem dann die Einkäufe an Pferden, Getreide u. s. w. auf den Märkten des Auslandes bezahlt wurden. General von Tauenzien in Breslau hatte besondere Instructionen des Königs erhalten, wie er diesem falschen, oft fast gänzlich werthlosen Gelde den Eingang nach Polen zu verschaffen habe; ja sogar der Kronschatzmeister des Königs von Polen war bestochen worden, die Einfuhr desselben ohne Visitation an der Grenze zu gestatten.

Aber auch die mit dem eigenen Bildnisse des Königs geschmückten Münzen boten keine Gewähr für den richtigen Werth. Die Bedingungen, unter welchen dem Schutzjuden und Hofjuwelier Veitel Ephraim die Münze in Berlin verpachtet worden, sind nie genau bekannt geworden; doch wurde auch dies im Namen des Königs geprägte Geld allmählich so gehaltlos, daß der Volkswitz von demselben sang:

„Von Außen schön, von Innen schlimm,
Von Außen Friederich, von Innen Ephraim."

Die traurigen Folgen solcher Operationen konnten natürlich nicht ausbleiben, als der Krieg beendet war und die alten Verhältnisse in Handel und Wandel sich allmählich wieder herzustellen begannen; und obwohl der König weise genug war, die Rückkehr zu der alten Ordnung der Dinge nicht mit einem Male, sondern allmählich und nach mehreren vorbereitenden Schritten eintreten zu lassen, so konnte er doch nicht verhindern, daß viele Familien im Lande hierdurch schweren Schaden erlitten und von scheinbarem Reichthum in die bitterste Armuth versetzt wurden. —

Ganz besonderen Werth, und mit vollem Rechte, legte der König auf die Wiederherstellung eines schlagfertigen, Achtung gebietenden Heeres; er wußte zu gut, daß Preußen nur dann darauf rechnen könne, das Errungene zu behaupten, wenn es sich zu jeder Zeit gerüstet zeigte, etwaige Ansprüche eifersüchtiger Nachbarn mit gewaffneter Hand abzuweisen. Wie durchdrungen Friedrich von der Ueberzeugung war, daß ein kriegstüchtiges Heer die wesentlichste äußere Stütze der jungen preußischen Monarchie sei, geht schon aus dem von ihm selbst geschriebenen Bericht über die Schlacht von Hohenfriedberg hervor, in welchem er unter Anderem sagt:

„Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einem solchen Heere!" —

Das Heer aber, welches Preußen nach so langen Kriegsjahren hatte, war, wie bereits an einer anderen Stelle erwähnt worden, durchaus nicht mehr das alte. Nach 17 Schlachten lag die Blüthe des alten preußischen Heeres, an Generalen und Offizieren, wie an Mannschaften, auf den Schlachtfeldern Böhmens, Schlesiens und Sachsens begraben; zum großen Theil befehligten junge unerfahrene Offiziere die Soldaten, diese selbst aber bestanden der Mehrzahl nach aus Ueberläufern und zum Dienst im preußischen Heere gezwungenen Kriegsgefangenen oder aus verwilderten, nichtsnutzigen Gesellen, die der Hang zu einem abenteuerlichen Leben oder die Lust nach Kriegsruhm und Beute unter Friedrich's Fahnen gelockt hatte; kein Wunder daher, daß die alte hochgerühmte Disciplin und Mannszucht des Heeres völlig gelockert und geschwunden war, daß das preußische Heer seinen inneren Werth verloren hatte. War es doch in den letzten Kriegsjahren nur allein das Genie des großen Königs gewesen,

welches die complicirte Maschine zusammengehalten, ihr Geist und Leben eingehaucht hatte.

Friedrich verstand es indessen bald, die zerrüttete alte Zucht und Ordnung wiederherzustellen. Die Lücken, welche der Krieg in den Reihen der Armee gemacht, oder welche jetzt durch die Entlassung der auf das Land geschickten Inländer entstanden waren, wurden mit Leichtigkeit durch die Anwerbung von Ausländern, welche, nach dem Frieden aus den Heeren der übrigen Mächte entlassen, in großer Zahl zu den Fahnen des Königs strömten, gedeckt; mit eiserner Strenge wurde Disciplin und Mannszucht gehandhabt und in kurzer Zeit war die preußische Armee nicht allein wieder in der Verfassung, sich mit jedem anderen europäischen Heere messen zu können, sondern sie galt auch in allen Ländern Europa's als das Muster eines vortrefflich geübten und wohl dressirten Heeres.

Wie mit dem Altern des Königs allmählich die Armee von Neuem im Innern zu verfallen begann, wie dieselbe zwar noch lange Zeit das Muster einer Exerciermaschine für ganz Europa blieb, wie allmählich Geist und Seele aus derselben entwich und nur das todte Räderwerk zurückließ, werden wir später sehen. Der große König erkannte schon in seinen letzten Lebensjahren mit trüber Voraussicht, wie das Heer dem sicheren Verderben anheim fallen werde und versuchte vergeblich, dasselbe aufzuhalten oder abzuwenden. —

Große Sorgfalt widmete der König der Ergänzung des Offiziercorps. Vielfach ist ihm daraus ein Vorwurf gemacht worden, daß er hierbei den Adel des Landes bevorzugt habe; uns dünkt, mit Unrecht. Allerdings waren und wurden im Heere Friedrich's die Offizierstellen ausschließlich mit Adeligen besetzt und nur bei den Husaren, bei der Artillerie und bei den während des Krieges gestifteten Freibataillonen Ausnahmen von dieser Regel gemacht; diese Maßregel erscheint uns indessen bei den damaligen gesellschaftlichen Zuständen, bei der eigenthümlichen Stellung, welche zu jener Zeit der Adel in der menschlichen Gesellschaft und im Staate einnahm, nicht allein völlig gerechtfertigt, sondern auch durchaus weise und nothwendig.

So glänzend, wie zu jener Zeit die Lage des begüterten, landgesessenen hohen Adels wie in allen Ländern, so auch in Preußen sein mochte; ebenso traurig und schwierig gestaltete sich dagegen in vielen Fällen das Schicksal des kleinen, oftmals verarmten Adels. Das Gesetz verbot ihm, ein bürgerliches Gewerbe zu betreiben; nicht einmal durch eine Heirath mit einer reichen Bürgerstochter durfte er seine Vermögensverhältnisse wiederherstellen; was blieb dem niederen Adel oder den jüngeren Söhnen adliger Familien daher anders übrig, als Anstellung im Heere zu suchen, wo er gewiß sein konnte, eine glänzende gesellschaftliche Stellung, Ehre und Ruhm, so wie sichere Beförderung zu finden. Schon der große Kurfürst, als er in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges das brandenburgische Heer schuf, erkannte ganz richtig, daß es kein besseres Mittel gebe, den verwilderten rohen Landadel seines Staates auf eine für das ganze Land Vortheil bringende Art nützlich zu machen und zu verwerthen, als wenn er vorzugsweise ihm die Offizierstellen im Heere anvertraute.

Durch die strengen militärischen Gesetze wurden diese bisher mehr oder weniger unnützen und oft gemeinschädlichen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft an Zucht und Ordnung gewöhnt, ihr rohes und oft in ganz falsche Richtungen abirrendes Ehrgefühl wurde durch den in den Offiziercorps herrschenden und sorgsam genährten Corpsgeist, so wie durch Ehrengesetze geregelt und in richtige Bahnen gelenkt, und dabei darf vor Allem nicht übersehen werden, daß Niemand mehr als der Landadel jener Zeit durch seine ganze Erziehung, durch seine Fertigkeit in allen ritterlichen Uebungen mehr geeignet war, dem gemeinen Manne zu imponiren und ihm als Führer zu dienen.

Durch König Friedrich Wilhelm I., den Soldatenkönig, wurde der niedere Adel Preußen's vollends und für immer dem Dienste im Heere gewonnen. Mit Stolz und Freude trug ein Jeder ein und dasselbe Kleid mit seinem Könige; gerne und willig unterwarf er sich den Gesetzen, die ja für den König und den Fürsten so gut maßgebend waren, wie für den jüngsten Offizier des Heeres. Aus dieser Zeit her und aus dem offen ausgesprochenen Grundsatze König Friedrich Wilhelm's: „Ein jeder Prinz des Hauses Hohenzollern müsse Soldat sein und seinen Stolz darein setzen, sich selbst alle guten und rühmlichen Eigenschaften des Soldaten anzueignen", stammt der noch heute im Offiziercorps der preußischen Armee herrschende hohe Geist der Ritterlichkeit, des soldatischen Ehrgefühls, ein Kastengeist allerdings, wenn man ihn denn so nennen will, der in seiner hier und da zu Tage getretenen Uebertreibung und Ueberhebung über andere Stände tadelnswerth sein mag, der aber in seinem innersten wirklichen Wesen die sicherste Garantie dafür bietet, daß das Offiziercorps des preußischen Heeres in vollem Umfange seine Schuldigkeit gegen König und Vaterland thun wird, so lange eben dieser Geist in ihm wach und lebendig bleibt.

Friedrich II. war weise genug, auch in dieser Beziehung, wie in so mancher anderen praktischen Lebensbeziehung, die Richtung zu verfolgen, welche seine Vorfahren angegeben. Hören wir, wie der König selbst über die Einrichtung des preußischen Offiziercorps denkt und sich äußert. Er sagt in seinen Schriften über diesen Gegenstand folgende Worte:

> „Es ist nöthiger, als man glaubt, diese Aufmerksamkeit auf die Wahl des Offiziers zu wenden, weil der Adel gewöhnlich Ehre hat. Man kann nicht läugnen, daß man bisweilen auch bei Leuten ohne Geburt Verdienst und Talent findet; aber das ist selten und in diesem Falle thut man gut, sie zu behalten. Aber im Allgemeinen bleibt dem Adel keine andere Zuflucht als sich durch den Degen auszuzeichnen. Verliert er seine Ehre, so findet er selbst im älterlichen Hause keine Zuflucht, statt daß ein Roturier (ein Bürgerlicher), wenn er Gemeinheiten begangen hat, ohne Erröthen das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift und sich dabei nicht weiter entehrt glaubt." —

Andere Zeiten, andere Sitten! Und wenn man jetzt nach hundert Jahren bei völlig veränderten gesellschaftlichen Zuständen die Ansicht des großen Königs als ein beklagenswerthes Vorurtheil bezeichnet; wer wollte in Abrede stellen, daß sie der Sitte seiner Zeit angepaßt und auf Wahrheit und Erfahrung begründet war. In diesem Sinne duldete der König

bei den während des Krieges formirten Husarenbataillonen Bürgerliche in Offiziersstellen, wenn sie verwegene Reiter und treffliche Fechter waren; ebenso bei der Artillerie, wenn sie sich genügende Kenntnisse erworben hatten, wozu der Adel jener Zeit allerdings nur ausnahmsweise Lust und Neigung zeigte; auch darf nicht vergessen werden, daß die Artillerie damals noch mehr wie ein zunftmäßig betriebenes Handwerk und von den anderen Waffen als durchaus nicht ebenbürtig angesehen wurde. Diese aber hielt der König in seiner einmal feststehenden Ansicht frei von Bürgerlichen, und wo ihn während des langen Krieges einmal die Nothwendigkeit gezwungen hatte, eine Ausnahme zu machen, so wurde dies nach dem Frieden in den meisten Fällen durch Entlassung ausgeglichen.

Neben der Armee sorgte der König auch in eingehender Weise für die sonstigen Vertheidigungsmittel des Landes. Die Festungen wurden, so weit sie durch den Krieg gelitten, in sorgfältigster Weise wiederhergestellt, ihre Zahl durch die Erbauung der Festung Silberberg in Schlesien noch um eine vermehrt; die Zeughäuser, Magazine und Speicher wurden mit Vorräthen gefüllt und Alles darauf eingerichtet, jeden Augenblick abermals, wenn es erfordert wurde, das Schwert ziehen zu können, eine Nothwendigkeit, welche indessen, abgerechnet einige unwesentliche kriegerische Ereignisse, dem großen Könige für seine fernere Lebenszeit erspart sein sollte. —

§. 23.

Die erste Theilung Polens. 1772.

Um das wichtige historische Ereigniß, welches wir in dem folgenden Capitel zu beschreiben unternommen, und dessen Folgen noch nach hundert Jahren wiederholt die Welt in Spannung und Unruhe versetzen sollten, richtig verstehen zu können, wird es nothwendig sein, zuvor einen prüfenden Blick auf die Zustände und die Verfassung des einst so mächtigen und ausgedehnten polnischen Reiches zu werfen; daß diese der allerkläglichsten Art und vollkommen dazu angethan waren, das Reich immer tiefer ins Verderben zu stürzen und endlich seinem völligen Untergange entgegen zu führen, haben wir schon bei einer anderen Gelegenheit vorübergehend erwähnt.

Dem Namen nach stand an der Spitze der polnischen Republik zwar ein durch Wahl hervorgegangener König, welchem äußerlich alle Königlichen Ehren erwiesen wurden; in Wirklichkeit aber war die Königliche Macht schon längst zu einem leeren Schattenbilde herabgesunken und die wahre Regierungsgewalt und Herrschaft befand sich in den Händen des Adels und der Geistlichkeit. Mit den polnischen Edelleuten, insbesondere mit den Großwürdenträgern des Reiches, dem Krongroßfeldherrn, dem Großkanzler, Großmarschall, Großschatzmeister, deren Aemter sämmtlich völlig unabhängig von der Königlichen Gewalt waren, mußte jeder Fürst, welcher seine Wahl zum Könige von Polen durchgesetzt sehen wollte, vorher einen förmlichen Vertrag über ihre gegenseitigen Rechte und Befugnisse abschließen, und nicht selten wurden die Bedingungen dieses Vertrages nachher von den stolzen Edelleuten dennoch auf's Schreiendste verletzt.

Dem Könige stand eine directe Einmischung in die Staatsgeschäfte gar nicht zu; Alles wurde auf den jährlichen Reichstagen, zu welchen nur der Adel und die Geistlichkeit Zutritt hatte, verhandelt; der Widerspruch eines jeden einzelnen Edelmannes (das liberum veto) genügte, die Annahme einer jeden Vorlage zu hintertreiben. Diese elende Einrichtung hatte zur Folge, daß selbst zu solchen Zeiten und in solchen Lagen, wo in jedem anderen Lande alle Parteistreitigkeiten schweigen und Alles sich der gemeinsamen Gefahr entgegenstellt, in Polen doch niemals eine Einigkeit zu Stande kam, daß in Wirklichkeit in einem Zeitraum von über hundert Jahren nicht ein einziger Beschluß gefaßt werden konnte und noch heute sprüchwörtlich mit dem Ausdruck: „Polnischer Reichstag" eine Versammlung bezeichnet wird, in welcher die grenzenloseste Unordnung und Uneinigkeit herrschen. War es doch nichts Ungewöhnliches, daß bei hitzigen Streitigkeiten die Säbel der leicht erregten Magnaten aus der Scheide flogen und der Reichstagssaal der Schauplatz blutiger Scenen wurde.

Zwar sahen die Einsichtigeren unter dem polnischen Adel wohl ein, welche Gefahren dem Vaterlande aus so traurigen Verhältnissen erwachsen mußten, wie das Reich unrettbar dem völligen Verderben entgegeneile und allmählich eine Beute seiner habsüchtigen Nachbarn werden müsse; sie stifteten daher unter sich sogenannte Conföderationen, in welchen die dem Reichstage vorzulegenden Entwürfe vorher berathen und durch Stimmenmehrheit entschieden wurden; indessen wurde dem Uebel dadurch nicht erheblich gesteuert; die Conföderationen waren unter sich bald eben so uneinig, wie es vorher die Einzelnen gewesen und man hatte durch diese Einrichtung nichts gewonnen, als gesetzlich anerkannte Parteiungen, welche das Land nur noch mehr zerrütteten und endlich ganz ins Verderben stürzten.

Neben dem zwar tapferen, aber leichtfertigen und selbstsüchtigen, ein seltsames Gemisch von rohem Sarmatenthum und verfeinerten französischen Sitten bildenden Adel, in welchem die Untugenden eines halben Barbarismus mit den Lastern der Civilisation verschmolzen, neben der Geistlichkeit, welche theils aus dem Adel hervorgegangen, theils mit demselben des gemeinsamen Interesses halber auf's Innigste verbunden war, gab es in Polen nur Sclaven. Der eigentliche Bürgerstand, dieses wichtige Bindeglied im Volke, ohne welchen gesunde staatliche Verhältnisse gar nicht denkbar sind, er fehlte zu jener Zeit in Polen gänzlich — und fehlt theilweise noch heute.

Der Edelmann war auf seinem Grund und Boden unumschränkter Herr über alle seine Unterthanen; diese waren seine Leibeigenen in der schrecklichsten Bedeutung des Wortes; er beherrschte das absichtlich in der rohesten Unwissenheit erhaltene Volk in leiblicher Beziehung ebenso unbeschränkt, wie es die Geistlichkeit in geistiger that.

Eine Zeitlang schien durch die Segnungen der Reformation, welche auch in Polen lebhaften Anklang und weite Verbreitung fand, die Wiederkehr besserer Zustände, die Entwickelung eines freieren geistigen Lebens möglich; leider nur in sehr vorübergehender Weise. Die katholische Geistlichkeit erkannte sehr bald die Gefahr, welche dadurch ihrer unbeschränkten

Herrschaft in Polen zu erwachsen drohte und war nach Kräften bemüht, die Ausbreitung der neuen Lehre zu verhindern, ihre Anhänger zu verfolgen und zu unterdrücken. Besonders waren es die Jesuiten, welche in dieser Richtung unermüdlich thätig waren; das zu schreckenvoller Berühmtheit gelangte Thorner Blutgericht (1724) giebt einen sprechenden Beweis dafür, mit welcher Energie dieselben jede freiere geistige Regung niederzuschlagen bereit waren.

So gesellte sich in Polen zu allem Elende politischer Zerrissenheit, zu den jammervollsten volkswirthschaftlichen Zuständen auch noch das Unglück fanatischer religiöser Unduldsamkeit. Alle Dissidenten, so nannte man die Bekenner aller der Confessionen, welche vom katholischen Glauben abwichen, wurden nicht allein von jedem Einfluß auf die öffentlichen Zustände völlig ausgeschlossen, sondern sahen sich auch um ihres Glaubens willen auf's Heftigste verfolgt und bedrängt.

Wen kann es Wunder nehmen, daß ein solcher Staat endlich zu Grunde gehen mußte. In der That sehen wir, daß bis zu dem Zeitpunkt unserer Geschichte die einstmals so mächtige Republik Polen, deren Grenzen sich von der Ostsee bis zu den Karpathen, von der Weichsel bis zum Don erstreckt hatten, im Laufe der Zeiten eine schöne werthvolle Provinz nach der anderen verloren hatte.

So hatte sich Schweden der Provinzen Liefland und Esthland bemächtigt; an Brandenburg war Ostpreußen, an Rußland Kiew und Smolensk abgetreten worden; demungeachtet hatte das polnische Reich noch immer eine Ausdehnung von 13,500 Quadratmeilen, also viermal so viel, als das ganze Königreich Preußen, und hätte, wie bei allen Welthändeln, auch bei dem siebenjährigen Kriege leicht ein gewichtiges Wort mitsprechen können, wenn es nicht in so erbärmlicher Verfassung gewesen wäre.

Statt dessen war die Rolle Polens bei den Ereignissen, die in seiner unmittelbarsten Nähe und theilweise sogar auf seinem eigenen Boden stattfanden, eine überaus klägliche. Ruhig ließ man es geschehen, daß Truppen beider Theile das polnische Gebiet durchzogen, polnische Ortschaften brandschatzten, daß insbesondere russische Heere die Winterquartiere auf polnischem Grund und Boden hielten. Und wie leicht wäre es für die polnische Republik gewesen, zwischen den beiden Gegnern eine achtunggebietende politische Stellung einzunehmen. Eines so energischen Aufschwunges aber war weder der in Liederlichkeit und Verschwendungssucht versunkene Adel, noch der König von Polen, welcher seinen Unterthanen darin mit dem glänzendsten Beispiele voranging, mehr fähig. König August III. von Polen, der sein Stammland Sachsen während des ganzen Krieges nicht sah, der sich in Warschau allen Freuden und Lüsten des Lebens ergab, während das unglückliche Sachsen aus tausend Wunden blutete, war am wenigsten der Fürst, der einer so entarteten Nation, wie die polnische, den Impuls zu thatkräftigem, gemeinsamem Handeln zu geben vermocht hätte; aber auch ein einsichtigerer, willensstarker Fürst wäre bei dem elenden Zustande der polnischen Republik hierzu schwerlich im Stande gewesen, wenn er nicht zuvor die ganze polnische Verfassung, die Herrschaft des Adels über den Haufen zu werfen vermochte.

In diesem traurigen Zustande befand sich das polnische Reich, als am 5. October 1763 König August III. plötzlich starb und das alte Intriguenspiel um den Besitz der polnischen Königskrone an den verschiedenen Höfen von Neuem begann. Zwar hatte der verstorbene König das Lieblingsbestreben seines ganzen Lebens, nämlich die Krone Polens im sächsischen Kurfürstenhause erblich gemacht zu sehen, nicht erreichen können, obgleich er gewissenlos genug gewesen war, seinen Nachbarn Preußen und Rußland für ihre Einwilligung zu solchem Schritte bedeutende polnische Gebietstheile anzubieten; aber er hatte während seiner glänzenden und verschwenderischen Regierungszeit sich doch eine so starke Partei in Polen erworben, daß nach seinem Tode zunächst sein Sohn, der von uns bereits erwähnte, mit vielen edlen Eigenschaften des Herzens und des Geistes ausgezeichnete Kurprinz von Sachsen für die Königswürde in Polen in Aussicht genommen wurde. Aber auch dieser Prinz starb noch während der Verhandlungen, und den Antrag einer großen Anzahl patriotisch gesinnter polnischer Edelleute, dem Prinzen Heinrich von Preußen, dem berühmten Bruder des großen Königs, die polnische Königskrone zu übertragen, sah sich der König genöthigt abzulehnen, wenn er sich nicht sofort in einen neuen Krieg mit Rußland verwickelt sehen wollte.

Rußland aber war nach Beendigung des siebenjährigen Krieges die einzige große europäische Macht, an welche das isolirt dastehende Preußen sich anschließen konnte. An ein Bündniß mit Oesterreich war vor der Hand nicht zu denken; ein Anschluß an England, das ihn so eben auf's Treuloseste verlassen hatte, war dem Könige ebenso verhaßt, als ein Bündniß mit dem übermüthigen Frankreich, und da nach den politischen Ansichten jener Zeit ein Staat nur dann seine Ruhe und seinen Besitzstand als gesichert ansehen zu können glaubte, wenn er im Bunde mit Anderen ähnlichen Bündnissen das Gleichgewicht halten konnte, überdem zwischen Rußland und Preußen so manche gemeinsame Interessen stattfanden, so gelang es bereits am 11. April 1764 einen Schutz- und Trutzvertrag zwischen Rußland und Preußen zu Stande zu bringen.

Beide Mächte garantirten sich in diesem Vertrage, zunächst indessen nur auf acht Jahre, ihre sämmtlichen Besitzungen und gelobten, im Falle eines auswärtigen Angriffs auf einen von beiden Staaten einander mit 12,000 Mann Hilfstruppen oder 480,000 Thalern jährlicher Hilfsgelder zu unterstützen. Aber auch über das Verhältniß beider Mächte zur Republik Polen waren in einem geheimen Artikel des Vertrages besondere Bestimmungen getroffen; denn hier war es eben, wo die Interessen Rußlands und Preußens zusammentrafen.

Die wachsende Ohnmacht und der rasch zunehmende innere und äußere Verfall des polnischen Reiches konnten so wenig der Aufmerksamkeit der russischen Regierung wie dem Scharfblicke König Friedrich's entgangen sein. Der König wußte ganz genau, daß die Russen, welche bei allen Händeln des polnischen Reiches schon längst ihre Hände im Spiel hatten, Polen nicht anders als ein ihnen nothwendiger Weise über kurz oder lang zufallendes Erbe ansähen und nur den günstigen Augenblick abwarteten, um die Erbschaft unter so vortheilhaften Bedingungen wie möglich anzutreten.

Eine so ungeheure Vergrößerung des russischen Reiches aber konnte dem Könige durchaus nicht erwünscht sein; schwerlich konnte er erwarten, sich auf die Dauer im Besitz seiner Provinz Ostpreußen zu erhalten, wenn das ohnehin schon ungeheure russische Reich Polen mit sich vereinigte, seine Herrschaft bis auf 20 Meilen von Berlin ausdehnte und Ostpreußen völlig von den anderen preußischen Provinzen abschnitt! Unzweifelhaft wäre es dem Könige das Liebste gewesen, wenn ein starkes mächtiges Polenreich ein festes Bollwerk für das immer weiter nach dem Westen vordringende Russenthum gebildet hätte; daß die polnische Nation diese ihr von der Vorsehung gestellte Aufgabe verkannte oder nicht zu erfüllen verstand, dafür trägt sie in der durch eigene Schuld verloren gegangenen Freiheit und Selbständigkeit die gerechte Strafe.

Dem Könige Friedrich aber blieb, da er Rußlands habsüchtigen Plänen in Bezug auf Polen nicht hindernd in den Weg zu treten *vermochte*, nichts Anderes übrig, als sich an denselben zu *betheiligen*.

Demgemäß wurde in dem oben erwähnten geheimen Artikel des Bündnißvertrages zwischen Rußland und Preußen feierlich festgesetzt, daß beide Mächte sich verpflichteten, nöthigen Falls mit gewaffneter Hand die Verfassung der polnischen Republik zu schützen und ganz besonders nicht zu dulden, daß irgend Einer, wer es auch sei, das Wahlkönigreich in ein erbliches umzuwandeln oder sich zum unumschränkten Herrscher des Reichs zu machen versuche. König Friedrich versprach außerdem aus besonderer Gefälligkeit gegen die Kaiserin von Rußland, mit allen Kräften die Wahl des von ihr als Candidaten für die polnische Königskrone aufgestellten Stolnick von Litthauen, Stanislaus August Cioleck von Poniatowski, welcher sich der hohen Gunst der Kaiserin Katharina erfreute, zu unterstützen.

Unter dem Drucke, welchen die an die Grenze Polens gerückten Heere Preußens und Rußlands auf den Reichstag ausübten, wurde Poniatowski am 7. September 1764 zum Könige von Polen erwählt und am 25. November feierlich gekrönt. Interessant ist das Glückwunschschreiben, welches König Friedrich bei dieser Gelegenheit dem neuen Könige von Polen zugehen ließ, indem darin auf die sonderbarste Weise verbindliche Redensarten mit förmlich zurechtweisenden Ermahnungen wechseln. Es heißt unter Anderem in demselben:

> „Ew. Majestät müssen bedenken, daß, da Sie Ihre Krone durch Wahl und nicht durch Geburt erhalten haben, die Welt aufmerksamer auf Ihre Handlungen sein wird, als auf die irgend eines anderen Fürsten in Europa und das ist nicht mehr als billig. Von Dem, welcher die Krone der Geburt verdankt, erwartet man nicht mehr, obschon vielmehr zu wünschen wäre, als das, womit die Menschen gewöhnlich begabt sind. Aber von Dem, welcher von seines Gleichen von einem Unterthan zum Könige erhoben, von Dem, welcher freiwillig (?) gewählt worden, über Die zu regieren, die ihn wählten, erwartet man Alles, was nur irgend eine Krone verdienen und zieren kann. Ein König von Geburt, der seines Standes unwürdig handelt, ist blos eine Satire auf sich selbst; aber ein gewählter König, der seiner Würde nicht gemäß handelt, beschimpft auch seine Unterthanen." —

Allerdings vortreffliche und richtige Ansichten; wenn man aber bedenkt, daß König Friedrich sehr genau wußte, welche Bewandtniß es in Polen mit der Regierungsgewalt des Königs hatte, daß ihm ferner die Persönlichkeit des gewählten Königs ganz genau bekannt war, so wird es schwer, zu glauben, daß Friedrich II. in diesem Briefe ganz aufrichtig gewesen sei.

König Stanislaus besaß in Wirklichkeit kein anderes Verdienst, als daß er ein Mann von feinen, angenehmen Sitten — und nebenbei der Liebhaber der stets liebebedürftigen Kaiserin Katharina war. Von ziemlich dunklem Herkommen, besaß Poniatowski nicht einmal großen Anhang unter den hohen Adelsfamilien Polens; nur die reiche und angesehene, zu den Einsichtigsten in Polen zählende Familie Czartorysski war mit ihm verwandt und hatte allen ihren Einfluß aufgeboten, die Wahl Poniatowski's durchzusetzen, in der Hoffnung, bei der ihnen wohl bekannten Unfähigkeit und Unselbständigkeit des Königs genugsam Einfluß auf denselben ausüben zu können, um ihre in Wirklichkeit vortrefflichen und weisen Pläne zur Verbesserung der polnischen Zustände durch ihn zur Ausführung bringen zu können. Poniatowski ahnte in dem Glanze seiner neuen Königswürde kaum, daß er nichts als ein willenloses Werkzeug in der Hand der russischen Regierung sei; gab er sich doch im Vertrauen auf die frühere Neigung der Kaiserin noch immer der glänzenden Hoffnung hin, dieselbe werde ihm ihre Hand reichen und ihn somit auch auf den russischen Kaiserthron erheben, als Katharina's Liebe zu ihm längst erkaltet und erloschen war.

Zunächst schien indessen wirklich unter der neuen Regierung eine glücklichere Zeit für Polen anbrechen zu wollen. Hauptsächlich durch die Einwirkung der Czartorysski'schen Partei wurde so manche treffliche Einrichtung in's Leben gerufen; so wurde durch besondere Gesetze die Befugniß und der Wirkungskreis der Großwürdenträger des Reiches geregelt und eingeschränkt; ja man dachte bereits ernstlich daran, den Krebsschaden zu beseitigen, an welchem die polnische Verfassung unheilbar litt, nämlich das Veto der Edelleute aufzuheben.

Rußland, schon längst Polen als eine künftige Provinz des russischen Reichs betrachtend, ließ die Czartorysski's in ihren patriotischen Bestrebungen anfänglich ruhig gewähren; es begnügte sich damit, seine an den Reichstag gestellte Forderung, die Lage der polnischen Dissidenten zu verbessern, von den Czartorysski's unterstützt zu sehen. —

Als aber diese Forderung auf dem Reichstage an dem Fanatismus der Geistlichkeit, an der hartnäckigen Verblendung der polnischen Edelleute scheiterte, als es allmählich immer klarer hervortrat, daß die neue Regierung eine Richtung verfolge, welche wirklich dazu geeignet war, Polen glücklicher und selbständiger zu machen als bisher, als endlich auch König Stanislaus Miene machte, sich dem russischen Einflusse zu entziehen und mehr und mehr sich Oesterreich zu nähern suchte, da gewannen die Dinge bald eine andere Gestaltung.

Auf dem Reichstage des Jahres 1766 stellten die Gesandten Rußlands und Preußens, welche beide Mächte von den polnischen Dissidenten förmlich zu ihrem Schutze aufgefordert worden, die kategorische Forderung,

daß alle, von der Czartoryski'schen Partei bisher eingeführten Neuerungen als unvereinbar mit der Verfassung des Reichs widerrufen, den Dissidenten aber die Rechte wieder eingeräumt werden sollten, die man ihnen früher widerrechtlich entzogen hatte; England und Dänemark schlossen sich dieser letzten Forderung an.

Der erste Theil dieses Verlangens, welchen die Polen mit vollem Rechte als einen anmaßenden Eingriff in die innersten Angelegenheiten ihres Landes hätten zurückweisen können, bewilligte der Reichstag in seiner Verblendung ohne Weiteres; es waren ja der großen Mehrzahl der polnischen Edelleute die eingeführten Verbesserungen, als eine bedrohliche Schmälerung ihrer eigenen Rechte, ein Dorn im Auge. Ebenso einmüthig wurde dagegen die zweite Forderung, zu welcher wenigstens die protestantischen Mächte, um des Schutzes ihrer bedrängten Glaubensgenossen willen, ein Recht hatten, von dem Reichstage abgelehnt; namentlich die obere Geistlichkeit erklärte sich auf's Heftigste dagegen.

Unter dem Einflusse und Schutze Rußlands und Preußens traten nunmehr die polnischen Dissidenten zu einer Generalconföderation zusammen, an deren Spitze der protestantische Fürst Carl Radziwil trat und welche zu Radom abgeschlossen wurde. Vergeblich versuchten aber auch die Conföderirten von Radom, von dem Reichstage die gesetzliche Anerkennung ihrer Rechte zu erwirken; der Haß und Fanatismus der katholischen Partei widersetzte sich solcher Forderung auf's Heftigste und im ganzen Lande entbrannte ein erbitterter Kampf zwischen den beiden auf's Aeußerste erregten Parteien, welcher bald genug zum Blutvergießen und zu den entsetzlichsten Auftritten ausarten und dadurch dem Auslande den willkommenen Vorwand zu thätlicher Einmischung geben sollte.

Auf dem Reichstage des Jahres 1767 wurde unter dem Drucke einer bedeutenden russischen Truppenmacht nochmals die Sache der Dissidenten zur Entscheidung gebracht; abermals blieben die Häupter der katholischen Partei fest bei ihrer Weigerung stehen, auch nur das geringste Zugeständniß zu machen, und erst, als sich die russische Regierung zu einem Gewaltstreiche entschloß, die Häupter der katholischen Geistlichkeit, unter ihnen den Bischof Soltyk, in der Nacht aufheben und nach Sibirien transportiren ließ, zeigten sich die hierdurch eingeschüchterten Reichstagsmitglieder gefügiger. Im Februar 1768 wurden endlich den Dissidenten die lange verweigerten Rechte zugestanden.

Es sollte dieser Reichstagsbeschluß indessen so bald nicht zur Ausführung gelangen. Die ganze katholische Geistlichkeit Polens sah durch denselben die heiligsten Rechte der Kirche bedroht, die Fortexistenz ihrer unbeschränkten Herrschaft über das in der rohesten Unwissenheit erhaltene Volk auf's Aeußerste gefährdet; die stolzen katholischen Edelleute Polens waren empört über die eigenmächtigen Eingriffe Rußlands in ihre innersten Angelegenheiten; Emissäre der französischen Regierung, welche, eifersüchtig auf die wachsende Macht Rußlands, doch zu arm an Geld und Menschen war, um den Polen mit den Waffen in der Hand beizustehen, thaten das Ihrige, um die ohnehin erregbaren Gemüther noch mehr zu erhitzen, und so bildete sich im October 1768 unter der Führung des

Grafen Krasinski zu Bar in Podolien eine Gegenconföderation, an welcher sich der bei Weitem größte Theil der katholischen Polen betheiligte.

Der ausgesprochene Zweck dieses Bündnisses erstreckte sich aber nicht blos auf die bedrohten Interessen der katholischen Religion; es galt vielmehr, das Vaterland von dem immer drohender sich gestaltenden Joche der Fremdherrschaft zu befreien; demgemäß zögerten die Conföderirten nicht, dem von ihnen selbst erwählten, aber unter russischem Einfluß stehenden Könige den Gehorsam aufzusagen und zu den Waffen zu greifen. Zunächst kam es in den südlichen Provinzen zu einem förmlichen Aufstande, mit welchem Rußland der willkommene Grund gegeben war, das Land mit seinen Truppen zu überschwemmen.

Ein schrecklicher erbitterter Kampf, ebenso reich an den ritterlichsten Heldenthaten, wie an den entsetzlichsten Grausamkeiten und Schreckensscenen, begann; wir müssen es uns versagen, die Einzelheiten hier näher zu schildern. Doch half alle wilde Tapferkeit und Begeisterung der polnischen Conföderirten nichts gegen die Uebermacht und Disciplin der russischen Heere; die Aufständischen wurden geschlagen überall, wo sie sich den russischen Truppen entgegenstellten und sahen sich zuletzt auf türkisches Gebiet gedrängt. Der russische Oberbefehlshaber aber beging den verhängnißvollen Fehler, im Eifer der Verfolgung ebenfalls die türkische Grenze zu überschreiten und die kleine türkische Stadt Balta, in welche sich die Flüchtigen geworfen, zu beschießen und in Brand zu stecken.

Die Folgen dieses Ereignisses änderten in überraschender Weise den ganzen Stand der polnischen Frage. Die hohe Pforte, ohnehin besorgt über die wachsende Macht ihres Erbfeindes, dazu aufgereizt durch französische Einflüsterungen, nahm die Verletzung ihres Gebietes so übel auf, daß sie noch im October 1768 an Rußland den Krieg erklärte, unvorsichtig genug, da sie auch nicht im Geringsten zu einem solchen gerüstet war. Anders dagegen stand es mit Rußland. Noch im Spätherbst 1768 führte der russische General Fürst Gallizin ein großes Heer über den Dniestr und erfocht im folgenden Jahre über die Türken so erhebliche Siege, daß die ganze Moldau und Wallachei in seine Hände fiel und am Wiener Hofe, welcher bisher den Ereignissen stillschweigend zugesehen, die lebhafte Besorgniß entstand, Rußland werde bei seinen ungeheuren Erfolgen diese Provinzen nicht wieder herausgeben.

Auch König Friedrich sah den Krieg Rußlands mit der Türkei nicht mit günstigen Augen an; er mußte ja in Folge seines mit der ersteren Macht abgeschlossenen Vertrages die russische Regierung mit Geld unterstützen; bei der immer zunehmenden Machterweiterung Rußlands sah er auf Seiten desselben zuletzt ein so ungeheures politisches Uebergewicht entstehen, daß alle Nachbarstaaten, also auch Preußen, in Abhängigkeit von dem russischen Koloß zu gerathen befürchten mußten. —

So war es natürlich, daß Oesterreich und Preußen, von gleichen Befürchtungen getrieben, sich einander wieder zu nähern versuchten. Kaiser Franz I., der Gemahl Maria Theresia's, war am 18. August 1765 gestorben; ihm folgte in der deutschen Kaiserwürde, und gleichzeitig von der Mutter als ihr Mitregent in den österreichischen Erblanden anerkannt, sein Sohn, Kaiser Joseph II., ein Mann von dem edelsten Charakter, be-

seelt von dem besten Willen, sein Volk zu beglücken, den jedoch sein Feuereifer oft verhinderte, zu diesem schönen Ziele die richtigen Wege und Mittel zu finden, oder das rechte Maß inne zu halten, nebenbei aber ein enthusiastischer Verehrer König Friedrich's, der vor Begierde brannte, sich in allen Richtungen nach diesem seinem großen Vorbilde zu bilden und mit ihm zu wetteifern.

Dieser edle junge Fürst hatte schon lange die Gelegenheit, den großen König von Preußen kennen zu lernen, eifrig herbeigesehnt; alle seine Bitten, einen Besuch in Berlin machen zu dürfen, waren indessen aus Gründen der Staatsklugheit bisher zurückgewiesen worden. Jetzt endlich, wo man in Wien eine freundschaftliche Annäherung an Preußen selbst dringend wünschte, sah der junge Kaiser seinen Lieblingswunsch erfüllt und so sehen wir ihn im Sommer 1769 unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein dem Könige in Neiße einen Besuch machen, bei welcher Gelegenheit beide Fürsten, frei von jedem lästigen Hofceremoniell und von der beengenden Anwesenheit ängstlicher, jedes Wort abwägender Diplomaten, sich einander in der liebenswürdigsten Weise näherten und offen und vertraulich ihre Ansichten austauschten. Mehr wie einmal sah man in der mehrere Tage dauernden Zusammenkunft den Kaiser mit dem Könige Arm in Arm in dem Königlichen Schloßgarten zu Neiße spazieren gehen und die traulichste Unterhaltung führen. Der König erzählt von diesem Besuche Kaiser Joseph's in seinen Schriften selbst, er habe zu dem Kaiser geäußert:

> „er sähe diesen Tag für den schönsten seines Lebens an, denn er würde die Vereinigung zweier Häuser bewirken, die nur zu lange Feinde gewesen wären und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, einander eher beizustehen, als zu vernichten",

worauf der Kaiser ohne Zögern die bedeutenden Worte erwidert habe:

> „Für Oesterreich giebt es kein Schlesien mehr."

Im folgenden Sommer, 1770, erwiderte der König im Lager bei Neustadt in Mähren auf die Einladung des Kaisers den Besuch, wurde mit der höchsten Auszeichnung empfangen und hier wurde das Verhältniß beider Fürsten noch herzlicher wie bisher, wenn auch der Umstand, daß der Kaiser den allmächtigen Premierminister Oesterreichs, den Fürsten Kaunitz, welchen der König für einen „alten geriebenen Fuchs" hielt, mitgebracht hatte, den Letzteren etwas vorsichtig und zurückhaltend machte. So wurden denn bei dieser Gelegenheit zwar alle Mittel und Wege besprochen, um Rußland in seinem gefahrdrohenden Vorschreiten bei Zeiten zu hemmen und es nicht zu mächtig werden zu lassen; zum Abschlusse eines Bündnisses aber, sich gemeinschaftlich den Fortschritten der russischen Waffen zu widersetzen, kam es nicht, da der König sich für alle Fälle freie Hand lassen wollte.

Im Uebrigen gelang es dem Könige durch seinen reichen Geist, seine hohe persönliche Liebenswürdigkeit, den Kaiser mehr wie je an sich zu fesseln und sich in seiner Gunst zu befestigen, sowie auch andererseits Kaiser Joseph die höchste Achtung des Königs zu erringen verstand. So erschienen König Friedrich und die ihn begleitenden preußischen Generale schon bei

der ersten Zusammenkunft in weißen österreichischen Uniformen und Friedrich rief dem Kaiser in der heitersten Weise zu: „da bringe ich Ew. Majestät Rekruten!"

So sagte der König bei Tafel, als durch ein zufälliges Versehen sein berühmter Gegner Laudon zu spät erschien, ganz laut: „das wundert mich, das ist ganz gegen seine Gewohnheit, sonst war er immer vor mir auf dem Platze." Vollends aber bezauberte er den einer Schmeichelei aus solchem Munde nicht unzugänglichen General durch die Einladung, sich neben ihn zu setzen, wobei er zum Kaiser gewendet hinzusetzte: „ich will ihn lieber neben mir, als mir gegenüber haben."

Ueber den Eindruck, welchen umgekehrt der junge Kaiser auf König Friedrich machte, lesen wir in einem Briefe des Letzteren an Voltaire wie folgt:

> „Ich komme von einer langen Reise zurück. Ich bin in Mähren gewesen und habe hier den Kaiser gesehen, welcher sich anschickt, in Europa eine große Rolle zu spielen. Er ist an einem bigotten Hofe erzogen und hat den Aberglauben von sich geworfen, er ist in Prunk aufgewachsen und hat einfache Sitten angenommen, wird mit Weihrauch überschüttet und ist bescheiden geblieben, hat Pedanten zu Lehrern gehabt und besitzt dennoch Geschmack genug, Voltaire's Werke zu lesen und ihr Verdienst zu schätzen." —

Die freundschaftliche Annäherung zwischen Kaiser Joseph und dem Könige von Preußen blieb nicht ohne Einwirkung auf die russische Regierung. Bereits seit Jahren mit dem Gedanken vertraut, daß das ganze polnische Reich in seiner beklagenswerthen Zerrüttung unfehlbar eine leichte Beute Rußlands werden müsse, fing die Kaiserin Katharina nunmehr doch an, einzusehen, daß Oesterreich und Preußen eine so eminente Vergrößerung Rußlands schwerlich gutwillig zugeben würden. Unmöglich konnte Preußen es dulden, daß die russische Macht durch den Besitz des polnischen Westpreußens die zu Preußen gehörige Provinz Ostpreußen gänzlich von den übrigen Provinzen isolire; ebenso unmöglich konnte Oesterreich darein willigen, daß Rußland sich an der Donau, dieser großen Lebensader des österreichischen Kaiserstaates, festsetze. Dazu kam, daß die durch den unglücklich geführten Krieg gegen Rußland in die äußerste Bedrängniß versetzte türkische Regierung sich mit der Bitte um Vermittelung an Oesterreich und Preußen wendete, und als der Versuch, den Streit beizulegen, an den übertriebenen Forderungen Rußlands scheiterte, durch ihren Gesandten in Wien die österreichische Regierung geradezu auffordern ließ, im Verein mit den Türken die Russen aus Polen zu vertreiben und dann dem polnischen Reiche entweder einen neuen König nach Oesterreichs eigener Wahl zu geben, oder ganz Polen mit der Türkei — zu theilen.

Zum ersten Male wurde der Gedanke einer Theilung des polnischen Reiches, welcher wohl allen Betheiligten längst vorgeschwebt hatte, offen in Worten ausgesprochen; nur zu bald sollte er zur That heranreifen.

Zwar wies der Wiener Hof für jetzt das Projekt der türkischen Regierung zurück; ein Krieg mit Rußland, welches auch in Polen den Kampf

gegen die Conföderirten mit dem glücklichsten Erfolge führte*) und mit der wildesten Grausamkeit den hartnäckigen Widerstand derselben brach, erschien der alternden Kaiserin Maria Theresia doch um so mehr ein bedenkliches Wagestück, als sie auch in solchem Kampfe mit Sicherheit Preußen auf der Seite ihrer Gegner gefunden haben würde. Auch empörte sich das der Kaiserin innewohnende strenge Rechtlichkeitsgefühl gegen eine so schreiende Gewaltthat.

So standen die Sachen geraume Zeit auf demselben Flecke; — Rußland schaltete und waltete in dem völlig unterworfenen Polen, wie es ihm beliebte, und unterdrückte die letzten Zuckungen der im Todeskampfe ringenden Conföderirten mit der Schärfe des Schwertes; Oesterreich und Preußen hatten Heere an ihre nach Polen zu gelegenen Grenzen entsendet, um sowohl das Herüberdringen bewaffneter Insurgenten, wie die Einschleppung der Pest in ihre Staaten zu verhindern; — da gab ein anscheinend unbedeutendes Ereigniß die Veranlassung zu erneuerter Thätigkeit auf allen Seiten und führte das Ende herbei.

Die österreichische Regierung hielt den gegenwärtigen Zeitpunkt für geeignet, alte, aus dem Jahre 1412 herstammende Ansprüche auf 13 Ortschaften in der Gespannschaft Zips, zu Polen gehörig, geltend zu machen. Unter dem Vorwande, die Grenzen zwischen Ungarn und Polen zu berichtigen, wurde eine große Zahl von Feldmessern und Ingenieurs in das Land geschickt, dieses selbst aber, zum Schutze der Arbeit, wie es hieß, militärisch besetzt.

Prinz Heinrich von Preußen befand sich zu derselben Zeit gerade in Petersburg, um mit der russischen Regierung im Auftrage seines Königlichen Bruders nochmals über die möglichst beste und alle Theile zufriedenstellende Lösung der polnischen Wirren zu berathen; zu ihm äußerte die Kaiserin, als sie die Nachricht von dem Einrücken der Oesterreicher in die Woiwodschaft Zips erhielt:

„Es scheint, daß man sich in Polen nur zu bücken braucht, um ein Stück Land aufzuheben. Will der Wiener Hof in jenem Königreich für sich zugreifen, so haben die Anderen ein gleiches Recht dazu." —

Auf eine Anfrage Rußlands in Wien aber, was die Besitznahme der Woiwodschaft Zips zu bedeuten habe, ließ Fürst Kaunitz einfach erwidern, Oesterreich werde diese Landschaft räumen, sobald die russischen Truppen aus Polen zurückgezogen würden. Es blieb bei solcher Lage der Dinge in der That nichts Anderes übrig, als die Lösung der Frage auf Kosten des polnischen Reiches zu betreiben. Rußland, pochend auf seine Erfolge gegen die Türkei,

*) Die Conföderirten von Bar hatten den König Stanislaus nicht allein im August 1770 als des Thrones verlustig erklärt; sie machten auch am 3. November 1771 einen Versuch, den König aus seiner Hauptstadt Warschau mit Gewalt zu entführen. Dieser Versuch scheiterte zwar an der Tapferkeit, mit welcher sich der König gegen die Verschwörer vertheidigte, bis Hilfe herbeikam; aber Rußland griff nunmehr zu den härtesten Maßregeln gegen die Conföderirten, erklärte Jeden in die Acht, der mit Waffen angetroffen wurde, und unterdrückte bald die Conföderation durch Ströme von Blut gänzlich.

Die in Polen ausbrechende Pest vergrößerte zu derselben Zeit noch die Leiden des unglücklichen Landes.

bestand auf einer bedeutenden Entschädigung; die anderen Mächte aber konnten weder zugeben, daß Rußland diese Entschädigung an der Donau oder an der Ostsee suche, noch durften sie dulden, daß Rußland allein sich durch Polen vergrößere.

Die Abreißung bedeutender Gebietstheile des polnischen Reiches zu Gunsten Rußlands, Oesterreichs und Preußens schien in der That das einzige Mittel, alle Theile zu befriedigen und den allgemeinen Frieden wiederherzustellen; es erschien dasselbe um so mehr gerechtfertigt, als unleugbar die eigene Schuld der Polen, ihre tiefe innere Zerrissenheit und Uneinigkeit, ihre Selbstsucht und hartnäckige Verblendung gegen die Anforderungen der Zeit alle diese Wirren herbeigeführt und die Einmischung des Auslandes herausgefordert hatte. —

Von allen bei der Theilung Polens betheiligten Mächten war Preußen die einzige, welche auf einige Gebietstheile des polnischen Reiches wenigstens einigermaßen rechtlich begründete Ansprüche erheben konnte; war doch das jetzige Westpreußen früher im Besitz des deutschen Ritterordens gewesen und diesem durch die Könige von Polen auf widerrechtliche Weise entzogen worden. Indessen wenn dieser, immerhin etwas zweifelhafte Anspruch dem Könige auch nicht zur Seite gestanden hätte, so war doch Friedrich II. nicht der Mann dazu, sich bei Angelegenheiten von solcher Wichtigkeit durch theoretische Bedenklichkeiten abschrecken zu lassen; so war es ganz natürlich, daß der König, als einmal der Gedanke der Theilung Polens aufgetaucht war, als es galt, die Frage zu entscheiden, ob entweder Rußland das Ganze, oder jede der drei Mächte einen Theil nahm, fortan die Theilung Polens mit dem lebhaftesten Eifer betrieb.

Im Juni 1770 ließ König Friedrich in Petersburg einen Vorschlag übergeben, in welchem der König für sich Anspruch auf die Landschaft Pomerellen mit Danzig, auf den Strich von Großpolen diesseit der Netze, auf das Bisthum Ermeland und die Starosteien Marienburg und Culm erhob, und der russischen Regierung überließ, was dieselbe für sich fordern wolle. Dieser Vorschlag des Königs wurde anfänglich vom russischen Minister Grafen Panin gänzlich zurückgewiesen, sodann aber mit so übermäßigen Gegenforderungen beantwortet, daß der König unmöglich darauf eingehen konnte; das Gebiet, welches Rußland forderte, war nicht allein dreimal so groß, wie das von Preußen beanspruchte, sondern Preußen sah sich auch nach dem russischen Theilungsvorschlage *allein* allen Gefahren ausgesetzt, welche aus der Theilung Polens möglicher Weise hervorgehen konnten.

Erst nach langen Unterhandlungen gelang es dem Könige, Rußland zu einer Ermäßigung seiner Forderungen zu bewegen und erst im Februar 1772 ward zwischen Friedrich und der Kaiserin der Theilungsvertrag über Polen abgeschlossen.

Noch ungleich schwieriger gestalteten sich die Unterhandlungen mit Oesterreich. Am Wiener Hofe standen sich die Parteien gerade in der Angelegenheit der polnischen Republik auf's Schroffste gegenüber; lange Zeit suchte Fürst Kaunitz, welcher, im Einverständniß mit dem Kaiser Joseph, die Theilung Polens, natürlich möglichst im österreichischen Interesse, auf's Lebhafteste betrieb, vergeblich die Zustimmung der gewissenhaften

Kaiserin Maria Theresia zu so unerhörter Gewaltthat zu erlangen. Immer von Neuem setzte die Kaiserin, von welcher König Friedrich sagte: „sie habe nicht mehr jene Thatkraft und Festigkeit besessen, von welcher sie in ihrer Jugend so viele Beweise gegeben hatte", dem Drängen des Fürsten hartnäckigen Widerstand entgegen, und dem strengen Redlichkeitssinn in den Worten der Kaiserin, welche sie in dieser Sache an Kaunitz schrieb, kann man seine aufrichtige Bewunderung nicht versagen. Diese lauten:

„Als alle meine Länder angegriffen wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, stützte ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Allein in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreiend wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, muß betheuern, daß Zeitlebens mich nit so beängstiget gefunden und mich sehen zu lassen schäme. Bedenk der Fürst, was wir aller Welt für ein Schauspiel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen oder von der Moldau und Wallachei unsere Ehr und Reputation in die Schanz schlagen. Ich merk wohl, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen." —

Auch als die Kaiserin endlich nachgab und dem im März 1772 zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossenen Theilungsvertrage schweren Herzens ihre Zustimmung gab, fügte sie ihrem Placet folgende Worte hinzu:

„weilen so viele und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird."

Worte, die nur zu sehr in Erfüllung gehen sollten.

Der Abschluß des Theilungsvertrages selbst war nur mit großer Mühe zu Stande gekommen, denn Fürst Kaunitz, weniger bedenklich als seine Gebieterin, machte zunächst für Oesterreich so enorme Forderungen, daß an denselben fast die Ausführung des ganzen Werkes gescheitert wäre.

Erst im August 1772 gelang es, eine allseitige Uebereinstimmung zu erzielen, und in dem zu Petersburg am 5. August von allen drei Mächten unterzeichneten Vertrage wurde festgesetzt, daß

Rußland das polnische Liefland, den größten Theil der Woiwodschaften Witepsk, Plock und Minsk, die Woiwodschaft Mscislaw ganz, im Ganzen 3500 Quadratmeilen,

Preußen das polnische Preußen mit Ausschluß der Städte Danzig und Thorn, sowie Großpolen diesseit der Netze, im Ganzen 631 Quadratmeilen mit nur 500,000 Einwohnern,

Oesterreich endlich die Zipser Gespannschaft, die Hälfte der Woiwodschaft Krakau, Theile der Woiwodschaften Sendomir, Roth-Rußland, Belz, Pocucie und ein Stück von Podolien, im Ganzen 2500 Quadratmeilen, erhalten solle.

Man sieht, Preußen hatte den bescheidensten Antheil bei der Vertheilung der Beute erhalten; aber gerade dieses Land, die heutige Provinz Westpreußen, paßte dem Könige ganz vortrefflich, indem es das bisher

völlig isolirte Ostpreußen mit Pommern verband und so den Staat nach Osten hin einigermaßen abrundete. Die Besitznahme Westpreußens erfolgte sofort nach der beschlossenen Theilung, indem der König preußische Truppen einrücken, Grenztafeln mit dem preußischen Adler aufrichten ließ und bereits am 27. September im Schlosse zu Marienburg die Huldigung der preußischen Landstände empfing. Als nicht volle zwei Jahre später Rußland die Türkei zu einem äußerst nachtheiligen Frieden zwang und auf's Neue sein Gebiet beträchtlich erweiterte, als Oesterreich sich hierdurch veranlaßt sah, in nicht gerade sehr ehrenwerther Weise die Grenzen seiner in Polen erworbenen Besitzungen widerrechtlich weiter hinauszuschieben, als es der Theilungsvertrag zu Petersburg festgesetzt hatte*), da glaubte auch König Friedrich sich an diesen nicht mehr so streng binden zu müssen und ergriff gern die Gelegenheit, den Theil von Pomerellen zwischen der alten und neuen Netze, heute der Netzedistrict genannt, seinen Staaten hinzuzufügen. Es waren im Ganzen 139 Quadratmeilen mit 150,000 Einwohnern.

König Friedrich, obwohl bei der Theilung verhältnißmäßig viel zu kurz gekommen, empfand über die von ihm gemachte friedliche Eroberung, welche nach seinem eigenen Ausdruck ohne Blutvergießen, nur mit etwas Tinte, zu Stande gekommen war, die lebhafteste Genugthuung. Einigermaßen getrübt wurde dieselbe allerdings durch den Umstand, daß nicht auch die große und wichtige Handelsstadt Danzig in seinen Besitz übergegangen war, ein Fehler, welchen der König allein der Böswilligkeit Rußlands zuzuschreiben hatte. Danzig wie Thorn hatten, in der Besorgniß, ihre unter der polnischen Herrschaft gewährleisteten zahlreichen Privilegien und Freiheiten zu verlieren, sich auf's Aeußerste gegen ihre Einverleibung in Preußen gesträubt; sie hatten den Schutz der russischen Kaiserin angerufen, welche nicht mehr wie gern die Gelegenheit ergriff, den Erwerb des Königs von Preußen zu schmälern; sie hatten endlich auch Englands Beistand sich zu sichern gewußt, welches mit Recht eine Beeinträchtigung seines Handels befürchtete, wenn die beiden großen Handelsplätze preußisch wurden; durch Beider Hilfe war es ihnen gelungen, ihre Selbständigkeit zu wahren.

Indessen, auf allen Seiten eng von preußischem Gebiete umschlossen —, die ganze Weichsel, der Hafen von Neufahrwasser, ja sogar Theile einzelner Vorstädte von Danzig waren in preußischem Besitz —; war ohne Schwierigkeit vorauszusehen, daß ein so unnatürliches Verhältniß auf die Dauer nicht werde bestehen können. In der That fanden denn auch während der ganzen ferneren Regierungszeit Friedrich's II. fortgesetzte Mißhelligkeiten zwischen der Stadt Danzig und der preußischen Regierung statt, bei welchen der Wohlstand der Stadt allmählich immer tiefer sank, der durch die preußischen Zollbeamten überall eingeengte Handel immer mehr seine Bedeutung verlor, bis endlich unter dem Nachfolger Friedrich's die Stadt sich freiwillig der preußischen Herrschaft unterwarf. —

Durch dieses gewaltsame Verfahren waren denn von dem alten, einst so blühenden und mächtigen, aber tief gesunkenen Piastenreiche fast 7000

*) Die Oesterreicher bedienten sich bei der Regulirung der Grenzen einer ganz unrichtigen Karte von Polen, auf welcher die Namen der Flüsse Sbruza und Podhorza (ob absichtlich?) verwechselt waren. Hierdurch gelang es ihnen, ihre Erwerbung in Polen nicht unbedeutend zu vergrößern.

Quadratmeilen in der gewaltthätigsten Weise abgerissen und mächtigen Nachbarn einverleibt worden. Ja, in so geringschätzender Weise wurde von den drei Mächten der schwache König und die polnische Nation selbst behandelt, daß man sich begnügte, dem Könige einfach Anzeige von dem Geschehenen zu machen und ihn aufforderte, die Zustimmung des Reichstages dazu zu erwirken. Vergeblich protestirte König Stanislaus feierlich gegen die bereits vollzogene Theilung; vergeblich versuchte auch der im April 1773 in Warschau zusammengetretene Reichstag Widerspruch gegen die geschehene Vergewaltigung zu erheben; die Mitglieder wurden entweder durch russisches Geld gewonnen, oder durch Drohungen eingeschüchtert — und der polnische Reichstag ertheilte zur gewaltsamen Zerreißung des eigenen Vaterlandes seine Zustimmung. —

So wenig sich zur Zeit der Ausführung in ganz Europa auch nur eine Stimme gegen das den Polen zugefügte Unrecht erhob, so wenig sich auch nur ein Arm bewaffnete, um den Polen gegen ihre Unterdrücker beizustehen, eine Erscheinung, die keineswegs allein durch den Zustand der Ohnmacht und Erschöpfung fast aller europäischer Mächte, sondern wenigstens theilweise auch durch das allgemein verbreitete Gefühl, daß die Polen ihr Schicksal verdient hätten, erklärt werden muß, so bitter und streng wurde nach geschehener That in allen Ländern der Tadel über dieselbe. In Wahrheit ist noch niemals ein historisches Ereigniß von Bedeutung so schwer verurtheilt worden, als die Theilung Polens.

Auch hier soll keineswegs in Abrede gestellt werden, daß vom Standpunkte der Moral und des Völkerrechts aus den Polen ein schweres Unrecht geschehen war; auch hier soll zugegeben werden, daß selbst in der Politik großer Staaten von den Grundsätzen der Ehre und des Rechtes niemals abgewichen werden sollte, und daß die Theilung Polens wenig im Einklang mit diesen Grundsätzen stand — und dennoch behaupten wir, daß das Geschehene ein Akt der Nothwendigkeit war, daß die Theilung im Interesse der Nachbarvölker des unruhigen Polenreiches geboten schien. Wer wird sich scheuen, um das eigene Haus zu schützen, das vom Nachbar freiwillig oder durch eigene Schuld in Flammen gesetzte Nebengebäude niederreißen zu helfen, wenn das Löschen des Brandes nicht mehr möglich ist?

Und in dieser Lage befanden sich so ziemlich die drei benachbarten Mächte Polen gegenüber. Unleugbar durch eigene Schuld war die Republik allmählich in so trostlose Zustände gerathen, daß eine Besserung unmöglich erschien, daß das Fortbestehen oder richtiger gesagt das Fortschreiten solcher Zustände allmählich selbst für die Sicherheit der Nachbarstaaten bedrohlich wurde, daß sich immer mehr die politische Nothwendigkeit herausstellte, der polnischen Wirthschaft ein Ende und durch Verkleinerung der polnischen Macht dieselbe weniger gefährlich zu machen.

In diesem Sinne betrachtet, kann man die Theilung Polens zwar als ein moralisches Unrecht ansehen und tief beklagen, muß aber doch schließlich zu der Ansicht gelangen, daß dieselbe zum Heile Europa's nothwendig war.

Die Theilnahme des Königs von Preußen an der begangenen Gewaltthat erscheint, wie hier besonders hervorgehoben werden soll, noch in

ungleich günstigerem Lichte. Er allein hatte rechtlich begründete Ansprüche auf das Land, welches ihm in der Theilung zufiel und schon in seinen Jugendjahren hatte er als Kronprinz mit besonderer Vorliebe bei dem Gedanken verweilt, dereinst das seinem Hause widerrechtlich Entzogene zurückzufordern, wozu sich der vorsichtigere Vater nicht hatte entschließen können.

Unleugbar wäre es ritterlicher gewesen, wenn der König offen von der Republik Polen die Rückgabe des polnischen Preußens gefordert und nöthigenfalls mit Waffengewalt zu erzwingen versucht hätte. Aber abgesehen von dem ungewissen Erfolge des daraus entstehenden blutigen Kampfes, welcher von Neuem dem schon so hart geprüften preußischen Volke die schwersten Opfer auferlegt hätte, mußte der König nicht mit Sicherheit erwarten, in diesem Kampfe auch Rußland auf der Seite seines Gegners zu finden? Nur pedantische Stubengelehrsamkeit und übertriebener theoretischer Zartsinn können nach unserer Meinung den König darum tadeln, daß er mit Klugheit die Verhältnisse, welche er weder geschaffen hatte, noch zu ändern vermocht hätte, benutzte, und das ihm rechtlich zugehörende Eigenthum auf friedlichem Wege wieder zu erlangen suchte, statt es durch Ströme von Blut zu gewinnen. Oder meint man etwa, das Schicksal Polens wäre ein anderes geworden, wenn der König von Preußen den unter sich uneinigen Polen in seinem Bruder Heinrich einen einsichtigen und thatkräftigen König gegeben und die elende polnische Verfassung zertrümmert hätte? Würde nicht auch dieser Schritt einen endlosen blutigen Krieg Preußens gegen einen großen Theil der Polen, gegen ganz Rußland und vielleicht auch Oesterreich zur Folge gehabt haben?

Darum höre man endlich auf mit den Klagen über das zum Himmel schreiende Unrecht, welches den Polen zugefügt worden sei; sie selbst in ihrem grenzenlosen Leichtsinn und in ihrer Frivolität haben ihr Schicksal über sich heraufbeschworen. —

Was speciell die Bevölkerung des in preußischen Besitz übergegangenen polnischen Gebiets betrifft, so hatte dieselbe in kürzester Zeit vollauf Ursache, sich zu dieser Veränderung Glück zu wünschen; war doch schon bei der Feststellung der Grenzen in einzelnen Districten Westpreußens das Vertrauen zu der weisen und wohlwollenden preußischen Regierung so groß, daß die Grenzcommissäre mehr als einmal gebeten wurden, die Grenzpfähle einige Meilen weiter in's Land rücken zu lassen, um auch noch unter preußische Herrschaft zu kommen.

Und aus welchen jammervollen Zuständen befreite dieser Regierungswechsel das polnische Volk. G. Freytag entwirft von den elenden Verhältnissen, in welchen zu jener Zeit das polnische Volk lebte, ein so interessantes Bild, daß wir dieselben nicht treffender, als mit seinen eigenen Worten schildern können. Er sagt:

> „Die Mehrzahl des Landvolks lebte in Zuständen, welche den Beamten des Königs jämmerlich erschienen, zumal an der Grenze Pommerns, wo die wendischen Kassuben saßen. Wer dort einem Dorfe nahte, der sah graue Hütten und zerrissene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum, ohne einen Garten, nur die Sauerkirschbäume waren heimisch. Die Häuser waren aus

hölzernen Sprossen erbaut, mit Lehm ausgeklebt; durch die Hausthüre trat man in die Stube mit großem Herd ohne Schornstein; Oefen waren unbekannt, nie wurde ein Licht angezündet; nur der Kienspan erhellte das Dunkel der langen Winterabende; das Hauptstück des elenden Hausraths war das Crucifix, darunter der Napf mit Weihwasser. Das schmutzige und wüste Volk lebte von Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die sie als Kohl zur Suppe kochten, von Heringen und Branntwein, dem Männer wie Frauen unterlagen. Brot war fast unbekannt; Viele hatten in ihrem Leben nie einen solchen Leckerbissen genossen, in wenig Dörfern stand ein Backofen. Hielten sie ja einmal Bienenstöcke, so verkauften sie den Honig an die Städter, außerdem geschnitzte Löffel und gestohlene Rinde; dafür erstanden sie auf den Jahrmärkten den groben blauen Tuchrock und das hellrothe Kopftuch für die Frauen. Selten war ein Webstuhl, das Spinnrad war unbekannt; die Preußen hörten dort kein Volkslied, keinen Tanz, keine Musik; stumm und schwerfällig trank das Volk den schlechten Branntwein, prügelte sich und taumelte in die Winkel."

„Auch der Landadel unterschied sich kaum von den Bauern; er führte seinen Hakenpflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Fußboden seiner Hütte. Schwer wurde es dem Preußenkönige, diesem Volke zu nützen. Nur die Kartoffel verbreitete sich schnell; aber noch lange wurden die befohlenen Obstpflanzungen von dem Volke zerstört und alle anderen Culturversuche fanden Widerstand. Ebenso dürftig und verfallen waren die Grenzstriche mit polnischer Bevölkerung, aber der polnische Bauer bewahrte in seiner Armseligkeit und Unordnung wenigstens die größere Regsamkeit seines Stammes.

Selbst auf den Gütern der größeren Edelleute, der Starosten und der Krone waren alle Wirthschaftsgebäude verfallen und unbrauchbar. Wer einen Brief befördern wollte, mußte einen besonderen Boten schicken, denn es gab keine Post im Lande; freilich fühlte man in den Dörfern auch nicht das Bedürfniß danach, denn ein großer Theil der Edelleute konnte so wenig lesen und schreiben, als die Bauern. Wer erkrankte, fand keine Hilfe, als die Geheimmittel einer alten Dorffrau, denn es gab im ganzen Lande keine Apotheke . . . .

Wer einen Rock bedurfte, that wohl, die Nadel selbst in die Hand zu nehmen, denn auf viele Meilen weit war kein Schneider zu finden, wenn er nicht abenteuernd durch das Land zog. Wer ein Haus bauen wollte, der mochte zusehen, wo er von Westen her Handwerker gewann. Noch lebte das Landvolk in ohnmächtigem Kampfe mit den Heerden der Wölfe; es gab wenig Dörfer, in welchen nicht jeden Winter Menschen und Thiere decimirt wurden.

Brachen die Pocken aus, kam eine ansteckende Krankheit in's Land, dann sahen die Leute die weiße Gestalt der Pest durch die

Luft fliegen und sich auf ihren Hütten niederlassen; sie wußten, was solche Erscheinung ihnen bedeutete, es war Verödung ihrer Hütten, Untergang ganzer Gemeinden; in dumpfer Ergebung erwarteten sie dieses Geschick. — Es gab kaum eine Rechtspflege im Lande, nur die größeren Städte bewahrten urkräftige Gerichte; der Edelmann, der Starost verfügten mit schrankenloser Willkür ihre Strafen, sie schlugen und warfen in scheußliche Kerker nicht nur den Bauer, auch den Bürger der Landstädte, der unter ihnen saß oder in ihre Hände fiel. In den Händeln, die sie untereinander hatten, kämpften sie durch Bestechung bei den wenigen Gerichtshöfen, die über sie urtheilen durften; in den letzten Jahren hatte auch dies fast aufgehört, sie suchten ihre Rache auf eigene Faust durch Ueberfall und blutige Hiebe. — Es war in der That ein verlassenes Land, ohne ein Gesetz, ohne Herren, es war eine Einöde." —

Und ein Volk, das durch seine neue Regierung aus solchem trostlosen geistigen und körperlichen Elende gerissen, von seinen so schwer drückenden Sklavenketten befreit, aus seiner fast thierischen Versunkenheit und Unwissenheit emporgehoben wurde zur allmählichen Erkenntniß seiner Menschenwürde, durch Arbeit und Unterricht geführt wurde zu Wohlstand und Bildung, das will man noch beklagen wegen seiner verloren gegangenen Selbständigkeit und Freiheit?

In Jahrhunderten hatte sich die polnische Nation der politischen Selbständigkeit unwürdig gezeigt und Freiheit bestand nach den Begriffen des polnischen Edelmannes nur darin, daß er selbst thun und lassen konnte, was er wollte; die gerühmte Freiheit polnischer Nation, nach welcher sich diese noch heute so schmerzlich sehnen soll, wie vielfach von gefühlvollen, die polnische Wirthschaft nicht kennenden Leuten behauptet wird, sah der empörendsten Sklaverei so ähnlich, wie ein Ei dem anderen.

Man frage noch heute in allen ehemals zu Polen gehörenden Gebietstheilen des preußischen Staates, der österreichischen, ja sogar der gewiß nicht durch Milde ausgezeichneten russischen Regierung die ländliche und bürgerliche Bevölkerung, ob sie Neigung habe, zu den gepriesenen früheren Zuständen unter dem gelobten polnischen Reiche zurückzukehren; die überwiegend große Mehrzahl hat längst mit dem dem Volke eigenen richtigen Blick erkannt, daß die Theilung Polens, wenn auch immerhin ein politisches Unrecht, doch für die Welt nothwendig war, ihnen selbst aber zum Heil und Segen gereichte.

Und wie rasch und eingehend machte der König der polnischen Wirthschaft in dem neu erworbenen Westpreußen ein Ende. Noch schwebten die Verhandlungen über die Theilung, als der König schon eine Instruction über die Organisation und Verwaltung der neuen Provinz entworfen hatte, und als die Commissäre noch mit der Feststellung der Grenzen beschäftigt waren, erschien bereits eine große Zahl erprobter zuverlässiger preußischer Beamten in allen Theilen des Landes, um mit rastlosem Eifer überall preußische Verwaltung und Rechtspflege einzuführen.

Das ganze Land wurde, wie die alten preußischen Provinzen, in Kreise eingetheilt, mit einem Landrath an der Spitze; in unglaublich

kurzer Zeit wurde die gesammte Bodenfläche von Feldmessern gemessen, ihre Ertragsfähigkeit abgeschätzt und nach derselben die wenigstens vorläufige Veranschlagung der Steuern bewirkt; die Starosteien und Krongüter wurden zu Königlichen Domänen umgeschaffen, die Lage der bisher von ihren Grundherren in völliger Knechtschaft gehaltenen Bauern wurde wesentlich erleichtert und verbessert, wenn auch die völlige Aufhebung der Leibeigenschaft wie im ganzen Staate so auch in Westpreußen einer späteren Zeitperiode vorbehalten blieb.

Ein geregelter Schulunterricht, zu welchem Zwecke der König gleich nach Erwerb des Landes nicht weniger als 187 Lehrer aus seinen Staaten kommen ließ, sollte wenigstens das heranwachsende Geschlecht gänzlicher Unwissenheit und Verdummung entreißen; den Dissidenten wurden dieselben Rechte zugestanden, als sie die Katholiken besaßen, wie ja politische Duldsamkeit überhaupt zu den Grundcharakterzügen des emporstrebenden preußischen Staates gehörte; in jedem Kreise wurden Aerzte angestellt, in jeder Stadt Apotheken eingerichtet.

Durch die Einführung von Posten wurde der bisher im ganzen Lande stockende Verkehr gehoben; in noch ungleich höherem Grade geschah dies durch die bereits im §. 26 erwähnte Anlage des Bromberger Canals, welcher, mit einem Kostenaufwande von $^3/_4$ Millionen Thaler erbaut, nicht allein durch die Verbindung der Oder mit der Weichsel dem Lande eine ganz neue Handelsstraße eröffnete, sondern durch welche auch weite Strecken bisher sumpfigen und gänzlich werthlos daliegenden Landes entwässert und in die herrlichsten Wiesen verwandelt wurden.

Mit großem Eifer betrieb der König die Einwanderung deutscher Colonisten; nicht nur zur Vermehrung der dünnen und spärlichen Bevölkerung des erworbenen Landes, sondern auch, um durch ihren Fleiß und ihre Arbeitskraft, ihre Gesittung und Bildung für die träge und rohe Masse des Volkes ein zur Nacheiferung ermunterndes Beispiel zu schaffen; gern bewilligte er deutschen Ansiedlern, besonders, wenn sie Handwerker waren, nicht unwesentliche Vortheile, gab ihnen Ländereien oder ließ ihnen Häuser bauen u. s. w.

Mit unermüdlicher Thätigkeit sorgte König Friedrich für rastloses Betreiben des großen Werkes, welches er sich in Westpreußen gesetzt hatte und selten konnten seine Beamten, so fleißig und rührig sie auch sein mochten, ihm genug darin thun. So schwierig die Arbeit auch war, der König ermüdete doch niemals in derselben; er kümmerte sich um die kleinsten Details, beaufsichtigte jeden Zweig der Verwaltung selbst und man kann in Wahrheit sagen, daß, wie ehemals Schlesien, so jetzt in den letzten Jahren seines Lebens Westpreußen ihm das Liebste seines Staates ward, wohl eben, weil es ihm die meiste Sorge machte.

Aber diese Sorge und Mühe sollte auch nicht fruchtlos bleiben. So langsam sich auch bei den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes der Fortschritt gestaltete, so schwer es auch oft hielt, Vorurtheile und Unwissenheit, Selbstsucht und Dünkel zu überwinden, so erlebte der König doch noch die Freude, auch Westpreußen durch weise Verwaltung und Gesetzgebung in deutscher Gesittung und Bildung aufblühen und zu materiellem Wohlstande heranreifen zu sehen. —

Mit dem Erwerbe der Provinz Westpreußen nahm der König, wie hier zum Schlusse bemerkt sein mag, einen anderen Titel an; er nannte sich seitdem nicht mehr wie seine Vorfahren, König in Preußen, sondern König von Preußen. —

§. 24.

Der baiersche Erbfolgekrieg.

Noch einmal, am Abende seines Lebens, sollte der große König in die Lage kommen, sein Heer zu den Waffen zu rufen; und wiederum war es das Habsburgische Kaiserhaus, welches ihn, wohl sehr gegen seinen Willen, das Schwert in die Hand zu nehmen nöthigte.

Hatte König Friedrich in den drei schlesischen Kriegen die heiligsten Rechte des Hohenzollern'schen Fürstenhauses gegen die Anmaßungen Oesterreichs vertheidigt und dem preußischen Staate eine hoch geachtete Stellung in der Reihe der europäischen Staaten erkämpft, so galt es, in dem jetzt abermals durch die Habsucht des Kaiserhauses heraufbeschworenen Kampfe die arg bedrohten Rechte deutscher Fürsten zu schützen.

Der junge, feurige und ehrgeizige Kaiser Joseph II., durch seine untergeordnete Rolle als Mitregent seiner Mutter schon längst mit tiefem Mißmuth erfüllt und von dem lebhaften Wunsch beseelt, Oesterreich auf dieselben Bahnen des Fortschrittes und der Aufklärung zu führen, wie dies König Friedrich mit Preußen so rühmlich gethan: er war bei allen großen Eigenschaften des Geistes und des Herzens nicht frei von dem Erbfehler der Fürsten aus dem Hause Habsburg, von dem habsüchtigen Bestreben, die Macht der österreichischen Erbländer auf jede Weise und bei jeder Gelegenheit zu vergrößern und auszudehnen, selbst auf Kosten des deutschen Reiches, wie dieses im Laufe der Jahrhunderte oft genug von seinen „Wahrern und Mehrern" zu seinem Schaden erfahren hatte.

Eine solche günstige Gelegenheit zur Vergrößerung der österreichischen Hausmacht bot sich dem Kaiser dar, als am 20. December 1777 Kurfürst Maximilian III. von Baiern ohne erbfolgsberechtigte Nachkommenschaft starb und somit nach den Reichsgesetzen die Erbfolge in Baiern auf den Kurfürsten Carl Theodor von der Pfalz, das Haupt der älteren Wittelsbach'schen Linie, überging.

Oesterreich durch den Erwerb von Baiern zu vergrößern, war schon bei Lebzeiten des kinderlosen Kurfürsten Maximilian ein Lieblingsplan Kaiser Joseph's gewesen; auch schien die Ausführung desselben um so weniger auf große Schwierigkeiten zu stoßen, als der Erbe Baierns, Carl Theodor von der Pfalz, ebenfalls ohne legitime Nachkommenschaft war. Um ganz sicher zu gehen, trat Kaiser Joseph daher schon vor dem Tode des baierschen Kurfürsten mit dem Erben desselben in Unterhandlungen, machte gegen denselben alte, nichts bedeutende Ansprüche Oesterreichs auf Baiern geltend und schüchterte den unentschlossenen und trägen Carl Theodor von der Pfalz halb durch Drohungen ein, halb gewann er ihn durch das Versprechen, für seine zahlreiche außereheliche Nachkommenschaft in glänzender Weise Sorge zu tragen.

Als Kurfürst Maximilian's Tod wirklich erfolgte, ließ der Kaiser sofort österreichische Truppen in Baiern einrücken, das Land in seinem Namen besetzen und schloß mit dem Kurfürsten Carl Theodor einen Vergleich, wonach dieser schwache Fürst auf den größten und schönsten Theil von Baiern zu Gunsten Oesterreichs Verzicht leistete.

Indessen eine so unerhörte Vergewaltigung deutscher Fürsten, eine solche willkürliche Zerreißung deutschen Landes ohne jeden Schein von Recht sollte doch nicht ohne Widerspruch vor sich gehen — und der greise König Friedrich von Preußen, seit dieser Zeit mit Recht der Schirm- und Schutzherr deutscher Nation genannt, er war es, der, obgleich von Alter und Krankheit gebeugt, doch nur seine Pflicht im Auge behielt, diesen Widerspruch erhob und selbst die Gefahr eines abermaligen blutigen Kampfes gegen Oesterreich nicht scheute. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß man in Wien auf einen Widerstand des großen Königs bei dieser Angelegenheit nicht gerechnet hatte, daß man von der Ansicht ausging, Friedrich werde, zufrieden mit dem, was er selbst erworben und gegen eine Welt vertheidigt hatte, beschäftigt mit der inneren Verwaltung und Verbesserung seiner Staaten, die theuer errungenen Lorbeeren nicht in einer Sache abermals auf's Spiel setzen, die ihn nicht unmittelbar betraf. Man irrte sich hierin, wie gar oft, in der Wiener Hofburg. König Friedrich durchkreuzte die habsüchtigen Pläne Oesterreichs nicht allein aus seinem lebhaften Gefühl für die Pflicht, als erster und mächtigster Fürst des deutschen Reiches die Rechte der anderen Fürsten und die Verfassung des Reiches zu schützen; ihm konnte auch in Rücksicht auf die eigene Sicherheit und Unabhängigkeit eine so ansehnliche Vergrößerung der österreichischen Hausmacht durchaus nicht gleichgültig sein.

So trat denn auch König Friedrich dem ohnmächtigen Proteste, welchen der nächste Erbe des Kurfürsten Carl Theodor, der Herzog Carl von Zweibrücken, obwohl vergeblich, in Wien gegen jenen Vertrag und dessen Vollziehung erhoben, bei, und dadurch gewann die Sache eine ganz andere Gestaltung. Auch der Kurfürst von Sachsen und der Herzog von Mecklenburg machten Ansprüche auf Theile der baierschen Erbschaft geltend und von Neuem schien ein blutiger Krieg das deutsche Vaterland verheeren zu wollen.

In Wien glaubte man jedoch noch immer, der König drohe blos und werde es nicht zum Aeußersten kommen lassen; man wies daher seine Vorstellungen ab; und selbst, als der König im April 1778 eine Armee in Schlesien zusammenzog, und gleichzeitig sich 18,000 Mann sächsischer Truppen im südlichen Theile von Sachsen sammelten, suchte man von Wien aus noch immer, die Angelegenheit auf diplomatischem Wege zu beendigen.

In Wahrheit war auch in Wien die Lust zum Kriege nicht sehr groß und besonders die alternde Kaiserin Maria Theresia, erfüllt von der Erinnerung an den schrecklichen Kampf, der so viele Jahre ihres Lebens mit Kummer und Sorgen getrübt hatte, suchte aus allen Kräften den Ausbruch des Krieges zu verhindern. Nur Kaiser Joseph brannte vor Begierde, sich mit seinem berühmten und hochverehrten Gegner, den er sich ja in allen Richtungen als Vorbild erwählt hatte, ohne ihn doch je erreichen zu können, auch auf dem Schlachtfelde zu messen und seine Seele

war von Bitterkeit erfüllt, daß Rücksichten der Staatsklugheit seiner glühenden Neigung hindernd in den Weg traten.

Zwischen ihm und dem Könige hatte sich in Folge eines gegenseitig bei den Besuchen in Neiße und Neustadt gegebenen Versprechens ein persönlicher Briefwechsel entsponnen, der in hohem Grade interessant ist wegen der Freimüthigkeit, mit welcher König Friedrich seine Ansicht über die Handlungsweise der österreichischen Regierung ausspricht, sowie wegen der Gereiztheit, welche sich beim Kaiser Joseph deutlich darüber kund giebt, daß es ihm nicht vergönnt sein soll, das Schwert zwischen Beiden entscheiden zu lassen. Wir führen einzelne Stellen aus diesen Briefen hier an. So schreibt der Kaiser, nachdem auch er sich im April zu der sich in Mähren sammelnden Armee begeben, aus Ollmütz am 13. April:

„Mein Herr Bruder! Wenn ich es bis jetzt unterlassen habe, einem Versprechen, welches wir sowohl zu Neustadt beiderseitig unter uns verabredeten, nachzukommen, nämlich Einer dem Andern gradeswegs selbst zu schreiben, so geschah es, weil ich, auf alle Ereignisse vorbereitet, warten wollte, bis ich von der Hauptstadt und folglich von Allem, was Feinheit und Staatskunst anzeigen könnte, entfernt wäre, um Ew. Majestät meine Gedanken zu eröffnen, die ich für unsere wahren Vortheile viel angemessener halte, als jeden Zwist, den wir untereinander haben könnten — u. s. w."

Zu bedauern bleibt dabei nur, daß der Vergleichsentwurf, welchen der Kaiser gleichzeitig mit diesem Schreiben dem Könige vorlegt und dessen Unterzeichnung nach seinem Ausdrucke allen weiteren Uebeln vorbeugen soll, auf Seiten Oesterreichs nicht das geringste Zugeständniß enthält, sondern einfach die Forderung stellt, den geschlossenen Vertrag und die Besitznahme Baierns anzuerkennen. Der König antwortet daher auch offen und ziemlich derb:

„Mein Herr Bruder! Ich habe den Brief, den Ew. Kaiserliche Majestät an mich zu schreiben die Güte gehabt haben, mit dem größtmöglichen Vergnügen erhalten. Ich habe hier weder Minister, noch Schreiber bei mir, und so werden Ew. Kaiserl. Maj. sich mit der Antwort eines alten Soldaten begnügen müssen, der redlich und freimüthig über einen der wichtigsten Gegenstände schreibt, welchen die Politik seit langer Zeit dargeboten hat. Niemand wünscht wohl mehr als ich Frieden und gutes Vernehmen zwischen den europäischen Mächten zu erhalten; aber jedes Ding hat seine Grenzen und es giebt Fälle, die so schwierig und verwickelt sind, daß der gute Wille allein nicht hinreicht, um Ruhe und Frieden aufrecht zu erhalten. Ew. Kaiserl. Maj. erlauben, daß ich Ihnen den wahren Standpunkt unserer gegenwärtigen Angelegenheit auseinandersetze. Die Frage ist: kann ein Kaiser nach seiner Willkür mit den Lehen des Reiches schalten? Bejaht man dies, so werden alle diese Lehen den Timaren (Paschaliks) in der Türkei gleich, die nur auf Lebenszeit verliehen sind und über welche der Sultan nach dem Tode des Besitzers nach Gutdünken schaltet. Dies ist aber den Gesetzen, dem Herkommen

und den Gewohnheiten des Reiches gänzlich zuwider. Kein Fürst wird zu diesem Beginnen die Hand bieten, jeder wird sich auf das Lehnrecht berufen, welches diese Besitzungen seinen Nachkommen zusichert, und keiner wird dazu beitragen, die Macht eines Despoten zu begründen, der über kurz oder lang ihn, oder seine Nachkommen der seit undenklichen Zeiten besessenen Länder berauben kann. Das hat denn auch die einstimmige Klage aller deutschen Reichsstände über die gewaltsame Art, womit Baiern überfallen und eingenommen worden ist, veranlaßt. Ich, als Mitglied des Reiches, und da ich den westphälischen Frieden durch den Hubertusburger Tractat auf's Neue bestätigt habe, sehe mich unmittelbar verbunden, die Vorrechte, Freiheiten und Gerechtsame des deutschen Reiches aufrecht zu erhalten, sowie auch die Kaiserlichen Wahlcapitulationen, durch welche der Gewalt des Reichsoberhauptes Grenzen gesetzt werden, um vorzubeugen, daß er das Uebergewicht seiner Würde nicht mißbrauche.

Dieses, Sire, ist die wahre Lage der Sache. Mein persönliches Interesse kömmt dabei gar nicht in Anschlag; aber ich bin überzeugt, Ew. Majestät selbst würden mich für einen feigherzigen, Ihrer Achtung unwürdigen Mann halten, wenn ich die Rechte, Freiheiten und Gerechtsame, welche wir, der Kurfürst und ich, von unseren Vorfahren ererbt haben, niederträchtiger Weise aufgäbe." u. s. w.

Somit lehnte König Friedrich die ihm gemachten Vorschläge bestimmt und unwiderruflich ab; und vergeblich wiederholte der Kaiser sowohl den Versuch, ihn anderen Sinnes zu machen, als auch sich selbst gegen den Vorwurf des Despotismus, welchen er anstreben solle, zu rechtfertigen. Schon am Schlusse dieses Schreibens blickt deutlich der Wunsch des Kaisers hervor, sich mit dem alten berühmten Kriegshelden im ernsten Waffentanze zu messen; denn er betheuert zwar auch wie König Friedrich, daß ihm die Erhaltung des Friedens ungemein am Herzen liege, setzt aber doch hinzu, daß er auch mit 200,000 Mann bereit stehe und gern vom Könige auch als General lernen wolle.

Um seinen Forderungen den gehörigen Nachdruck zu geben, ließ der König im Anfang Juli zwei große preußische Armeen in Böhmen einrücken, die eine unter seiner persönlichen Führung von Schlesien aus über Nachod, die andere unter dem Befehl des Prinzen Heinrich über Rumburg und Gabel; in gleicher Weise drangen von Mähren her österreichische Heere in der Stärke von 200,000 Mann in Böhmen ein und der Ausbruch eines blutigen Kampfes schien nunmehr unvermeidlich.

Indessen, den Kaiser ausgenommen, schien auf keiner Seite die Kriegslust sehr groß. König Friedrich, zwar entschlossen, nöthigen Falles auch das Schwert zu ziehen, war doch nicht mehr der junge feurige Held, welcher vor 22 Jahren an der Spitze seines Heeres in den Kampf gegen Oesterreich gezogen war; Alter und Krankheit hatten sein Antlitz gefurcht, seinen Körper hinfällig gemacht; schon in der Anrede des Königs an seine Generale sprach Friedrich dies selbst offen und unumwunden aus. Er sagte zu diesen beim Abschiede von Berlin, als er zur Armee nach Schlesien abging:

„Ich reise jetzt ab, aber ich verlange nicht als König zu reisen. Reiche und schöne Equipagen haben keinen Reiz für mich. Doch erlaubt mir mein schwächliches Alter nicht, so zu reisen, wie ich es in der feurigsten Jugend that. Ich werde mich einer Postkutsche bedienen müssen und Sie haben die Freiheit, eben desgleichen zu thun. Aber am Tage einer Schlacht werden Sie mich zu Pferde sehen, und da, hoffe ich, werden meine Generale meinem Beispiele folgen", u. s. w. —

Was die Kaiserin Maria Thresia betrifft, so war ihre Abneigung gegen den Ausbruch eines abermaligen Krieges so groß, daß sie Alles aufbot, um denselben zu verhindern. Als sie die Nachricht von dem Einmarsche der Preußen in Böhmen erhielt, schickte sie sogar ohne Vorwissen ihres Sohnes den Grafen Thugut mit einem eigenhändigen Schreiben an den König ab, in welchem sie demselben auf's Eifrigste ihre Friedensliebe versichert und ihm Vorschläge zur Ausgleichung der schwebenden Streitfrage macht.

Kaiser Joseph war über diese Einmischung der Mutter zu einer Zeit, wo zwischen den Vorposten der beiderseitigen Heere bereits, wenn auch unerhebliche Feindseligkeiten stattgefunden hatten, auf's Aeußerste erzürnt; er schrieb derselben am 18. August aus Jaromirs:

„Ich war schon Anfangs mit der von Ew. Majestät hierbei bezeigten Schonung gegen die Anmaßung Preußens nicht einverstanden und halte dafür, daß Oesterreich die Offerte und all' die Aufopferungen, deren Sich Ew. Majestät zur Wiederherstellung des Friedens begeben wollten, in einem eigenen Manifeste dem unparteiischen Europa vor Augen legen sollten. Die Bande sind nun entzwei, die uns an einen Fürsten gefesselt haben, der die Kunst besaß, sich Freunde in der Nähe seines Thrones zu verschaffen. Wir müssen auf's Neue versuchen, welchen Erfolg unsere Waffen gegen einen Feind unseres Hauses haben und sehen uns genöthigt, Menschenblut zu vergießen, das der König in seinen Schriften, aber niemals auf dem Schlachtfelde zu schonen gewußt hat."

Daß Kaiser Joseph in seinem ferneren Briefwechsel mit dem Könige fortan zuweilen bitter wurde und ihm sogar auf unschickliche Weise vorwirft, daß der König sich zu viel auf seine Eigenschaft als glücklicher Feldherr einbilde, das muß man dem Groll zu gute halten, mit welchem der ruhmbegierige Fürst sich zur Unthätigkeit verurtheilt sah, wo er so gern kriegerische Lorbeeren errungen hätte.

Vergeblich suchte der Kaiser die österreichischen Generale, deren Führung das Heer anvertraut war, während er nur dem Namen nach den Oberbefehl über dasselbe hatte, zu einer energischen That, zu einem entscheidenden Angriff auf die Preußen fortzureißen; die Unlust, gegen einen so gefürchteten Gegner anders als in der vorsichtigsten Defensive zu verfahren, nebenbei die von der Kaiserin Maria Thresia erhaltenen geheimen Weisungen vereitelten jedes solche Bestreben. So war es denn natürlich, daß es zu ernstlichen Feindseligkeiten in diesem Kriege nicht kam und daß, obgleich Massen von wohlgerüsteten Streitern sich kampfbereit in nächster Nähe

gegenüberstanden, außer einigen unbedeutenden Vorpostengefechten nichts vorfiel, was den Streit entscheiden konnte.

Das preußische Heer hatte dabei wenigstens den Vortheil vor den Oesterreichern voraus, daß es den ganzen Sommer über auf Kosten des Feindes lebte. Als aber der Herbst herannahte und schlechtes Wetter eintrat, brachen in den Reihen der preußischen Armee ansteckende Krankheiten aus, welche bald in so bedenklicher Weise um sich griffen, daß der König sich genöthigt sah, schon im September nach Schlesien zurückzugehen, wohin schon vorher die ungewöhnlich reiche Ernte an Getreide aus Böhmen gebracht worden war, so daß auch hier noch die Oesterreicher unfreiwillig die Kosten der Erhaltung ihrer Feinde trugen.

Bei diesem Rückzuge der Armee aus Böhmen, welcher wiederholt, wenn auch ohne Resultat, von der nachfolgenden österreichischen leichten Reiterei zu stören versucht ward, erwarb sich der damalige Prinz von Preußen, nachmals König Friedrich Wilhelm II., die Rittersporen; er zeichnete sich in einem der stattfindenden Gefechte auf so glänzende Weise aus, daß der persönlich anwesende König ihm nachher sagte:

„Ich betrachte Sie von heute ab nicht mehr als meinen Neffen — ich sehe Sie als meinen Sohn an. Sie haben Alles gethan, was ich hätte thun können, Alles, was man von dem erfahrensten Generale erwarten konnte." —

Nicht die Entscheidung der Schlachten, sondern diplomatische Verhandlungen sollten endlich diesen unblutigen Krieg, der nichtsdestoweniger zahlreiche Opfer kostete, beendigen. Zwar waren die Vergleichsvorschläge, welche Graf Thugut im Auftrage der Kaiserin dem Könige von Preußen überbracht hatte, an und für sich nicht annehmbar — Maria Theresia begnügte sich darin mit einem Theile von Baiern mit 1 Million Einwohnern —; aber sie waren doch geeignet, als Basis für fernere Verhandlungen zu dienen. Diese Verhandlungen gewannen raschen Fortgang, als von Seiten Oesterreich's Frankreich, von Seiten König Friedrich's Rußland um das Geschäft der Vermittelung ersucht wurden.

Maria Theresia hatte längst die Nothwendigkeit erkannt, die Ansprüche Oesterreichs auf Baiern, nachdem die Rechte des Herzogs von Zweibrücken unerwartet einen so mächtigen Fürsprecher gefunden, wenigstens zum größten Theile fallen lassen zu müssen; der Abschluß der Verhandlungen verzögerte sich nur, weil die Kaiserin, in der beständig wachsenden Furcht vor der immer größer werdenden Macht des alten Erbfeindes ihres Hauses, bisher hartnäckig an einer Bedingung festhielt, welche der König ebenso fest und entschieden einzugehen sich weigerte.

Es war dieselbe Forderung, welche schon das Zustandekommen des Hubertusburger Friedensschlusses nicht unwesentlich erschwert hatte, die Forderung, daß der König sich verpflichten solle, die Fürstenthümer Anspach und Baireuth, welche von einer Seitenlinie des Hohenzollern'schen Fürstenhauses regiert wurden, nach dem muthmaßlich bald zu erwartenden Aussterben dieser Seitenlinie nicht mit der Krone Preußen zu vereinigen. Allerdings hatte das vom Kurfürsten Albrecht Achilles im Jahre 1473 erlassene brandenburgische Hausgesetz festgestellt, daß diese in Franken gelegenen Besitzungen stets den jüngeren Brüdern der in Brandenburg regierenden

Fürsten zufallen sollten; allein im Jahre 1752 hatte König Friedrich in voller Uebereinstimmung mit seinen Brüdern und Vettern diese Bestimmung aufgehoben, ohne daß dagegen ein Widerspruch erhoben worden; die Baireuthische Linie war bereits im Jahre 1769 ausgestorben und das Aussterben der Anspach'schen Linie stand in kurzer Zeit zu erwarten, so daß die Furcht Oesterreichs vor der abermaligen Vergrößerung Preußens wohl gerechtfertigt erschien, ein Recht zum Widerspruch dagegen aber aus der Sache selbst durchaus nicht hergeleitet werden konnte.

König Friedrich aber war jetzt so wenig, wie vor sechzehn Jahren gesonnen, von seinem guten Rechte auch nur das Geringste zu vergeben; als nun auch Rußland in Wien ernstlich zur Wiederherstellung des Friedens rieth, im Weigerungsfalle sogar darauf hinwies, daß Rußland vermöge des mit Preußen abgeschlossenen Vertrages zur Hilfeleistung verpflichtet sei, als die Kaiserin sich in ihrem Widerstande von Frankreich nur wenig unterstützt sah, entschloß man sich daher in Wien endlich, auch diese Bedingung fallen zu lassen.

Am 13. Mai 1779 wurde zwischen allen Betheiligten der Frieden zu Teschen abgeschlossen. In demselben wurde

der Vertrag zwischen dem Kurfürsten Carl Theodor und Oesterreich für null und nichtig erklärt; doch erhielt Oesterreich das sogenannte Innviertel, ein Gebiet von 40 Quadratmeilen zwischen der Donau, dem Inn und der Salza als Entschädigung für das Aufgeben aller seiner Ansprüche auf Baiern, ein Gebiet, welches in für Oesterreich sehr vortheilhafter Weise Tyrol mit den österreichischen Erblanden verband.

Der Kurfürst Carl Theodor ward mit den böhmischen Lehen in der Oberpfalz belehnt, zur Entschädigung für das abgetretene Innviertel.

Der Kurfürst von Sachsen wurde mit 6 Millionen Gulden für das Aufgeben seiner Ansprüche auf Baiern entschädigt.

Der Herzog von Mecklenburg wurde mit dem privilegium de non appellando*) abgefunden.

Und König Friedrich, welchem der Krieg 29 Millionen Thaler und fast 20,000 Menschen gekostet hatte, er allein ging leer aus; er begnügte sich mit dem stolzen Bewußtsein, die Rechte deutscher Fürsten mit Erfolg gegen die Anmaßung des Kaiserhauses vertheidigt zu haben und verzichtete großmüthig auf jede weitere Entschädigung.

So endete der baiersche Erbfolgekrieg, scherzweise vom Volke auch der Kartoffelkrieg oder Zwetschkenrummel genannt, weil in demselben mehr Kartoffeln und Zwetschken oder Pflaumen verzehrt wurden, als Blut vergossen ward.

---

*) Das privilegium de non appellando ist das vom Kaiser an einzelne Reichsfürsten verliehene Vorrecht, selbstständige, endgültige richterliche Erkenntnisse, von denen eine weitere Appellation an das Reichskammergericht zu Wetzlar nicht mehr stattzufinden hatte, im Bereiche ihrer Staaten zu treffen. Ein solches Vorrecht involvirte daher eine bei Weitem größere Unabhängigkeit vom Kaiser für solche Fürsten, denen es verliehen. König Friedrich hatte dieses Privilegium bereits vom Kaiser Carl VII. erhalten.

§. 25.

Der Fürstenbund.

Der baiersche Erbfolgekrieg hatte dem preußischen Staate keinerlei materielle Vortheile gebracht; er hatte im Gegentheile große Summen verschlungen und Tausende von Menschenleben gekostet —; aber andererseits hatte König Friedrich durch die Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit, mit welcher er für die unterdrückten Rechte Anderer nicht unbedeutende Opfer gebracht, eine moralische Eroberung gemacht, vor deren Wichtigkeit alles Andere in den Hintergrund treten mußte. War der Name des großen Königs schon durch die heldenmüthige Art, mit welcher er sein gutes Recht in langen blutigen Kriegsjahren gegen halb Europa vertheidigt, weit über die Grenzen des Vaterlandes, ja Europa's hoch berühmt geworden, sah der gebildete und denkende Theil deutscher Nation schon lange in dem Könige von Preußen den wahren Schirmherrn des deutschen Vaterlandes, den Schutz und Schild gegen geistige Knechtschaft und Tyrannei, so wurde durch die eben geschilderten Ereignisse auch dem blödesten Auge klar, was König Friedrich in Wahrheit für das deutsche Volk war; seit der Zeit des baierschen Erbfolgekrieges stieg das Vertrauen der deutschen Fürsten und Völker zu ihm in unglaublich hohem Grade.

Allgemein wurde um diese Zeit in ganz Deutschland dem Könige der Beiname: „der Große" oder auch zum Unterschiede von so vielen Fürsten, welche diesen ersteren Namen, leider zuweilen mit wenig Recht erhalten, „der Einzige" beigelegt, eine ehrenvolle Bezeichnung, welcher sich mit Freuden die ganze Welt anschloß.

Ganz besonders das baiersche Volk sah in dem großen Friedrich den Befreier von der verhaßten Herrschaft Oesterreichs; es nannte begeistert den König von Preußen seinen Schutzpatron auf Erden und erwies ihm fast die gleiche abgöttische Verehrung wie seinen Heiligen im Himmel; in wenigen Häusern, ja selbst nicht in den niedrigsten Hütten vermißte man das Bild des Königs als schönsten, hoch gehaltenen Zimmerschmuck.

Auch in Würtemberg nannte das Volk schon längst den Namen des großen Friedrich mit der höchsten Begeisterung und Verehrung; und das würtembergische Volk hatte in der That volle Ursache dazu. War es doch König Friedrich allein gewesen, der die würtembergische Verfassung gegen die Uebergriffe des zur katholischen Kirche übergetretenen, ein sittenloses und ausschweifendes Leben führenden Herzogs Carl, seines bittersten Feindes vom siebenjährigen Kriege her, energisch in Schutz genommen und den Würtembergern dieses Palladium ihrer Freiheit gerettet hatte. Vergeblich hatten die würtembergischen Landstände wiederholt beim Reichshofrath in Wien wider ihren Herzog wegen Verletzung der Verfassung, sowie der Gerechtsame der protestantischen Kirche geklagt; erst als sich auf ihre dringende Bitte König Friedrich im Jahre 1765 in die Angelegenheit gemischt und in Wien bestimmt erklärt hatte, daß er seitens des Reichshofraths über die Einschränkung des Herzogs in seinem despotischen Verfahren ein promptes und unparteiisches Erkenntniß fordere, erst als der König

Friedrich seinen Gesandten in Stuttgart, den Grafen Schulenburg, im Juli 1766 anwies, zu dem Herzoge „in hohem Tone zu sprechen und bei dem geringsten Widerstande ihm die Zähne zu zeigen" — erst da gab der Herzog nothgedrungen nach und erkannte in einem Vergleiche mit den Landständen die würtembergische Verfassung, die er vordem selbst beschworen, von Neuem als zu Recht bestehend an, Februar 1770. König Friedrich aber hatte durch sein kräftiges Auftreten in dieser Angelegenheit wiederum der Welt bewiesen, daß er nicht allein bereit sei, die Rechte deutscher Fürsten und Völker gegen Anmaßung und Willkür von Seiten des Kaisers zu vertheidigen, sondern daß er auch einstehen wolle für die Rechte und Freiheiten des Volkes überall da, wo etwa die kleineren Fürsten Deutschlands ein Gelüste zeigten, dieselben über den Haufen zu werfen und die alte Willkürherrschaft wieder einzuführen. —

Die klare Erkenntniß, daß das Haus Habsburg immer wieder von Neuem bestrebt sein werde, die österreichische Erbmacht selbst auf Kosten des Reiches zu erweitern und zu vergrößern, daß es keine Gelegenheit vorübergehen lassen werde, Rechte deutscher Fürsten zu verletzen, wenn dadurch ungestraft Vortheil für Oesterreich selbst erreicht werden konnte, das Bewußtsein, daß nach seinem Tode sich schwerlich in Deutschland ein Fürst finden werde, der so wie er bereit sei, jeden Augenblick dem Kaiser entgegenzutreten, hatten in dem Könige schon früher den Gedanken erweckt, unter seinem Protectorat einen Bund deutscher Reichsfürsten gegen die drohende Uebermacht des Kaiserhauses zu stiften.

Der Gedanke König Friedrich's gelangte indessen nicht eher zur Ausführung, als bis ein neuer Versuch Oesterreichs, sich auf Kosten des Reichs zu vergrößern, abermals die allgemeine Besorgniß wach rief. Seit dem Tode seiner Mutter, am 29. November 1780, Alleinherrscher in den österreichischen Staaten, hatte Kaiser Joseph II. von Neuem den Plan ins Auge gefaßt, seine Erblande durch die Erwerbung Baierns zu vergrößern und zwar sollte dieselbe diesmal durch einen Tausch bewerkstelligt werden. Kaiser Joseph glaubte sich des Gelingens seiner Absicht um so sicherer, als er, seit längerer Zeit mit Rußland in innigere Beziehungen getreten, die Zustimmung nicht allein dieser Macht, sondern auch die der französischen Regierung zu erlangen gewußt hatte. Man sieht, wie der „allezeit Mehrer und Wahrer des deutschen Reiches" kein Bedenken trug, auswärtige Mächte in die inneren Angelegenheiten desselben zu mischen.

Der Plan Oesterreichs war diesmal gut genug entworfen. Dem schwachen Kurfürsten Carl Theodor von Baiern bot man zum Tausche für dieses Land die österreichischen Niederlande an, welche der Kaiser zu einem Königreiche Burgund zu erheben versprach; in ähnlicher Weise wurde dem Herzoge von Würtemberg ein Umtausch seines väterlichen Landes mit dem Herzogthum Modena vorgeschlagen. Beide Fürsten schienen nicht abgeneigt, auf diesen Länderschacher einzugehen; der erstere, weil der ihm in Aussicht gestellte Königstitel seinem Ehrgeize schmeichelte; Carl von Würtemberg, weil seit den vielen Verdrießlichkeiten mit den Landständen Würtembergs ihm der Aufenthalt in diesem seinem Erblande widerwärtig geworden war.

Indessen eine so ungeheure Vergrößerung Oesterreichs konnte von den Fürsten des Reiches nicht ohne die größte Besorgniß betrachtet werden;

vor Allem war es eine Lebensfrage für den König von Preußen, dieselbe mit allen Mitteln zu verhindern. So wurde denn der Erbe des Kurfürsten von Baiern, der Herzog Carl von Zweibrücken, welchem man in sehr kategorischer Weise, noch dazu durch einen russischen Bevollmächtigten, die Mittheilung von dem Ländertausch als von einer vollendeten Thatsache machte, zu welcher er binnen acht Tagen seine Zustimmung geben müsse, durch König Friedrich zum Widerstande gegen die ihm zugedachte Vergewaltigung ermuntert. Herzog Carl protestirte öffentlich gegen den Tausch, wies in einer Denkschrift, welche er durch König Friedrich dem russischen Hofe zugehen ließ, klar und überzeugend nach, wie bei diesem Ländertausch die größten Nachtheile auf Seiten des Kurfürsten von Baiern und seiner Agnaten seien; und da auch König Friedrich sich sehr bestimmt und entschieden auf die Seite des Herzogs stellte, gab der russische Hof nach und entzog sich der ganzen unangenehmen Angelegenheit durch die sehr geschickte Erklärung, daß Rußland bei dem ganzen Ländertausch selbstverständlich die Einwilligung der Erben des Kurfürsten vorausgesetzt habe und daß an dem Widerspruche derselben natürlich der ganze Plan scheitern müsse.

Auch Frankreich trat dieser Erklärung Rußlands bei und abermals sah Kaiser Joseph durch die kräftige Einwirkung seines großen Gegners einen lang gehegten Wunsch kurz vor dem Augenblick der Ausführung in Dunst zerfließen.

Diese Vorgänge, welche nicht verfehlten, in ganz Deutschland das größte Aufsehen zu erregen, machten indessen den für einige Zeit schlummernden Gedanken an die Stiftung eines Fürstenbundes von Neuem in der Brust des Königs lebendig.

Bevor wir indessen die Art und Weise, wie diese letzte herrliche Schöpfung des großen Königs zur Ausführung gelangte, zu schildern unternehmen, wird es, um die ganze historische Größe und unermeßliche Wichtigkeit des derselben zu Grunde liegenden Gedankens richtig zu würdigen, unumgänglich nothwendig, zuvor einen prüfenden Blick nach rückwärts, auf den sich im Laufe der Zeit allmählich immer schroffer entwickelnden Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen zu richten.

Schon seit Jahrhunderten bot die Geschichte unseres deutschen Vaterlandes das betrübende Bild einer inneren Uneinigkeit und Zerrissenheit, durch welche alle gemeinsame Kraft des Reiches nach Innen wie nach Außen hin gelähmt wurde. Auf der einen Seite sehen wir eine unglaublich große Zahl von großen, kleinen und kleinsten Ländern und Ländchen, deren Fürsten, Grafen und Herren alle aufs Aengstlichste bedacht, ihre Scheinsouveränetät aufrecht zu erhalten und in steter Besorgniß, von einem Mächtigeren, wenn nicht gar von dem Oberhaupte des Reiches selbst verschlungen zu werden, daher in steter Opposition gegen dasselbe, stets bereit, über dem eigenen Interesse das Wohl jedes Anderen wie das gemeinsame Wohl Aller hintenan zu setzen oder zu verletzen —; auf der anderen Seite sehen wir die oberste Reichsgewalt, seit Jahrhunderten im Besitze der Fürsten aus dem Hause Oesterreich, durch die zu souveränen Landesherren gewordenen Reichsstände, durch die immer lästiger werdenden Wahlcapitulationen allmählich fast auf Null herabgedrückt, die Kaiser selbst aber fast ohne Ausnahme dem deutschen Reiche so entfremdet, daß sie offen und ohne

Scheu nur das Interesse Oesterreichs im Auge hatten und, wie Kaiser Maximilian I. kein Bedenken trug, es offen auszusprechen, nur Oesterreich als den ersten Gegenstand ihrer Sorgen und Pflichten im Auge hatten.

In dem mit vielem Geiste und richtiger Beurtheilung, aber auch oftmals mit fast cynischer Freimüthigkeit geschriebenen Werke des Professor Dr. Johannes Scherr: „Blücher, seine Zeit und sein Leben", finden wir ein klägliches Bild von den Zuständen des deutschen Vaterlandes im 18. Jahrhundert entworfen, welches wir wenigstens theilweise hier anzuführen uns nicht versagen können.

Es heißt darin u. A.:

„Das Reichsgebiet war, wie bekannt, eingetheilt in 10 Reichskreise, neben welchen jedoch noch eine bedeutende Anzahl „reichsunmittelbarer" Gebiete existirte und eine Masse von gegen 1500 „reichsritterschaftlicher" Güter, deren Besitzer, durchschnittlich über einen Flächenraum von einer Achtel- oder gar Neuntel-Geviertmeile „herrschend", sich nicht schlechter oder minder souverän dünkten, als die kurfürstlichen, fürstlichen oder herzoglichen Reichsstände.

Der Inhalt der reichsten Farbenschachtel der Welt würde nicht hinreichen, von der Buntheit der Reichskarte eine Vorstellung zu geben. An 300 souveräne Territorien — geistliche und weltliche Kurfürstenthümer, Mark- und Landgrafschaften, Bisthümer, Probsteien, Abteien, Reichsgrafschaften, Reichsfreiherrschaften, Reichsstädte, Reichsstädtchen, Reichsdörfer — bildeten den echten und gerechten Reichsweichselzopf. Oder auch kann man dieses ganze, ungefüge, mumienhafte Ding einen babylonischen Thurmbau nennen, voll Verrottung, Moder und Wurmfraß, erbarmenswerth, wenn nicht die Beimischung jenes grotesk lächerlichen Reichsdünkels, welche Kaiserschemen, wie Karl VI., Franz I. und Franz II. die pompösen alten Titel „Mehrer des Reichs" und „Herr der Christenheit" fortführen oder eine lilliputsche Reichsstadt wie Nördlingen, ihrem Rathhause die Aufschrift: „Senatus populusque Nordlingensis" — geben ließ, das Erbarmen in Lachen verkehrte.

Die Reichseinheit ein romantischer Traum, die Reichsverfassung eine Lüge, der Kaiser ein Popanz, welcher nur noch kleinste und feigste Diebe schreckte, der Reichstag eine Schwatz- und Klatschstube voll steifleinener Langeweile, die Reichskasse ein Vacuum, das Reichsgericht die erste Verschleppungsanstalt auf Erden, die Reichsarmee der Spott der Welt. Ueberall, wohin wir blicken, auf allen Gebieten des Reichslebens unsägliche Verkommenheit. Alles verknöchert, versteinert, durchfault. Die oberen Stände verausländert und entsittlicht, die unteren verdumpft und verknechtet. Die Kirche da in abfurdem Formelkram erstarrt, dort in Schlemmerei und Unzucht sich wälzend. Der Adel im Hoflakeienthum vernützt oder zum Krautjunkerthum verdummt, der Bürger ein Spießbürger, der Bauer ein Sklave. Zu alle-

dem noch eine Gelahrtheit, deren Stupidität nur von ihrem Servilismus übertroffen wurde u. s. w. —"

Etwas weiter sagt Scherr:

„Wo immer man das Reichsgespenst anfassen will, überall nur Verwesung und Modergeruch. Der deutsche Kaiser als solcher eine wahrhaft bettelhafte Figur, denn der „Herr der Christenheit" hatte als regelmäßiges Reichseinkommen allerhöchstens 8000 Thlr. jährlich.

Das gesammte Reichssteuerwesen eine so zu sagen vorsündfluthliche Absurdität, ein klägliches Almosenheischen, welchem nur spärlich und widerwillig entsprochen wurde. Kein Wunder daher, daß das Reichsheer entweder nur auf dem Papiere stand, oder aber, wo es wirklich auf- und ausmarschirte, als ein namenlos buntscheckiges, fast vogelscheuchartiges Zerrbild auf wirkliche Wehr- und Waffentüchtigkeit sich herausstellte" — u. s. w.

„Was soll ich von der Ohnmacht der Reichsjustiz, von der Unendlichkeit des Reichsgerichtsverfahrens sagen? Genügt doch, diesen Jammer anzudeuten, die Angabe, daß bis zum Jahre 1772 beim Reichskammergericht nicht weniger als 61,233 unerledigte Prozesse sich angehäuft hatten. Die Reichstagsmaschine endlich, mit ihrem jämmerlichen „Corpus Catholicorum" und ihrem gleich jämmerlichen „Corpus Evangelicorum", mit ihrem unermeßlichen Wust von Protocollen, Deductionen, Gutachten, Rechtsverwahrungen, Propositionen und Protestationen, mit ihrem ganzen Wirrwarr von etwa 500 Rädern und Rädchen zu Regensburg eingerostet, war nur noch eine officielle Satyre auf den mittelalterlichen Mythus von „Kaiser und Reich". Fürwahr, als Friedrich II. im Jahre 1757 den kaiserlichen Notarius Aprill, welcher dem kurbrandenburgischen Gesandten, Herrn v. Plotho, von Reichswegen „insinuirte", daß der König von Preußen vor den Reichstag citirt sei, um die Anklage auf Reichsacht zu bestehen, durch besagten Gesandten zur Thüre hinaus und die Treppe hinab werfen ließ, leistete er Deutschland einen Dienst. Ja, es war ein Verdienst, in die Mumiensammlung des Regensburger Reichstages hineinzuschlagen, daß der Perrücken- und Actenstaub davon stob. In der Person des armen Doctor Aprill — nomen et omen! — wurden so zu sagen Kaiser und Reich selber symbolisch die Treppe hinabgeworfen" — u. s. w.

Und gleich darauf endlich heißt es weiter:

„Während die Reichsmaschine fortfuhr, in keuchender Eintönigkeit Spreu zu mahlen, hatte die Landesherrlichkeit der Fürsten, seit der Reformation mächtiger denn je zuvor aufgeschossen, ihres Wachsthums Höhe erreicht. Muster dieses particularistischen Absolutismus in Deutschland war Ludwig XIV., welcher ja auch bei seinen Raubanschlägen gegen das Reich stets auf Alliancen mit Reichsfürsten zählen konnte, mit Reichsfürsten, die er oft genug in seinem Vorzimmer zu Versailles unter anderem Lakeienvolk auf die Ehre des Anblicks Sr. Majestät harren ließ" — u. s. w.

Die Aufgabe, welche das durch die Weisheit und Kraft seiner Fürsten so mächtig erstarkte und emporgeblühte Preußen inmitten dieser Reichsjämmerlichkeit zu erfüllen von der Vorsehung bestimmt war, lag klar vorgezeichnet, sobald Preußen diejenige Machtstellung erreicht hatte, daß es nicht allein eine gewichtige Stellung unter den europäischen Mächten errungen, sondern auch alle anderen deutschen Reichsländer so überflügelt hatte, daß fortan in Deutschland nur noch die Frage sein konnte, ob das veraltete, den Stillstand repräsentirende Oesterreich, oder das sich stets verjüngende, fortschreitende Preußen die Herrschaft über Deutschland führen solle.

War Preußen erst einmal so erstarkt und groß geworden, daß seine Fürsten mit der Rolle unterthäniger Vasallen des Hauses Oesterreich sich nicht länger begnügen konnten, daß sie sich kräftig genug fühlten, in der inneren Tüchtigkeit des preußischen Staates dem wachsenden Verfall des deutschen Reichswesens einen Damm entgegenzusetzen, so war von dem Augenblicke an der Kampf mit Oesterreich um das Uebergewicht des Einflusses auf die deutschen Angelegenheiten für Preußen eine historische Nothwendigkeit und in Wahrheit Preußens eigentlicher deutscher Beruf geworden.

Und dieser Zeitpunkt war eingetreten, als König Friedrich II. an die Spitze der preußischen Monarchie trat. Es unterliegt keinem Zweifel, und der ganze Gang der österreichischen Politik spricht dafür, daß Oesterreich schon längst die ihm drohende Gefahr geahnt und in dem jugendlich heranstrebenden Brandenburg den dereinstigen Nebenbuhler gefürchtet hat; daher Oesterreichs verstecktes oder offenes Entgegentreten bei jeder Gelegenheit, die zur Vergrößerung oder Kräftigung Brandenburgs führen konnte.

Aber was zur Zeit des Kurfürsten George Wilhelm dem Hause Oesterreich durch den ränkevollen Schwarzenberg noch ohne große Mühe gelang, nämlich den brandenburgischen Staat zum abhängigen Vasallenstaate des Kaiserhauses zu machen und jede Kraftentwickelung desselben nur zum Nutzen des letzteren zu verwerthen, das wurde mit der steigenden Entwickelung und Machtzunahme Brandenburgs allmählich immer schwieriger, und unter Friedrich dem Großen endlich völlig unmöglich. Nicht umsonst hatte der große Kurfürst seine Nachfolger gelehrt, daß Preußen mächtig genug sei, eine selbständige Politik zu verfolgen; nicht umsonst hatte das brandenburgische Volk seine innere Kraft kennen gelernt; nicht vergeblich, wenn auch anscheinend nur eine gleichgültige Aeußerlichkeit war es gewesen, daß Kurfürst Friedrich III. sich als Preis für sein Festhalten an den Interessen Oesterreichs die Königskrone ausbedungen hatte, denn diese Rangerhöhung steigerte das bereits geweckte Selbstgefühl des Volkes wie seiner Fürsten in hohem Grade und konnte Oesterreich wohl als Fingerzeig dienen, wessen es sich von dem ebenbürtig werdenden Nebenbuhler ferner zu versehen habe; nicht vergeblich endlich hatte Friedrich Wilhelm I. die Kräfte des Staates in einer Ausdehnung anzusammeln und zu erhöhen gewußt, daß ein thatkräftiger Nachfolger nur nöthig hatte, dieselben nach Außen hin zu entwickeln und ihnen die bestimmende Richtung anzuweisen.

Und ein solcher Mann der schaffenden That wurde dem preußischen Staate, zum Heil Preußens, wie des ganzen Deutschlands, in Friedrich II. zu Theil,

In der That erkannte Friedrich II. mit dem ihm eigenen politischen Scharfblick in dem Ringen mit Oesterreich um die Herrschaft in Deutschland den wahren geschichtlichen Beruf Preußens, die Aufgabe seines ganzen thatenreichen Lebens; und daß er dies richtig erkannte, verbunden mit der Kühnheit, Schnelligkeit, heroischen Ausdauer, richtigen Wahl der Mittel in der Durchführung seiner Aufgabe, das ist es vornehmlich, wodurch er sich den Namen des Großen und die Bewunderung der ganzen Welt erworben hat.

Daß der Gedanke, Preußen müsse dereinst an die Spitze Deutschlands treten, schon vor dem Auftreten Friedrich's des Großen, wenn auch nicht allgemein gewesen ist, so doch bei vielen denkenden Männern geherrscht und in den verschiedensten Kreisen, hohen wie niederen, gelehrten wie ungelehrten, bei officiellen wie nicht officiellen Politikern Beachtung gefunden hat, beweist das Wiederauftauchen der sogenannten Lehnin'schen Weissagung im Anfange des 18. Jahrhunderts und das ungeheure Aufsehen, welches dieselbe überall erregte.

Diese merkwürdige Dichtung, angeblich von einem Mönche Herrmann des Klosters Lehnin aus grauer Vorzeit herstammend, nach den neuesten und genauesten Forschungen aber wohl um das Jahr 1695 in Berlin, und zwar nach Einigen von dem Kammergerichtsrath Seidel*), nach Anderen vom Propst Andreas Fromm zu Cöln an der Spree**), wieder nach Anderen von dem Rittmeister a. D. Ch. H. Oelven***) herrührend, prophezeit die dereinstige nationale und kirchliche Einigung des gesammten Deutschlands zur Zeit des letzten Regenten von Brandenburg und verkündet in Worten, welche keine andere Deutung zulassen, den Uebergang der deutschen Kaiserkrone an das fürstliche Haus der Hohenzollern, dabei glühenden Haß gegen alles Fremdländische, besonders gegen das Franzosenthum und heftige Erbitterung gegen die bisherige Abhängigkeit Brandenburgs von Oesterreich athmend.

Der Lehnin'schen Weissagung, welche bis dahin nur in vornehmeren Kreisen in wenigen Handschriften bekannt war, wird zum ersten Male im Jahre 1708 öffentlich gedacht, und zwar in der damals in Berlin erscheinenden einzigen deutschen Monatsschrift des oben genannten Oelven; im Jahre 1714 zur Zeit des großen nordischen Krieges erregte sie besonders große Aufmerksamkeit, und bahnte sich seitdem einen Weg in die Literatur. Im Jahre 1723 zuerst vollständig im Druck erschienen, nahm die Schrift allmählich immer mehr und mehr das Interesse der Gelehrten und der ganzen gebildeten Welt in Anspruch und gewann besonders in den ersten Regierungsjahren Friedrich's II., als das kühne Auftreten desselben gegen Oesterreich, sowie das zu derselben Zeit erfolgende Aussterben der männlichen Linie der Habsburger eine nahe Erfüllung der Prophezeiung in Aussicht zu stellen schienen, eine höhere Bedeutung.

Wir glauben indessen mit Recht annehmen zu dürfen, daß der immerhin merkwürdige Inhalt dieser Schrift, so sehr er auch alle Gemüther be-

*) Gestorben 1693 in Berlin.

**) 1688 in Prag zum Katholicismus übergetreten.

***) Ch. H. Oelven, Rittmeister a. D. und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin, starb daselbst 1716.

schäftigen mochte, auf die Entschließungen des großen Königs schwerlich einen bestimmenden Einfluß geübt hat. Er bedurfte wohl keiner mystischen Prophezeiungen, um den Weg klar zu erkennen, auf welchem er sein Volk zu Ruhm und Größe zu führen habe. —

Haben wir in dem Vorstehenden nachgewiesen, daß das Streben nach der Herrschaft in Deutschland für Preußen eine zwingende Nothwendigkeit geworden, so wollen wir hier noch mit einigen Worten eines vom Könige Friedrich II. noch als Kronprinz selbst vorgeschlagenen Weges erwähnen, auf welchem sich dieses hohe Ziel ohne jeglichen Kampf mit Oesterreich hätte erreichen lassen, wenn nicht dummer Stolz auf der einen, despotischer Wille und Eigensinn auf der anderen Seite sich hindernd in den Weg gestellt hätten; wir meinen die vom Kronprinzen selbst vorgeschlagene und längere Zeit angestrebte Vermählung seiner Person mit der einzigen Erbin des österreichischen Kaiserhauses, der Erzherzogin Maria Theresia. Lange Zeit hindurch, und ganz besonders während seiner Prüfungszeit in Cüstrin, war diese Vermählung, durch welche allerdings dem Gegensatze zwischen beiden Staaten rasch und für immer ein friedliches Ende gemacht und beide zu einem Staatsganzen verschmolzen worden wären, ein Lieblingsproject des Kronprinzen. Alle dagegen erhobenen Einwendungen wußte der Prinz siegreich zu widerlegen und selbst die Verschiedenheit der Religion erklärte er nicht als ernstliches Hinderniß ansehen zu können; vielmehr sei durch diese Einigung beider Länder, im Bunde mit England, dessen Kronprinz mit einer preußischen Prinzessin (Wilhelmine, die Schwester Friedrich's II.) zu vermählen sei, die pragmatische Sanction so vollkommen gewährleistet, daß fortan keine auswärtige Macht, weder Rußland noch Frankreich, es wagen werde, dieselbe anzugreifen.

Trotz alledem scheiterte diese Verbindung, deren Zustandekommen wahrscheinlich die Geschicke Europa's in nicht zu berechnender Weise umgestaltet haben würde, an dem Hochmuth des Wiener Hofes, welcher, die preußische Königsfamilie noch immer als Vasallen und nur durch das Glück begünstigte Emporkömmlinge betrachtend, die bloße Andeutung eines solchen Projectes als Symptome des vermessensten Ehrgeizes bezeichnete*), ferner an der persönlichen Neigung der Erzherzogin Maria Theresia zu ihrem späteren Gemahl, dem Großherzog Franz von Toscana und endlich an dem Despotismus des Königs Friedrich Wilhelm I., welcher, von den Intriguen Seckendorf's und Grumbkow's jetzt doppelt angetrieben, die Vermählung des Sohnes mit der ungeliebten Prinzessin von Braunschweig-Bevern zu erzwingen wußte.

So blieb, um das Ziel zu erreichen, nur der Kampf mit dem Kaiserhause übrig; und Friedrich II. weihte sein ganzes Leben diesem Kampfe! —

*) Der berühmte Prinz Eugen äußerte über dieses Vermählungsproject, welches übrigens niemals officiell zur Sprache gekommen ist: „Es erhelle daraus, was für weitaussehende Ideen dieser junge Herr hege; es müsse ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen; um so gefährlicher dürfte er mit der Zeit seinen Nachbarn werden; es sei zu befürchten, daß er Alles, was jetzt der Vater thue, völlig umändere; ihn von seinen bedenklichen Grundsätzen abzubringen, sei ohne das Zustandekommen seiner Verheirathung mit der Prinzessin von Bevern nicht zu hoffen."

In der That ist es nöthig, des großen Königs Auftreten gegen Oesterreich während seiner ganzen Regierungszeit nur aus dem Gesichtspunkte zu betrachten, daß er erstens Oesterreichs materielle Macht nach Möglichkeit zu schwächen, dagegen die eigene zu stärken suchen mußte, daß er zweitens dem Hause Oesterreich die Reichsgewalt und die Kaiserkrone ein für allemal abnehmen und sich selbst in den Besitz derselben setzen wollte; nur dann wird man im Stande sein, die Thaten des Königs richtig zu würdigen und zu verstehen.

So ward der erste schlesische Krieg von Friedrich hauptsächlich in dem ersteren Sinne unternommen und durch den glücklichen Erfolg desselben Oesterreich in seiner Hausmacht um eine seiner werthvollsten Provinzen verkleinert, Preußen durch die Einverleibung derselben dagegen in demselben Maße vergrößert und dadurch erst zu einer der Mächte im europäischen Staatensysteme emporgehoben.

Anders dagegen verhielt es sich mit dem zweiten schlesischen Kriege. Zwar wußte König Friedrich sehr wohl, daß er auch in diesem Feldzuge das eroberte Schlesien zu vertheidigen haben werde und daß Maria Theresia vor Begierde brenne, ihm diese kostbare, aus ihrer Krone gebrochene Perle wieder abzunehmen; aber der eigentlich treibende Beweggrund zum Kriege war diesmal für den König ein anderer; es galt, die günstige Gelegenheit zu ergreifen und dem Hause Oesterreich die so lange bekleidete Kaiserwürde zu entreißen. Wir wissen, daß Kaiser Carl VI., der letzte männliche Habsburger, am 20. October 1740 gestorben war und das künstliche Gebäude, pragmatische Sanction genannt, welches seiner Tochter Maria Theresia und ihrem Gemahl Franz die Erbschaft des Reiches und der Kaiserwürde sichern sollte und für welches er so zahllose Opfer gebracht, fast gleichzeitig mit dem Tode des Kaisers zusammenstürzte.

Für den König von Preußen, den Herrn des mächtigsten deutschen Reichslandes außer Oesterreich, trat während des $1\frac{1}{2}$jährigen Interregnums, welches auf den Tod Kaiser Carl's VI. folgte, die ernste Frage heran, die Reichsgewalt und die damit verbundene Kaiserwürde entweder noch länger in den Händen des Hauses Oesterreich zu belassen und also die Bewerbung des Gemahles der Maria Theresia zu unterstützen, oder aber selbst als Bewerber um die Kaiserkrone aufzutreten, oder endlich dieselbe zunächst einem weniger mächtigen Fürstenhause zuzuwenden, mit welchem der später bei günstiger Gelegenheit um die Reichsgewalt zu beginnende Kampf minder gefährlich erschien, als mit Oesterreich.

Die erste dieser Fragen blieb für den König gänzlich aus dem Spiele, nachdem der Wiener Hof in seiner Verblendung es abgelehnt hatte, die Rechte Friedrich's auf Schlesien anzuerkennen, unter welcher Bedingung dieser sich wirklich bereit erklärt hatte, dem Großherzog Franz bei der Kaiserwahl seine Kurstimme zu geben.

Auch die zweite Frage schien dem Könige mit Recht in hohem Grade bedenklich. So lange das deutsche Reich auf der Grundlage des geistlichen, nicht des weltlichen Fürstenthumes beruhte, so lange konnte der König des größten protestantischen Staates auf die Zustimmung der Kurfürsten zu seiner Erhebung sich keine Hoffnung machen; abgesehen davon, daß, so lange die Kaiserkrone nicht erblich geworden und die Prärogativen der-

selben bei jeder neuen Wahl durch die abzuschließenden Wahlcapitulationen immer von Neuem wieder in Frage gestellt und mehr und mehr beschnitten werden konnten, der Besitz der Kaiserkrone nur eine leere Form war und wenig verlockend für einen Fürsten sein konnte, dessen Macht hinreichend war, um Kaiserkrone und Reichsgewalt in den Händen eines der weniger mächtigen deutschen Fürsten nicht fürchten zu müssen.

So entschied sich denn König Friedrich für die Wahl des Kurfürsten Carl Albert von Baiern zum deutschen Kaiser, und hauptsächlich dem Eifer und den Bemühungen des preußischen Cabinets ist es zuzuschreiben, daß derselbe am 24. Januar 1742 zum Kaiser erwählt und unter dem Namen Carl VII. am 12. Februar zu Frankfurt am Main gekrönt wurde. War mit dieser Kaiserwahl die höchste Würde des deutschen Reiches auch nicht an Preußen selbst gekommen, so mußte es doch immerhin als ein bedeutender Erfolg der Politik Friedrich's angesehen werden, daß Oesterreich die Würde verloren hatte, daß fernerhin der Sitz der wichtigsten Regierungsgeschäfte nicht mehr in Wien war; überdem durfte König Friedrich mit Recht hoffen, auf den wenig mächtigen und überdem noch ihm zu Dank verpflichteten Kaiser aus dem Hause Wittelsbach einen ganz anderen und directeren Einfluß auszuüben, als es bei einem Fürsten der Fall sein konnte, welchem die ganze österreichische Hausmacht zu Gebote stand.

So ward der zweite schlesische Krieg weniger um den Besitz von Schlesien geführt, als wegen der Hülfe, welche Friedrich dem Kaiser Carl VII. als solchem, und in Unterstützung der Ansprüche, welche derselbe als Kurfürst von Baiern auf die österreichischen Erblande erhoben, geleistet. Es handelte sich in dem Kriege um die Frage, ob Preußen im Verein mit Baiern fortan, oder wiederum Oesterreich wie bisher die Angelegenheiten des deutschen Reiches lenken sollte. Der Verlauf des zweiten schlesischen Krieges ist bekannt; Friedrich II. ging aus demselben als Sieger hervor und der am 28. December 1745 abgeschlossene Frieden von Dresden sicherte ihm von Neuem den Besitz der Provinz Schlesien und der Grafschaft Glatz.

So glänzend aber auch die Erfolge Friedrich's auf dem Schlachtfelde sein mochten, so sollte er doch im Gebiete der Politik noch vor dem Abschlusse des Friedens, freilich ohne seine Schuld, eine entschiedene Niederlage erfahren, indem nämlich Kaiser Carl VII. ganz plötzlich und unerwartet am 20. Januar 1745 starb und sein wenig begabter und unselbständiger Sohn und Nachfolger Maximilian Joseph sich beeilte, mit Oesterreich Frieden zu schließen, froh darüber, daß er in demselben sein Stammland Baiern wieder erhielt und gern bereit, bei der nunmehr nothwendig werdenden Kaiserwahl dem Gemahle Maria Theresia's seine Stimme zu geben.

Dieser unerwartete Todesfall war in der That ein harter Schlag für den König; er vernichtete den ganzen Vortheil, welchen dieser bereits über das Haus Oesterreich errungen hatte und bot dem Wiener Hofe die hoch willkommene Gelegenheit, sich von Neuem an die Spitze der deutschen Angelegenheiten zu schwingen. Auch säumte das Wiener Cabinet keinen Augenblick, seinen ganzen Einfluß aufzubieten, um die Kurfürsten des Reiches für die Wahl des Großherzogs Franz zum deutschen Kaiser günstig

zu stimmen, was ihm mit so günstigem Erfolge gelang, daß bei der am 13. September stattfindenden Wahl von den neun Kurstimmen des Reiches sieben auf den Candidaten Oesterreichs fielen und dieser daher unter dem Namen Franz I. als deutscher Kaiser an die Spitze des Reiches trat. Nur Brandenburg und die Kurpfalz hatten sich, freilich vergeblich, der Wahl entgegengestellt und protestirten jetzt ebenso vergeblich gegen das ganze Wahlverfahren als übereilt, tumultuarisch und unförmlich.

So waren denn alle Bemühungen Friedrich's, Preußen, wenn auch nicht unmittelbar, so doch durch seinen Einfluß auf die Reichsgewalt, zur entscheidenden Macht in Deutschland zu erheben, trotz des anfänglich so glänzenden Erfolges, gänzlich gescheitert, er selbst weiter von seinem Ziele zurückgedrängt, als zuvor, Oesterreich von Neuem Herr des deutschen Reiches, mächtiger wie je und überdem fest entschlossen, an dem verhaßten Preußen, welches jetzt ja deutlich gezeigt hatte, was Oesterreich von ihm zu erwarten habe, schwere Rache zu nehmen.

Und hiermit kommen wir auf die eigentlichsten und hauptsächlichsten Gründe, welche Oesterreich bestimmten, das halbe Europa zu einer Coalition gegen Preußen zu bewegen; es galt nur nebenbei und in zweiter Linie, Schlesien und Glatz wiederzuerobern, es galt vor allen Dingen, Preußen für immer in solche Lage zu versetzen, so zu verstümmeln und zu verstückeln, daß es niemals wieder gefährlich werden konnte; es galt mit einem Worte, Preußens kaum errungene politische Selbständigkeit für immer und von Grund aus zu vernichten.

Die geheimen Archive des Dresdener Cabinets belehrten jetzt seinerseits Preußen ganz genau darüber, was es im Fall des Unterliegens von Oesterreich zu erwarten habe.

Wir wissen aus unserer Geschichte, mit welcher zauberhaften Schnelligkeit König Friedrich dem drohenden Angriff seiner Feinde zuvorkam, wie Preußen aus dem siebenjährigen Riesenkampfe mit einem halben Welttheil siegreich, geachteter und gefürchteter denn je zuvor und gegen alle ähnliche Gefahren für die Dauer gewaffnet und gestählt hervorging.

Aber es fragte sich nach dem Kampfe für Preußen, welche Rolle dasselbe fernerhin in Deutschland zu spielen haben werde.

Unzweifelhaft befand sich der Staat in der Lage, dem deutschen Vaterlande fortan völlig den Rücken zu kehren, sich ferner um die Angelegenheiten deutscher Nation, welche ja ihrer überwiegenden Mehrheit nach in dem kaum überstandenen Kampfe feindlich gegen Preußen aufgetreten war, nicht mehr zu kümmern, als wie um andere benachbarte Staaten, und Preußen gänzlich aus dem Verbande des deutschen Reiches herauszuziehen. Oesterreich selbst würde sich, wie mit gutem Grunde angenommen werden kann, einem solchen Ausscheiden Preußens zu jener Zeit schwerlich sehr ernstlich widersetzt haben, selbst wenn es die Mittel dazu gehabt hätte; wäre es doch durch diesen Schritt Preußens eines unbequemen und höchst gefährlichen Nebenbuhlers in Deutschland erledigt worden, hätte es doch fortan in Deutschland freie Hand und mit den übrigen deutschen Reichsländern ein verhältnißmäßig leichtes Spiel gehabt.

Aber zum Segen für Deutschland und Preußen erkannte König Friedrich sehr wohl, wie ein solcher Schritt dem deutschen Berufe Preußens diametral

widersprüche, und wie die traurigen Folgen desselben nicht allein das deutsche, sondern später auch unvermeidlich das preußische Vaterland treffen würden. Mit dem Ausscheiden aus dem Reichsverbande hätte Preußen selbstredend jeden Einfluß und jede Einwirkung auf die übrigen Glieder des Reiches eingebüßt, hätte fortan keinen, wenigstens keinen gesetzlichen Grund mehr gehabt, zu ihrem Schutze aufzutreten, und dieselben würden ohne Zweifel, ohnmächtig und sich selbst überlassen, trotz der Reichsverfassung sehr bald eine Beute Oesterreichs geworden sein. Oesterreich aber, durch solchen Zuwachs gestärkt und übermäßig mächtig geworden, würde, wie man wohl mit Grund vermuthen darf, nicht gezögert haben, bei irgend sich darbietender günstiger Gelegenheit auch Preußen, das abtrünnig gewordene Glied des Reiches, zu züchtigen und von Neuem zu unterwerfen.

Friedrich II., einerseits zu mächtig, um sich unbedingt in eine Unterordnung unter Oesterreich zu fügen, andererseits zu scharfsichtig, um nicht einzusehen, welchen Vortheil der Kaiser daraus ziehen würde, wenn Preußen ihm fortan in Deutschland freie Hand ließe, suchte fortan den deutschen Beruf Preußens in dem doppelten Bestreben, jede Stärkung der österreichischen Hausmacht auf Kosten des deutschen Reiches mit allen Mitteln zu verhindern, und jeden Uebergriff des Kaisers, wodurch sein Einfluß auf das Reich verstärkt werden konnte, selbst wenn das specielle Interesse Preußens dadurch nicht berührt wurde, mit Entschiedenheit zurückzuweisen.

Wie vortrefflich dem Könige dieses Bestreben glückte, und wie es ihm gelang, die deutschen Völker und Fürsten sehr bald zu ihm, dem Könige von Preußen, als zu dem wahren Schirm- und Schutzherrn des deutschen Reiches, aufschauen zu machen, obgleich Preußen nicht an der Spitze des Reiches stand, erhellt aus unserer Geschichte. Es soll hier keineswegs die Behauptung aufgestellt werden, daß, gleichwie Oesterreich ausschließlich stets eine österreichische, nur den Interessen der österreichischen Hausmacht geltende Politik getrieben hat, nicht auch Preußen zunächst das Wohl und das Gedeihen des preußischen Staates in erster Linie im Auge gehabt habe; der Unterschied zwischen beiden Staaten aber ist der, daß Oesterreich niemals Bedenken trug, das Reich selbst in seinen Gliedern zu schädigen, wenn Oesterreichs Vortheil dies erheischte, welches obenein die Vermittelung der Wohlfahrt verschiedener fremder Rassen mit der seiner deutschen Bevölkerung zum Gesichtspunkt nehmen mußte, während Preußen, nie daran denkend, auf Kosten seiner schwächeren Nachbarn sich zu bereichern, zufrieden mit der selbstgewählten Rolle war, diese gegen das weniger bedenkliche und habsüchtige Oesterreich überall in Schutz zu nehmen, und in großen wie in kleinen Angelegenheiten jenem hindernd in den Weg zu treten, und während Preußen, dessen Bevölkerung eine fast ausschließlich deutsche, in der egoistischen Verfolgung preußischer Interessen nicht umhin konnte, genau das zu fördern, was im Interesse des deutschen Volkes lag. In diesem Sinne war es, daß sich König Friedrich, obgleich bereits hoch betagt und des Krieges müde, den ehrgeizigen Plänen Kaiser Joseph's, auf die Eroberung Baierns gerichtet, mit aller Macht widersetzte und Baiern von der Einverleibung in die österreichischen Erblande rettete. In diesem Sinne war es, daß König Friedrich, wie wir im Anfange dieses Paragraphen erzählt haben, den Herzog Carl von

Pfalz-Zweibrücken, den Erben des Kurfürstenthums Baiern, zum energischen Widerspruch ermuthigte, als Oesterreich, unterstützt von Rußland und Frankreich, sich durch Tausch in den Besitz Baierns zu setzen gedachte; in diesem Sinne war es ferner, daß der König gegen die Absicht des Kaisers Joseph, die würtembergische Fürstenfamilie nach Italien zu versetzen und Würtemberg mit den österreichischen Erbländern zu vereinigen, höchst energisch und erfolgreich protestirte. In diesem Sinne endlich war es, daß der König bei vielen größeren und kleineren Gelegenheiten immer und immer wieder dem Andrängen Oesterreichs entgegentrat, die Rechte der Schwachen gegen die Uebergriffe desselben in Schutz nahm und so seine ganze fernere deutsche Politik zu einer fortgesetzten Reihe von Siegen über die österreichischen Bestrebungen machte.

Der Stiftung des deutschen Fürstenbundes lag somit, wie aus dem Vorstehenden klar hervorgeht, ein doppelter Zweck zu Grunde, der erste das reine Interesse Deutschlands, der zweite das specifisch preußische Interesse betreffend. Es sollten durch den Fürstenbund nicht allein die Rechte und der Besitzstand der deutschen Reichsfürsten und Reichsglieder gegen die drohenden Vergrößerungsgelüste Oesterreichs sicher gestellt und dessen Einfluß auf Deutschland trotz der Kaiserwürde möglichst geschwächt werden; es sollte auch, wie dies aus den einzelnen Artikeln des Bundesvertrages ganz deutlich erhellt, durch das Uebergewicht, welches der Bund im Reiche allmählich über Oesterreich erlangen mußte, schließlich der Bund selbst an die Stelle des Reiches treten, mit anderen Worten Deutschland unter preußischer Leitung ganz neu constituirt werden.

Die Ueberzeugung, daß für Deutschland nur Heil in dem engsten Anschluß sämmtlicher mittlerer und kleiner Staaten an Preußen zu erwarten sei, hatte zu jener Zeit im ganzen nichtösterreichischen Deutschland, vielleicht mit Ausnahme des stets preußenfeindlichen und in die österreichische Politik verstrickten Herzogs von Würtemberg, welchem Oesterreich zum Lohn dafür die neu zu erschaffende neunte Kurwürde zugedacht hatte, tiefe Wurzeln geschlagen. Ganz besonders eifrig zeigte sich das in Baiern regierende Fürstenhaus Pfalz-Zweibrücken für den Gedanken eines solchen engen Bündnisses aller deutschen Fürsten und Länder unter der oberen Leitung des Königs von Preußen eingenommen; nachdem ein schon im Jahre 1743 vom Kurfürsten von Baiern (aus dem Wittelsbacher Hause) entworfenes Project einer gegen Oesterreich gerichteten Verbindung des Reiches, hauptsächlich die Aufrechterhaltung des Wittelsbacher Kaisers bezweckend, mit dem plötzlichen Tode Kaiser Carl's VII. von selbst erloschen war, trat jetzt, 1783, abermals Baiern mit einem Unionsentwurf hervor, welcher fast gänzlich den Ideen des Königs von Preußen entsprach. Weniger paßte es der Ungeduld des großen Friedrich, welcher seinen erhabenen Gedanken nicht rasch genug in's Leben treten sehen konnte, daß Baiern vorläufig nur den Erfolg vorbereiten und sichern, mit der Ausführung aber bis zu einer günstigen Gelegenheit warten wollte.

Auch von Baden ging ein Entwurf für das beabsichtigte Bündniß ein, welcher indessen, den Absichten des Berliner Hofes wenig entsprechend, gänzlich bei Seite geschoben ward. Der Verfasser desselben, der badische Minister von Edelheim, schlug Particularbündnisse der kleineren Fürsten

in verschiedenen Gruppen vor, welche sodann, zu einer großen Union Aller vereinigt, diese letztere unter die Garantie Preußens, nach Umständen jedoch auch unter die Frankreichs oder Rußlands stellen wollte.

Noch entschiedenere Neigung zur Sonderbündelei zeigte Hessen-Cassel. Hier bemühte sich der Minister General von Schliefen, von der Ansicht ausgehend, daß die kleineren deutschen Länder von der Vergrößerungslust Preußens ebenso viel zu fürchten hätten, wie von Oesterreich, ein Bündniß zu Stande zu bringen, von welchem beide deutsche Großstaaten gleichmäßig ausgeschlossen sein sollten. Noch als die Ausführung dieses, Deutschland in drei Theile zerspaltenden Projects an dem inzwischen mächtig anwachsenden Vertrauen der meisten deutschen Fürsten zu Friedrich II. gescheitert war, bemühte sich der hessische Minister, obwohl ebenfalls vergeblich, wenigstens den Abschluß einer Triple-Allianz zwischen Hessen-Cassel, Hannover und Braunschweig zu Stande zu bringen.

Endlich erwähnen wir noch der Bemühungen einer Anzahl geistlicher Stände des Reiches, welche die wachsende Besorgniß vor den Uebergriffen Oesterreichs in die Rechte der Bisthümer zwar zu dem Wunsche einer engeren Verbindung unter sich trieb, welche sich aber scheuten, diesen Bund unter das Protectorat des protestantischen Preußens zu stellen und nicht abgeneigt waren, für denselben den Schutz Frankreichs anzurufen.

Man sieht, welche Schwierigkeiten sich überall der Durchführung des großen Werkes entgegenstellten, trotz des allgemein empfundenen Bedürfnisses eines starken Schutzes gegen Oesterreich. Selbst Friedrich erkannte sehr wohl, daß „es nicht ein Werk von vierzehn Tagen sein werde, so viele Köpfe unter einen Hut zu bringen"; aber um so eifriger trieb der König seine Minister an, die große Angelegenheit zu fördern und überwand mit der ihm allein eigenen Rastlosigkeit und Thätigkeit alle Scrupel und Bedenklichkeiten, alle Zweifelsucht und Aengstlichkeit derselben. Hatte doch selbst der Minister Graf Herzberg, der sich selbst nachmals den Schöpfer der Idee des Fürstenbundes nannte, den gegenwärtigen Zeitpunkt für die Ausführung nicht geeignet erklärt und wollte erst ein günstiges Ereigniß, den Ausbruch eines neuen Türkenkrieges, oder das Ableben des Kurfürsten von Baiern, wo nicht vielleicht gar den Tod des großen Königs selbst abwarten.

Aber Friedrich, der Mann, der nicht gewohnt war, die Ereignisse abzuwarten, sondern sie selbst herbeizuführen, wollte von keinem Aufschub mehr wissen und trieb und spornte unablässig. Als demungeachtet das Werk nicht von der Stelle zu kommen schien, beauftragte der König den Minister Graf Herzberg, nach einem von ihm selbst verfaßten und eigenhändig geschriebenen Bundesentwurf vom 24. October 1784, überschrieben: „Project eines deutschen Fürstenbundes nach dem Muster des Schmalkaldischen", einen detaillirten Entwurf auszuarbeiten und ihm vorzulegen.

Nach diesem denkwürdigen Schriftstück sollte der Zweck des Bundes, welcher übrigens das ganze Deutschland umfassen sollte, darin bestehen:

> „Die Rechte und Freiheiten und die Besitzungen der deutschen Staaten ohne Unterschied der Religion zu sichern, damit nicht ein ehrgeiziger und unternehmender Kaiser die deutsche Verfassung Stück für Stück zerstöre und so über den Haufen werfe."

Der König beweist den deutschen Fürsten die Nothwendigkeit eines festen Zusammenhaltens, denn:

„es sei wohl leicht, die Haare eines Rosses eins nach dem anderen auszuziehen, aber man vermöge nichts, wenn man den ganzen Schweif zusammenfassen müsse. Beuge man nicht rechtzeitig vor, so werde der Kaiser alle seine Neffen von Florenz und Modena mit deutschen Bisthümern, Erzstiften und Abteien versorgen, diese säcularisiren, und durch die Stimmen seiner Verwandten sich das Uebergewicht in allen Reichscollegien verschaffen."

Ferner führt der Entwurf des Königs aus, wie es gleichmäßig im Interesse aller Fürsten, der katholischen wie der protestantischen, der geistlichen wie der weltlichen liege, den Uebergriffen des Kaisers entgegenzutreten und den Besitzstand ihrer Länder zu wahren. Ließen es die deutschen Fürsten erst zu, daß einige ihres Gleichen zermalmt würden, so werde sicher die Reihe auch an sie kommen und sie würden nur das Vorrecht der polyphemischen Höhle haben, zuletzt verspeist zu werden. Das Bündniß gewähre übrigens den doppelten „Vortheil des moralischen Nachdrucks vereinigter Vorstellungen des gesammten Deutschlands und der physischen Gewalt vereinigter Waffen." —

Schon acht Tage darauf, am 31. October 1784, konnte Graf Herzberg dem Könige den von ihm ausgearbeiteten Entwurf des Fürstenbundes vorlegen, welcher indessen nicht die Billigung Friedrich's erhielt; erst am 17. März 1785 und nach mehrfachen Umarbeitungen und vielen mündlichen Besprechungen wurde der Entwurf zur Union endgültig festgestellt, und, nach dem Vorschlage des Königs von England, welcher sich als Kurfürst von Hannover lebhaft für das Zustandekommen der Union interessirte, zunächst den Hauptstaaten im nördlichen Deutschland, Sachsen und Hannover, vorgelegt. Man war von der ganz richtigen Ansicht ausgegangen, daß, wenn der Bund erst von den drei größten norddeutschen Ländern, Preußen, Sachsen und Hannover, welche schon an und für sich über drei Kurstimmen im Kurfürstencollegium verfügten, abgeschlossen sei, die anderen Staaten um so leichter zum Eintritt in den bereits fertigen Bund zu bewegen sein würden.

Eine Ansicht, welche sich in der That als richtig erwies, denn, nachdem am 22. Juli 1785 der den Fürstenbund stiftende Vertrag zwischen den drei erstgenannten Staaten unterzeichnet worden war, finden wir schon in der nächsten Zeit die bei Weitem größte Zahl der weltlichen deutschen Fürsten demselben beigetreten. Wir zählen dieselben hier der Vollständigkeit halber nach dem Datum ihres Beitrittes auf; es waren: 1) der Herzog von Sachsen-Weimar, 29. August 1785; 2) der Herzog von Sachsen-Gotha, 20. September; 3) der Herzog von Pfalz-Zweibrücken mit seinem Bruder, dem nachmaligen Kurfürsten Maximilian von Baiern, 4. October; 4) der Kurfürst von Mainz, welcher als Reichserzkanzler nach dem Kaiser die höchste Würde im Reiche bekleidete und bei Stimmengleichheit im Kurfürstencollegium den Ausschlag gab, daher sein Zutritt

zur Union von ganz besonderer Wichtigkeit war, 18. October 1785*); 5) der Herzog von Braunschweig, 28. October; 6) der Markgraf von Baden, 21. November; 7) der Landgraf von Hessen-Cassel am 30. November; 8) die Fürsten von Anhalt-Köthen, Bernburg und Dessau am 21., 22., 24. December; 9) der Bischof von Osnabrück am 27. December; 10) der Markgraf von Anspach-Baireuth am 12. Februar 1786; 11) die Pfalzgrafen von Birkenfeld, Herzoge in Baiern, am 27. Februar und 15. März 1786.

Später, nach dem Tode Friedrich's des Großen, schlossen sich noch die Herzoge von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz und der inzwischen erwählte Coadjutor von Mainz, Dalberg, dem Fürstenbunde an.

Was nun den Inhalt des zunächst zwischen Preußen, Sachsen und Hannover abgeschlossenen Vertrages betrifft, so heißt es in dem Eingange desselben:

> „Im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit! Kund und zu wissen sei hiermit Jedermänniglich." u. s. w. „In Erwägung verschiedener seither eingetretener Umstände, welche die Freiheit von Deutschland, mit welcher die von ganz Europa wesentlich verbunden ist, bedrohen, haben die Fürsten, welche diesen Verein eingehen, nöthig gefunden, zu dem Mittel zu schreiten, zu welchem sie durch das Herkommen so vieler Jahrhunderte und durch die klare Bestimmung der Reichsgesetze genugsam berechtigt sind**), nämlich ein Bündniß unter sich zu errichten, welches zu Niemandes Beleidigung gereichen, vielweniger gegen Kaiser und Reich gerichtet sein, sondern lediglich auf die constitutionsmäßige Erhaltung des deutschen Reichssystems und der reichsständischen Gerechtsame sein Absehen haben soll." —

In den nun folgenden 11 Artikeln setzen die Verbündeten fest, daß sie durch Briefwechsel und Gesandte ein völliges Einverständniß an den Höfen unterhalten wollen, daß die Aufrechterhaltung und Befestigung des Reichssystems ihr Hauptaugenmerk sei, daß sie die Reichsversammlung als die wichtigste Stütze der Reichsverfassung in gesetzlicher Thätigkeit erhalten wissen und allen Eingriffen oder unbefugten Einmischungen und Willkürlichkeiten, allen ordnungswidrigen Berathschlagungen nachdrücklichst entgegentreten wollen. Ferner, daß sie die Reichsgerichte bei ihrer gesetzlichen Ordnung und Einrichtung erhalten, aber zu einer gehörigen, unparteiischen und unbefangenen Justizpflege anhalten und in ihre verfassungsmäßige Competenz zurückweisen wollen, daß sie jedem Versuch, die Integrität und Consistenz der Reichskreise zu verletzen und sie in ihren inneren Einrichtungen zu kränken, gemeinsamen Widerstand leisten und jede Schädigung, Kränkung und Störung der allgemeinen Reichsverfassung mit gemeinschaftlichen nachdrücklichen Mitteln abwehren wollen.

*) Bei den schwierigen Verhandlungen über den Beitritt des Kurfürsten von Mainz, welchen auf seine Seite zu ziehen auch der Kaiser eifrig bestrebt war, zeichnete sich preußischerseits besonders der damals 27jährige Reichsfreiherr vom Stein durch seine diplomatische Gewandtheit aus. Wir werden ihn noch an anderer Stelle segensreich und epochemachend für Preußen und Deutschland wirken sehen.

**) Dieses Recht durfte nach den Reichsgesetzen wohl etwas zweifelhaft sein.

„Insbesondere", heißt es im Artikel 8, „wollen dieselben mit allem Nachdruck die sämmtlichen Stände des Reiches bei dem völlig unbeschränkten Gebrauch ihrer Stimmfreiheit auf Reichs-, Kreis-, Collegial- und Deputationsconventen erhalten; ferner bei dem Besitze ihrer Lande und Leute, sowie bei ihren Haus-, Familien- und Successionsverfassungen; dergestalt, daß sie durchaus gesichert seien gegen widerrechtliche eigenmächtige Ansprüche und gegen willkürliche aufgedrungene Zumuthungen." —

Wie es bei politischen Verträgen zwischen verschiedenen Staaten gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, nämlich, daß außer dem zu Jedermanns Kenntniß bestimmten Theil des Vertrages noch geheime Artikel über allerhand schwierige Punkte oder ganz besondere Fälle abgeschlossen werden, so auch hier —; und in Wahrheit kann man sagen, daß durch diese geheimen Artikel der Fürstenbund erst seine tiefere politische Bedeutung erhielt, die gegen Oesterreich gerichtete Schwertspitze erst geschärft wurde.

In einem dieser Artikel verpflichten sich die contrahirenden Mächte, niemals und unter keinen Umständen den von Oesterreich beabsichtigten Austausch von Baiern gegen die österreichischen Niederlande zuzugeben und überhaupt mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln jedem ähnlichen Project von Ländertauschen, sowie von Säcularisationen oder Zergliederungen geistlicher Stifter in Deutschland nachdrücklichst in den Weg zu treten.

In einem zweiten, geheimsten Artikel, wird die Zahl der Truppen, mit welchen sich die Verbündeten im Falle der nöthig werdenden gegenseitigen Hilfeleistung unterstützen sollen, festgestellt, jedoch bemerkt, daß nach Befinden diese Hilfe noch vermehrt werden solle und im Falle der Noth die ganzen Kräfte jedes Einzelnen daran zu setzen seien.

Außerdem verpflichteten sich die drei Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen und Hannover noch in einem geheimen Separatvertrage, aus drei Artikeln bestehend, zu einem gemeinschaftlichen Verfahren bei der Wahl des Reichsoberhauptes.

Der erste Artikel setzte fest, daß die drei Kurfürsten, da bei den über kurz oder lang dem deutschen Reiche bevorstehenden Begebenheiten eine künftige römische Königswahl von ganz besonders hoher Bedeutung sei, bei derselben gemeinschaftlich zu verfahren, nicht einer ohne den anderen darauf einzugehen sich verpflichteten. Ob nun die Wahl des römischen Königs noch bei Lebzeiten des regierenden Kaisers oder bei Erledigung des Kaiserlichen Thrones selbst erfolge, so wollten doch die drei verbündeten Kurfürsten sowohl die Frage, ob überhaupt gewählt, wie auch die Frage, auf welche Weise gewählt werden solle, nur im gemeinsamen Einverständniß entscheiden, ein festes, genaues, freundschaftliches Concert beobachten und dabei durchaus unverbrüchlich zu Werke gehen.

Der zweite dieser geheimen Separatartikel bestimmt, daß die Kurfürsten alle Monita, Zusätze und Veränderungen, welche man bei einer künftig abzuschließenden Wahlcapitulation zu machen für nothwendig erachte, stets vorher vereinbaren und feststellen, und dann in geschlossener Uebereinstimmung geltend machen wollten. Auch solle in jeder Wahlcapitulation besonders darauf gehalten werden, daß in derselben die Bestim-

mungen des Teschener Friedens, 1779, von Neuem wiederholt und befestigt würden.

Im dritten Artikel endlich verpflichten sich die Verbündeten, die Einrichtung einer neuen (der neunten) Kurwürde nur im gemeinsamen Einverständniß zuzugeben. —

Der Inhalt des soeben in seinen Hauptzügen geschilderten Vertrages läßt dem aufmerksamen Beurtheiler keinen Zweifel über die ungeheure Tragweite und politische Bedeutung desselben. Es war in der That die Stiftung des Fürstenbundes der härteste und empfindlichste Schlag, welcher Oesterreich treffen konnte; sein Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten durch den Bund, mochte auch die Kaiserwürde noch kurze oder lange Zeit beim Hause Oesterreich verbleiben, war völlig herabgedrückt, jede Möglichkeit fernerer Vergrößerung in Deutschland abgeschnitten, der Schwerpunkt des Reiches in Wahrheit von Wien nach Berlin verlegt, mochte auch der Schatten der Kaiserwürde dort zurückgeblieben sein. Mit Fug und Recht äußerten die Minister Finckenstein und Herzberg: „der Bund erschüttere das System des Wiener Hofes bis in seine Grundvesten."

Schon jetzt gebot der Fürstenbund im Collegium der Kurfürsten über drei Stimmen; nach dem sehr bald erfolgten Zutritt des Kurfürsten von Mainz sogar über vier, und hatte, da dieser Letztere bei Stimmengleichheit den Ausschlag gab, in allen Reichsangelegenheiten die Majorität für sich; der Versuch einer Vermehrung der Kurstimmen konnte die Sache nur noch schlimmer gestalten, da sie entweder ganz abgelehnt worden wäre oder die Zahl der für Preußen günstigen Stimmen nur vermehrt haben würde. Mußte da Oesterreich nicht mit Recht fürchten, daß mit der verloren gegangenen Kaiserlichen Macht auch bald die Kaiserliche Würde seinen Fürsten entrissen werden und auf die Schultern eines Hohenzollern, noch jüngst Vasallen des Hauses Oesterreich, übergehen möchte?

Es bleibt uns nur noch übrig, mit einigen Worten das Verhalten des österreichischen Cabinets Angesichts der ihm drohenden Gefahr, gegenüber den Bestrebungen der deutschen Fürsten, zu schildern.

Eine bestimmtere Nachricht von dem beabsichtigten Bündnisse, dessen Spitze nur gegen Oesterreich gerichtet sein konnte, erhielt das Wiener Cabinet erst kurz vor dem Abschlusse desselben, als es bereits zu spät war, das Zustandekommen des Fürstenbundes zwischen Preußen, Sachsen und Hannover noch zu hintertreiben.

Der Kaiser begnügte sich daher, in einer feierlichen Erklärung an die Stände des Reiches das Verfahren des Königs von Preußen öffentlich für einen Landfriedensbruch, für einen Eingriff in das oberhauptliche Kaiserliche oberstrichterliche Amt und für eine Verletzung der Executionsordnung zu bezeichnen und alle Fürsten und Stände des Reiches reichsväterlich von der sträflichen Verbindung mit Preußen abzumahnen, da dergleichen reichssatzungswidrige Verbindungen gegen das Oberhaupt unabsehbare Verwirrungen veranlassen müßten.

Der Kaiser versichert in dieser Erklärung feierlich, er habe nie die Absicht gehabt, einen Ländertausch zu erzwingen und bezeichnet alle entgegengesetzten Behauptungen als „offenbare Verleumdungen"; Preußen, welches in Wahrheit mit dem Fürstenbunde ganz andere Absichten ver-

folge, als es öffentlich angebe, wolle den Kaiser nur „zum Gegenstande des Mißtrauens machen, um eigene gefährliche Anschläge durchzusetzen." Ja, der Kaiser erklärt sich sogar bereit, sich selbst an die Spitze des Bundes zu stellen, da es ihm als rechtmäßigem Oberhaupt des Reiches vor Allem zukomme, die Reichsverfassung zu schützen.

Vergebliche Bemühungen des Wiener Hofes, ebenso vergeblich wie die auf Oesterreichs Antrieb an alle deutschen Höfe gerichtete Circularnote Rußlands, oder die drohende Stellung, welche Frankreich den Vorgängen in Deutschland gegenüber annahm. Das Mißtrauen gegen Oesterreichs Absichten war einmal in Deutschland zu allgemein geworden, als daß die Mehrzahl der deutschen Fürsten den Versicherungen des Wiener Cabinets, — noch dazu zweideutig gehalten, denn dasselbe sprach nur von gewaltsam, nicht von moralisch erzwungenem Ländertausche, — fernerhin Glauben geschenkt hätte; andererseits traten die uneigennützigen und nur das Wohl Deutschlands bezweckenden Absichten des Königs von Preußen so offen und klar zu Tage, daß davor jeder Zweifel, jedes Bedenken, zu Preußen in gefährliche Abhängigkeit zu gerathen, schwinden mußte. Wir wissen, daß durch Oesterreichs Bemühungen sich nur wenige katholische und meist geistliche Stände des Reiches von dem Beitritt zum Fürstenbunde zurückhalten ließen, wohl hauptsächlich aus Mißtrauen gegen das protestantische Preußen; in die engere Verbindung mit Oesterreich, zu welcher dieses dringend eingeladen hatte, trat auch nicht einer. —

Und werfen wir, bevor wir diesen Gegenstand verlassen, noch die Frage auf, ob Friedrich der Große mit der Stiftung des Fürstenbundes nicht doch, wenigstens für die spätere Zukunft, die Vergrößerung Preußens auf Kosten der kleineren Reichsglieder bezweckt habe, eine Frage, die noch heute so Manchem zweifelhaft erscheinen mag, so sind wir doch durch die vorstehende Schilderung in die Lage versetzt, diese Frage unbedenklich verneinen zu können.

Zwar hielt auch Friedrich II., wie außer den Hunderten von Souveränen wohl ganz Deutschland, die Existenz der Kleinstaaten für keinen Vortheil; zwar bespöttelte der König sie oft genug als „Hermaphroditen von Souverän und Privatmann", lachte über die „unendlich hohe Meinung, die sie von ihrer Größe hätten", über „die grenzenlose Verehrung, die sie für ihre alte und berühmte Race" empfänden und vor Allem über ihre Armeen, von denen „manche gerade groß genug dazu sei, um eine Schlacht — auf dem Theater darzustellen."

Aber trotzdem dachte der König nicht daran, sich selbst auf Kosten dieser kleinen „großen Herren" zu bereichern, hielt es vielmehr für die wahre politische Aufgabe Preußens, die Kleinfürsten in ihrer Souveränetät und in ihrem Besitzstande zu schützen und eine Schädigung derselben ebenso wenig selbst zu unternehmen, wie er sie Anderen gestatten wollte.

Den Beweis dafür finden wir in der ganzen Construction des Fürstenbundes, von welchem Dohm mit Recht sagt: „durch diesen Bund habe Friedrich sich und seinen Nachkommen erschwert, Unrecht zu thun; den Beweis dafür finden wir in der Antwort des Königs auf den Vorschlag Oesterreichs, den Austausch Baierns gegen Entschädigung Preußens in

Deutschland zu gestatten, in welcher der König am 11. Mai 1785 entrüstet an seine Minister schreibt:

„Es ziemt uns in keiner Weise, derartigen Anerbietungen unser Ohr zu leihen, denn das hieße, das Interesse des Vaterlandes verrathen, und die Absichten des Kaisers auf Zerstörung des deutschen Reichskörpers durch feige Gewinnsucht fördern helfen." —

Wer wollte da noch zweifeln!

Aber die Führung in Deutschland für Preußen zu erringen, war ebenso unzweifelhaft Friedrich's Absicht. Und das war ja auch ganz naturgemäß die politische Aufgabe für diesen jungen, aber mächtigen deutschen Staat. Ihm, als dem mächtigsten Mitgliede des Fürstenbundes, konnte ja der Ausschlag in allen wichtigen Angelegenheiten nicht entgehen; ebenso war es für Preußen leicht, auf der einen Seite Alles zu verhindern, was ihm nicht paßte, denn es wurde innerhalb des Bundes Einstimmigkeit erfordert, andererseits durch sein entschlossenes Vorgehen und durch das Gewicht seiner Macht, sowie durch die Ueberlegenheit seines Rathes die anderen Stimmen mit sich fortzuziehen, mit einem Worte, Deutschland fortan nach seinem Willen zu leiten.

Leider sollte, wie wir in dem nächsten Paragraphen dieses Buches sehen werden, das letzte Werk Friedrich's des Einzigen seinen Schöpfer kaum überleben; an den gigantischen Ereignissen, welche noch am Ende des Jahrhunderts die ganze Welt erschütterten, sollte ja auch das tausendjährige, einst so mächtige deutsche Reich völlig zerschellen, nachdem der Fürstenbund schon längst zu Grabe getragen war. —

Der König sollte die furchtbaren Ereignisse, welche noch am Schlusse des 18. Jahrhunderts zunächst das unglückliche Frankreich in ein Meer von Blut stürzten und allmählich fast alle Völker Europa's in ihren entsetzlichen Strudel mit hinabzogen, bis nach ausgetobtem Sturme eine bessere Zeit für die Völker aufging, nicht mehr erleben. Nur die Sonne, welche zuerst im fernen Amerika einem lange in Abhängigkeit und Unterdrückung gehaltenen Volke die Morgenröthe der Freiheit aufgehen ließ, beschien auch noch des großen Königs Lebensabend. Wir wagen es nicht, aus der Art und Weise, wie König Friedrich in jugendlich frischer Weise die Bestrebungen der um ihre Freiheit gegen England kämpfenden Colonien in Amerika beurtheilte, einen Schluß zu ziehen auf des Königs Handlungsweise, wenn er die späteren Ereignisse, welche ja auch das preußische Vaterland in so großes Elend verwickelten, noch erlebt hätte; vielleicht hätte sie das Geschick der Welt verändert.

König Friedrich verfolgte das Geschick der nordamerikanischen Freistaaten, welche am 4. Juli 1776 ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande England erklärten und in fast siebenjährigem Kampfe gegen die Uebermacht Englands glorreich ihre Freiheit erkämpften*), nicht allein mit dem größten Interesse; sondern er war auch von allen Fürsten Europa's der erste, welcher die Souveränetät und Selbständigkeit des amerikanischen Staatenbundes anerkannte, die Gesandten desselben mit großer Aufmerksamkeit

*) England mußte im Friedensschlusse am 3. September 1783 die Unabhängigkeit der Republik Nordamerika anerkennen.

empfing und schon am 10. September 1785 mit dem neuen Staate, welchen dabei Franklin vertrat, einen Freundschafts- und Handelsvertrag abschloß, worin Grundsätze, z. B. über das Seekriegsrecht, zum ersten Mal völkerrechtlich anerkannt wurden, die heute noch im Verkehr der Nationen nach Geltung ringen und für mustergiltig erachtet werden. Noch bei der Eröffnung des Congresses zu Washington im Jahre 1862 erkannte der Präsident der Republik, John Adams, das Verdienstvolle dieser Handlungsweise durch die ehrenden Worte an:

„Damals, in der Kindheit unserer politischen Existenz, war ein großer und philosophischer, obschon unumschränkter europäischer Souverän der Einzige, bei welchem unsere Abgeordneten mit ihren liberalen und erleuchteten Grundsätzen Eingang fanden." —

Und nach diesen Grundsätzen, seiner Zeit weit voraus eilend, hatte denn auch der König den gedachten Handelsvertrag abgeschlossen.

Wohl mochte der König, von dessen politischer Thätigkeit wir hiermit Abschied nehmen, oft mit banger Sorge in die Zukunft des jungen Staates blicken, den er unter so drohenden Anzeichen von ausbrechenden Stürmen zurücklassen mußte; sein heller Blick, seine scharfe Beobachtungsgabe, verbunden mit den reichen Erfahrungen seines vielbewegten Lebens, mußten ihn ja nur zu klar erkennen lassen, daß die nächste Zeit für die europäischen Länder gewaltige Erschütterungen mit sich bringen müsse. Den besten Beweis hierfür finden wir in den Worten, welche der alternde König einst im Garten von Sanssouci zu seinem Großneffen, dem späteren König Friedrich Wilhelm III., sprach und die wir dem trefflichen Werke des Bischof Dr. Eylert: „Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III." entnommen haben.

„Nun Fritz," sagte der König, „werde etwas Tüchtiges par excellence. Es wartet Großes auf Dich. Ich bin am Ende meiner Carrière und mein Tagewerk ist bald absolvirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wirds pêle-mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe, und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt zu kalmiren und zu exstirpiren. Die Massen fangen schon an, von unten auf zu drängen, und wenn dies zum Ausbruch kommt, ist der Teufel los. Ich fürchte, Du wirst mal einen bösen, schweren Stand haben. Habilitire Dich, rüste Dich, sei fix, denke an mich. Wache über unsere Ehre und unseren Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine!" —

Der König fuhr, als sie nebeneinander hergehend bis an den am Ausgange des Parks stehenden Obelisken gekommen waren, auf diesen deutend fort:

„Sieh ihn an, schlank, aufstrebend und hoch, und doch fest im Ungewitter. Die Pyramide spricht: ma force est ma droiture. Der Culminationspunkt, die höchste Spitze, überschauet und krönet das Ganze, aber trägt nicht, sondern wird getragen von Allem, was unter ihr liegt, vorzüglich vom unsichtbaren, tief untergebauten Fundament. Das tragende Fundament ist das Volk in

seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es Dich liebe und Dir vertraue; darin nur allein kannst Du stark und glücklich sein."

Die Zukunft zeigte, in welches empfängliche Herz diese echt Königlichen Worte fielen, wie der so ausgestreute Saamen wahrhaft Königlicher Gesinnung in dem jugendlichen Gemüthe Wurzel faßte und in der Zeit der ernstesten Gefahren die schönsten Früchte reifte.

§. 26.

Die letzten Lebensjahre König Friedrich's.

Die rastlose Thätigkeit, die bis in die kleinsten Details sich erstreckende Sorgfalt, mit welcher König Friedrich in den 10 Friedensjahren zwischen dem zweiten und dritten schlesischen Kriege für die fortschreitende Entwickelung seines Volkes und Landes nach allen Richtungen hin sorgte, haben wir bereits im 8. Paragraphen zu schildern versucht. Die Sorgen des siebenjährigen Krieges hatten in diesem staunenswerthen Wirken und Schaffen nur eine vorübergehende Unterbrechung hervorbringen können; denn immer wieder fand der König, der, wie selten ein Mensch, es verstand, seine Zeit zu benützen, die nöthige Muße, um für alle Zweige der Verwaltung, oft selbst für die scheinbar unbedeutendsten Sachen Ordres zu ertheilen oder Vorschriften und Instructionen zu erlassen.

Mit erneuetem Eifer begann König Friedrich dieses thätige Leben nach der glorreichen Beendigung des Krieges von Neuem und, seiner echt Königlichen Ansicht getreu, daß er nur der erste Diener in seinem Staate sei, setzte er dasselbe mit unermüdlicher Ausdauer, obgleich von Alter und Krankheit gebeugt, von den empfindlichsten Gichtschmerzen geplagt, bis zu seinem Tode fort. Aber das Leben des Königs war in dieser letzten Periode seiner Regierung von Jahr zu Jahr ein einsameres geworden; immer mehr lichtete sich der Kreis von vertrauten, hochgebildeten Freunden, in deren geistreichem Umgange König Friedrich früher so gerne nach gethaner Arbeit Erholung gesucht und Kräfte zu neuem Schaffen gefunden hatte; immer stiller wurde es um den Königlichen Greis, und oft sah man den König allein und in tiefem Nachsinnen verloren in den Gärten von Sanssouci wandeln, oder in dem Tempel ausruhen, welchen er zum Andenken an seine geliebte Schwester Wilhelmine daselbst hatte errichten lassen.

Wie viele treue und tapfere Waffengefährten hatte König Friedrich nicht auf den blutigen Schlachtfeldern Böhmens, Sachsens, Schlesiens u. s. w. gelassen; wie oft mochte der immer mehr alleinstehende König nicht in wehmüthigen Erinnerungen verloren sein an alle die Helden, die ihm so treulich in den schwersten Gefahren zur Seite gestanden, und deren Andenken er ehrte durch die marmornen Standbilder auf dem Wilhelmsplatze in Berlin, welche noch heute der Nachwelt den Ruhm der treuen Kriegsgefährten des Königs verkünden. Wie schmerzlich mochte der König nicht seinen unersetzlichen Liebling Winterfeld, der bei Moys den Tod gefunden, den tapferen Schwerin, der bei Prag den Heldentod starb, Lord Keith, seinen treuen Freund, der bei Hochkirch blieb, und so viele, viele andere Genossen seines Ruhmes und seiner Siege, vermissen!

Aber auch unter denjenigen seiner Freunde, welche der Ungewißheit des Schlachtenlooses nicht verfallen konnten, räumte der Tod auf. Vor Allem schmerzlich wurde das Herz des Königs durch den 1771 zu Aix im südlichen Frankreich erfolgenden Tod seines vertrautesten Freundes, des Marquis d'Argens, berührt. Zahllose Briefe des Königs an diesen geistreichen und freisinnigen Philosophen, von denen ja auch wir einige mitgetheilt haben, geben den Beweis, wie innig und vertraut das Verhältniß beider Männer gewesen ist. Tief verletzte es den seinerseits gegen alle Glaubensbekenntnisse und Ansichten so toleranten König, daß der kleinliche Haß der katholischen Geistlichkeit zu Aix ihm nicht einmal die schmerzliche Genugthuung gönnte, dem geschiedenen Freunde ein Denkmal zu setzen mit der einfachen aber schönen Inschrift: „Des Irrthums Feind, der Wahrheit Freund."

Weniger nahe berührte den König der am 30. Mai 1778 erfolgende Tod Voltaire's. Hatte Friedrich auch noch immer die größte Achtung und Verehrung für den reichen Geist und den glänzenden Verstand dieses Dichters, so hatte er doch das verderbte Herz und den schlechten Charakter desselben zu genau erkannt, um über seinen persönlichen Verlust Kummer zu empfinden. Doch ehrte der König das Andenken Voltaire's durch Seelenmessen und ein feierliches Todtenamt in der katholischen Kirche zu Berlin, sowie durch Aufstellung seiner in Paris gefertigten Marmorbüste in der Akademie der Wissenschaften.

Mehr und mehr sah sich der König auf den Umgang mit einigen wenigen alten Freunden beschränkt, denen er sich dafür allerdings um so herzlicher anschloß. Eine der ersten Stellen nahm unter denselben der Bruder des bei Hochkirch gefallenen Feldmarschalls Keith, der Lordmarischal Keith ein, welcher sich, von Heimweh nach seinem Vaterlande Schottland getrieben, trotz seiner Zuneigung zum Könige nach dem Tode des Bruders in seine Heimath zurückbegeben hatte. Als aber König Friedrich, von Sehnsucht nach dem feingebildeten, hochsinnigen Freunde erfüllt, demselben schrieb:

> „Wenn ich eine Seemacht wäre, so würde ich Sie in Schottland aufheben; aber mein theurer Mylord, ich kann nur die Arme der Freundschaft nach Ihnen ausstrecken; kommen Sie bei mir zu leben und Sich in ihren Schoß zu werfen" — u. s. w.

da konnte Lord Keith trotz seines hohen Alters solcher Einladung nicht widerstehen und siedelte von Neuem nach Sanssouci über.

Ueberaus rührend, ja fast zärtlich gestaltete sich das Verhältniß des Königs zu dem alten General der Cavallerie Hans Joachim von Ziethen, dem treuen Waffengefährten so vieler Feldzüge, ebenso ausgezeichnet durch Tapferkeit wie durch strenge, fast kindlich fromme Gottesfurcht, in der Armee wie beim ganzen Volke beliebt wie kein anderer von Friedrich's Heerführern. Mit Mühe und nur vermittelst eines bestimmt ausgesprochenen Befehles hatte der König beim Ausbruch des baierschen Erbfolgekrieges den 79jährigen, durch Alter und Krankheit geschwächten Ziethen von der Theilnahme an dem ruhmlosen Feldzuge zurückzuhalten vermocht; doch ließ der alte Held es sich nicht nehmen, von seinem Gute Wustrau nach Berlin zu kommen, als die Truppen zurückkehrten und an der Spitze seines Regiments in die

Hauptstadt einzuziehen. Noch nach zurückgelegtem 80. Jahre galoppirte Ziethen bei einer Revue dem Könige entgegen und versäumte es niemals, im Schlosse seine Aufwartung zu machen, wenn er von Wustrau nach Berlin kam. Als er im Jahre 1785, selbst 85 Jahre alt, einst mit den übrigen Generalen zur Parole in das Schloß gekommen war, bemerkte ihn der ebenfalls 73jährige König, dessen Adlerblick seine Schärfe noch nicht verloren hatte, sofort unter der Menge der Anwesenden; er schalt ihn freundlich aus, daß er bei seinem hohen Alter noch die Schloßtreppe erstiegen habe, ließ einen Lehnsessel herbeibringen und nöthigte den greisen General trotz seines Widerstrebens Platz zu nehmen mit den Worten:

„Setz' Er sich, setz' Er sich, alter Papa, sonst geh' ich weg, denn ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen." —

Wohl mag es ein rührender Anblick gewesen sein: der alte Königliche Herr, selbst genöthigt, sich auf seinen Krückstock zu stützen, stehend in der Unterhaltung mit seinem vor ihm sitzenden General. Ein andermal war der greise Ziethen an der Königlichen Tafel eingeschlummert; doch als die Zunächstsitzenden ihn wecken wollten, verhinderte der König dies mit den Worten: „Laßt ihn schlafen, er hat oft genug für uns gewacht." Auch der tapfere Husarengeneral Ziethen sollte dem Könige im Tode vorangehen; er starb am 26. Januar 1786, wenige Monate vor dem Tode seines großen Königs, so noch im Tode dessen Avantgarde bildend, wie er es so oft im Leben gethan. Seine irdische Hülle ruht neben der Kirche in Wustrau, das ihm auf dem Wilhelmsplatz in Berlin gesetzte Denkmal ist im Auftrage König Friedrich Wilhelm's II. vom Bildhauer Georg Schadow in Marmor gefertigt.

Große Auszeichnung erwies auch der König dem hochbejahrten General Fouqué, dessen hohe militärische Eigenschaften und glänzende Tapferkeit bei Landshut trotz des unglücklichen Ausgangs dieser Affaire der König sehr wohl anerkannte. Er hatte Fouqué zum Dompropste in Magdeburg ernannt, besuchte ihn daselbst häufig, als die Kränklichkeit des Generals ihm nicht mehr gestattete, nach Sanssouci zu kommen, und beschenkte ihn mit alten, edlen Weinen und ausgesuchten Früchten aus den Königlichen Gärten.

Noch nennen wir unter denjenigen Personen, welche sich der besonderen Gunst des Königs erfreuten und oftmals an seine Tafel gezogen wurden, den wegen seiner Offenheit und Derbheit, sowie wegen seines colossalen Gedächtnisses von Friedrich sehr geschätzten General von Lettow, den General von Prittwitz, der einst als Rittmeister bei Kunersdorf den verzweifelnden König aus den Laudon'schen Kroaten heraushieb, den braven General von Lestwitz und Andere. Als General von Lettow einst an der Königlichen Tafel ein ziemlich mißvergnügtes Gesicht zeigte, während der König mit Lebhaftigkeit den Reichthum der französischen Literatur, den Geist und Witz dieser Sprache verfocht, und, plötzlich das Gesicht Lettow's gewahr werdend, diesen fragte, was Er denn dazu meine, antwortete dieser ganz unbefangen:

„Was Ew. Majestät da von französischen Witzen erzählen, lasse ich dahin gestellt sein; ich weiß nur so viel, daß wir preußische Witze haben, denen die französischen das Wasser nicht reichen."

Aufgefordert, dies zu beweisen, fuhr der General ohne Zögern fort:

„Nichts ist leichter als dies. Da haben wir erstlich Mollwitz, wo Sie die erste Schlacht gewannen, die den Ruhm unserer Waffen gründete; dann haben wir zweitens Bunzelwitz in Schlesien, wo Ew. Majestät gegen die Oesterreicher und Russen so sicher im Sattel saßen, als in Abrahams Schoß; drittens sitzt dort mein Freund Prittwitz, der Ew. Majestät bei Kunersdorf das Leben rettete, und viertens hier mein braver Nachbar Lestwitz, der mit seinen Grenadieren so oft den Nagel auf den Kopf getroffen. Diese Witze sind besser, als alle französischen, mit denen wir keinen Hund hinter dem Ofen hervor locken." —

„Da hat Er freilich Recht," lautete die Antwort des Königs.

In ganz eigenthümlicher Weise gestaltete sich das Verhältniß Friedrich's zu dem berühmten Reitergeneral Seydlitz, dem Helden von Roßbach und Zorndorf, der übrigens schon im Jahre 1773 starb. Zwar erkannte und belohnte der König die hohen Verdienste des Generals auf's Vollständigste, bewilligte ihm so manche Vorrechte, gestattete unter Anderem dem leidenschaftlichen Raucher in seiner Gegenwart die geliebte Tabakspfeife, sah dem stets zu lustigen Streichen aufgelegten General oft die größten Tollheiten nach und nahm es nicht übel, wenn Seydlitz ihm mehr als freimüthig, ja derb antwortete; im Ganzen aber fand sich zwischen dem Könige und dem nach keiner höheren Lebensrichtung trachtenden, ein wüstes Leben voller verwegener Reiterstücke und wilder Gelage führenden Seydlitz zu wenig gleiche Gesinnung vor, um sich gegenseitig näher anzuziehen. In der ganzen Armee, ja selbst außerhalb des Kreises derselben war es bekannt oder wurde doch geglaubt, daß Niemand dem Könige solche Sachen sagen dürfe, wie Seydlitz; und oft genug wendeten sich Personen, deren Gesuche ungnädig beschieden worden, mit der Bitte um Fürsprache an diesen, fast niemals ohne Erfolg.

Bekannt ist die Antwort Seydlitz's, als der König bei der Revue im Jahre 1770 ihm die Bemerkung machte, sein Regiment reite mit zu langen Bügeln.

Der ohne Grund getadelte und vorher schon vom Könige verletzte und gereizte General antwortete nach unseren heutigen Begriffen ziemlich subordinationswidrig:

„Ew. Majestät versichere, mein Regiment reitet noch heute ebenso wie es bei Roßbach ritt."

worauf der König sich schweigend entfernte.

Der Oberstallmeister Graf Schwerin, welchen der König häufig zur Zielscheibe seiner Witze machte, fuhr sogar einmal gegen Friedrich, als dieser die Neckerei zu weit trieb, mit den Worten heraus:

„Mir können Ew. Majestät wohl so etwas sagen; ich muß mir Alles gefallen lassen, allein hier neben mir sitzt Einer (Seydlitz), warum versuchen Sie es denn nicht mit dem?" — —

Zwischen dem Könige und seinem großen Reiterführer trat indessen schon im Jahre 1769 eine gewisse Spannung ein, als Kaiser Joseph einer Revue in Schlesien beiwohnte und bei dieser Gelegenheit Seydlitz vor allen anderen preußischen Generalen mit auffallender Auszeichnung behandelte.

Selbst die freimüthige aber ehrfurchtsvolle Art, mit welcher Seydlitz den schmeichelhaften Versuch des Kaisers, ihn in österreichische Dienste zu ziehen, zurückwies, konnte den König nicht versöhnlicher stimmen und grollend fragte er den General, was er so lange mit dem Kaiser zu sprechen habe. „Er ist dem Herrn keine Erläuterung schuldig," setzte Friedrich hinzu.

Erst kurz vor dem Tode Seydlitz's stellte sich das gute Verhältniß wieder her; noch im August 1773 besuchte ihn der König in Ohlau und ließ sich theilnehmend fortdauernd Bericht erstatten über des Generals Befinden, bis dieser am 7. November 1773, erst 52 Jahr alt, seiner Krankheit, der Folge eines ausschweifenden Lebenswandels, erlag. Auch sein Andenken wurde durch die Aufstellung eines marmornen Standbildes, vom Bildhauer Tassaert gefertigt, geehrt.

Mit den Mitgliedern der Königlichen Familie hatte der König von jeher wenig Verkehr gehabt; mit dem zunehmenden Alter stellte sich das Verhältniß immer kälter und gleichgültiger. Das Benehmen des Königs gegen seine Gemahlin, wie wir es bereits im 2. Paragraphen geschildert haben, blieb bis an sein Lebensende dasselbe; der König konnte sein Herz niemals überwinden, den Zwang zu vergessen, der ihm bei seiner Verheirathung durch den strengen Vater angethan worden war und die liebsten Wünsche seines Herzens zerstört hatte; doch zeugt noch das Testament des Königs von der hohen Achtung, welche er den vortrefflichen Eigenschaften seiner Gemahlin zollte. Elisabeth Christine führte in dem ihr vom Könige geschenkten Schlosse Schönhausen ein stilles, zurückgezogenes, nur Werken der Frömmigkeit und der Barmherzigkeit gewidmetes Leben; ihrem Gemahl bewahrte sie tief im Innersten ihres Herzens stets die größte Liebe und Zärtlichkeit, doch sah man die Königin nur bei großen Festlichkeiten, wenn die Etikette es durchaus erforderte, bei Hofe erscheinen, und diese Gelegenheiten verschwanden mehr und mehr bei dem immer stiller werdenden Leben des Königs; ebenso wenig sah man den König jemals Schönhausen besuchen.

Das Verhältniß des Königs zu seinem Bruder Heinrich, dem berühmten Feldherrn, von welchem Friedrich selbst sagte, er sei der Einzige, der in dem ganzen Kriege keinen Fehler gemacht habe, gestaltete sich ebenfalls nichts weniger als erfreulich. Zwar erwiesen sich beide Brüder gegenseitig äußerlich alle Achtung und Aufmerksamkeit; zwar benutzte der König den wirklich genialen und talentvollen Prinzen wiederholt zu wichtigen diplomatischen Sendungen, so z. B. im Jahre 1771 nach Petersburg, wo der Prinz auf sehr geschickte Weise in der Theilungsfrage Polens wirkte, ebenso im Jahre 1784 nach Paris, wo Prinz Heinrich die vom Bruder verschmähten Huldigungen des Hofes und der französischen Großen entgegennahm, sich aber dabei so in Schulden stürzte, daß König Ludwig XVI. ihm die Summe von 400,000 Frcs. anweisen lassen mußte, um ihn seinen Verlegenheiten zu entziehen; zu einem herzlichen gegenseitigen Verständniß zwischen den Brüdern kam es nie.

Prinz Heinrich, voller seltsamer Launen und barocker Einfälle, hielt einen eigenen Hofstaat in Rheinsberg, wo es oft wunderlich genug herging; er grollte mit dem Könige, weil dieser ihm nicht den geringsten Einfluß auf die Regierungsgeschäfte gestattete, und ihn in seinen Einkünften knapp hielt; dabei war der Prinz kleinlich genug, in schroffem Gegensatze

zu der Bereitwilligkeit, mit welcher König Friedrich die hervorragenden Verdienste des Prinzen als Feldherr überall anerkannte, die Maßregeln des Bruders der bittersten und tadelsüchtigsten Kritik zu unterziehen und seine etwa begangenen Fehler auf's Schonungsloseste zu verurtheilen. Ein so engherziges und schroffes Wesen schloß selbstverständlich jede innige Annäherung aus.*)

Noch weniger näheren Verkehr hatte der König mit dem künftigen Thronfolger, dem ältesten Sohne seines 1758 verstorbenen Bruders August Wilhelm, dem damaligen Prinzen von Preußen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm II.

Dem Könige war die von Natur weiche und hingebende Gemüthsart des Prinzen, der viel von dem Charakter seines Vaters geerbt hatte, nicht angenehm, sie erschien ihm nicht als der richtige Stoff für einen Fürsten aus dem Hause Hohenzollern; daher setzte der König den Prinzen auffallend zurück, vermied es, ihn zu den Staatsgeschäften heranzuziehen; und erst, als der Prinz im baierschen Erbfolgekriege den Beweis gegeben, daß das Blut der Hohenzollern auch in seinen Adern fließe, wandte er ihm eine etwas freundlichere Anerkennung zu. —

So führte denn der Königliche Greis ein fast ausschließlich der Arbeit und der strengsten Pflichterfüllung gewidmetes Leben; und er ließ niemals nach in diesem Streben, so sehr auch Alter und Krankheit ihn quälen und bedrücken mochten; in dem unabläßigen Wirken für das Wohl seines Volkes fand der König bis an das Ende seines Lebens seine höchste Befriedigung. Noch kurz vor Voltaire's Tode schreibt Friedrich an denselben:

„Die Methode, mich nicht zu schonen, habe ich noch wie sonst. Je mehr man sich in Acht nimmt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Leib und mein Geist beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin u. s. w." —

Erholung fand der König von den Geschäften, welche seinen Tag schon von früher Morgenstunde an ausfüllten, nur an der Tafel, deren Freuden der mit ungewöhnlich gutem Appetit begabte Monarch noch im höchsten Alter ergeben war**), in Spazierritten durch die Straßen der Stadt, wo seine Erscheinung niemals verfehlte, die allgemeine Aufmerksamkeit zu er-

*) Prinz Heinrich äußerte bei der Rückkehr von Paris die Worte: er habe die Hälfte seines Lebens mit dem Bedauern zugebracht, Paris noch nicht gesehen zu haben; die andere Hälfte aber werde er mit dem Bedauern ausfüllen, es gesehen zu haben.

Der Prinz überlebte seinen Königlichen Bruder, sowie auch dessen Nachfolger, Friedrich Wilhelm II.; er starb am 3. August 1802 in einem Alter von 76 Jahren.

**) König Friedrich wies alle Rathschläge seiner Aerzte, einfachere Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, hartnäckig zurück und liebte bis an sein Lebensende die schwersten, fettesten und unverdaulichsten Speisen. Noch wenige Wochen vor seinem Tode verzehrte er eine äußerst starke und hitzige Suppe, welche der König noch mit einem ganzen Löffel voll Ingwer würzte, sodann ein boeuf à la Russienne, in Franzbranntwein gedämpft, eine Polenta von türkischem Weizenmehl, Parmesankäse und Knoblauchsaft, fett in Butter gebacken, und zum Schluß einen großen Teller voll Aalpastete, so scharf gewürzt, daß sie in der Hölle selbst zubereitet zu sein schien.

regen, die Alten ihn auf's Ehrerbietigste grüßten, während die Knaben jubelnd um ihn herumsprangen, ihm Lebehochs riefen, auch wohl den Staub von seinen Stiefeln wischten; ferner in den jährlich wiederkehrenden Reisen zu den Revuen in den Provinzen, Reisen, die von den Begleitern des Königs mit Recht mehr als Strapaze wie als Erholung bezeichnet wurden.

Auch das Theater besuchte der König noch ab und zu, bis die zunehmende Kränklichkeit ihm auch dieses Vergnügen untersagte. Jedesmal, wenn Friedrich seine Loge betrat, drängte Alles sich vor, um nur den König zu sehen; Sänger und Schauspieler blieben unbeachtet, sobald die Pauken und Trompeten den Eintritt des Königs verkündigt hatten. Bis zum Jahre 1773 fanden auch in den Zimmern des Königs noch täglich Concerte statt; doch konnte Friedrich selbst wegen mangelnder Vorderzähne sich nicht mehr dem Genusse hingeben, sein Lieblingsinstrument, die Flöte, zu blasen; und als sein alter Lehrer, der berühmte Flötist Quandt, zu Ende 1773 starb, verstummten auch diese Concerte allmählich gänzlich und immer stiller und ernster ward es in den Räumen, wo so lange die heiterste Laune, der geselligste Frohsinn geherrscht hatten.

Der Graf Ludwig Ségur, welcher als französischer Gesandter nach St. Petersburg ging und auf der Durchreise durch die preußischen Staaten längere Zeit mit dem berühmten Marquis La Fayette in Berlin verweilte, entwirft von dem großen Könige etwa nur ein Jahr vor seinem Tode ein äußerst treffendes und charakteristisches Bild, welches wir mit seinen eigenen Worten hier anführen, ehe wir zum Schlusse noch einen flüchtigen Streifblick auf die Thätigkeit des Königs in seinen letzten Lebensjahren werfen. Graf Ségur schreibt:

> „Mit der lebhaftesten Neugier betrachtete ich diesen Mann, der, groß an Genie, klein von Gestalt und gleichsam unter der Last seiner Lorbeeren und langen Mühen gekrümmt war. Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein Körper, seine bis über die Kniee heraufreichenden Stiefeln, seine mit Tabak bedeckte Weste bildeten ein wunderliches und doch ehrfurchtgebietendes Ganze. An dem Feuer seiner Augen erkannte man, daß er sich noch wie ein junger Soldat schlagen würde." —

Der eigenthümlichen Richtung, welche sich König Friedrich für die Verwaltung seines Landes vorgezeichnet hatte, und welche wir bereits in den §§. 8 bis 10 berührt haben, blieb er bis an sein Lebensende getreu. Ihm war der Staat eine große, künstlich zusammengesetzte Maschine, welche unter seiner, des Königs Oberaufsicht, nach bestimmten Gesetzen für das Gesammtwohl des Volkes arbeiten müsse; die Beamten des Staates, vom Minister bis zum jüngsten Subalternbeamten herunter, bildeten in dieser Staatsmaschine nur das Räderwerk, welches den Mechanismus im Gange hielt; der König gab der Maschine die bewegende Kraft und sorgte dafür, daß nach den von ihm angeordneten Bestimmungen alle Theile richtig in einander griffen und in der ihnen vorgezeichneten Thätigkeit erhalten blieben.

So bewundernswürdig aber auch diese Staatsmaschine zusammengefügt war und so Treffliches sie unter des Königs unermüdlicher und wachsamer.

Leitung leistete, so darf doch andererseits nicht verkannt werden, daß bei solchen Principien jede Thätigkeitsentfaltung des einzelnen Individuums völlig unmöglich ward, daß die ganze Verwaltung des Staates eben nur eine mechanische sein konnte und zum Stillstand gelangen mußte, sobald die kundige Hand des Meisters den Mechanismus nicht mehr regelte.

Wir haben es schon erwähnt, wie bei der besten Absicht des Königs, Ackerbau, Gewerbthätigkeit, Handel und Industrie im Lande zu heben und nebenbei die Einkünfte des Staates zu vermehren, doch grade die drückenden Fesseln, in welche der König diese Grundstützen des Nationalwohlstandes schlug, jede freie Entwickelung hemmen und lähmen mußten, wie die strengen Ein- und Ausfuhrverbote, die hohen Steuern, mit welchen Hunderte von nothwendigen Artikeln belegt waren, vor Allem die tief verhaßte Regie jede freie Entfaltung des Handels und der Industrie gradezu unmöglich machen mußten.

Die unbegrenzte Verehrung, welche das ganze preußische Volk für seinen großen Monarchen fühlte, bewirkte zwar, daß man sich dem verhaßten Zwange schweigend unterwarf; aber oft genug rächte sich der Berliner Volkswitz, schon zu jener Zeit bekannt und gefürchtet, durch Spottbilder und Schriften; nannte man ja doch allgemein die Beamten der Regie: Kaffeeriecher, weil sie das Recht, ja sogar die Pflicht hatten, in den Häusern nachzusuchen nach Kaffee und Tabak, welche nach den Gesetzen nur von der Regierung selbst gekauft werden durften, und zwar Kaffee nur in bereits gebranntem Zustande, so daß in Wahrheit die Diener des Gesetzes durch ihre Nase auf vorgefallene Uebertretungen aufmerksam gemacht wurden. Als der König einst durch die Jägerstraße ritt, wurde er an einer Ecke einen Auflauf von Menschen gewahr; der ausgeschickte Adjutant kehrte mit der Meldung zurück, es sei ein Bild angeschlagen, welches ihn, den König, in der Tracht eines alten Weibes auf einem Schemel sitzend und eine Kaffeemühle zwischen den Knieen haltend, darstelle. „Hängt es doch niedriger", rief Friedrich, „damit sich die Leute nicht den Hals auszurecken brauchen," und ritt lachend unter dem Jubelrufe der Menge weiter. Sein großer Geist war über solche Beleidigungen erhaben; schon im Jahre 1772 finden wir in einem Briefe an Voltaire folgenden Ausspruch Friedrich's:

> „Ich denke über die Satyre, wie Epictet: sagt man etwas Böses Dir, und es ist wahr, so bessere Dich; sind es aber Lügen, so lache darüber. Ich bin mit der Zeit ein gutes Postpferd geworden, lege meine Station zurück, und bekümmere mich nicht um die Kläffer, die auf der Landstraße bellen." —

Uebrigens blieb es doch nicht immer bei so harmlosen Aeußerungen des Volksunwillens.

Die durch den als Philosophen berühmten, als Finanzkünstler berüchtigten Franzosen Helvetius im Jahre 1766 eingeführte Regie, d. h. eine selbständige Verwaltung der Accise, machte sich allmählich im Publikum so verhaßt, daß die Minister des Königs wiederholt Vorstellungen bei demselben gegen eine Einrichtung machten, welche im Volke allgemein als

Gelderpeſſungsbehörde betrachtet wurde und auf Koſten des eigenen Volkes nur die ausländiſchen Beamten bereicherte. *)

Friedrich erkannte allmählich ſelbſt, wie dieſe Einrichtung dem Lande nur zum Schaden und den Staatskaſſen nicht zum Vortheile gereiche; er erwiderte noch im December 1784 auf eine desfallſige Eingabe des Miniſters von Werder:

„Ich habe Euren geſtrigen Bericht wegen der unterſuchten Beſchwerde des geweſenen General-Inſpectors Pagan wider die General-Acciſe-Adminiſtration erhalten und Euch darauf zu erkennen geben wollen, daß es lauter ſolch Schurkenzeug iſt, die Franzoſen, das kann man verjagen, wenn man will, und wenn man das thut, ſo verdient man nichts an ſie. Was dieſen Pagan betrifft, ſo kann er nur weggejagt werden, wobei ich Euch noch ſage, daß ich überhaupt drauf denken und ſuchen werde, mir nach und nach alle Franzoſen vom Halſe zu ſchaffen und ſie los zu werden, welches ich Euch zur Antwort melden wollen als Euer wohlaffectionirter König." —

Ebenſo wie für das leibliche Wohl ſeines Volkes war Friedrich auch von dem redlichen Beſtreben beſeelt, die geiſtige Bildung deſſelben zu heben und zu fördern; doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß der König in der letzten Zeit ſeiner Regierung in dieſem Eifer einigermaßen erkaltete, da er vielfach auf Mangel an Verſtändniß für die hohe Wichtigkeit der Volksſchule, ſelbſt bei den höchſten Beamten der Regierung, bei den Gemeinden aber faſt durchweg auf Widerſtand in der Bewilligung der nöthigen Geldmittel ſtieß. Während Friedrich noch im Jahre 1758 den Grundſatz aufſtellte, daß die Schullehrer- und Küſterſtellen auf dem flachen Lande nicht mit invaliden Soldaten beſetzt werden ſollten, während er 1763 ein General-Landſchul-Reglement erließ, welches die vortrefflichſten Anordnungen für den Volksſchulunterricht enthielt, während er nach dem ſiebenjährigen Kriege noch Schullehrer aus Sachſen kommen ließ, weil er dieſelben als äußerſt vernünftig und brauchbar ſelbſt kennen gelernt hatte, ſehen wir ihn im Jahre 1777, gleichgültiger gegen die Sache geworden, den Befehl ertheilen, daß an ſolchen Orten, wo der König das Gehalt der Schullehrer ſelbſt bezahle, auch Invaliden als Lehrer angeſtellt werden könnten, wenn ſie leſen, ſchreiben und rechnen gelernt hätten und ſich ſonſten gut zu Schulmeiſtern auf dem Lande ſchickten. Doch beweiſen noch mehre aus ſpäterer Zeit herrührende Cabinetsordres, in welcher eingehenden Weiſe ſich der König mit der Förderung des Volksunterrichtes beſchäftigte. In einer derſelben vom Jahre 1779 heißt es u. A.:

„Daß die Schullehrer auf dem Lande die Religion und Moral den jungen Leuten lehren, iſt recht und gut und müſſen ſie

*) Dieſe unter dem Titel: Administration générale des accises et peages eingeführte Regie, dem franzöſiſchen Muſter entlehnt, von dieſem aber dadurch verſchieden, daß die Einkünfte derſelben nicht, wie in Frankreich, verpachtet waren, ſondern die Beamten ein feſtes Gehalt bezogen, ſtand unter einem Inspecteur général, fünf Regiſſeurs und einer zahlloſen Menge von meiſtens aus Frankreich verſchriebenen Unterbeamten. Allein ein Regiſſeur erhielt ein Gehalt von 1200 Thlrn. jährlich und viel bedeutender noch waren wohl die Summen, welche gegen Recht und Geſetz in die Taſchen aller Beamten floſſen.

davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer Religion hübsch bleiben und nicht zur katholischen übergehen; denn die evangelische Religion ist die beste und viel besser als die katholische, darum müssen die Schulmeister sich Mühe geben, daß die Leute Attachement zur Religion behalten. Im Altenburgischen ist eine sehr gute Erziehung, die Leute sind da alle so ordentlich und vernünftig. Wenn man von dorten könnte Schulmeister kriegen, die nicht so theuer wären, so würde das sehr gut sein. Ihr werdet sehen, wie das zu machen ist; sonsten ist es auf dem platten Lande gut genug, wenn sie ein bischen Lesen und Schreiben lernen; wissen sie zu viel, so laufen sie in die Städte und wollen Secretärs und so was werden." —

Auch für die höheren Schulanstalten ertheilte der König die genauesten Vorschriften und Anweisungen. Vornehmlich empfahl er in denselben Logik, Rhetorik, alte Sprachen, Geschichte und Mathematik zu betreiben. Lateinisch und Griechisch wurden als völlig unentbehrlich bezeichnet, dagegen strenge verboten, daß ein Geistlicher in der Philosophie Unterricht ertheile; denn, setzte der König hinzu:

„das sei ebenso, als wenn ein Jurist einem Offizier die Kriegskunst lehren wolle."

In trefflicher Weise wußte der König die Jesuiten zu dem Unterricht in den Schulen, und noch dazu ohne daß es ihm Geld kostete, zu benutzen. Man irrt schwerlich in der Annahme, daß es nicht blos die bekannte Toleranz des Königs, sondern auch etwas kluge Berechnung war, daß er den Orden noch immer in seinen Staaten duldete, als derselbe, längst aus Portugal, Spanien, Frankreich u. s. w. vertrieben, im Jahre 1773 durch den Papst Clemens XIV. gänzlich aufgehoben und nach schweren Gewissensbedenken von Maria Theresia auch aus Oesterreich verwiesen worden war. Dafür, daß die Jesuiten sich keine Uebergriffe erlaubten, wußte der König schon zu sorgen; er benutzte daher ihre guten Eigenschaften ohne Bedenken; doch durften sie sich öffentlich nicht mehr nach ihrem Orden nennen, sondern erhielten die Bezeichnung: Priester des Königlichen Schulinstituts, und mußten auch ihre Ordenstracht ablegen.

Der schon oft rühmlichst erwähnten Duldsamkeit in Glaubenssachen blieb König Friedrich bis zu seinem Tode treu. Man hat sich wohl hier und da erlaubt, dem großen Könige daraus den Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen die Religion, ja selbst der völligen Irreligiosität zu machen. Ein Blick in die Schriften Friedrich's lehrt besser als jeder andere Beweis, wie wenig gegründet solche Vorwürfe sind, wenn auch nicht bestritten werden soll, daß der König gegen die äußeren Formen der Religion gleichgültig war und für sich selbst diejenige Freiheit in der Beobachtung äußerlicher Formalitäten in Anspruch nahm, die er jedem seiner Unterthanen bereitwillig zugestand. Mehr als einmal nahm der König gegen seine philosophischen Freunde in Frankreich die christliche Lehre in Schutz. In einer Abhandlung, in welcher Friedrich das vom Baron von Holbach herausgegebene: „System der Natur" einer scharfen Kritik unterwarf, findet sich eine Stelle,

welche recht deutlich beweist, wie hoch der König den Werth der Religion erkannte und in ihr das Heil der Menschheit erblickte. Es heißt daselbst u. A.:

„Wie kann der Verfasser mit Wahrheit sagen: die Religion verursache alles Unglück der menschlichen Gesellschaft? Um sich richtiger auszudrücken, hätte er blos sagen müssen: der Ehrgeiz und der Eigennutz der Menschen mißbrauche die Religion zum Vorwande, um die Welt zu beunruhigen und Leidenschaften zu befriedigen. Was kann man, wenn man aufrichtig ist, an der in den zehn Geboten enthaltenen Sittenlehre tadeln? Stände in dem Evangelium nur die eine Lehre: Was Du nicht willst, daß Dir die Leute thun, das thue ihnen auch nicht, so würde man zugeben müssen, daß diese wenigen Worte den Kern aller Moral enthalten. Und lehrt nicht Jesus in seiner vortrefflichen Bergpredigt Verzeihung der Beleidigungen, Barmherzigkeit und Menschenliebe. Wie kann also der Verfasser die christliche Religion beschuldigen: sie sei Schuld an der Verderbniß der Sitten?" u. s. w.

So darf es daher auch nicht als Gleichgültigkeit gegen die Religion selbst, sondern nur gegen die äußeren, in den Augen des Königs ganz unwesentlichen Formen angesehen werden, als er der Antwort auf eine von vier Gemeinden eingereichte Bittschrift wegen Beibehaltung des bisher gebräuchlichen Gesangbuches die eigenhändige Nachschrift hinzufügte:

„ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angehet, stehet einem jeden frei zu singen: nun ruhen alle welder oder dergleichen dummes und thörigtes zeug mer." —

Die durchgreifenden Reformen, welche der König in der Justizpflege einführte, haben wir im 9. Paragraphen ebenfalls bereits erwähnt; in der That war auch in keinem Zweige der Verwaltung eine gründliche Besserung nöthiger gewesen, als in der Rechtspflege. Der schöne Grundsatz, welchem Friedrich huldigte, daß vor der Gerechtigkeit alle Menschen gleich seien, und daß der geringste Bauer, ja der Bettler vor Gericht ebenso viel gelten solle, wie der Prinz, daß andererseits, wie der König ausdrücklich befohlen, die Gerichte sich durch nichts abhalten lassen sollten, einen unparteiischen und gerechten Spruch zu fällen, daß selbst Cabinetsbefehle des Königs unbeachtet bleiben sollten, wenn sie Einfluß auf die Gerichte auszuüben versuchten, Alles dies erregte im ganzen Volke die höchste Begeisterung für den König, erwarb ihm in ganz Europa Bewunderung.

Der elende Zustand, in welchem König Friedrich bei seiner Thronbesteigung die Justizpflege im Lande vorfand, hatte denselben von vorn herein mit einem gewissen Mißtrauen gegen die Pfiffe und Kniffe der Juristen, insbesondere der Advocaten erfüllt; dazu kam des Königs Gewohnheit, jeden, auch den geringsten seiner Unterthanen persönlich vor sich zu lassen und seine Bitten oder Klagen selbst anzuhören, wodurch ihm ganz natürlich sehr häufig Dinge zu Ohren kamen, die, sie mochten nun gegründet sein oder nicht, doch nur dazu dienen konnten, dieses Mißtrauen gegen seine Justizbeamten immer höher zu steigern. Noch heute ist vor

dem Schlosse in Potsdam die alte Linde zu sehen, welche sich im Munde des Volkes den Namen: Bittschriften-Linde erworben hatte, weil sich unter ihr alle die Leute zu sammeln pflegten, welche ein persönliches Anliegen an den König hatten; niemals unterließ es Friedrich, diese Bittsteller vor sich zu laden, so wie er dieselben gewahr wurde.

Sein Bestreben, allen seinen Unterthanen gleichmäßig Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, führte den König indessen oftmals zu weit. Besonders war es ein Ereigniß, welches zwar in allen Ländern Europa's als ein glänzender Beweis der Königlichen Gerechtigkeit angestaunt und gepriesen wurde, welches auch das niedere Volk in Preußen mit Jubel und Begeisterung begrüßte, während die Handlungsweise des Königs bei dieser Angelegenheit in Wahrheit eine arge Verletzung der von ihm selbst festgestellten Principien, eine schreiende Härte gegen die ersten Richter des Landes war und nicht verfehlte, vielfach Unwillen und Bangigkeit zu verbreiten; wir meinen den berühmt gewordenen Proceß des Müllers Arnold gegen seinen Grundherren, den Grafen von Schmettau auf Pommerzig bei Züllichau.

Arnold hatte von dem genannten Grafen die noch heute existirende Krebsmühle in Erbpacht, sah sich aber außer Stande, den Pachtzins zu entrichten, als durch die Anlage eines Karpfenteiches der Mühle die nöthige Wasserkraft entzogen und dieselbe zum Stillstand gebracht worden war. Auf die Klage des Grafen durch richterlichen Spruch aus der Mühle vertrieben, wendete sich Arnold vergeblich mit seiner Beschwerde an die neumärkische Regierung*), sowie auch an den Großkanzler von Fürst; überall wurde der Spruch des ersten Gerichtes als zu Recht bestehend anerkannt. Arnold fand sich nunmehr auch unter der Bittschriften-Linde ein und überreichte dem König persönlich seine Beschwerde; dieser aber, in hohem Grade unwillig über die nach seiner Meinung dem Müller widerfahrene schwere Unbill, beauftragte die Regierung zu Cüstrin, die Angelegenheit an Ort und Stelle durch eine unparteiische Commission, zu welcher der König den Obersten von Heuking, die Regierung den Regierungsrath Neumann schickte, gründlich zu untersuchen und ihm Bericht zu erstatten. Beide konnten sich indessen nicht einigen; der natürlicher Weise wenig sachkundige Offizier gab dem Müller Recht, während der Jurist die früher ergangenen Richtersprüche für richtig anerkannte; der König aber, welcher dem Obersten mehr traute, als dem Regierungsrath, gab der Regierung in Cüstrin sein höchstes Mißfallen zu erkennen, sagte derselben, daß sie keinen Schuß Pulver werth sei, daß er die Räthe alle zum Teufel jagen und andere dahinsetzen wolle und befahl dem Kammergericht**) in Berlin die abermalige Untersuchung der Sache. Indessen auch das Kammergericht erkannte nicht anders, wie die früheren Richter, verwarf die Beschwerde des Müllers als ungegründet und bestätigte den Urtheilsspruch der Cüstriner Regierung; man darf daher wohl mit Sicherheit annehmen, daß dem Buchstaben des Gesetzes nach die ergangenen Richtersprüche richtig waren.

*) Zu jener Zeit befanden sich Justiz und Verwaltung noch in einer Behörde, der Regierung, vereinigt. Diese hatte damals etwa die Befugnisse eines heutigen Oberlandesgerichts.

**) Der höchste Gerichtshof.

Aber der König war anderer Meinung; er hörte nicht darauf, als der Präsident des Kammergerichtes ihm vorstellte, daß nach seinem eigenen Befehle sich der Richter nicht an Cabinetsordres kehren solle, hielt die Hartnäckigkeit, mit welcher die Gerichtshöfe auf ihrer Meinung beharrten, für nichts als Chicane und richterlichen Trotz gegen seine Autorität und beschloß im höchsten Unwillen, ein warnendes Beispiel zu statuiren. Der Großkanzler von Fürst nebst den drei Räthen, welche das Erkenntniß des Kammergerichts unterzeichnet hatten, wurden vor den an heftigen Gichtschmerzen leidenden König gefordert, von diesem mit den heftigsten Vorwürfen überhäuft und sogar mit dem Krückstocke bedroht, so daß der Großkanzler unwillig das Zimmer verließ, während die drei Räthe arretirt und nach dem Stadtgefängniß gebracht wurden.

Der Minister von Zedlitz wurde nunmehr mit der Führung der Untersuchung gegen den Präsidenten und die Räthe des Kammergerichts beauftragt; und als er, von der Schuldlosigkeit derselben völlig überzeugt, den König auf die wahrscheinliche Freisprechung derselben vorzubereiten suchte, erhielt auch er ein äußerst ungnädiges Antwortsschreiben:

> „Meint Ihr denn", heißt es in demselben, „daß ich Eure Advokatenstreiche nicht kenne? und daß ich nicht weiß, wie man eine üble Sache verbessern und durch Hyperbeln vergrößern oder verkleinern kann, wie man es à propos findet? Das Federzeug versteht nichts."

Und weiter heißt es:

> „Allein Ihr könnt es nur gewiß sein, daß ich einem ehrlichen Offizier, der Ehre im Leibe hat, mehr glaube, als allen Euren Advokaten und Rechten. Also, werdet Ihr nicht hierin nach meiner Ordre gehen, so nehme ich einen Anderen in Eurer Stelle, denn davon gehe ich nicht ab, also dürft Ihr das nur sagen. Ich sehe wohl, daß sie sich fürchten und nicht gern wollen, daß welche bestraft werden. Und müsset Ihr nur wissen, daß Euer miserabler Styl, den Ihr da anbringt, nicht den geringsten Eindruck auf mich macht", u. s. w.

Noch stärker aber lauten die Worte, welche der König diesem Schreiben eigenhändig als Nachschrift hinzufügte:

> „Der Herr wirdt mihr nichts weiß machen. Ich kenne alle Advokatenstreiche und lasse mich nicht verblenden. Hier ist ein exempel nöthig, weillen die canaillen enorm von Meinem Namen Mißbrauch gemacht haben, um gewaltige und unerhörte Ungerechtigkeiten auszuüben. Ein Justiziarius, der chikaniren thut, muß härter als ein Straßenräuber bestraft werden, denn man vertraut sich dem ersteren an und vor dem letzteren kann man sich hüten." —

Demungeachtet wagte der brave Minister von Zedlitz lieber die Ungnade und den Zorn des Königs, als daß er sich in seiner Ansicht wankend machen ließ, und das Urtheil des Criminalsenats, von dem Präsidenten desselben und 10 Räthen unterzeichnet, sprach die Angeschuldigten frei. Der König aber erledigte nunmehr die fatale Angelegenheit, welche in

ganz Europa das größte Aufsehen erregte*), durch einen Königlichen Cabinetsbefehl. In demselben, datirt vom 1. Januar 1780 und gerichtet an den Minister von Zedlitz, wurden die drei Räthe des Kammergerichts zu zweijähriger Festungsstrafe, die übrigen in dieser Sache betheiligten Justizbeamten zu einjähriger Haft und sämmtlich zur Cassation verurtheilt; auch wurden sie angehalten, den Müller Arnold nach einer gerichtlich aufzunehmenden Taxe für seine Verluste aus ihrem Privatvermögen zu entschädigen**). Der Großkanzler von Fürst aber wurde in den härtesten Ausdrücken seines Amtes entsetzt.

Es ist unleugbar, daß der König in dieser Sache sich durch seinen feurigen Eifer für das Volkswohl zu weit fortreißen ließ, daß sein Zorn, obgleich aus den edelsten Beweggründen hervorgegangen, ihn zu einer Ungerechtigkeit gegen Unschuldige verleitete. Aber eben so gewiß ist es auch, daß der an und für sich bedauernswerthe Vorfall nicht wenig dazu beitrug, den preußischen Richterstand auf's Lebendigste zur strengsten Erfüllung seiner Amtspflichten anzuspornen. Ganz in dem großherzigen Charakter des Königs lag es übrigens, daß er nicht entfernt daran dachte, sich beleidigt zu fühlen oder eine gegen ihn gerichtete Demonstration darin zu sehen, als an dem Tage der Entlassung des Großkanzlers von Fürst eine lange Wagenreihe, darunter die Equipagen der höchsten Hof- und Staatsbeamten, vor der Wohnung des in Ungnade gefallenen Kanzlers hielt, um demselben ein Zeichen der Achtung und Theilnahme zu geben. —

Wir haben, bevor wir an das Sterbebett des großen Königs treten, noch einen Zug in dem Charakter desselben zu schildern, welcher die verschiedenartigsten Beurtheilungen erfahren hat; wir meinen die entschieden ausgesprochene Geringschätzung und Abneigung des im Grunde durch und durch deutsch gesinnten Monarchen gegen die deutsche Sprache und Literatur. Von Jugend auf durch französische Lehrer gebildet, sein ganzes Leben hindurch im vertrautesten geistigen Verkehr mit den gelehrtesten und geistreichsten Franzosen, war es ganz natürlich, daß Friedrich für die an feinen Wendungen und eleganten Ausdrücken reiche, biegsame französische Sprache, für die Schätze der, der deutschen weit vorangeschrittenen, französischen Literatur eine große Vorliebe faßte, und blind blieb gegen die Fortschritte, welche unter seinen eigenen Augen auch in deutscher Sprache und Poesie gemacht worden waren. Kann man es dem Könige verargen, daß er Widerwillen gegen diese faßte, daß ihn das Schwerfällige, Phlegmatische und Pedantische in dem Wesen der wenigen deutschen Schriftsteller, mit welchen er in Berührung kam, abstieß? Kann man es dem selbst so feinen und hochgebildeten Herrn übel deuten, wenn er über sein Zusammentreffen mit dem berühmten Leipziger Professor Gottsched in einem Briefe an die

*) Der König ließ das ganze Protokoll über das Verhör, welchem er selbst die gedachten Räthe unterwarf, und die Beschreibung der ganzen Angelegenheit am 14. December 1779 in den Berliner Zeitungen veröffentlichen. Aus der Ferne betrachtet, gewann die Sache allerdings ein solches Ansehen, daß ganz Europa darüber in Begeisterung gerieth und die Kaiserin Katharina von Rußland das Protokoll sogar in's Russische übersetzen und Abdrücke davon an alle Richter des Landes vertheilen ließ.

**) Die Entschädigung, welche die verurtheilten Räthe dem wieder in seine Mühle eingesetzten Arnold zahlen mußten, betrug 984 Thlr. 12 Gr. 10 Pf.

bereits mehrfach erwähnte Herzogin von Gotha folgenden launigen Bericht giebt?

„Ich befinde mich", schreibt Friedrich während der Winterruhe von 1760—61, „seit vier Wochen in dem Lande der Lateiner; zu meinem Vergnügen habe ich hier sämmtliche Professoren der Universität die Revue passiren lassen; ich habe deren drei oder vier voll Verdienst und schöner Kenntnisse gefunden, unter anderen einen Professor des Griechischen, welcher mir mehr Urtheil und Geschmack zu besitzen geschienen hat, als man sonst bei den Gelehrten unserer Nation antrifft; allein unter der Menge habe ich Einen gefunden, welcher Molière nicht entgangen sein würde, wenn er zu jener Zeit gelebt hätte. Dieser bewundernswürdige Herr (Gottsched) erzählte mir mit der feierlichsten Magisterwürde, daß er 60 Bände in folio zur Welt gebracht, von denen er alle drei Monate zwei veröffentlicht habe. Ich entgegnete ihm: Aber, mein Herr, Sie besitzen ja die Universalwissenschaft? — So ist es auch, antwortete er. — Aber, mein Herr, sagte ich, alle drei Monate zwei Bände in folio, bedenken Sie das wohl, ich würde nicht einmal die Zeit haben, sie nur zu lesen und wie wären Sie im Stande, sie auszuarbeiten? — Das kommt alles, sagte er — mit der Fingerspitze an seine Stirn deutend — hier heraus. — Und, fügte einer seiner mitleidigen Collegen hinzu, aus dem Wörterbuche von Moreri, von Chambres und aus allen existirenden Wörterbüchern, welche unser Herr College zusammengeschmolzen hat. — Ganz recht, bemerkte der gelehrte Herr, ich habe sie sämmtlich umgegossen, allein ich habe sie ganz vortrefflich zurecht gemacht, denn ich habe sie sämmtlich verbessert. — Möge der Himmel Sie, Madam, in diesem und in allen kommenden Jahren unseres Lebens vor Schriftstellern bewahren, welche Väter von 60 Bänden in folio sind. Meine Einbildungskraft ist noch bis auf diesen Augenblick so betroffen davon, daß ich bei dem Anblick eines Buches zittere, es sei denn, daß es in Duodecimo gedruckt ist", u. s. w.

Einen ungleich günstigeren Eindruck auf den König machte der bekannte Fabeldichter Gellert. Oftmals ließ Friedrich denselben während seines Winteraufenthalts in Leipzig zu sich kommen, unterhielt sich mit ihm auf's Angelegentlichste, besonders über die deutsche Literatur, und sah es nicht ungern, daß der Dichter diese in Schutz zu nehmen versuchte gegen die Mißachtung des Königs. Den Fabeln Gellert's schenkte der König vollen Beifall und äußerte später, Gellert sei der einzige deutsche Dichter, der zur Nachwelt gelangen werde, er habe zwar nur in einer kleinen Gattung, aber in dieser mit Glück gearbeitet. Dem Beispiele ihres Königs folgend, wurde der bescheidene und äußerst schüchterne Dichter übrigens von vielen preußischen Offizieren zu jener Zeit aufgesucht; Prinz Heinrich schenkte dem kränklichen Gelehrten, dem die Aerzte tägliche Bewegung, womöglich zu Pferde, angerathen hatten, sogar zu diesem Zwecke ein sehr sanftmüthiges und geduldiges Roß.

Bezeichnend genug für die damalige Richtung der deutschen Gelehrten bleibt es immerhin, daß selbst Gellert, den der König noch als den Vernünftigsten unter ihnen bezeichnet, als dieser ihm darthun wollte, daß es nicht seine Schuld sei, wenn der Frieden nicht zu Stande käme, antworten konnte: „er kümmere sich mehr um die alte, als um die neue Geschichte." —

Von den Kriegsstürmen, welche seit Jahren die Welt durchbrausten, hatte also dieser deutsche Gelehrte, obgleich er mitten unter ihnen stand, nichts bemerkt; er studirte alte Geschichte.

Unzweifelhaft beurtheilte König Friedrich die damalige deutsche Wissenschaft und Literatur in einseitiger und vorurtheilsvoller Weise; das Wenige, was er davon kennen zu lernen der Mühe werth gehalten hatte, und was in Wahrheit nur ein Ueberbleibsel aus der alten Zopf- und Pedantenzeit war, hatte ihm so viel Abneigung eingeflößt, daß er danach das Ganze schonungslos verdammte. Es entging dem großen Könige demnach gänzlich, daß schon längst und zum großen Theil durch eine von ihm selbst neu belebte Schöpfung, die Akademie der Wissenschaften hervorgerufen, das Streben nach Aufklärung im deutschen Volke, selbst in den weitesten Kreisen allgemein geworden war, daß unter seinen Augen ein Umschwung in der nationalen Bildung des Volkes bereits eingetreten war, welchen der König immer noch in weiter Ferne liegend zu erblicken glaubte.

In diesen Vorurtheilen befangen, nahm König Friedrich von dem Glanze, der sich bereits anfing über die deutsche Literatur zu verbreiten, keine Notiz, die Schöpfungen eines Lessing, Wieland, Klopstock, Herder, Schiller, Göthe konnten seine Ansicht: daß es unmöglich sei, in der barbarischen deutschen Sprache poetische Stoffe wirklich schön und elegant auszudrücken, nicht ändern; sie sagten seinem an die feine französische Kost gewöhnten Gaumen so wenig zu, als die herrlichen Meisterwerke eines Shakespeare.

Dem gegenüber muß es rühmend hervorgehoben werden, daß der König den vermeintlichen Mangel einer deutschen Literatur schmerzlich beklagte und selbst den sämmtlichen deutschen Fürsten, sich nicht ausgenommen, den nur zu wohl begründeten Vorwurf machte, durch ihre Vorliebe für die französische Sprache, durch die allgemeine Einführung derselben bei den Höfen, bei allen diplomatischen Verhandlungen u. s. w. die eigene Muttersprache in ihrer Entwickelung gehemmt zu haben und so selbst die Schuld zu tragen, daß das deutsche Volk keine eigentliche Nationalliteratur habe.

Friedrich selbst fühlte übrigens sehr wohl, daß das deutsche Volk im Begriff stehe, sich den Schatz zu erringen, der ihm nach des Königs Ansicht noch fehle; in einer von ihm selbst im Jahre 1780 geschriebenen Abhandlung über die deutsche Literatur (natürlich in französischer Sprache) sagt er darüber u. A.:

> „Erst seit Kurzem haben die gebildeten Männer Muth gewonnen, in ihrer Muttersprache zu schreiben und erröthen nicht, Deutsche zu sein. Man sieht, daß in den Geistern sich eine Umwandlung vorbereitet, man hört wieder von dem Ruhme des Volkes sprechen, man bestrebt sich, die Nachbarn zu erreichen, man will sich den Weg zum Parnaß, wie den Weg zur Unsterblichkeit bahnen." —

Nachdem König Friedrich sodann entwickelt, wie der Fortschritt der Literatur durch die Vernachlässigung der deutschen Sprache gehemmt worden, fährt er weiter fort:

„Wir werden unsere classischen Schriftsteller haben; jeder wird sie lesen und sich daran bilden, unsere Nachbarn werden deutsch lernen, an den Höfen wird man es mit wahrer Lust (avec délice) sprechen und es kann geschehen, daß unsere Sprache, wenn sie vollkommen gebildet ist, durch die Vorliebe für unsere guten Schriftsteller sich von dem einen Ende Europa's zum anderen verbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nähern sich schon", u. s. w. —

Es muß um so mehr befremden, daß der König noch immer in weiter Ferne suchte, was unter seinen eigenen Augen sich bereits entwickelt hatte, als bei dem in Berlin sich immer mehr und mehr Bahn brechenden Geschmack für alles Deutsche das Franzosenthum schon lange vor des Königs Tode immer weiter in den Hintergrund gedrängt wurde. Bald nach dem siebenjährigen Kriege war bereits das französische Schauspiel eingegangen und es hatte sich allmählich, besonders als der Director Döbbelin im Jahre 1767 mit seiner Truppe auftrat, eine deutsche Bühne entwickelt, auf welcher man die Meisterwerke Lessing's, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, die Jugendwerke Goethe's, Schiller's und Anderer mit dem glänzendsten Erfolge und unter dem rauschendsten Beifall des Publicums gab. Mußte doch das erstgenannte patriotische Stück in 22 Tagen nicht weniger wie neunzehnmal aufgeführt werden.

Daß der König aber so wenig von der deutschen Literatur hielt, bleibt um so mehr zu beklagen, als gerade er und die von ihm vollführten großen Thaten es waren, welche diese freiere Entfaltung der Nationalliteratur hervorgerufen hatten. Schon Goethe sagt darüber:

„Der erste wahre und eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem menschlich Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, welche beide für einen Mann stehen. Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Berührung hat ersetzen können." —

§. 27.

Friedrich's II. Tod. Sein Testament.

So lange noch ein Athemzug seinen von Alter und Krankheit gebrochenen Körper beseelte, hielt König Friedrich es für seine heiligste Pflicht, alle seine Geistes- und Körperkräfte dem Wohle seines Staates zu widmen; ja seine Thätigkeit schien in dem Maße zuzunehmen, als Friedrich selbst mehr und mehr fühlte, daß das Ende seines Lebens herannahe und er nun bald genöthigt sein würde, die Leitung der von ihm geschaffenen und durch

ihn in Bewegung erhaltenen Staatsmaschine anderen, weniger kundigen und kräftigen Händen zu überlassen. Seinem hellen Blicke entging es nicht, daß nach seinem Tode dem preußischen Staate schwerlich vergönnt sein werde, sich der in blutigen Kämpfen errungenen Güter in Ruhe zu erfreuen, daß am Horizont sich Gewitterwolken zusammenzögen, welche den Frieden der europäischen Nationen mit schweren Stürmen bedrohten; — er mußte am Schlusse seines Lebens mit tiefer Betrübniß sich eingestehen, daß der von ihm geschaffene Staatsmechanismus schwerlich im Stande sein werde, den hereinbrechenden Ereignissen Widerstand zu leisten.

Zunächst erkannte König Friedrich mit gerechtem Schmerze noch vor seinem Tode, daß die von ihm zu so vielen ruhmreichen Siegen geführte Armee, von der er einst mit freudigem Stolze sagen konnte: „die Welt ruhe nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als der preußische Staat auf solchem Heere, daß sie nicht mehr die alte sei, daß Geist und Leben aus ihr gewichen und nur eine allerdings von ganz Europa bewunderte, aber todte Muster-Exercirmaschine übrig geblieben sei. In sehr scharfen Ausdrücken tadelt der König, als er im August 1784 die Revue in Schlesien abgehalten hat, in einem Schreiben an den General von Tauenzien den Zustand, in welchem er die meisten dortigen Regimenter gefunden hat. Er selbst sagt, daß seine Armee in Schlesien noch nie so schlecht gewesen sei wie jetzt und daß die Regimenter nicht schlechter sein könnten, wenn Schuster und Schneider zu Generalen gemacht worden seien. Fast jedes einzelne Regiment wird von dem erzürnten Könige auf's Strengste getadelt und mit bitteren Vorwürfen überhäuft; den Generalen, welchen die Leitung des Manövers oblag, werden die gröbsten Fehler nachgewiesen und schließlich die Erwartung ausgesprochen, daß dergleichen im künftigen Jahre nicht wieder vorfallen werde. In der That hielt König Friedrich auch noch im Sommer 1785 die gewohnte Heerschau in Schlesien ab; aber bereits waren seine Kräfte so angegriffen, daß es zu den großen üblichen Feldmanövern nicht mehr kam. Des Königs Auge war noch scharf, sein Geist wohl noch stark genug, um das Uebel und seine Ursache zu erkennen; aber die körperlichen Kräfte reichten nicht mehr aus, sich dem hereinbrechenden Verfalle entgegenzustemmen.

Am 29. August 1785 überraschte den König bei einer großen Parade über die schlesische Armee ein heftiger Regenguß; demungeachtet blieb der völlig durchnäßte 73jährige Greis ohne Mantel sechs Stunden lang zu Pferde. An demselben Abend von einem heftigen Fieber befallen, achtete er desselben so wenig, daß er am nächsten Tage den Manövern wiederum beiwohnte.

Die Folgen solcher Unvorsichtigkeit konnten nicht ausbleiben; zwar war König Friedrich noch am 10. September bei den Uebungen der Artillerie in Berlin anwesend; aber in der Nacht vom 18. zum 19. September wurde er von heftigen Brustkrämpfen befallen, zu welchen sich sein altes Leiden, die heftigsten Gichtschmerzen in den Füßen gesellten, und nicht lange darauf stellten sich deutliche Symptome der Wassersucht ein.

Zwar überwand König Friedrich diesen Krankheitsanfall noch einmal und widmete sich den ganzen Winter mit um so angestrengterer Thätigkeit den Staatsgeschäften, als er an großer, seine Kräfte mehr und mehr erschöpfender Schlaflosigkeit litt; bis spät in die Nacht hinein ließ sich der

König vorlesen und schon Morgens 4 Uhr mußten die Cabinetsräthe bei ihm erscheinen und ihre Vorträge beginnen, sein Geist behielt selbst bei den heftigsten körperlichen Schmerzen die ihm eigene Ruhe und Klarheit. Einst entschuldigte er sich bei den anwesenden Räthen wegen der Mühe, die er ihnen verursache.

„Mein Zustand nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen", sagte der König, „die für Sie nicht lange dauern wird. Es geht mit mir zu Ende, die Zeit, die ich noch habe, muß ich noch benutzen, so gut es geht; sie gehört nicht mir, sondern dem Staate."

Scherzend über seinen Zustand, bat Friedrich einmal den Herzog von Kurland, welcher ihn besuchte, um einen Nachtwächterposten, da er das Schlafen fast völlig verlernt habe; niemals kam eine Klage über seine Schlaflosigkeit oder über die heftigen Schmerzen, die ihn quälten, über seine Lippen.

Das beginnende Frühjahr 1786 erweckte von Neuem des Königs Sehnsucht nach seinem geliebten Lustschloß Sanssouci. Ohne seine Aerzte darüber zu befragen, ließ er am 17. April anspannen, nach einer langen Spazierfahrt vor Sanssouci anhalten und erklärte, fortan dort bleiben und den Tod erwarten zu wollen. Eine schwere Stellung verursachte den Aerzten, welche den König behandelten, seine Neigung zu schweren unverdaulichen Speisen; niemals war er zu bewegen, auf die strengen diätetischen Vorschriften derselben die geringste Rücksicht zu nehmen. Scherzend pflegte er zu sagen, daß der Küchenzettel ein Recept sei, in welches ein weiser Mann die Aerzte nur blicken lassen dürfe, wenn sie seine Gäste seien; traten dann, wie in der letzten Zeit häufig, in Folge der begangenen Diätfehler, Erbrechen oder andere Zufälle ein, so unterließ der König es niemals, dies als die Folge von den schädlichen Medicinflaschen zu bezeichnen.

Während der Monate Mai und Juni machte Friedrich noch wiederholte Spazierritte auf seinem Lieblingspferde, dem berühmt gewordenen alten Condé, der ihn durch so viele Schlachten und Gefahren getragen und dessen freudiges Aufwiehern, als der König nach langer Zeit wieder in den Stall trat, diesen zugleich schmerzlich und freudig bewegt hatte. Aber vom Juli ab wurde der Zustand Friedrich's immer bedenklicher und von Tage zu Tage sahen die Aerzte seiner Auflösung entgegen. Er konnte das Liegen gar nicht mehr vertragen und brachte seine schlaflosen Nächte, im Lehnstuhle sitzend, meistens unter den qualvollsten Schmerzen zu; oft ließ der König sich in warmen Nachmittagsstunden in seinem Lehnstuhl, in einen Mantel gehüllt, auf die Terrasse von Sanssouci tragen; hier hörte man ihn einst, den Blick zur Sonne gewendet, die Worte sagen: „Bald werde ich Dir näher sein!" —

In der Nacht vom 14. zum 15. August war der König nach heftigen Schmerzen gegen Morgen endlich eingeschlummert und erwachte erst um 11 Uhr Vormittags; er schalt, daß man ihn so lange habe schlafen lassen, ließ sofort die im Vorzimmer harrenden Räthe eintreten und dictirte ihnen mit schwacher Stimme, aber vollständig klarem Geiste, verschiedene Befehle, die sich ganz besonders durch Schärfe der Auffassung auszeichnen; ebenso

erhielt der General von Rodich die Dispositionen zu dem am folgenden Tage bei Potsdam festgesetzten Manöver.

Es waren die letzten Amtshandlungen des großen Königs. Der 16. August fand denselben in völlig erschöpftem, ohnmachtähnlichem Zustande; den ganzen Tag über wechselten Husten- und Fieberanfälle mit heftigen Beklemmungen und, außer Stande, zu sprechen, konnte der König nur durch Blicke und ein leichtes Neigen des Hauptes den Anwesenden zu verstehen geben, daß er noch bei Besinnung sei. Gegen Abend wurde der Zustand erträglicher; der König konnte noch den Befehl ertheilen, daß er am folgenden Morgen um 4 Uhr geweckt werden wolle und schlummerte gegen 11 Uhr ein; seinen Schlaf bewachten ein Arzt und zwei Kammerdiener. Aber schon gegen Mitternacht veränderten sich die Gesichtszüge des Königs in auffallender Weise; immer matter wurde das Auge, immer leiser der Athem und bald nach 2 Uhr Morgens stockte der Puls gänzlich.

Friedrich II., der Große, der Einzige, wie ihn schon die Mitwelt mit Stolz und Begeisterung nannte, wie ihn noch heute die Nachwelt in dankbarer Erinnerung nennt und mit welchem Namen ihn die kommenden Geschlechter bis in die fernsten Zeiten preisen werden; er hatte seine unsterbliche Seele seinem Schöpfer zurückgegeben.

Mit der aufgehenden Sonne des 17. August 1786 beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte unseres preußischen Vaterlandes.

Wir aber glauben von der hehren Erscheinung des großen Königs auf keine würdigere Weise Abschied nehmen zu können, als durch die wenigstens theilweise Anführung seines Testamentes, welches er, eigenhändig von ihm in französischer Sprache und, um dem Staate keine Gebühren zu entziehen, auf einem Acht-Groschen-Stempelbogen geschrieben, bereits am 8. Januar 1769 aufgesetzt und in die Hände des regierenden Herzogs von Braunschweig, des Vollstreckers seines letzten Willens, niedergelegt hatte.

In diesem denkwürdigen Schriftstücke heißt es:

„Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang vom Augenblick der Geburt zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses kurzen Zeitraums ist, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mit allen Kräften, welche mir die Natur verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsicht mich bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe, zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetze und Gerechtigkeit herrschend sein lassen, ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht, ich habe in die Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europa's den Vorrang erhalten hat. Nachdem ich so meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir unablässig einen Vorwurf machen müssen, wenn ich meine Familienverhältnisse vernachlässigte. Um also allen Streitigkeiten, die unter meinen nächsten Verwandten über meinen Nachlaß sich erheben könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch diese feierliche Urkunde meinen letzten Willen.

Ich gebe gern und ohne Bedauern diesen Hauch des Lebens, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur, die ihn mir geliehen und meinen Körper den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist, zurück. Ich habe als Philosoph gelebt und will auch als solcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp. Ich will weder secirt noch einbalsamirt werden. Man soll mich in Sanssouci oben auf den Terrassen in eine Gruft setzen, die ich mir habe bereiten lassen. Der Prinz Moritz von Nassau wurde ebenso in einem Gehölz nahe bei Cleve beerdigt. Sollte ich im Kriege oder auf der Reise sterben, so begrabe man mich in dem ersten besten Orte und lasse mich hernach zur Winterszeit an den bezeichneten Ort bringen.

Meinem geliebten Neffen, Friedrich Wilhelm, als erstem Thronfolger, hinterlasse ich das Königreich Preußen, die Provinzen, Lande, Schlösser, Festungen, Kriegsvorräthe, Zeughäuser, die von mir eroberten und erworbenen Lande, alle Kronjuwelen, welche sich in den Händen der Königin und seiner Gemahlin befinden; die Gold- und Silberservice, die in Berlin sind, meine Landhäuser, die Bibliothek, das Medaillencabinet u. s. w. Außerdem hinterlasse ich ihm den Schatz mit dem, was sich am Tage meines Todes darin finden wird*), als ein, dem Staate angehörendes Gut, welches nur zur Vertheidigung oder Unterstützung des Volkes dienen soll.

Sollte ich etwa einige kleine Schulden hinterlassen, welche zu bezahlen der Tod mich verhindert hätte, so soll mein Neffe sie tilgen, das ist mein Wille.

Der Königin, meiner Gemahlin, vermache ich zu den Einkünften, die sie schon bezieht, noch jährlich 10,000 Thaler als Zulage, zwei Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildpret für ihre Tafel. Unter dieser Bedingung hat die Königin sich verpflichtet, meinen Neffen als Erben einzusetzen. Da sich übrigens kein schicklicher Ort findet, ihr denselben zur Residenz anzuweisen, so mag es Stettin dem Namen nach sein. Doch fordere ich zugleich von meinem Neffen, ihr eine standesgemäße Wohnung im Berliner Schlosse frei zu lassen; auch wird er ihr seine Hochachtung bezeigen, die ihr als der Wittwe seines Oheims und als einer Fürstin, die nie vom Tugendpfade abgewichen ist, gebührt.

Nun zur Allodial-Verlassenschaft (Privatvermögen). Nie war ich weder geizig noch reich und habe folglich auch nicht viel eigenes Vermögen, worüber ich disponiren kann. Ich habe die Einkünfte des Staates immer als die Bundeslade betrachtet, welche keine ungeweihte Hand berühren durfte; ich habe die öffentlichen Einkünfte nie zu meinem Privat-

*) Im Staatsschatze fanden sich bei des Königs Tode nicht weniger als 60 bis 70 Millionen Thaler in gemünztem Golde, sowie 120 goldene, mit Brillanten besetzte Dosen im Werthe von 1½ Mill. Thaler vor.

gebrauch verwendet. Meine Ausgaben jährlich haben nie die Summe von 220,000 Thalern überstiegen. Auch läßt mir meine Staatsverwaltung ein ruhiges Gewissen und ich scheue mich nicht, öffentlich Rechenschaft davon abzulegen." —

Es folgen im Testament nunmehr eine Reihe von Legaten, zu deren Auszahlung der König seinen Neffen, welchen er zum Universalerben seiner Allodial-Verlassenschaft einsetzt, verpflichtet. Von den Brüdern des Königs erhielt Prinz Heinrich 200,000 Thlr., Prinz Ferdinand 50,000 Thlr.; die Schwestern wurden mit 10,000 Thlr. jährlicher Einkünfte oder auch nur mit 10,000 Thlrn. Capital bedacht; die Ringe, Dosen, Pferde u. s. w. wurden an die Verwandten vertheilt. Die Stabsoffiziere von dem Regiment des Königs, ebenso die vom Regiment der Garde du corps, sowie vom Regiment von Lestwitz erhielten eine goldene Denkmünze zum Andenken an die erfochtenen Siege; jedem Soldaten dieser Regimenter wurden 2 Thlr. ausgezahlt.

Auch die Dienerschaft des Königs wurde reichlich bedacht. In einem besonderen Paragraphen des Testaments empfiehlt der König seinem Nachfolger: die braven Offiziere der Armee, welche den Krieg mitgemacht haben, die Cabinetssecretäre, die über viele Dinge Aufschluß geben können, die selbst die Minister nicht wissen, u. s. w.

Das Testament*) schließt endlich mit folgenden schönen Worten:

„Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein!

O, möge es in höchster Blüthe bis an das Ende der Zeit fortdauern!"

*) Nur in einem Punkte wurden die Bestimmungen des Testaments nicht ausgeführt. Die sterblichen Ueberreste des Königs wurden nicht in der von ihm selbst ausgesuchten Gruft auf der Terrasse von Sanssouci, dicht beim Begräbnißplatz seiner Windhunde, sondern in der Garnisonkirche zu Potsdam beigesetzt.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Neuer Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Deutsche Geschichte
im
Zeitalter der Reformation
von
Leopold von Ranke.

Vierte Auflage.
6 Bände. 8°. Geh. Preis 9 Thlr.

Zur
Deutschen Geschichte.
Vom
Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Krieg.
Von
Leopold von Ranke.
8°. Geh. Preis 2 Thlr.

Geschichte Wallensteins
von
Leopold von Ranke.
8°. Geh. Preis 3 Thlr. 20 Sgr.

Geschichte
des bairischen Erbfolgekrieges
von
E. Reimann.
8°. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Neuer Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Johann Calvin.
Seine
Kirche und sein Staat in Genf.
Von
F. W. Kampschulte,
o. ö. Prof. d. Gesch. a. d. Universität Bonn.
Erster Band.
8°. Geh. Preis 2 Thlr. 24 Sgr.

Der
Russisch-polnische Feldzug
des Jahres 1831.
Dargestellt und beurtheilt
durch
W. von Willisen,
Königl. Preuß. Generallieutenant a. D.
Zwei Theile in einem Bande.
Zweite reich vermehrte und verbesserte Auflage.
8°. Geh. Preis 3 Thlr. 20 Sgr.

Die
Italienischen Feldzüge
der Jahre 1848 und 1849.
Dargestellt und beurtheilt
durch
W. von Willisen,
Königl. Preuß. Generallieutenant a. D.
Nebst einem Anhang: I. Der Feldzug in Syrien. II. Ueber die Befestigung von Paris. III. Ueber große Landesvertheidigung.
Zweite reich vermehrte und verbesserte Auflage.
8°. Geh. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Die Feldzüge
der Jahre 1859 und 1866.
Dargestellt und beurtheilt
durch
W. von Willisen,
Königl. Preuß. Generallieutenant a. D.
8°. Geh. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.